GESCHICHTE

DER

GEISTLICHEN DICHTUNG

UND

KIRCHLICHEN TONKUNST

VOM BEGINNE

DES CHRISTENTHUMS BIS ZUM ANFANGE DES ELFTEN JAHRHUNDERTS.

MIT EINER EINLEITUNG

ÜBER DIE

POESIE UND MUSIK DER ALTEN VÖLKER

VON

H. M. SCHLETTERER,

KAPELLMEISTER IN AUGSBURG.

HANNOVER.

CARL RÜMPLER.

1869.

GESCHICHTE

DER

GEISTLICHEN DICHTUNG

UND

KIRCHLICHEN TONKUNST

IN IHREM ZUSAMMENHANGE

MIT DER

POLITISCHEN UND SOCIALEN ENTWICKELUNG

INSBESONDERE

DES DEUTSCHEN VOLKES

VON

H. M. SCHLETTERER,

KAPELLMEISTER IN AUGSBURG.

ERSTER BAND.

HANNOVER.

CARL RÜMPLER.

1869.

Druck von August Grimpe in Hannover.

Vorwort.

Es fehlt in unserer Literatur nicht an zahlreichen höchst schätzbaren Arbeiten über die Geschichte der geistlichen Liederdichtung und des Kirchengesangs. Ein neues Buch über denselben Gegenstand mag daher im ersten Moment überflüssig erscheinen. Dennoch hat sich der Verfasser, nachdem die einschlagenden Arbeiten von H. Hoffmann von Fallersleben, K. v. Winterfeld, E. E. Koch, F. A. Cunz, G. v. Tucher, Ph. Wackernagel, K. S. Meister und viele andere aus alter und neuer Zeit von ihm durchgenommen worden waren, ermuthigt gefühlt, diesen höchst interessanten Gegenstand aufs Neue zur Grundlage einer eingehenden Arbeit zu erwählen. Die genannten Autoren haben zumeist nur einzelne Abschnitte entweder des literarischen oder musikalischen Theiles der Geschichte der geistlichen Dichtung oder des Kirchengesanges bearbeitet. In einzelnen dieser Monographien wird allerdings ein rein literarischer Standpunkt festgehalten, andere dagegen tragen allzusehr ihre konfessionelle Abstammung auf der Stirne, und wieder andere scheinen nach Haltung und Einrichtung mehr christliche Erbauungsschriften als historische Darstellungen sein zu sollen. In Zusammenhang mit der politischen und socialen Entwickelung unseres Volkes, in der doch allein Poesie und Tonkunst gründen und durch welche beide einzig Richtung und Gehalt gewinnen, hat kaum eine der vorhergehenden Arbeiten sich gesetzt. In Anbetracht ferner, dass die verschiedenen Monographien über den in Rede stehenden Gegenstand eine Bibliothek für sich bilden, dürfte eine Arbeit nicht überflüssig erscheinen, die alle vorausgegangenen Forschungen in sich zusammenzufassen bestrebt ist, die Dinge in neue Beziehungen zu den historischen Thatsachen zu bringen sucht, ohne theologische Nebenabsichten den wissenschaftlichen und geschichtlichen Standpunkt zu wahren und durch eine Auswahl von Beispielen und Belegen einen erschöpfenden Abschluss zu gewinnen versucht, den kein anderes ähnliches Werk in solchem Umfange darbietet, der aber allein der theoretischen Darstellung einen praktischen Werth sichert. Wohl wäre der vorliegenden Arbeit der Vorwurf zu machen, dass dem historisch-politischen Theil in ihr eine zu grosse Ausdehnung eingeräumt wurde. In einer Periode aber, wo man den Spuren

der Poesie und Kunst durch die grössten staatlichen Umwälzungen und den erschütterndsten Jammer der Völker nachgehen musste und es oft schwer hielt, die feinen Fäden, welche sich an verschiedene Kulturstätten anknüpfen lassen, festzuhalten, lag es zu nahe, den geschichtlichen Ereignissen aufmerksam und eingehend zu folgen. In den nächsten Bänden, in denen die Schilderung des Geisteslebens die Oberhand gewinnen kann, wird auch das Verhältniss der Darstellung ein anderes werden können, denn nicht selten werden dann die öffentlichen Angelegenheiten von jenem beherrscht oder werden sie als eine Folge der Regsamkeit auf allen Gebieten des Denkens und Wissens zu betrachten sein.

Der hier behandelte Gegenstand ist ein unendlicher und unerschöpflicher. Jeder Tag bietet neue Quellen und die Forschung dehnt sich zuletzt über ein fast unübersehbares Gebiet hin aus. Mit Zagen sieht der Verfasser seine Arbeit an die Öffentlichkeit treten, denn heute schon fühlt er deren Unvollkommenheit, möchte er sie am liebsten wieder neu beginnen, neu gestalten. Sei sie in der Form, in der sie sich jetzt darbietet, freundlicher Nachsicht dringend empfohlen.

Um den Umfang des Buches nicht allzusehr auszudehnen, hat man von den griechischen und lateinischen Poesien nur die Uebersetzungen, und nicht die Originale gegeben. Ebenso finden sich die ältesten deutschen Dichtungen nur in neudeutschen Übertragungen. Das Buch ist für einen modernen deutschen Leserkreis bestimmt, bei welchem Kenntniss der alten Sprachen und des Althochdeutschen nicht immer vorausgesetzt werden darf.

Ein für den ersten Band bestimmter liturgischer Exkurs wird im zweiten Band nachfolgen. Die musikalischen Belege für das ganze Werk sollen einen Sammelband für sich bilden.

Die bei der Anführung der lateinischen Dichtungen gebrauchten Abkürzungen entziffern sich in folgender Weise: D. bezieht sich auf Daniels „Thesaurus hymnologicus", Bd. 1—5; W. auf Ph. Wackernagels „Deutsches Kirchenlied", Bd. I. Leipz. 1864; M. auf Mones „Lat. Hymnen des Mittelalters", Bd. 1—3; die römischen Zahlen sind mit den auf p. 565 und 566 aufgezählten Quellenwerken in Verbindung zu setzen.

Im Laufe des nächsten Jahres wird der zweite Band, die Geschichte der geistlichen Dichtung und kirchlichen Tonkunst bis zur Reformation umfassend, erscheinen.

Augsburg, im März 1869.

H. M. Schletterer,
Kapellmeister an den protestant. Kirchen.

Quellen und Hilfsmittel.

Geschichte.

K. v. Rotteck. Allg. Gesch. vom Anfang d. hist. Kenntniss bis auf unsere Zeiten. (I. Ausg. 1819 vollendet.)

F. C. Schlosser. Weltgeschichte f. d. deutsche Volk. Unter Mitwirkung des Verfassers bearb. v. Dr. G. L. Kriegk. XVIII. Frankfurt a. M. 1844—50.

J. Hübner. Geneal. Tabellen. IV. L. 1725—33. 2. Aufl. d. I. Bd. 1737. Fol.

J. F. Damberger. Fürstenbuch zur Fürstentafel der europäischen Staatengesch. M. 60 Tab. Regensb. 1831.

F. Rühs. Handb. d. Gesch. d. Mittelalters. St. 1840.

Dr. J. Fehr. Einl. u. Gesch. d. Kirche u. d. Staaten im Mittelalter b. z. Tode Karls d. Gr. St. 1858.

C. Binding. Gesch. des burgundisch-romanischen Königreichs (443—532). Mit einer Beilage: Sprache u. Sprachdenkmäler der Burgunden v. W. Wackernagel. L. 1868.

A. Fr. Gfrörer. Gesch. d. ost- u. westfränkischen Karolinger v. Tode Ludwigs d. Fr. b. z. Ende Konrads I. 840—918. II. Freib. 1848.

K. v. Spruner u. S. Hänle. Tabellen z. Gesch. d. deutschen Staaten u. ihrer geschichtl. Geographie. I—III. Gotha 1845—47. Fol.

G. H. Pertz, J. Grimm, K. Lachmann, L. Ranke, K. Ritter. Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit. Berl. 1849—69.

W. Giesebrecht. Gesch. d. deutschen Kaiserzeit. I—III. Berl. 1855—68.

A. Streckfuss und L. Löffler. Das deutsche Volk. Deutsche Geschichte in Wort und Bild. Berl.

Dr. W. Fr. Volger. Geschichtstafeln z. Schul- u. Privatgebrauche. Hamburg u. L. 1855. Fol.

Tr. G. Voigtel. Stammtafeln z. Gesch. d. europ. Staaten. II. Halle 1811—29. Neu herausg. von L. A. Cohn. I—III. Braunschw. 1864—67. Fol.

F. Gregorovius. Gesch. d. Stadt Rom im Mittelalter vom 5.—16. Jahrh. VI. St. 2. Aufl. 1869.

H. Hase. Übersichtstafeln z. Gesch. d. neueren Kunst von den ersten Jahrh. d. christl. Zeitrechnung bis zu Rafael Sanzios Tode. Dresd. 1827. Fol.

Kirchengeschichte.

Chr. W. Fr. Walch (Prof. in Göttingen). Entwurf einer vollständ. Historie der Kirchenversammlungen. L. 1759.

F. A. Ruperti. Gesch. d. Dogmen od. Darst. d. Glaubenslehren des Christenthums v. s. Stiftung b. a. d. neueren Zeiten. B. 1831.

J. C. L. Gieseler. Lehrb. d. Kirchengeschichte. VI. Bonn 1831—57.

Dr. K. Hase. Kirchengeschichte. L. 1834. 36. 37. 41. 44. 47. (7. Aufl.) 54.

Dr. J. J. J. Döllinger. Lehrbuch der Kirchengeschichte. II. Regensb. 1836. 2. Aufl. 1843.

(F. A. B. Westermaier.) Der Anfang d. christlichen Kirche. Od. Gesch. d. christl. Kirche in den 3 ersten Jahrh. Herausg. v. d. christl. Vereine im nördl. Deutschland. Halle 1837.

— Gesch. d. christl. Kirche von Anfang des 4. zum Ende des 8. Jahrhunderts 3 Thle. 1838. 39.

— Gesch. d. deutschen Reformation bis z. Tode Luthers. 4 Thle. 1845.

Dr. J. Alzog. Universalgeschichte der christl. Kirche. Mainz 1840. 44. 50. 54. (7. Aufl.) 1860.

F. Böhringer. Die Kirche Christi u. ihre Zeugen od. die Kirchengeschichte in Biographien. 2 Bde. in 8 Theilen Zürich 1842—55.

Dr. J. J. J. Döllinger. Christenthum u. Kirche in der Zeit der Grundlegung. Regensb. 1860.

— Kirche und Kirchen, Papstthum und Kirchenstaat. Münch. 1861.

— Die Papst-Fabeln des Mittelalters. Münch. 1863.

Dr. M. Robitsch. Gesch. der christl. Kirche. Schaffh. 1843. 2. Aufl. 1863.

J. Saupe. Licht- u. Schattenbilder a. d. Geschichte d. christlichen Kirche b. Luther. I. Zwickau 1864.

Dr. J. S. Vater. Synchronistische Tafeln der Kirchengeschichte vom Ursprunge d. Christenthums b. a. d. gegenwärtige Zeit. Halle. 4. Aufl. 1825. 6. Aufl. Nach des Verf. Tode. bis auf die neueste Zeit fortgesetzt von J. K. Thilo. 1833. Fol.

(M. J. G. Hering, Past.). Compendieuses Kirchen- u. Ketzer-Lexicon, in welchem alle Ketzereyen, Ketzer, Secten, Sectirer, geistl. Orden und viele zur Kirchen-Historie dienenden Termini auffs deutlichste erkläret, u. insonderheit die Urheber u. Stiffter jeder Secte angezeiget werden. Schneeberg. 2. Aufl. 1734.

A. G. Rakenius (Past. z. St. Stephan u. des Consist. Assessore d. K. fr. Rst. Goslar). Versuch einer Ketzergesch. in Tabellen. Leipz. und Wolfenbüttel 1751. 4.

Th. Brougthon. Hist. Lexicon aller Religionen seit d. Schöpfung d. Welt b. a. gegenw. Zeit. II. Dresden und L. 1756.

M. J. M. Mehlig. Hist. Kirchen- und Ketzer-Lexikon. II. Chemnitz 1758.

Dr. S. J. Baumgarten. Geschichte d. Religionspartheyen. Herausg. von Dr. J. S. Semler. Halle 1766. 4.

P. M. Rader, soc. Jesu († 1634). Bavaria sancta od. d. h. Bayerland, im Auszug a. d. Lat. für Deutsche bearb. u. herausg. Straubing 1840.

Dr. K. Schrödl (Prof. am K. Lyzeum in Passau). Das Erste Jahrhundert der Englischen Kirche oder Einführung u. Befestigung des Christenthums bei den Angelsachsen in Britannien. Passau 1840.

A. F. Ozanam. Die Begründung des Christenthums in Deutschland und die sittliche und geistige Erziehung der Germanen. München 1845.

D. J. B. Heinrich. Die Klöster in der Geschichte. Fr. a. M. 1866.

M. W. F. Gess (Special-Sup. zu Neustadt a. Kocher). Merkwürdigkeiten aus dem Leben u. den Schriften Hincmars, Erzbischof v. Rheims, als ein Beitrag zur näheren Kenntniss des 9. Jahrh. bes. in Hinsicht auf den kirchlichen u. sittl. Zustand in den fränkischen Reichen. Mit einer Vorrede von Dr. G. J. Planck. Göttingen 1806.

Middeldorpf. Prudentius. Berl. 1823.

J. W. Loebell. Gregor v. Tours u. s. Zeit, vornehmlich aus s. Werken geschildert. L. 1839. 2. Aufl. mit einem Vorwort von H. v. Sybel. L. 1869.

J. Alsleben. Das Leben des heiligen Ephraem, des Syrers, als Einleitung zu einer deutschen u. syrischen Ausgabe der Werke Ephraem's, a. d. Syrischen übers. u. m. erläuternden Anmerkungen versehen. Berl. 1853.

A. Vogel. Ratherius von Verona a. d. 10. Jahrh. II. Jena 1854.

Dr. J. H. Reinkens (ord. Prof. a. d. K. Univ. z. Breslau). Hilarius v. Poitiers. Schaffhausen 1864.

— Martin von Tours, der wunderthätige Mensch u. Bischof. Breslau 1866.

Literaturgeschichte und Hymnologie.

Dr. E. J. Koch. Kompendium d. deutschen Literaturgesch. 2. Ausg. B. 1795.

F. H. v. d. Hagen u. Büsching. Lit. Grundriss z. Gesch. d. deutsch. Poesie v. d. ältesten Zeit b. i. d. 16. Jahrh. B. 1812.

Dr. L. Wachler. Vorlesungen über d. Gesch. d. deutschen Nationalliteratur. II. Fr. a. M. 1818.

Dr. K. Rosenkranz. Gesch. d. deutsch. Poesie im Mittelalter. Halle 1830.

Hoffmann v. Fallersleben. Gesch. des deutschen Kirchenliedes bis auf Luthers Zeit. 1832. 2. Aufl. Hannov. 1854.

Dr. J. W. Schaefer. Handb. d. Gesch. d. deutschen Literatur. II. Brem. 1842.

Dr. J. P. Lange (ord. Prof in Zürich). Die kirchl. Hymnologie od. d. Lehre v. Kirchengesang, theor. Abtheilung im Grundriss. Einleitung in d. deutsche Kirchenliederbuch. Zürich 1843.

R. v. Raumer. Die Einwirkung des Christenthums auf die althochdeutsche Sprache. Ein Beitrag zur Gesch. der deutschen Kirche. St. 1845.

A. Ellissen. Vers. einer Polyglotte d. europ. Poesie. I. L. 1846.

A. Koberstein. Grundriss d. Gesch. der deutschen Nationalliteratur. III. 4. Ausg. L. 1847—66.

E. E. Koch. Geschichte des Kirchenliedes u. Kirchengesanges der christl., insbesondere der deutschen ev. Kirche. IV. Stuttg. 1847. 2. verb. u. durchaus verm. Aufl. V. 1852.

J. Scherr. Allg. Gesch. d. Lit. v. d. ältesten Zeiten bis auf d. Gegenwart. St. 1851. 2. Aufl. 1869.

G. G. Gervinus. Gesch. d. deutschen Dichtung. V. L. 4. gänzlich umgearb. Ausg. 1853.

Dr. K. Rosenkranz. Die Poesie und ihre Gesch. Eine Entwicklung d. poet. Ideale d. Völker. Königsb. 1855.

K. Goedeke. Grundriss zur Geschichte d. deutsch. Dichtung. I—II. Hannover. 1859.

Dr. H. Holland. Gesch. d. altdeutsch. Dichtkunst in Bayern. Regensb. 1862.

K. S. Meister. Das kathol. deutsche Kirchenlied in s. Singweisen von den frühesten Zeiten bis gegen Ende des 17. Jahrh. Auf Grund älterer Handschriften und gedruckter Quellen. I. Freib. 1862.

L. Schmidt. Kalender z. Geschichte d. deutschen Literatur. Bremen 1863.

Dr. K. F. Schneider, (Institutslehrer für Aesthetik und d. Lit. in Dresden). Das musikalische Lied ins geschichtl. Entwicklung. Uebersichtlich u. gemeinfasslich dargestellt. III. L. 1863—65.

Dr. Chr. Palmer. Ev. Hymnologie. Stuttg. 1865.

A. F. C. Vilmar. Gesch. d. deutschen Nationalliteratur. 11. Aufl. Marb. und L. 1866.

Musikgeschichte.

E. L. Gerber. Hist. biogr. Lexicon d. Tonkünstler. II. L. 1790—92. Neues hist. biogr. Lex. d. Tonkünstler. IV. L. 1812—14.

Dr. G. Schilling. Encyclopädie der gesammten mus. Wissenschaften oder Universallexicon der Tonkunst. VI. St. 1835—38. Suppl. 1842 nebst Anhang dazu von Dr. F. S. Gassner.

C. F. Becker. Systematisch-chronolog. Darstellung d. mus. Literatur von der frühesten b. a. die neueste Zeit. II. L. 1836. f.

E. Bernsdorf. Neues Universallexicon d. Tonkunst. III. Dresden u. Offenb. 1856—61. Erster Nachtrag 1865.

Dr. J. Alsleben. Abriss d. Gesch. d. Musik für Musiker und Dilettanten. 12 Vorlesungen ü. d. Entwicklung der Gesch. d. heut. Musik von ihren ersten Spuren h. a. Wagner u. Liszt. Berl. 1862.

A. W. Ambros. Geschichte der Musik. Bresl. I. 1862. II. 1864. III. 1868.

Liturgie und Kirchengesang.

J. A. Quenstedt. Antiquitates biblicae et eccles. Viteb. 1699.

J. Nicolai. Antiquitates eccl. Tnb. 1705.

J. Bingham. Origines ecclesiast. or the antiquities of the christian church. London 1708. X.

Chr. M. Pfaff. De liturgiis, missalibus, agendis et libris eccles. orient. et occid. veteris et modern. Tnb. 1718.

Chr. Rippel. Alterthum, Ursprung und Bedeutung aller Ceremonien, Gebräuche und Gewohnheiten d. h. kath. Kirche, welche in und ausser den Kirchen bei allen Gottesdiensten u. s. w. üblich sind. Augsburg u. Freiburg 1764. — Neu hearb. u. herausg. v. H. Himioben u. d. T.: Die Schönheit d. kath. Kirche, dargest. in ihren äussern Gebräuchen in und ausser d. Gottesdienste, für das Christenvolk. Mainz 1841. 2. Aufl. 1842.

Penzinger. Auslegung aller alt. kath. Ceremonien.

Fr. Grundmayer (Ceremoniarius bei St. Peter z. München). Lexicon der römischkath. Kirchengebräuche. Augsb. 1801. 3. Aufl. Augsb. 1836. Lit. Lex. der röm. kath. Kirchengebräuche.

V. A. Winter (Prof. a. d. Ldw.-Max.-Univ. u. Stadtpfarrer h. St. Jodoch zu Landshut). Liturgie was sie sein soll, unter Hinblick auf das, was sie im Christenthum ist, oder Theologie der öffentl. Gottesverehrung vermischt mit Empyrio. Münch. 1808.

V. A. Winter. Die Theorie d. öffentl. Gottesverehrung. M. 1809.

— Erstes deutsches krit. Messbuch. M. 1810.

— Deutsch. kath. ausübendes Ritual. II. Fr. a. M. 1815.

P. E. Menne. Lit. der kath. Kirche. III. Augsb. 1810.

Dr. J. Chr. W. Augusti. Denkwürdigkeiten a. d. chr. Archäologie, mit bes. Rücksicht a. d. gegenw. Bedürfnisse d. Kirche. XII. L. 1817—31.

Dr. Fr. Brenner. Gesch. Darst. d. Verrichtung u. Ausspendung d. Sacramente v. Christus his auf unsere Zeiten mit beständiger Rücksicht auf Deutschland und bes. auf Franken. Bamberg und Würzh. 1818.

C. Schöne. Geschichtsforschungen üb. d. kirchl. Gebräuche u. Einrichtungen der Christen, ihre Entstehung, Ausbildung und Veränderung. III. Berl. 1819—22.

A. Gall (B. v. Linz). Andachtsübungen, Gebr. u. Ceremonien uns. kath. Kirche, recht fasslich und lehrreich erklärt z. Beförderung d. wahren Andacht u. Ordnung d. Gottesdienstes. III. Wien 1820.

J. M. Sailer (geh. 1751 zu Arnsing, † 1832 als B. v. Regensb.). Geist und Kraft d. kath. Liturgie. M. 1820.

— Beiträge z. Bildung d. Geistlichen. II. M. 1820.

Dr. A. J. Binterim (Pf. zu Bilk bei Düsseldorf). Die vorzügl. Denkwürdigkeiten d. chr. kath. Kirche a. d. ersten, mittlern u. letztern Zeiten, mit bes. Rücksichtnahme a. d. Disciplin d. kath. Kirche in Deutschland. 7 Bde. in 17 Tb. Mainz 1825. 2. Aufl. 1838—40.

Ph. Dittrich. Christl. Reden z. Bel. d. Volkes. üb. versch. Gebräuche und Ceremonien d. kath. Kirche. V. Prag. 1825—28.

J. J. Nusshaumer (Pf.). Kath. Lit. od. Erkl. d. Gebr. u. Ceremonien d. h. kath. Kirche. 1825. 5. Aufl. 1842.

Die kath. Kirche hes. in Schlesien in ihren Gebrechen dargestellt von einem katholischen Geistlichen. Altenh. 1826. 2. verm. Aufl. 1827 (dessen 2. Theil: Das antiquirte Papstthum. Altenh. 1834).

H. N. Clausen. Kirchenverfassung, Lehre u. Ritus d. Katholicismus u. Protestantismus. A d. Dänischen übers. v. G. Fries. III. Neust. a. d. Orla 1828—29.

A. H. Gräser (luth. Pf.). Die röm. kath. Lit. n. ihrer Entstehung u. endl. Ausbildung. II. Halle 1829.

Dr. A. Müller (Domcapitular in Würzh.). Lex. d. Kirchenrechts u. d. röm. kath. Liturgie. V. Würzburg 1829—32. 2. Aufl. 1838—39.

H. Kühn (Pf.). Erkl. d. Ceremonien u. Segnungen unserer h. kath. Kirche. Fr. a. M. 1830.

F. H. Rheinwald. D. kirchl. Archäologie. Berl. 1830.

Dr. J. N. Locherer (Prof. z. Giessen, † 1837). Lehrbuch der christl.-kirchl. Archäologie. Frankf. a. M. 1832.

J. B. Obermaier (öffentl. Chorallehrer im Georgian. Clerikalseminar u. Chorr. z. h. Martin in Landshut). Chorallehre v. d. gesammten kath. Kirchen-Ritus z. Behufe f. Priester. Landshut 1823. gr. 4. 5. Aufl. 1836.

F. J. Antony (Prof.). Archäologisch-lit. Lehrb. d. Gregorianischen Kirchengesanges. Münster 1829. 4.

A. Gardellini. Decreta auth. S. Rituum Congregationis — ab anno 1588 usque ad annum 1831. VIII. c. Append. altera. Romae 1829 — 35.

T. J. Romsée. Opera liturgica. V. Mecheln 1830.

— Praxis celebrandi Missam, tum privatum; tum sollemnum; juxta Ritum romanae. Trevir. 1831. 2. Aufl. 1840.

Fr. X. Schmidt. Liturgik d. christ-kath. Religion. Passau 1832—33. III. 2. Aufl. 1836. 3. umgearb. Aufl. u. d. T.: Kultus d. christ-kath. Kirche. 1840—41. — Grundriss d. Liturgik der christ-kath. Religion. Passau 1836. — Die gottesdienstl. Gebr. d. Kath., zunächst erklärt f. Nichtgeistl. P. 1839.

Dr. M. A. Nickel. Die h. Zeiten u. Feste nach d. Gesch. u. Feier in der kath. Kirche. VI. Mainz 1835—38.

J. Marzohl u. J. Schneller. Liturgia sacra od. d. Gebr. u. Alterthümer der kath. Kirche sammt ihrer hoh. Bedeutung. IV. Luzern 1834 — 41.

Dr. Fr. A. Staudenmaier (Prof. zu Freiburg). Der Geist d. Christenthums, dargest. in d. h. Zeiten, in d. h. Handlungen u. in d. h. Kunst. II. Mainz 1835. 3. Aufl. 1842.

F. J. Antony. Erkl. d. kathol. Kirchengebränche und Ceremonien, mit gesch. Anmerkungen. Münster 1836.

Dr. J. Chr. W. Augusti. Handb. der chr. Archäologie. Ein neu geordneter vielf. berichtigter Auszug a. d. Denkwürdigkeiten. III. 1836.

K. Chr. Fr. Siegel. Handb. d. christl.-kirchl. Alterthümer. IV. L. 1836—38.

W. Maslon. Lehrb. d. Greg. Kirchengesangs. Bresl. 1838.

Dr. N. Wisemann. Die vornehmsten Lehren u. Gebr. d. k. Kirche, dargest. in einer Reihe von Vorträgen. Aus d. Engl. v. Dr. Haneberg. Regensb. 1838. 2. Aufl. 1847.

Dr. M. A. Nickel (Geistl. Rath und Seminarvorst.). D. Messb. d. röm.-kath. Kirche, a. d. Lat. übers. u. m. e. Anh. v. Andachten, sowie v. Gebeten u. d. Kirchenges. a. d. versch. Tageszeiten. II. Fr. a. M. 1839 — 40. 2. Aufl. 1844 — 45.

Dr. M. A. Nickel. Das Ritual d. kath. Kirche, a. d. Lat. Mainz 1836.

Dr. J. Chr. W. Augusti. Beitr. zur christl. Kunst-Geschichte u. Liturgik. 2. Bde L., Dyk. 1841 — 46. (Der 2. Bd. a. d. Nachlass herausg. u. m. Vorw. begl. v. Dr. C. J. Nitzsch.)

Fr. J. Vilsecker (Cantor in d. Cathedrale u. Chorallehrer im luth. Clericalseminar zu Passau). Lehre vom röm. Choralgesange z. Gebr. f. Seminarien, Geistl., Schull. u. Choralisten. Passau 1841.

J. B. Kutschker (Dr. theol., Geistl. Rath und Prof. in Ollmütz). Die heil. Gebräuche, welche in d. k. Kirche v. Sountage Septuagesimä bis Ostern beobachtet werden. II. Wien 1842—43.

H. Alt. Der christl. Kultus n. s. versch. Entwicklungsformen und s. einzelnen Theilen hist. dargest. Berl. 1843. 2. stark verm. u. erw. Ausg. 1851 — 60. III. (I. D. kirchl. Gottesdienst. II. D. Kirchenjahr d. christl. Morgen- u. Abendlandes. III. D. geistl. Stand u. d. kirchl. Amtshandlungen.)

J. Kössing (Vorst. d. Klerikalsem. zu St. Peter). Lit. Vorlesungen u. d. h. Messe. Villingen 1843. 2. Aufl. 1848.

J. Mohren (Canonicus). Comp. rituum ac caeremoniarum missae, op. posth. Ed. Dr. J. L. S. Weitz. Col. 1843.

— Exposito s. Missae atque rubricarum seu Catechismus liturg. juxta dictata cur Maria del Monte. IV. Trev. 1844—47.

Dr. J. B. Luft (erster kath. Stadtpf., bisch. Dekan. n. Grossherz. Hess. Oberschulrath in Darmstadt). Liturgik od. wissenschaftliche Darstellung des kath. Kultus. II. Mainz 1844 — 47.

J. Schneller und K. Greith. Das Centuarium Scti Galii od. der St. Gallen'schen Stiftskirche röm. Choralgesang. A. ältesten Handschr. u. gedr. Werken gesammelt. N. gesch. Einl. üb. d. Choralges. im Kl. St. Gallen. 1845.

H. Alt. Theater und Kirche in ihrem gegens. Verh. hist. dargest. B. 1846.

N. A. Janssen (Pr., Prof. u. Gesanglehrer für beide Abtheilungen im Erzb. Seminar zu Mecheln). Wahre Grundregeln des Gregorianischen od. Choralgesanges. Ein archäologisch-lit. Lehrb. des Greg. Kirchengesanges. Uebers. u. bearb. m. bes. Rücksicht auf die cölnischen u. münsterschen Kirchengesangsweisen von J. C. B. Smeddinck (Kapl. in Bilk). Mainz 1846.

P. Martinucci (Ceremon. apostolici). Manuale eccl., seu Collectio decr. s. rit. Congr. 2. Aufl. Rom. 1846.

Rupert (Abt des Benedictinerklosters zu Deutz, um 1120). Die gottesdienstl. Handl. während d. Kirchenjahres. Aus d. Latein. v. J. N. Oischinger. Schaffh. 1846.

Abbé Migne. Encyklop. Handb. der kath. Liturgie f. Deutsche bearb. v. Prof. E. Schinke und Kapl. J. Kühn. Gleiwitz 1847.

Fr. Ammann (christ-kath. Geistl.). Die Liturgie aller Zeiten od. d. christl. Kirche, wie sie gewesen, geworden ist und sein soll, aus dem gottesdienstl. Standpunkt betr. I. Die Liturgie, II. Das Kirchenrecht. Zürich 1851—52.

K. J. Nachbar (Lehr. a. k. Haupt-Schullehrer-Sem. zu Paradies). Der Gregorianische Kirchenges. od. d. Kirchentonarten, deren Ursprung, Entwicklung, Notenschrift u. Harmonie, mit Berücksichtigung d. polnischen Kirchenlieder u. mus. Kunstausdrücke für Cantoren u. Organisten. Schwiebus 1852.

Fr. Armknecht (Archidiaconus zu Clansthal). Die heil. Psalmodie oder der psalmodirende K. David. u. d. singende Urkirche mit Rücksicht auf d. Ambrosianischen u. Gregorianischen Ges., nebst einer Anleitung zum Psalmodiren. M. Notenbeil. Gött. 1855.

J. v. Lenovic (B.). Archäologisch-lit. Unterweisungen über die Feste, Sacramente, Feierlichkeiten u. Ceremonien d. kath. Kirche, theils in Kanzelreden, theils in Form von Verkündigungen. Aus d. Ungarischen, nach d. 2. Aufl. übersetzt u. herausg. von einem Priester des Benediktinerstiftes Melk. I. Das Kirchenjahr. Linz 1858. II. Die Sacramente. III. Die ordentlichen und ausserordentl. Feierlichkeiten, Sacramentalien etc.

H. Oberhoffer (Prof. der Musik am Schullehrerseminar u. Org. in Luxemb.). Theor. pract. Choral-Gesangschule. Z. Gebr. für angehende Cleriker, Lehrer und Chorsänger bearb. Paderb. 1862.

Dr. H. Oesterley. Handb. der mus. Liturgik in der deutschen ev. Kirche. Gött. 1863.

Fr. Riegel u. L. Schöberlein. Schatz d. liturg. Chor- und Gemeindegesangs nebst d. Altarweisen in d. deutschen ev. Kirche aus d. Quellen vornehmlich des 16. u. 17. Jahrh. geschöpft u. d. nöthigen gesch. u. pract. Erläuterungen versehen. III. Gött. 1865—69.

Th. Wollersheim (Past. z. Jüchen). Theoretisch-practische Anweisung zur Erlernung des gregorianischen Choral-Gesanges. Paderb. 3. verb. Aufl. 1865.

P. Lambillotte. Antiphonaire de St. Gregoire. Brüssel 1867.

Dr. Schafhäutl. D. echte Gregorianische Choral in s. Entwickl. b. z. Kirchenmusik uns. Zeit. Ein Vers. z. Vermittlung in d. Streitfrage: Welche ist die wahre kath. Kirchenmusik? Münch. 1869.

Leander (B. d. Gothen). Liturgia Mozarabica edid. Tomaso. II. Rom 1746. f.

Fr. A. Lorenzana (Kardinal, † 1804). Missale gothicum, sec. regulam b. Isidori in usum Mozarabum. Rom 1804 f.

Liturgia Armena et Ministerium missae (armenice). Rom 1677. f.

J. Glen King. Gebr. und Cerem. der griech. Kirche in Russland od. Beschr. ihrer Lehre, ihres Gottesdienstes und ihrer Kirchendisciplin. Aus d. Engl. Riga 1773. gr. 4.

N. Yasnowsky (Probst an der griech. Kirche zu Weimar). Die Griechisch-Russische Messe von Joh. Chrisostomus, Erzb. zu Konstantinopel. Weimar. 12.

H. J. Schmitt. Harmonie der morgenl. u. abendl. Kirche. Mainz 1826.

— Die Griech.-Russische Kirche. Mainz 1826.

Die h. Messe a. d. armenisch-kath. Ritus. Wien 1830. 12.

Dr. E. v. Muralt. Briefe über d. Gottesdienst d. morg. Kirche. L. 1838. — Lexidion d. morg. Kirche. L. 1838.

Fr. H. Steck. Die Liturgie d. kathol. Armenier. A. d. Armenischen (?) übers. u. mit d. älteren Lit. des h. Basilius u. Chrysostomus verglichen. Tüb. 1845.

A. N. Murawieff. Briefe über d. Gottesdienst d. morgenl. Kirche. L. 1858.

— Lexicon der morgenl. Kirche als Anhang z. d. Briefen.

W. Wattenbach. Die Slavische Liturgie in Böhmen u. die Altrussische Legende vom h. Wenzel. Breslau 1857.

Inhalt.

Geschichte der Poesie und Musik bei den alten Völkern.

Die Spuren poetischer und musikalischer Thätigkeit reichen bis in die fernsten Tage der Vergangenheit zurück. Wie das Bewusstsein, dass ein Gott sei, jedem Menschen angeboren ist und selbst bei Völkern, die auf der tiefsten Kulturstufe stehen, seinen Ausdruck findet, so liegt in der Menschenseele auch ein Gefühl, das sie anregt, dieser Gottheit mit der Bethätigung höchster Ehrfurcht und Bewunderung, mit einer Sprache entgegenzutreten, welche die gewöhnliche Redeweise zu überbieten im Stande ist. Das Lallen des Gebetes wurde die Mutter der Poesie, und mit der von Begeisterung und Andacht erfüllten Rede entstand und entwickelte sich der Gesang. Die Anfänge der Poesie und Musik deuten immer auf die Religion als ihre erste Quelle hin. Man nannte deshalb beide Künste vorzugsweise nicht mit Unrecht die heiligen. Verhältnissmässig spät erst traten sie auch in den Dienst der profanen Welt. Allerdings hüllt sich schon in uns weit entfernt liegenden Zeiträumen, in welchen die Götter- und Heldensage unsern Blicken in Eins verschwimmt, die mystische Darstellung welthistorischer heldenhafter Ereignisse in das Gewand der Poesie, aber noch viel früheren Perioden gehören die heiligen Lieder der Völker an. Erst als diese vorhanden waren, sehen wir unter Gesang die Kämpfer zur Schlacht ziehen, hören wir nach derselben die erschütternde Todtenklage um die Gefallenen. Jubelhymnen geleiten endlich den Sieger zur Heimath zurück, lobpreisende Lieder erfüllen die Hallen der Königspaläste. Zuletzt werden die heiligen Künste die erheiternden Genossen des Mahles und froher Feste. §. 1. Ursprung der Poesie, der Musik u. des Tanzes.

Dem Gesange verband sich frühzeitig schon das Instrumentenspiel. Alle Tonwerkzeuge, die wir heute noch gebrauchen, kommen in ihren primitiven Formen bereits bei den Urvölkern der Erde vor und finden dort, wie jetzt noch sich angewendet, den Reiz, die Fülle, die Wirkung der menschlichen Stimme zu erhöhen, dem Jubel festlicheren Glanz, der Klage Töne tieferer Trauer, der Gottesverehrung geheimnissvolleren, tieferwirkenden, erhabeneren Ausdruck zu verleihen.

Der Poesie und Musik schloss sich frühzeitig als dritter Bundesgenosse der Tanz an. Es ist darunter nicht jene üppige Bewegung sinnlicher Lust zu verstehen, die wir gegenwärtig mit dem Begriffe Tanz bezeichnen. Wie die Dichtung und der Gesang hervorgerufen wurden durch das Bestreben, der Gottheit in Worten und Tönen erhabenerer Art zu nahen, so bildeten auch die feierlichen gemessenen Bewegungen des Tanzes einen wichtigen Theil des Kultus. Es schien nicht allein hinreichend, mit einem Herzen, das von frommer Erregung überströmte und mit Gebeten, welche durch die Mithilfe der Poesie und Musik eine höhere, über das Gewöhnliche weit hinausreichende Ausdrucksweise gefunden hatten, die heiligen Stätten zu betreten; auch die Art, wie dies geschah, sollte der Heiligkeit und Wichtigkeit der religiösen Handlungen entsprechend eingerichtet sein; und so wurde man dahin geleitet, würdevolle, feierliche Bewegungen zu ersinnen, durch Geberde, Haltung und Weiterschreiten auch äusserlich den Ernst zu bethätigen, der die Seelen derjenigen erfüllte, welche dem Altare der Gottheit nahten. Hierin ist also der Ursprung des Tanzes zu suchen, der, so lange er den gottesdienstlichen Handlungen gesellt war, auf einen feierlichen Reigen beschränkt blieb und erst dann ausartete, als er in den Dienst sinnlichen Reizes und übermüthiger Lust trat.

Einzelne Proben heiliger Dichtungen der ältesten Völker sind uns aufbewahrt. Nicht so Proben ihres Gesanges und ihrer Musik. Die Dichtungen erhielten sich traditionell und konnten, als endlich die Buchstabenschrift erfunden war, festgehalten werden. Das Alterthum besass aber leider keine Tonschrift, durch welche vorhandene und gebräuchliche Melodien hätten fixirt werden können. Mit den Völkern und Reichen, die da kamen und verschwanden, von deren einstigem Dasein, hoher Blüthe und Macht uns noch vorhandene Trümmer grosser Städte und Bauten, die Sage und Geschichte Wunderbares und fast Unglaubliches erzählen, verwehten spurlos ihre Gesänge. Dennoch sind alle alten Schriftsteller einig im Preise der Musik. Die Ausbildung derselben kann nach den Wirkungen, die ihr zugeschrieben werden, keine allzu geringe gewesen sein. Jedenfalls wurde sie nach feststehenden Grundsätzen gelehrt und ausgeübt, wie denn die Theorie der Musik einen wichtigen Theil der heiligen Schriften des Alterthums bildete. Je ausschliesslicher wir die Tonkunst bei einzelnen Völkern im Dienste der Religion sehen, um so höher sind auch diejenigen geachtet, die sie ausüben. Je mehr im Verlaufe der Zeiten die Musik sich profanen Zwecken dienstbar machte, um so tiefer sanken in der öffentlichen Achtung diejenigen, die sich damit befassten, bis sie endlich den verachtetsten Bevölkerungsklassen beigezählt wurden [1]).

[1]) Noch heute ist die Musik im Oriente die Kunst, die nur von Weibern, Miethlingen und Sklaven betrieben wird, die der Reiche nur im Halbschlafe der Ver-

So rühmend nun aber auch die Zeugnisse gleichzeitiger Schriftsteller für die musikalische Thätigkeit des Alterthums sind, so vielfachen Anlass auch die Musikzustände der alten Völker bis in die neueste Zeit herab zu den gelehrtesten und eingehendsten Untersuchungen immer wieder gegeben haben, und so sorgfältig eine gewisse Kunstlehre bei einzelnen Nationen auch ausgebildet gewesen sein mochte, so dürfen wir doch die musikalischen Leistungen der Kulturvölker des Alterthums nicht überschätzen, wie dies so oft in unzurechtfertigender Bewunderung von den Philologen und Kulturhistorikern geschieht. Wir geben zu, dass die Melodien der Alten durch Einfachheit und Kraft sich auszeichneten und dass eine gewisse Grossartigkeit der Wirkung ihnen gerade um desswillen vielleicht möglich war. Die ältesten Melodien unseres Kirchengesanges, unsere ältesten Volkslieder sprechen für diese Anschauung. Wir sind ferner der Ansicht, dass eine gewisse kunstlose Harmonie den Alten nicht völlig unbekannt geblieben ist. Das natürliche Gefühl drängt so unabweisbar darauf hin, einer natürlichen Melodie eine zweite Stimme zu gesellen, dass nicht angenommen werden darf, man habe Jahrtausende hindurch auf Mehrstimmigkeit gänzlich Verzicht geleistet. Aber trotz alledem kann an eine nur annähernde Ausbildung der Tonkunst und an eine befriedigende Wirkung derselben nach heutigen Begriffen auch nicht entfernt gedacht werden. Die Musik, wie wir sie gegenwärtig kennen, ist diejenige Kunst, die am spätesten zur Reife gedieh, ist im Grunde genommen ein Kind der neuern Zeit. Die Erfahrung lehrt uns, dass mit der Aufstellung complicirter Tonsysteme nicht selten arge Verwirrung in die Kunst und ihre naturgemässe Entwickelung gebracht werden kann und dass gerade diejenigen Völker, welche sich die raffinirtesten Theorien ausklügelten, am Ende die unerquicklichste Musik producirten — wir nennen beispielsweise als hieher gehörig nur die Chinesen. —

Reste uralten Gesanges mögen sich in den religiösen Melodien und den Volksweisen der verschiedenen Völker noch manche bis zum heutigen Tage erhalten haben, Niemand aber wird im Stande sein, anzugeben, wo die Spuren beginnen, die uns zu einer näheren Kenntniss der Kunstübung der Alten hinleiten könnten. Die Musik ist ihrer Natur nach der weitesten Verbreitung fähig. Mit der Luft und dem Winde fliegen die Töne, die Melodien von Land zu Land, umkreisen sie den Erdball. Die Tonkunst ist zugleich diejenige Sprache, die jeder fühlende Mensch verstehen kann. Man braucht nicht diese oder jene

dauung, im Behagen der Weinlaune träumerisch und ohne Empfindung geniesst. Bei den Ägyptern wurde es geradezu als unschicklich angesehen, Musik zu erlernen. Selbst bei den Hebräern, die doch die Kunst zu schätzen wussten, waren diejenigen geringe geachtet, die davon ein Gewerbe, die Gesang und Instrumentenspiel dem Vergnügen dienstbar machten. Im Mittelalter standen bekanntlich Gaukler und Musiker auf einer Stufe.

Sprache reden zu können, um den Inhalt eines Liedes zu begreifen, das auf Worte gesungen wird, die uns fremd sind. Eine Melodie, die aus den entlegensten Ländern der Erde zu uns herdringt, erfassen wir und halten sie fest, indem wir neue Worte dazu finden. Wie vielen Melodien fremder Nationen können wir täglich begegnen und alle gehören uns an und in allen vermögen wir uns heimisch zu fühlen. So war es von jeher. Schon im fernsten Alterthum sehen wir, wie die Musik das unsichtbare Band ist, das alle Zeiten verbindet und ferne, ja feindselige Völker umschlingt. Dieselbe Melodie, nur mit anderen Texten versehen, wird schon damals, wie es heute noch geschieht, Eigenthum der verschiedensten Stämme. Die gleiche Weise erklingt in den Isistempeln Ägyptens, vor den Altären Apolls in Griechenland, in den heiligen Räumen des Salomonischen Gotteshauses. Nationen verschwinden vom Schauplatze des Lebens, aber in den Ruinen der von ihnen bewohnten Städte, in den Trümmern ihrer Tempel und Paläste bleiben die geheimnissvollen Klänge alter Melodien zurück, um sich auf die Nachkommen fortzuerben, oder sie ziehen mit den Eroberern oder den Gefangenen hinaus, um in fremden Gegenden eine neue Heimath zu finden. So haben sich uralte Weisen herübergerettet zu dem auserwählten jüdischen Volke, zu den Ägyptern und Griechen, ja bis zu uns; so finden wir heute noch bei den Chinesen, Indern und Arabern Melodien, deren Ursprung in Zeiten zurückreichen mag, für die uns jede Berechnung fehlt.

Als sich das Christenthum siegreich über die Götter der alten Welt erhob, nahm es sicherlich die Reste heiligen Gesanges, die es bei den Völkern, die sich ihm zuwandten, vorfand, mit herüber. Wir wissen, dass die Gründer des christlichen Kirchengesanges, Ambrosius und Gregor, griechische und hebräische Weisen entlehnten oder doch zum Vorbilde nahmen. Und sollten die Völker, die zur Zeit der grossen Völkerwanderung aus Asien herüberdrangen und Europa überflutheten, nicht auch die Melodien ihrer Heimath mitgebracht haben? Man hat so oft versucht, alle Sprachen auf einen gemeinsamen Stamm zurückzuführen. Sollte nicht auch zuletzt eine Anzahl allen Völkern gemeinsamer Urmelodien herzustellen sein? Doch vergessen wir nicht, dass früher schon die Sprache ein sichtbares Ausdruckszeichen in der Buchstabenschrift fand, dass also jedwedes Idiom festgehalten werden konnte, dass aber erst seit wenig länger als tausend Jahren eine Tonschrift entdeckt ist und dass demnach Jahrtausende hindurch die Melodien sich nur traditionell fortpflanzen konnten. Wie sehr muss das Ursprüngliche in Folge dessen verändert worden, wie viel des Vorhandenen wird verloren gegangen sein? Eben dieser Mangel einer Tonschrift beschränkt alle unsere Kenntniss der alten Musik auf Ahnungen und Vermuthungen. Wir können logische Folgerungen und Schlüsse machen, aber positiv wissen wir eigentlich so viel wie Nichts. Aus den Werken der alten

Schriftsteller ersehen wir, dass man mit Liebe und Begeisterung die Musik pflegte, dass die Tonkunst in hohem Ansehen stand, dass man ihr göttliche Kraft und Wirkung zuschrieb, dass ihre Ausübung nach scharfsinnigen Theorien geregelt war. Aber wie die Musik der Alten in Wirklichkeit beschaffen war, vermag Niemand anzugeben. Wir können eine Gegend, ein Gebäude, ein Gemälde aufs Genaueste beschreiben, wir vermögen selbst die Wirkungen eines Tonstücks zu schildern, nie aber können Worte eine klare Vorstellung von dem Wesen der Musik geben, und einen Gesang werden wir nur dann in Wahrheit begreifen und verstehen, wenn wir ihn hören oder, in sichtbare Zeichen zusammengefasst, lesen können.

Sehen wir also, um nicht in den Fehler so vieler Schriftsteller zu verfallen, die Scharfsinn und Fleiss vergebens aufgeboten haben, um uns eine Sache näher zu bringen, die durch die Rede nie erschöpfend darzustellen sein wird, davon ab, wie die Musik der Alten beschaffen war, und begnügen wir uns an den auf uns gekommenen historischen Thatsachen.

§. 2. Von der ägyptischen Musik.

In Ägypten, dem langgestreckten Flussthale des Nils, finden wir die älteste Stätte der Kultur in Staat, Sitte, Kunst und Wissenschaft. Eine Fülle bunter bildlicher Darstellungen, welche heute noch die Wände der in Trümmer gefallenen Riesentempel und Paläste, die selbst in ihren Ruinen die staunende Bewunderung der Nachwelt noch herausfordern, bedecken, berichtet uns nicht allein von den Kriegszügen mächtiger Könige, von dem Glanze ihrer Hofhaltungen, von der Einrichtung des Tempeldienstes, sie gestatten uns auch einen Einblick in das Privatleben des Volkes, und hier vermögen wir nun zu erkennen, wie dasselbe mit Eifer und Liebe musikalischer Beschäftigung sich hingegeben haben muss. Auf diesen Gemälden, die unter Schutt und Trümmern, oder im Schoosse der Erde durch Jahrtausende hindurch sich frisch erhalten haben, finden wir abgebildet Harfen aller Grösse, — von dürftigster Einfachheit bis zu verschwenderischer Pracht der Auszierung, — Lyren, Mandolinen, einfache und Doppelflöten, Sänger und Sängerinnen in zahlreichen Chören. Die Tempelfeier, die Todtenklage, das Fest im Königspalaste mit seinen üppigen Tänzen, das heitere Mahl werden durch Musik verschönt und vertieft, wie denn die Kultur der Künste in der antiken Welt überhaupt viel inniger mit dem Volks- und Staatsleben sich verbunden erweist, als heutzutage.

Wie die Ägypter ihre Landesgeschichte mit Götterkönigen anfingen, so leiteten sie auch ihre heilig gehaltenen Melodien von der Isis her, und da es ihnen Grundsatz war, die Jugend nur an edle Formen und gute Musik zu gewöhnen, so suchten sie für die Bau- und Tonkunst frühe schon feste Grundsätze zu gewinnen, die bald zu heiligen Satzungen wurden, an denen sie, so weit menschliche Ausdauer es zuliess, mit unverbrüchlicher Treue hielten. So sorgfältig sie nun auch in der

Auswahl ihrer Gesänge waren, so streng sie sich gegen Fremdes und alle Neuerungen abzuschliessen suchten, so vermochten sie sich doch nicht völlig gegen das Eindringen ausländischer Melodien und neuer Formen zu verwahren. Schon ein häufiger Dynastiewechsel musste allmälige Neuerungen begünstigen. Herodot, der berichtet, dass die Ägypter nur vaterländische Weisen sängen, fremde aber nicht zuliessen, hörte doch zu seinem Erstaunen bei Trauerfesten die auch in Griechenland wohlbekannte Linosklage, unter dem Namen des Manerosliedes anstimmen. Dieser Gesang, die süsstönende Klage über das rasche Hingehen der wonnigen Jugend, über das schnelle Verblühen des Lenzes, wurde auch in Phönikien, Cypern und anderwärts gesungen, nur ward er bei jedem Volke anders genannt.

Die Sage rühmt schon von Osiris, dem die Griechen die Erfindung der einfachen Flöte zuschreiben, dass er ein Freund des Gesanges und von neun sangeskundigen Jungfrauen umgeben gewesen sei [2]). Thot, der Gott der ägyptischen Priesterweisheit, gilt als der Verfasser jener berühmten zweiundvierzig heiligen Bücher, in denen alle Geheimlehren der Priesterschaft niedergelegt waren und unter denen auch zwei Bücher des Sängers sich befanden. Er wurde zugleich als Erfinder der Musik und Lehrer der Harmonie und Natur der Töne verehrt, und soll er einst, da er nach einer Überschwemmung am Ufer des Nils hinging und mit dem Fusse zufällig an eine vertrocknete Schildkrötenschale stiess, durch den hellen Klang, den er dadurch hervorbrachte, zu der Erfindung der dreisaitigen Lyra hingeleitet worden sein, deren tiefste Saite als das Sinnbild des Winters (Wasserzeit), deren mittlere als das des Frühlings (Grünzeit) und deren höchste als das des Sommers (Erntezeit) galt. Wie die Flöte und Lyra sollen die Ägypter auch die Harfe erfunden haben. Im Grabe Imai's, eines Priesters und Oberreinigers im grossen Heiligthume, dem Ptah-Tempel zu Memphis, das sich im Pyramidenfelde von Gizeh befindet, eines Zeitgenossen Cheops, fand man ein wohlerhaltenes Gemälde, das seine Todtenfeier darstellt. Wir sehen darauf einen knieenden Harfner, der ein grosses, mit acht Saiten bespanntes Instrument vor sich hat, den Vorsänger, der den Gesang von sechs Sängerinnen leitet und vier tanzende Männer. Auf andern Grabgemälden aus derselben Zeit treffen wir bereits der Harfe Schräg- und Langflöten gesellt und die Anzahl der Musicirenden in stetem Zunehmen, wie denn auch die Instrumente in immer vollkommenerem Zustande sich darstellen. Eines der ersten Hofämter war das des königlichen Kapellmeisters. Uralte Inschriften erzählen uns von einem der Auserlesenen in des Königs Palaste, vom Obersten des Gesanges, Ata, der da erfreute das Herz seines Herrn durch schönen Gesang im Sanctuarium des .... (zerstörter Text), Prophet der Hathor am Sitz der Haupt-

[2]) Bei den Griechen: Apollo und die Musen.

pyramide, Prophet des Nefer, Prophet des Asychis, Prophet des Randeser. In anderen Gräbern ruhen Männer, die Sänger des Herrn der Welt, Grosssänger des Königs genannt werden [3]). Wir können hier nicht näher darauf eingehen, wie allmälig die Musik in Ägypten zu immer höherer Vollkommenheit sich entwickelte. Das, was wir bereits mitgetheilt haben, wird hinreichenden Beweis dafür liefern, dass die Tonkunst in diesem wunderbaren Lande schon in den frühesten Zeiten die eifrigste Pflege fand. Die Musiker gehörten nicht selten den *höchsten* Ständen an, sie sind Priester und Propheten, die *Nächststehenden und* Freunde der Könige. Eine Reihe prachtvoller, wohlerhaltener Darstellungen lässt uns Blicke in alle Lebensverhältnisse des ägyptischen Volkes thun. Auf allen Schildereien begegnen wir der Musik. Ein Chor von Hymnensängern, die Symbole der Musik tragend, schreitet bei religiösen Festen den feierlichen Prozessionen voran, Trommeln und Trompeten eröffnen die kriegerischen Züge erobernder Könige, Mandolinen, Lauten und Harfen beleben die geselligen Freuden, die dumpfen, sanften Töne der Flöte begleiten die schmerzliche Klage um die Todten und die ihnen zu Ehren angestimmten Preisgesänge [4]).

Dieses merkwürdige Volk hatte seine Eigenthümlichkeiten und Einrichtungen Jahrtausende hindurch mit einer erstaunlichen Zähigkeit festgehalten und bewahrt. Neue Königsgeschlechter bestiegen im Laufe der Jahrhunderte den Thron der Pharaonen, aber Sitten und Gebräuche blieben im Grunde dieselben. Doch ging dies nur so lange, als das Reich gross und mächtig war und die Einfälle barbarischer Eroberer glücklich abweisen, die ihm durch sie geschlagenen Wunden leicht zu heilen vermochte. Den ersten erschütternden Stoss erhielt der noch immer wohlgeordnete Staat durch den 526 v. Chr. erfolgten Einfall des persischen Tyrannen Kambyses, der nicht umsonst schon als Knabe seiner Mutter zugeschworen hatte, einst in Ägypten das Oberste zu Unterst kehren zu wollen, und der nun mit fanatischer Wuth sofort den Lebensnerv des Volkes, seine religiösen Institutionen, zu vernichten suchte. Er höhnte die Götter, tödtete den geheiligten Apis mit eigener Hand, liess die Priester peitschen und die Tempel zerstören. Diese schreckliche politische Katastrophe traf besonders die Tempelmusik schwer, denn von da an scheint sie in Verfall, ja in Vergessenheit gerathen zu sein.

---

3) „Auf der zwischen Assuan und Phila gelegenen Katarakteninsel Seheil lautet eine aus den Zeiten zwischen der 12. und 18. Dynastie herrührende Weiheinschrift: Der Erpa-He und Grosse an der Spitze der Seinen, der Sänger seines Herrn Amon, der Prinz von Knsch, Pauer vor der Göttin Anke. Also selbst ein Prinz ist Oberster der Sänger. Die Musik erfreut die Göttersöhne, die Könige und im Heiligthume die Götter." Ambros I. p. 144.

4) Über die ägyptischen Instrumente gibt Ambros I. eine eben so klare als gründliche und lesenswerthe Darstellung: p. 148 die Harfe; p. 150 die Nabla; p. 151 die Lyra; p. 152 die Flöten; p. 155 die Schlaginstrumente u. s. w.

Es ist ächt ägyptisch, dass nun an die Stelle der Sache ein Sinnbild als Ersatz trat. Man verzichtete auf den Ton der Musik und liess dafür ein Symbol derselben fortan den Prozessionen vortragen. Nicht mehr der süsse Laut der Flöten und Harfen begleitete ferner den Gesang, man begnügte sich an seiner Stelle mit der Hersagung von Vocalen. Alle festliche Tempel- und Opfermusik war mit wenigen Ausnahmen allmälig verstummt, und nur das Volk erinnerte sich noch seiner plebejischen Lieder, oder nach den Königspalästen und zu deren üppigen Festen drängten sich Schaaren von Sängern, Musikern und Tänzern.

Die Herrschaft der Perser wurde 332 durch Alexander den Grossen gestürzt; nach dessen frühem Tode fiel das Land den Ptolomäern zu. Was noch von Resten alter Kunst vorhanden war, wurde nun Gemeingut der ganzen Welt und waren es jetzt zunächst die Griechen, welche die Erbschaft antraten. Alle Scheidewände, die ehedem das Land und Volk gegen aussen in schroffer Absonderung gehalten hatten, fielen. Den Ptolomäern folgten die Römer als Beherrscher des Landes. Aus der neuen Provinz kam mit anderer Siegesbeute auch ägyptische Sitte nach Rom, nicht zum Vortheile der Sieger. Der allen Ausschweifungen und ausgelassenster Lust huldigende Isisdienst wurde besonders bei der verdorbenen vornehmen Welt eine Modesache. Serapisprozessionen durchzogen von jetzt an unter dem Geklingel von Sistren, dem Gepfeife krummer Flöten und dem Gesange fremdklingender Tempelhymnen die Strassen der Weltstadt, wo Ähnliches bisher unerhört war.

Tiefer und tiefer sank das ägyptische Volk. Das gewaltige Theben, der Sitz des höchsten Priestercollegiums, war schon unter dem Ptolomäer Lathyros zur Strafe für eine Empörung der Zerstörung preisgegeben worden. Nun fiel auch das mächtige Memphis. Wie einst die Perser, so brachen nun zahllose Araberschwärme über das Land herein, ihm mit dem Schwerte die neue Lehre Mohamets aufdrängend. Das ägyptische Volk, überhaupt geneigt, das Leben von seiner ernsten Seite zu nehmen, doch auch empfänglich für die Freuden des Daseins, ja nicht selten ausschweifend in üppigster Ausgelassenheit, verstummte allmälig und ward zum melancholischesten, düstersten und verschlossensten der Erde. In seinem finstern Schweigen verstummte und erstarb auch jedwede künstlerische und musikalische Regung.

§. 3. Die Musik der Assyrer, Babylonier, Perser und Meder.

Wie die Ägypter, so kannten, übten und pflegten auch die **Assyrer** und **Babylonier**, die **Perser** und **Meder** die Musik. Diente sie nun auch bei ihnen vorzugsweise zur Bereicherung und Erhöhung gottesdienstlicher Feierlichkeiten, so scheint es doch, dass sie im Allgemeinen sich nicht über den Standpunkt blossen Sinnengenusses erhoben hat, dass sie jenen berüchtigten Riesenstädten, aus deren Taumelkelch die Völker sich berauschten, nichts war und blieb als eine feile Dienerin der in Üppigkeit und Erschlaffung dahinlebenden Asiaten, von einfacher Schön-

heit und edler Gestaltung gleich weit entfernt. Diesem ihrem Charakter entsprechend ist daher im Orient bis auf den heutigen Tag die Musik noch die Kunst der Weiber und Miethlinge geblieben.

§. 4. Die Musik der Phöniker.

Kaum eigenartiger gestalteten sich in Phönikien die musikalischen Verhältnisse. Man schreibt den Bewohnern dieses Landes zwar die Erfindung einiger Instrumente (Nabla und Kinnor) zu, aber da die ganze Kultur des durch seinen Handel so berühmt gewordenen Volkes einerseits unter assyrisch-babylonischem, andererseits unter ägyptischem Einflusse schon zufolge seiner geographischen Lage und politischen Beziehungen stand, so darf man auch schliessen, dass die Musik ihm von dorther überkam. Fassen wir übrigens dasjenige zusammen, was wir vom Gottesdienste, von den Bau- und Kunstwerken, von dem sittlichen Zustande der Phöniker wissen, so kann der Schluss auf ihr Musiktreiben nur wenig günstig ausfallen. Von den Babyloniern hatten sie jenen scheusslichen Ascherakultus übernommen, der den grausamen Molochsdienst hervorrief. Welcher Art kann die Musik sein, deren Hauptaufgabe es ist, durch wüstes Getöse von Pfeifen und Pauken das wehklagende Geschrei der in den glühenden Armen unförmlicher Götzen geopferten Menschen zu übertönen? Von Phönikien aus verbreitete sich nach Ägypten, Griechenland und Rom hin jener üppige Dienst entfesselter Sinnenlust, bei dessen Schilderung die Schriftsteller der alten Welt so gerne verweilen, jener wilde, wahnsinnige Taumel, der eine Wonne darin fand, den eigenen Körper zu verstümmeln. Von hier zogen schaarenweise jene die Harfe spielenden Mädchen und die Cymbel schlagenden Weiber aus, welche die Strassen und Plätze der grossen Städte des Alterthums füllten und ihre Reize öffentlich feilboten. Was wir an Götterbildern, an architektonischen Resten, an Werken des Kunstfleisses von den Phönikern kennen, ist abscheulich, abenteuerlich, geschmacklos und beweist, dass ihnen jeder edlere Formensinn, jede poetische Anlage fehlte. Die Phöniker waren ein geborenes Handelsvolk, gewinnsüchtige Grosskrämer, berühmt durch Schifffahrt, Purpurfärberei, Glasmalerei, Wollenweberei, durch ihre Kenntnisse des Bergbaues und ihre Geschicklichkeit, die Metalle zu gewinnen, zu bearbeiten und zu verwerthen; den Segen aber und die beglückenden Wirkungen edler Kunstpflege vermochten sie weder zu würdigen noch zu erkennen. Mit Recht mag daher Aristides ihre Musik geradezu schlecht und heillos nennen, eine Kakomusia im moralischen Sinne, nur geeignet, die Sinnlichkeit aufzuregen und die Seelenkraft zu schwächen. „Wenn im Frühjahre in dem syrischen Hierapolis das grosse Feuerfest der Astarte gefeiert wurde, dann half der Klang einer lärmenden Musik von Doppelpfeifen, Cymbeln und Pauken die fanatische Raserei so auf ihren Gipfel treiben, dass sich Jünglinge mit dem Schwerte verstümmelten. Bei diesem Volke, dessen Götterdienst wahnsinnig aufgeregte Sinnlichkeit war, sank die Musik von der Himmelstochter zur wahnsinnig aufgeregten Buhldirne herab;

bei keinem andern Volke, zu keiner andern Zeit ist ihr gleiche Schmach widerfahren."

§. 5. Die Musik der Phryger und Lyder.

Von den alten Völkern haben wir nun noch zwei zu erwähnen, die Phryger und Lyder, da Reste ihrer Musikbildung in Griechenland fortlebten und hier veredelnde Pflege fanden. Die Art der Musikübung war wohl bei allen alten Völkern im Grunde dieselbe, auch die Instrumente, deren man sich bediente, dürften ziemlich überall die gleichen gewesen sein; aber es liegt nun einmal in dem rastlos strebenden Geiste des Menschen, an dem Überkommenen zu ändern und zu bessern, sich an dem, was er fertig vorfindet, nicht genügen zu lassen und so, wenn auch die Grundform dieselbe blieb, hat doch jedes Volk an den Musikwerkzeugen, die es von anderen herübernahm, hier etwas zugethan, dort etwas weggelassen und in sofern kann man wohl von Instrumenten sprechen, die gewissen Völkern eigenthümlich waren, denn jede Veränderung an der äussern Gestalt einer Flöte, einer Harfe, einer Pauke hatte einen neuen Toncharakter, wohl auch eine andere Behandlungsart zur Folge. Man erzählt, dass die Flöte von den Syrern wild und kräftig geblasen wurde. Von ihnen stammt jene besondere Flötenmusik, womit man den getödteten, gesuchten und wiederauflebenden Adonis feierte, die später unter dem Namen Gingras bekannt wurde. Die Gingrasflöten glichen den karischen Pfeifen, ihr Ton war scharf und kläglich, wesshalb sie von den Karern auch zur Begleitung der Klagegesänge gebraucht wurden, während man in Athen es liebte, sie bei den Gastmählern zu hören. Die Phryger accompagnirten einen ihnen eigenthümlichen ergreifenden Klagegesang, den Lityerses, der gewöhnlich beim Schneiden des Korns angestimmt wurde, ebenfalls mit Flöten. Die phrygischen Flöten nannte man vorzugsweise Klageflöten. Die Griechen fanden in der phrygischen Musik wie in den phrygischen Flöten die Macht, Lust wie Schmerz bis zum orgiastischen Taumel anzuregen. Die krumme phrygische Flöte galt für eine Erfindung des Midas, auch die Doppelflöte, wie die Dreieckharfe, obwohl schon den Assyrern bekannt, ward den Phrygern zugeschrieben.

Die Lyder, in ihrem Charakter scheinbar unvereinbare Eigenschaften, Hang zu ausschweifender, üppig weichlicher Schwärmerei und wilde kriegerische Tapferkeit verbindend, so dass Herodot von ihnen rühmt, er kenne kein mannhafteres, kräftigeres Volk, pflegten ebenfalls den allen Nationen des Alterthums bekannten Kybeleukult, in dessen Gefolge stets lärmende Musik und sinnverwirrende Schwelgerei sich fand. Doch galt ihre Musik als weich und einschmeichelnd und zugleich edel, so dass Aristoteles sie als zur Knabenerziehung geeignet empfahl. In Griechenland bürgerte sich schon frühzeitig neben der heimischen dorischen die lydische und phrygische Weise völlig ein.

Unter den Vermuthungen, wie wir sie über die Musik der ältesten Kulturvölker nur haben können, scheint jene besondere Berechtigung

zu verdienen, nach welcher der Ausdruck tiefen Schmerzes, wie er noch heute in allen orientalischen Kulten laut wird, ihr vorzugsweise eigen war. Jede höchste entzückendste Erregung des sinnlichen Lebens gelangt endlich auf einen geheimnissvollen Punkt, wo sie in Schmerz umschlägt. So mag die Tempelmusik der von uns zuletzt aufgeführten Völker, die wir bisher nur als die Dienerin und Gehilfin aufgeregtester und ausschweifendster Sinnlichkeit kennen lernten, durchweg den Charakter schmerzlichster Klage zugleich gehabt haben. Was gleichzeitige Schriftsteller über die Musik jener fernen Zeiten uns mittheilen, ist nur geeignet, uns in unserer Vermuthung zu bestärken. Wiederholt kommen wir jedoch hier auf eine schon früher ausgesprochene Anschauung zurück: überschätze man das Musiktreiben der alten Welt nicht. Nach unseren Begriffen dürfte es sich kaum anders darstellen, als ein ungeregeltes Lärmen starktönender Instrumente, mehr als Getöse und wildes Durcheinander, denn als eigentliche Musik. Mögen auch alle Flöten eine bekannte orgiastische Weise angestimmt und festgehalten, mögen die Stimmen der Sänger sich mit ihnen vereinigt haben, das Getöse der einfallenden schmetternden Hörner, Trompeten, Cymbeln und Pauken musste jede Melodie ersticken.

§. 6. Von der Poesie der Hebräer.

Wir sind in unserer Darstellung der alten Musik nun zu dem Volke gelangt, welches, das ausgezeichnetste und begabteste unter den semitischen Stämmen, in der Geschichte der Kultur einen der wichtigsten Plätze einnimmt, zu dem auserkorenen Volke Gottes, den Hebräern. Zum ersten Male liegen uns jetzt statt blosser Bruchstücke und Reste originaler Poesien zusammengehörige Bücher von Psalmen und religiösen Gesängen und ganze umfangreiche Dichtungen, wie das Buch Hiob, vor. Mögen die Hebräer in der bildenden Kunst, in der Architektur weit hinter anderen Nationen des Alterthums zurückgeblieben sein, in der Poesie sind sie von keinem Volke übertroffen. Der dichterische Werth ihrer Gesänge, der Schwung religiöser Begeisterung, die Tiefe der Anschauung, die Hoheit und Erhabenheit der Gedanken und des Ausdrucks in ihnen zeugt von einem ächt poetischen Geiste, von einem hohen Sinne. Es ist eine Eigenthümlichkeit der Poesie der alten Völker, dass sie nicht, wie die moderne, des Dichters subjektive Anschauungen und Empfindungen ausspricht, sondern denjenigen der Gesammtheit einen Ausdruck zu geben, bei dieser gewisse Stimmungen anzuregen und hervorzurufen sucht. „Es kann zweifelhaft sein, ob Lieder zum Tanze oder religiöse Hymnen die ersten Erzeugnisse des dichterischen Genius waren, aber dass mit einem von beiden die Dichtkunst begann, ist wahrscheinlich. Wir sehen alle übrigen Künste durch die Unterstützung, welche die Religion ihnen gewährte, sich entfalten, so könnte die Ahnung einer höhern, unsichtbaren Macht auch dem menschlichen Laute den ersten Schwung gegeben haben, das beflügelte Wort zum Himmel emporzutragen. Wir lesen in der Bibel, dass zur Zeit des Enos

(in der dritten Generation) die ersten Anrufungen Gottes geschahen. Aus jener frühen Zeit, in welcher man anfing, Heerdenzucht zu treiben, die Metalle zu verarbeiten, ist uns ein kleines, dem Lamech (siebente Generation) zugeschriebenes Gedicht erhalten, das, merkwürdiger Weise an Frauen gerichtet, in drei rhythmisch-parallelen Doppelreihen den Verfasser, wie es scheint, wegen eines unabsichtlich begangenen und von ihm schmerzlich empfundenen Todtschlags entschuldigen soll. Fragt man, unter welchen Verhältnissen Dichtkunst und Musik, die in den ältesten Zeiten mit einander eng verbunden waren, sich ausgebildet haben mögen, so dürfte es kein Irrthum sein, hierbei zunächst an das Hirtenleben zu denken. Die sanfte Fröhlichkeit und Ruhe, welche zur Erfindung und Entwicklung dieser Künste, so wie zum Aussinnen und Verfertigen der zur Begleitung dienenden musikalischen Instrumente gehörte, konnte sich frühe nur bei der freien und leichten Lebensweise der Hirten finden. So war Jubal, der Erfinder der Musik, der Bruder des ersten Nomaden, wie ja auch später der Hirte David ein hoher Sänger ward, der sich in der Einsamkeit Instrumente zur Begleitung seines Gesanges selbst ersonnen hat. Bei allen Völkern, die aus dem Hirtenstande hervorgingen, wurde die Dichtkunst frühe geübt, nahm sie einen hohen Aufschwung. Die sanftesten poetischen Bilder nehmen hebräische Dichter vom Hirtenleben her, aus ihm entwickelten sich die veredelnden Gefühle des Mitleids, der Theilnahme, der Gastfreundschaft. Wie nun alle Vergnügungen der Hirten, begünstigt von dem Aufenthalte im Freien und in einer milden Temperatur zuletzt gesellig wurden, so musste dadurch auch die Form bestimmt werden, in welcher Dichtkunst und Musik auftraten und diese war wohl schon früher Chorgesang in Verbindung mit Tanz und wechselnden Gesängen.“ (Saalschütz.)

„Wir werden später bei Betrachtung griechischer Kunst das Ideal des Schönen, die Harmonie der Formen bewundern lernen. Dagegen liegt es in dem Wesen der orientalischen Poesie, sich mehr dem inneren Kerne der Dinge zuzuwenden. Begegnen wir bei den Griechen krystallheller Reinheit und Ruhe der Sprache, so hier um so grösserer Begeisterung. Nur aus dem Orient konnte die kunstvoll schlichte Lehre des ewigen Schöpfers kommen, vor welcher Hellas herrliche Göttergestalten alle in den Staub sanken. Nur der Orientale vermochte durch den Schleier der Erscheinungen zu dem Urwesen aller Dinge hindurchzublicken. Der Grieche wusste zu gestalten, der Orientale zu schauen. Jener bevölkerte die Natur mit reizenden Götterbildern, dieser an der Hand des greisen, rauh gegürteten Propheten, sich als Herr der Natur fühlend, stieg von Berg zu Bergen, eilte von Stern zu Sternen, flog von Himmel zu Himmeln und stand anbetend vor Gottes Thron. Der hebräische Dichter ist nicht bemüht, seinen Gegenstand mit kunstvoller Hand auszuschmücken, ihn menschlich schön und idealisirt darzustellen, mit ganzer Seele gibt er sich ihm hin, geht er in ihm auf, wird er an ihm zum Seher.“

Die vorzüglichsten Dichtungsarten, welche wir in der biblischen Poesie vertreten finden, sind die religiöse, didaktische und erotische im edelsten Sinne des Worts, und besonders die Naturpoesie. Es fehlt auch nicht an einzelnen Beispielen für Fabel und Idylle. „Während in der ersten Zeit (bis Josua) die Poesie der Hebräer eine kriegerische Begeisterung athmet, bietet das kleine Buch der ährenlesenden Ruth ein Naturgemälde dar von der naivsten Einfachheit und von unaussprechlichem Reize.“ (Humboldt.) Leider ist uns nicht Alles erhalten, was die hebräischen Dichter geschrieben haben. Schon Moses spricht von einem Epos: Das Buch der Kriege des Herrn, das wie so manches andere verloren gegangen ist. Die frühe Ausbildung des Geschichtstyles und der Prosa bei dem auserwählten Volke deutet auf ein hohes Alter der semitischen Kultur. Unter den verhältnissmässig nur kleinen Resten des auf uns Vererbten, ist die religiöse Poesie besonders reich vertreten, namentlich die lyrisch-religiöse in den Psalmen. Aus ihnen haben bis zum heutigen Tage alle nachmaligen Zeiten geschöpft. Dieser wunderbaren Quelle entströmt die Gedankentiefe des Orientalen in ihrer ganzen Kraft und Weihe. Dem Unendlichen, Unsichtbaren gegenüber — da der Sterbliche, wie es in jener herrlichen Vision Mosis heisst, nur nachschauend, aus den zurückbleibenden Wirkungen Gott zu erkennen vermag — arbeitet und sinnt der Geist des Dichters so lange, bis er Erscheinung, und aus ihren Banden sich rettend, wirkliches Wesen von einander unterscheidet. Nun wird er sich dessen bewusst, dass Gott nach der ganzen Fülle seiner Herrlichkeit dem Menschen nicht kund werden kann. Aber schon an den Bildern, die er wählt, um dies auch Andern zum Bewusstsein zu bringen, erkennt man, wie hell und weit sein inneres Auge schaut.

Ein hohes Muster didaktischer Poesie, von keinem andern poetischen Werke des Alterthums oder auch späterer Zeiten übertroffen, jedem, auch dem Herrlichsten würdig an die Seite zu stellen, ist das Buch Hiob.

Erotische Gesänge und Epithalamien gehören gewiss bei allen Völkern zu den ältesten Liedern, wie Hochzeitsfeste zu den frühesten Festen. Indess lag es im Allgemeinen nicht in der Tendenz des biblischen Kanons, Lieder dieser Art mit einzuschliessen, und nur besonders glückliche Umstände brachten zur Aufnahme in denselben eine kleine Sammlung, die aber von so wunderbarem Reize ist, dass sie die ganze Gattung auf die zugleich lieblichste und würdigste Weise repräsentirt. Nur ein Volk, dass die Liebenswürdigkeit des Weibes sich zum Bewusstsein gebracht, das an demselben nicht nur äussere, sondern auch geistige Vorzüge schätzen gelernt hatte, konnte Lieder hervorbringen, die eine so edle, reine Haltung haben, in ihre den Frauen ertheilten Lobsprüchen solch feine Mannigfaltigkeit legen. Wer singen kann: Anmuth und Schönheit ist täuschend und vergänglich, aber der Werth eines Weibes, das Gott im Herzen trägt, bleibt für immer, der ist auch im Stande,

die ächte, reine Liebe zu würdigen und würdig poetisch zu verherrlichen. Beides geschieht in unvergleichlicher Weise in Salomon's hohem Liede, dem reichsten Schatze wahrer Liebe und herrlichster Dichtung. Wie zart, feurig und hinreissend schön ist hier das Bild menschlicher Liebe, ihre von Herzen zu Herzen beseligend, allgewaltig herüber und hinüber wechselnde Macht geschildert. „Es ist fast keine Situation, sagt Herder, keine Tages- und Jahreszeit, keine Abwechslung und Einkleidung, die nicht in diesem Liede, wenigstens als Knospe und Keim vorkäme. Die Liebe des Mannes und des Weibes, Jünglings und Mädchens, Alles findet hier Ort und Stelle. Vom Schuh des Mädchens bis zu seinem Kopfputz, vom Turban des Jünglings bis zu seinem Fussschmucke, Gestalt des Körpers und Kleidung, Palast und Hütte, Garten und Feld, Gassen der Stadt und Einöden, Armuth und Reichthum, Tanz und Kriegszug, Alles ist erschöpft, Alles gefühlt und genossen. In einem Dichter der Natur und Liebe zeige man mir eine Situation, die einfältig, wahr, rührend, menschlich sei: konnte sie zu dieser Zeit, unter diesem Himmel gedeihen, so will ich ihm gleich als Blume oder Blüthe eine bessere in diesem Buche zeigen."

Ein anderes Bereich, dem der Sinn des morgenländischen Dichters mit Meisterhand sich zuwendet, ist die Natur und ihre Schönheiten. Die Naturpoesie der Bibel umfasst alle Räume der weiten Schöpfung, und sie besitzt ganz eigenthümliche Mittel, selbst das, was sich sonst nur für eine reizlose, rein prosaische Beschreibung zu eignen scheint, in die erhabenste Dichtung zu verwandeln. „Die semitischen Nationen zeigen uns in den ältesten und ehrwürdigsten Denkmälern ihrer dichterischen Gemüthsart und schaffenden Phantasie Beweise eines tiefen Naturgefühls. Der Ausdruck derselben offenbart sich grossartig und belebend in Hirtensagen, in Tempel- und Chorgesängen, in dem Glanz der lyrischen Poesie unter David, in der Seher- und Prophetenschule, deren hohe Begeisterung, der Vergangenheit fast entfremdet, ahndungsvoll auf die Zukunft gerichtet ist. Die hebräische Dichtungsweise bietet den Bewohnern des Abendlandes bei ihrer inneren, erhabenen Grösse noch den besonderen Reiz, dass sie mit den localen Glaubenserinnerungen der Anhänger von drei weitverbreiteten Religionen, der mosaischen, christlichen und mohammedanischen, vielfach verwebt ist. Es ist ein charakteristisches Kennzeichen der Naturpoesie der Hebräer, dass, als Reflex des Monotheismus, sie stets das Ganze des Weltalls in seiner Einheit umfasst, sowohl das Erdenleben, als die leuchtenden Himmelsräume. Sie weilt seltener bei dem Einzelnen der Erscheinung, sondern erfreut sich der Anschauung grosser Massen, die Natur wird nicht geschildert als ein für sich Bestehendes, durch eigene Schönheit Verherrlichtes, dem hebräischen Sänger erscheint sie immer in Beziehung auf eine höher waltende geistige Macht. Die Natur ist ihm ein Geschaffenes, Angeordnetes, der lebendige Ausdruck der Allgegenwart Gottes in

den Werken der Sinnenwelt. Deshalb ist die lyrische Dichtung der Hebräer schon ihrem Inhalte nach grossartig und von feierlichem Ernste, sie ist trübe und sehnsuchtsvoll, wenn sie die irdischen Zustände der Menschheit berührt. Bemerkenswerth ist auch noch, dass diese Poesie trotz ihrer Grösse, selbst im Schwunge der höchsten, durch den Zauber der Musik hervorgerufenen Begeisterung, fast nie maasslos, wie die indische Dichtung wird. Der reinen Anschauung des Göttlichen hingegeben, sinnbildlich in der Sprache, aber klar und einfach in dem Gedanken, gefällt sie sich in Gleichnissen, die fast rhythmisch, immer dieselben wiederkehren. Als Naturbeschreibungen sind die Schriften des alten Bundes eine treue Abspiegelung der Beschaffenheit des Landes, in welchem das Volk sich bewegte, der Abwechslung von Oede, Fruchtbarkeit und libanotischer Waldbedecknng, die der Boden von Palästina darbietet.“ (Humboldt.) Es ist bemerkenswerth, dass die biblischen Bücher, dem Heidenthume gegenüber, dessen Religionen mehr oder minder Naturdienst waren, mit welchem sie sich demnach im Widerspruch befanden und gegen den sie anzukämpfen hatten, gleichwohl einen so hohen Werth auf die Betrachtung und Würdigung der Natur und aller ihrer Erscheinungen legen und dass gerade das Volk, das von einer Vergötterung der Naturkräfte frei blieb, im höchsten Grade von ihren Herrlichkeiten ergriffen wurde und sie am bewunderungswürdigsten zu schildern wusste. Selbst die gottesdienstlichen Feste der Hebräer hingen mit dem Wechsel der Naturereignisse und Jahreszeiten znsammen, oder waren der Feier derselben geweiht.

§. 7. Von der Musik der Hebräer.

Wir haben länger bei der Poesie der Hebräer verweilt als bei der der übrigen Völker des Alterthums, denn nicht nur ist dasjenige, was uns davon erhalten blieb, viel bedeutender als die uns bekannt gewordenen Überreste poetischer Schriften aller übrigen semitischen Stämme, die heiligen Gesänge Jnda's haben als solche für uns anch noch einen andern hohen Werth, denn in ihnen gründet die christliche Dichtung überhanpt und ein grosser Theil der in allen Jahrhunderten nnserer Zeitrechnung entstandenen geistlichen Lieder. Es hat uns aber auch deswegen gedrängt, eingehender von der Poesie des israelitischen Volkes zu reden, weil derselbe Schleier, der auf der mnsikalischen Thätigkeit des ganzen Alterthums ruht, anch diejenige der Hebräer verhüllt, so dass wir auch hier nur auf Ahnungen und Vermuthungen angewiesen sind. Allerdings enthält die Bibel eine Menge musikalischer Notizen und unzählige Versuche wurden von gelehrten und ungelehrten, von geistreichen und pedantischen Theologen gemacht, auf Grund dieser Notizen die fabelhaftesten Behauptungen von der Herrlichkeit und hohen Vollendung der hebräischen Musik aufzustellen. Zuletzt aber musste man doch erkennen und zugeben, dass jene Notizen höchst ungenau, oft nnverständlich und unerklärlich sind, und dass die zahlreichen Interpreten mehr Verwirrung als Klarheit in die Sache gebracht haben. So

viel steht übrigens fest, dass sich die Musik im jüdischen Volke einer edlen Pflege erfreute und ihre Kultur höher gebracht wurde, als bei irgend einem andern Volke der Vorzeit. Da uns jedoch auch hier nicht der geringste nachweisbar ächte Rest originaler hebräischer Musik vorliegt, da über die Tonwerkzeuge des israelitischen Volkes bis zur Stunde noch eine wahrhaft babylonische Begriffsverwirrung herrscht, so ist alles das, was wir über den innern Gehalt und das eigentliche Wesen der hebräischen Tonkunst sagen können, nicht viel mehr als blosse Vermuthung. Anders verhält es sich allerdings mit den historischen Thatsachen, durch welche wir unsere Behauptung, dass die Musik bei den Hebräern sorgsame und eifrige Pflege fand, begründen können. Hier wird die Bibel für uns eine reiche Quelle der Erkenntniss.

Mit der Poesie stand von frühester Zeit an die Musik schon in inniger, untrennbarer Verbindung. Beide scheinen keinen andern Zweck zu haben, als das Lob des einigen Gottes zu erhöhen. Als Pharao mit seinem Heere in den daherstürmenden Fluthen des rothen Meeres seinen Untergang findet, ergreift Mirjam, die Prophetin, Aaron's Schwester, nach ägyptischem Gebrauche eine Handpauke und singt an der Spitze der im Reigen einherziebenden Frauen und mit Moses und dem geretteten Volke dem Herrn jenes begeisterte Danklied, den ältesten uns aufbewahrten Lobgesang: „Ich will dem Herren singen, denn er hat eine herrliche That gethan, Ross und Wagen hat er ins Meer gestürzt.“ (2. Mos. 15.) So singen die Richterin Debora, welche des Lapidoth Eheweib und eine Prophetin in Israel war, und Barak, der Sohn Abinoams, nach dem Siege über Sissera, den Feldhauptmann Jabin's, das Triumphlied: „Lobet den Herrn, dass Israel wieder frei ist worden!“ (Richter 5.) Nach dem Siege, den Jephta über die Kinder Ammons errungen hat, zieht ihm, da er gen Mizpa zu seinem Hause heimkehrte, seine unglückliche Tochter, sein einziges Kind, das er seinem Gelübde zufolge opfern muss, mit Pauken und Reigen und singenden Jungfrauen entgegen. (Richter 11.) Und da David nach der Niederlage des Goliath an der Spitze seines siegreichen Heeres durch die Städte Israels zog, jubelten ihm die Frauen mit Gesang und Reigen und mit Pauken und Geigen entgegen, indem sie gegen einander sangen: „Saul hat Tausend geschlagen, David aber zehen Tausend.“ (1. Sam. 18, 6—7.) [5]

[5]) Es scheint, dass die weltliche Musik bei den Hebräern, wie es bei allen alten Völkern des Orients von jeher Sitte war und noch ist, vorzugsweise von den Frauen geübt wurde. Bei allen öffentlichen Feierlichkeiten und Vorgängen, bei den frohen und traurigen Ereignissen des Hauses, in den Palästen der Könige und Grossen finden wir Frauen als Sängerinnen und Tänzerinnen betheiligt. In der Regel begleiten sie Gesang und Tanz, wie noch heute die Frauen des Harems, mit der Adufe oder Handtrommel, dem Lieblingsinstrumente der Alten, das wir gleichmässig in den Händen der Priester und Propheten, wie in denen der lobsingenden Frauen und der lustspendenden Courtisanen sehen. Zu den gottesdienstlichen Feierlichkeiten scheint man weibliche Mitwirkung nicht herangezogen zu haben.

Jedoch nicht allein bei solchen frohen, das ganze Volk berührenden Festen diente Gesang und Tanz zur Erhöhung des Jubels. Auch im Hause wurde Musik geübt und gepflegt und der Schnitter auf dem Felde suchte sich durch Gesang die Arbeit zu erleichtern. David und Salomo hatten ihre Hofkapellen und hielten sich Chöre von Sängerinnen und Sängern, deren Gesang sie ergötzte, deren Lieder ihren festlichen Mahlen reicheren und edleren Schmuck verliehen. „Irre die Spielleute nicht und wenn man Lieder singet, so wasche nicht drein, und spare deine Weisheit bis zur andern Zeit. Wie ein Rubin in feinem Golde leuchtet, also zieret ein Gesang das Mahl. Wie ein Smaragd in schönem Golde stehet, also zieren die Lieder beim guten Wein.“ (Sirach 32, 5 — 9.) „Der Name Josias ist wie ein edel Rauchwerk aus der Apotheken, er ist süsse wie Honig im Munde, und wie ein Saitenspiel beim Wein.“ (Sir. 49, 1 — 2.) Dagegen wird anderwärts wider den Missbrauch der Musik mit eindringlichen Worten geeifert. Amos, der gegen die Sicherheit der Stolzen zu Zion und der Vornehmen im Hause Israel predigt, sagt: „Ihr schlafet auf elfenbeinernen Lagern und treibet Überfluss mit euren Betten, ihr esset die Lämmer aus der Heerde und die gemästeten Kälber und spielet auf dem Psalter und erdichtet euch Lieder wie David und trinket Wein aus den Schalen und salbet euch mit Balsam.“ (Amos 6, 4—6.) Und Jesaias ruft zürnend (5, 11—12): „Wehe denen, die des Morgens frühe auf sind, des Saufens sich zu befleissigen und sitzen bis in die Nacht, dass sie der Wein erhitzet. Und haben Harfen, Psalter, Pauken, Pfeifen und Wein in ihrem Wohlleben und sehen nicht auf das Werk des Herrn und schauen nicht auf das Geschäft seiner Hände.“ Schon damals scheinen die Sängerinnen gefährliche Personen gewesen zu sein, denn Sirach warnt: „Fleuch die Buhlerin, dass du nicht in ihre Stricke fallest, gewöhne dich nicht zur Sängerin, dass sie dich nicht fahe mit ihren Reizen, siehe nicht nach den Mägden, dass du nicht entzündet werdest gegen sie, denn schöne Weiber haben Manchen bethört und böse Lust entbrennet davon wie ein Feuer.“ Wie bei den Ägyptern so dienten auch bei den Israeliten die sanften Töne der Flöten dazu, der Klage um Verstorbene tiefere Wirkung zu geben. Trauermusik und Klagelieder scheinen bei allen dem Andenken Verstorbener geweihten Feierlichkeiten gebräuchlich gewesen zu sein. So erzählen uns die Bücher der Chronika II, 35, 24 — 25 von dem Tode des frommen Königs Josias, der im unklugen Kampfe mit Necho, dem Könige von Ägypten, schwer verwundet worden war: „Und ganz Juda und Jerusalem trugen Leid um Josia, und Jeremia klagte, und alle Sänger und Sängerinnen redeten ihre Klagelieder über Josia bis auf diesen Tag und machten eine Gewohnheit daraus in Israel.“ Mit welchen erschütternden Worten wendet sich Jeremias (9, 17—22), nachdem er von den Sünden seines Volkes geredet hat, an dasselbe, sie auffordernd, Klageweiber zu bestellen und die

Töchter weinen und klagen zu lehren. Selbst in den Tagen grössten Jammers finden wir mildtröstend die Musik als Geleiterin des Volkes: „An den Wassern von Babel sassen wir und weinten, wenn wir an Zion gedachten. Unsere Harfen hingen wir an die Weiden, die drinnen sind. Denn daselbst hiessen uns singen, die uns gefangen hielten, und in unserm Heulen fröhlich sein: Lieber singet uns ein Lied von Zion! Wie sollen wir des Herrn Lied singen in fremden Landen?" (Ps. 137, 1—4.)

Welche wunderbaren Wirkungen man der Musik zuschrieb, davon zeugen als merkwürdige Beispiele die Einnahme von Jericho, dessen Mauern fielen, als die sieben Posaunen des Halljahrs, die vor der Lade des Bundes geblasen wurden, ertönten (Josua 6), und andere Thatsachen. Als Samuel den Saul zum Könige über Israel gesalbt hatte, verkündigte er ihm: „Und du wirst kommen auf den Hügel Gottes, da der Philister Lager ist, und wenn du daselbst in die Stadt kommest, wird dir begegnen ein Haufe Propheten, von der Höhe herabkommend, und vor ihnen her Psalter und Pauken und Flöten und Harfen, und sie weissagend. Und da sie kamen an den Hügel, siehe da kam ihnen ein Prophetenhaufe entgegen, und der Geist Gottes gerieth über ihn, dass er unter ihnen weissagete." (I. Sam. 10, 5 u. 10.) Bekannt ist das Verhältniss des jungen Hirten David zu dem schwermüthigen Saul. (I. Sam. 16, 14—23.) Besonders wichtig erscheint eine Mittheilung, welche sich im 2. Buch der Könige, im 3. Cap. findet. Joram, der König von Israel, Josaphat, der König von Juda und der König von Edom, waren mit ihren vereinigten Heeren durch die Wüste Edom gegen den abgefallenen König der Moabiter gezogen. In der Noth furchtbaren Wassermangels wandten sie sich an Elisa, den Sohn Saphats, der Elia Wasser auf die Hände gegossen hatte, um Rath und Hülfe. Um sich zur prophetischen Begeisterung ermuntern zu können, heischt Elisa einen Spielmann. „Und da der Spielmann auf den Saiten spielete, kam die Hand des Herrn auf ihn".

Wir sehen also, dass auch in den Schulen die Musik wie die Poesie geübt und gelehrt wurde. Bei den Hebräern konnte sich um so mehr Prophet und Dichter in einer Person verschmelzen, als ja ihre Poesie vorzugsweise einen heiligen Inhalt hatte. Die angeführten Beispiele bethätigen es, in wie enger Beziehung mit der Prophetengabe die Musik stand.

Der eigentliche Begründer der althebräischen National- und Tempelmusik war König David, unter dessen Regierung das Volk Israel nach aussen Macht und Ansehen gewann, während im Innern die Segnungen höherer Kultur sich zu offenbaren vermochten. Bisher, zu Josua und der Richter Zeiten, da noch so viele auswärtige Feinde zu bekämpfen und die Grenzen vor verheerenden Einfällen nie sicher gestellt waren, konnte an eine erfreuliche Entwicklung der Wissenschaft und Kunst nicht gedacht werden. David selbst war mit den seltensten musikalischen Fähigkeiten begabt und ein leidenschaftlicher Freund der Ton-

kunst. Unter seiner Leitung und gefördert durch weise Verordnungen und Gesetze, konnte die Musik die höchsten Ziele anstreben. Während sie bei allen andern Völkern des Alterthums nur ein sinnlich wirkendes Reiz- und Aufregungsmittel war und blieb, wurde sie bei den Hebräern zu einer wahrhaft heiligen Kunst herangebildet. „Sie wird hier zur Verbindungsbrücke zwischen der Menschheit und der über der Natur stehenden Geisterwelt, sie wird die Trägerin des Gebetes und bringt als gnadenvolles Gegengeschenk von dem Gotte der Väter prophetische Erleuchtung, Segen dem Lande, Sieg über die Feinde, Heilung in schwerer Krankheit".

David hat allen Stimmungen seiner Seele in herrlichen Liedern Ausdruck gegeben. Wer kennt nicht seine Lob-, Dank- und Busspsalmen, seine rührende Klage um den in der Schlacht gefallenen Freund Jonathan? Die erste öffentliche musikalische Begebenheit nach seinem Regierungsantritte war die Abholung der Bundeslade und ihre Überbringung nach Jerusalem. Samuel berichtet uns über diesen Vorfall (II, 6): „Und David sammelte abermal alle junge Mannschaft in Israel, dreissigtausend, und machte sich auf und ging hin mit allem Volk, das bei ihm war aus den Bürgern von Juda, dass er die Lade Gottes von dannen heraufholete. Und sie liessen sie führen auf einem neuen Wagen und holeten sie aus dem Hause Abi Nadabs, der zu Gibea wohnete. Und David spielete und das ganze Haus Israel zog vor dem Herrn her mit allerlei Saitenspiel von Tannenholz, mit Harfen und Psaltern, mit Pauken und Schellen und Cymbeln." Vorläufig ward die Bundeslade nur in dem Hause Obed Edoms, des Gathiters, niedergestellt und erst später in einem noch viel prächtigeren Aufzuge nach der Hauptstadt gebracht: „Und David tanzete mit aller Macht vor dem Herrn her und war begürtet mit einem leinenen Leibrock, und er sammt dem ganzen Hause Israel führeten die Lade des Herrn herauf mit Jauchzen und Posaunen." Noch vollständiger ist die Erzählung, welche wir in dem 1. Buche der Chronika über dieses Ereigniss lesen: „David aber und das ganze Israel spieleten vor dem Herrn her aus ganzer Macht, mit Liedern, mit Harfen, mit Psaltern, mit Pauken, mit Cymbeln und mit Posaunen. — Und die Kinder Levi trugen die Lade Gottes, des Herrn, auf ihren Achseln, mit den Stangen dran, wie Mose geboten hatte nach dem Worte des Herrn. Und David sprach zu den Obersten der Leviten, dass sie ihre Brüder zu den Sängern stellen sollten mit Saitenspielen, mit Psaltern, Harfen und hellen Cymbeln, dass sie laut sängen und mit Freuden. Da bestelleten die Leviten Heman, den Sohn Joels, und aus seinen Brüdern Assaph, den Sohn Berechjas, und aus den Kindern Merari, ihren Brüdern, Ethan, den Sohn Kusajas, und mit ihnen ihre Brüder des andern Theils, nämlich: Sacharja, Ben, Jaasiel, Semiramoth, Jehiel, Unni, Eliab, Benaja, Maaseja, Mathithja, Elipheleja, Mikneja, Obed-Edom,

Jefel, die Thorhüter. Denn Heman, Assaph und Ethan waren Sänger mit ehernen Cymbeln, helle zu klingen; Sacharja aber, Jaasiel, Semiramoth, Jehiel, Unni, Eliab, Maaseja und Benaja mit Psaltern nachzusingen. Mathithja aber, Elipheleja, Mikneja, Obed-Edom, Jefel und Asasja mit Harfen von acht Saiten, ihnen vorzusingen. Chenauja aber, der Leviten Oberster, der Sangmeister, dass er sie unterweisete zu singen, denn er war verständig. Und Berechja und Elkana waren Thorhüter der Lade. Aber Sebanja, Josaphat, Nathanael, Amasai, Sacharja, Benaja und Elieser, die Priester, bliesen mit Trompeten vor der Lade Gottes, und Obed-Edom und Jefel waren Thorhüter derselben. Also gingen hin David und die Ältesten in Israel und die Obersten über die Tausende herauf zu holen die Lade des Bundes des Herrn aus dem Hause Obed-Edoms mit Freuden. Und David hatte einen leinenen Rock an, dazu alle Leviten, die die Lade trugen, und die Sänger und Chenanja, der Sangmeister, mit den Sängern. Also brachte das ganze Israel die Lade des Bundes des Herrn hinauf mit Jauchzen, Posaunen, Trompeten und hellen Cymbeln, mit Psaltern und Harfen." Als die Lade des Herrn an ihrem Orte angekommen war, „stellete David vor dieselbe etliche Leviten zu Dienern, dass sie preiseten, danketen und lobeten den Herrn, den Gott Israels, nämlich Assaph, den ersten, Sacharja, den anderen, Semiramoth, Jehiel, Mathithja, Eliab, Benaja, Obed-Edom und Jefel mit Psaltern und Harfen, Assaph aber mit hellen Cymbeln, Benaja aber und Jaasiel, die Priester, mit Trompeten allezeit vor der Lade des Bundes Gottes. Zu derselben Zeit bestellete David zum ersten dem Herrn zu danken, durch Assaph und seine Brüder." (I. Chron. 13, 15 u. 16.) Aus dieser Beschreibung ersehen wir also, dass Chenanja Vorsänger war, der die Melodien anzugeben und den Gesang zu leiten hatte, die Harfner sangen ihm nach, die Psalterspieler liessen die heilige Weise zum dritten Male ertönen, Heman, Assaph und Ethan aber hielten die Masse durch rhythmisch gemessene Cymbelschläge zusammen. Die Trompeten- und Posaunenbläser bildeten ein gesondertes und zwar höher gestelltes Chor; nicht Leviten, sondern Priester hatten vor der Lade des Bundes her in die Trompeten zu stossen. Sie füllten nur die Pausen des Gesanges und Saitenspiels durch den Schmetterklang ihrer Instrumente aus. Der König aber zog in freudig beflügelten, feierlichen Schritten voran, sich ergiessend nach Rhapsodenweise in begeisterten, improvisirten Psalmen, die er selbst auf der Harfe sich accompagnirte und womit er abwechselnd mit den Sängerchören der Leviten und den Trompetenchören der Priester sich hören liess. Wir haben keine Ahnung von der Art der bei diesem Feste aufgeführten Musik, aber das würdige und jubelvolle der ganzen hohen Feier ist nicht zu verkennen.

Die vorläufig getroffene Einrichtung des musikalischen Tempeldienstes, sowie der einstweilige Aufstellungsort der Bundeslade konnten

David auf die Dauer nicht genügen. „Siehe, sprach er zu dem Propheten Nathan, ich wohne in einem Cedernhause und die Lade des Bundes des Herrn ist unter den Teppichen.“ Und er fasste den Plan zum Tempelbau. Zugleich ward auch das Personal für den Tempeldienst zahlreicher bestellt. Aus den acht und dreissig tausend Leviten, die man zu dieser Zeit zählte, wählte er viertausend Lobsänger des Herrn mit Saitenspielen aus und sonderte sie ab zu Ämtern unter den Kindern Assaph, Heman und Jedithun (Ethan), die Propheten mit Harfen, Psaltern und Cymbeln, und sie wurden gezählet zum Werk nach ihrem Amt. Assaph, der bei dem Könige geweissaget (d. h. auf der Harfe gespielt) hatte, hatte vier Söhne, Jedithun sechs, die mit der Harfe weissageten (spielten), zu danken und zu loben den Herrn, Heman, der Schauer des Königs in den Worten Gottes, das Horn zu erheben, vierzehn. Sie waren alle unter ihren Vätern bereit zu singen im Hause des Herrn mit Cymbeln, Psaltern und Harfen nach dem Amt im Hause Gottes bei dem Könige. Und es war ihre Zahl, sammt ihren Brüdern, die im Gesang des Herrn gelehrt waren, allesammt Meister, zweihundert und acht und achtzig. Und sie warfen Loos über ihr Amt zugleich, dem Kleinsten wie dem Grössesten, dem Lehrer wie dem Schüler.“ (I. Chron. 23 u. 25.)

So wurden vier und zwanzig Ordnungen gebildet, deren jede aus einem Direktor, elf Meistern und hundert vier und fünfzig Schülern bestand. Die Oberdirigenten Assaph, Heman und Jedithun standen jeder dem Chore vor, den ihre Söhne als Unterdirektoren leiteten, wodurch die grosse Masse von viertausend Musikern wiederum in drei grosse Abtheilungen zerfiel. Bei besonders festlichen Gelegenheiten scheinen die Oberdirektoren in der Leitung des Gesanges abgewechselt zu haben. Alsdann stand Heman in der Mitte, Assaph zur Rechten und Jedithun zur Linken, jeder an der Spitze seines Chores. Oberster Sangmeister war der Levitenfürst Chenanja. Beim musikalischen Tempeldienst waren nur Männer beschäftigt, doch kam es vor, dass bei feierlichen Aufzügen paukenschlagende Jungfrauen sich inmitten des Sängerchors bewegten.

Unter Salomo's Regierung übertrifft die Pracht des Königshofes weitaus die früherer Tage. Der Ruf seiner Weisheit dringt in ferne Lande, fremde Fürsten suchen Bündnisse mit ihm zu schliessen, Handelsunternehmungen werden mit günstigem Erfolge durchgeführt, die Flotten von Ezion Geber bringen aus dem Lande Ophir Indiens Schätze heim, Silber wird vor der Menge des Goldes gering gehalten, der Thron des Königs ist ein Weltwunder, seine Gärten haben nicht ihres Gleichen. Trotzdem singt er zuletzt: „Ich schaffte mir Sänger und Sängerinnen, und Wollust der Menschen, allerlei Saitenspiel, und nahm zu über alle, die vor mir zu Jerusalem gewesen waren, auch blieb Weisheit bei mir. Und alles, was meine Augen wünschten, das liess ich ihnen und wehrete

meinem Herzen keine Freude. Da ich aber ansahe alle meine Werke und Mühe, siehe, da war alles eitel.“ (Pred. 2, 8—12.) Der von David bereits angeregte Tempelbau wurde von Salomo ausgeführt. Die Einweihung des neuen grossartigen Gebäudes gab zu ungewöhnlicher Prachtentfaltung Veranlassung und namentlich ward auch der musikalische Theil der Feier entsprechend geordnet. Als die Lade des Bundes an die für sie im Tempel bestimmte Stätte gebracht worden war, „sangen die Leviten alle, die unter Assaph, Heman und Jedithun waren und ihre Kinder und Brüder — angezogen mit Leinwand — mit Cymbeln, Psaltern und Harfen und standen gegen Morgen des Altars und bei ihnen hundert und zwanzig Priester, die mit Trompeten bliesen. Und es war, als wäre es Einer, der trompetete und sänge, als hörte man Eine Stimme zu loben und zu danken dem Herrn. Und da die Stimme sich erhob von den Trompeten, Cymbeln und andern Saitenspielen und von dem Loben des Herrn, dass er gütig ist und seine Barmherzigkeit ewig währet, da ward das Haus des Herrn erfüllet mit einer Wolke, dass die Priester nicht stehen konnten zu dienen vor der Wolke, denn die Herrlichkeit des Herrn erfüllete das Haus Gottes. (II. Chron. 5.) Der jüdische Geschichtsschreiber Josephus gibt ein Verzeichniss der vom Könige im Tempelschatze niedergelegten Geräthe, Kleidungen und Instrumente; darnach hatte Salomo anfertigen lassen: „Hohepriesterliche Kleidungen mit den langen Schulterkleidern, den Brustschilden und den Steinen tausend; priesterliche Kleidungen aus Byssus, nebst purpurnen Gürteln, zehntausend; von den Trompeten wie sie Moses angeordnet, zweihundert tausend, und zweihundert tausend Kleidungen aus Byssus für die levitischen Sänger. Musikalische für den Gesang erfundene Instrumente, welche Harfen und Cithern hiessen, liess er aus glänzendem Metalle vierzigtausend verfertigen. Dieses Alles liess Salomo zur Ehre Gottes, nichts schonend, sondern sich aller Freigebigkeit in der Ausschmückung des Tempels überlassend, mannigfaltig und prächtig bereiten und zu den Schätzen Gottes legen.“ Nach der von Salomo gesprochenen trefflichen Weiherede und seinem knieend dargebrachten inbrünstigen Gebete, nach welchem Feuer vom Himmel fiel und das Brandopfer und andere Opfer verzehrte und die Priester nicht das Haus des Herrn zu betreten vermochten, weil die Herrlichkeit des Herrn das Haus erfüllte, „standen die Priester in ihrer Hut und die Leviten mit den Saitenspielen des Herrn, die der König David hatte machen lassen, dem Herrn zu danken, dass seine Barmherzigkeit ewiglich währet, mit den Psalmen Davids durch ihre Hand, und die Priester bliesen Trompeten gegen ihnen, und das ganze Israel stand.“ (II. Chron. 7, 6.)

Die Zeit David's und Salomo's war die Blüthezeit der hebräischen Tempelmusik, aber auch die Blüthezeit der Macht und Grösse des Volkes und seiner Kulturpflege überhaupt. Nach Salomo's Tode erfolgte die verhängnissvolle Scheidung des Reiches in die Königreiche Israel und

Juda. Wie das zerbrochene Rohr, das den in die Hand sticht, der sich darauf zu stützen sucht, erscheint nun das nach Aussen geschwächte, im Innern durch häufige Unruhen zerrüttete Reich gefährlich eingeklemmt zwischen die rivalisirenden Grossmächte Assyrien und Ägypten. Wie es politisch nicht mehr zu widerstehen vermochte, so konnte es auch fernerhin den Einflüssen des Heidenthums eine energische Abwehr nicht mehr entgegensetzen. Die Könige, orientalischer Verweichlichung und Üppigkeit hingegeben, wurden Götzendiener und zwangen ihr Volk gewaltsam an die Altäre scheusslicher, von Menschenhand gemachter Bilder. Mühsam und oft vergebens kämpften die Propheten gegen den sinnlichen, demoralisirenden Kult der Aschera an. Dass unter solchen Verhältnissen neben andern edlen Sitten und Gebräuchen auch der Tempeldienst vernachlässigt wurde, die Tempelmusik ausartete, erscheint begreiflich. Wohl gelangten hie und da wieder fromme Könige zur Herrschaft, die dann mit allem Eifer sich die Herstellung der früheren Einrichtungen angelegen sein liessen, aber schon unter dem häufigen Wechsel zwischen Judenthum und Heidenthum mussten die Gemüther erschlaffen und Aberglauben und Unglauben immer festere Wurzeln fassen. Ein solcher frommer König war Josaphat, der, als er gegen die Kinder Moab und Ammon auszog, einen Theil der levitischen Sänger mitziehen hiess: „Und die Leviten aus den Kindern der Kahathiter und aus den Kindern der Korhiter machten sich auf zu loben den Herrn, den Gott Israels, mit grossem Geschrei gen Himmel. Und Josaphat unterweisete das Volk und stellete die Sänger dem Herrn, dass sie lobeten im heiligen Schmuck und vor den Gerüsteten herzogen und sprachen: Danket dem Herrn, denn seine Barmherzigkeit währet ewiglich.“ Und nach dem Siege „zogen sie gen Jerusalem ein mit Psaltern, Harfen und Trompeten zum Hause des Herrn.“ (II. Chron. 20.) Wiederum bestieg in Hiskias, dem Sohne des gottlosen Ahas, ein frommer und weiser König den Thron Judas. Sofort war er bemüht die alte religiöse Verfassung dem Volke zurückzugeben, den Tempel zu reinigen. Nun kam auch für die Tempelmusik wieder eine günstigere Zeit: „Hiskias stellete die Leviten im Hause des Herrn mit Cymbeln, Psaltern und Harfen, wie es David befohlen hatte, und Gad, der Schauer des Königs, und der Prophet Nathan; denn es war des Herrn Gebot durch seine Propheten. Und die Leviten standen mit den Saitenspielen Davids und die Priester mit den Trompeten. Und Hiskias hiess sie Brandopfer thun auf dem Altar. Und um die Zeit, da man anfing das Brandopfer, fing auch an der Gesang des Herrn, und die Trompeten und mancherlei Saitenspiele Davids, des Königs Israels. Und die ganze Gemeinde betete an, und der Gesang der Sänger und das Trompeten der Trompeter währete alles, bis das Brandopfer ausgerichtet war. Da nun das Brandopfer ausgerichtet war, beugte sich der König und alle, die bei ihm vorhanden waren,

und beteten an. Und der König sammt den Obersten hiess die Leviten den Herrn loben mit dem Gedichte Davids nnd Assaphs, des Schauers, und sie lobten mit Freuden und neigten sich und beteten an." (II. Chron. 29.) Eines solchen musikalischen Gottesdienstes geschieht nochmals zn den Zeiten des Königs Josias Erwähnung. (II. Chron. 35, 15.) Und als es endlich nach schwerer Trübsal den Resten des jüdischen Volkes gestattet war, aus der babylonischen Gefangenschaft in ihre verwüstete Heimath zurückzukehren, da wurden wieder Thorhüter, Sänger uud Leviten bestellt und es fanden sich noch zweihundert fünf und vierzig Sänger und Sängerinnen, darunter von den Kindern Assaphs hundert acht und vierzig. Der Gottesdienst war alsobald wieder eingeführt und Mathanja, ein Nachkomme Assapbs, der das Haupt war, Dank anzubeben und Balbukja, der andere unter seinen Brüdern und Abda, aus dem Stamme Jedithuns, wurden mit der musikalischen Leitung betraut. Und es war des Königs Gebot, dass die Sänger treulich handelten einen jeglichen Tag sein Gebühr. (Nehemia, 7, 9, 11.) Von grossem Interesse ist es auch, was Esra, 3, 10—13, und Nehemia 12, 27—47, von der mnsikaliscben Feier gelegentlich der Einweihung des neuen Tempels und der neu aufgeführten Mauern Jerusalems erzählen.

Wir haben vorstebend die meisten der in der heiligen Schrift befindlichen Notizen über die Mnsikpflege unter dem hebräischen Volke zusammengestellt. Sie sind vorwiegend historischen Inhalts und zeugen dafür, dass die Tonkunst einer seltenen Aufmerksamkeit sich erfreute. Mehr aber lässt sich daraus, wie wir schon oben sagten, nicbt folgern. Möglicb, dass sich kaum erkennbare Reste alten Gesanges unter dem Volke Israels selbst bis zum beutigen Tage erhalten haben. Der Gesang der in alle Welt zerstreuten Nation hat jedoch fast nichts Gemeinsames mehr, er ist in den verschiedenen Ländern ein durcbaus abweichender. Es dürfte also geradezu unmöglich sein, zu bestimmen, welche Gesangsweise heutiger Judengemeinden der origiualen am nächsten kommt. Sehr wahrscheinlich ist es, dass alte Psalmenmelodien sich in die christliche Kirche herüber retteten, aber auch diese mögen wohl kaum aufzufinden sein. Selbst über die oft in der Bibel genannten Instrumente und dereu Gebrauch und Einrichtung sind wir ziemlich im Unklaren. Die Angaben darüber sind ungenau, nicbt selten widersprechend. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, dass die bei den Juden (die sich nie die Erfindung eines Instruments zueignen, wie sie denn überhaupt kein erfindungsreiches Volk waren) gebränchlichen und beliebten Instrumente ganz dieselbeu waren, wie sie auch die anderen Völker des Alterthums besassen, nur mit geringen Abänderungen und Verbesserungen. Ganz irrig sind übrigens die auf unrichtiger Übersetzung beruhenden Meinungen von einer allzu zahlreichen Besetzung der Tempelmusik. Sind die Nachricbten über die Musik der Alten

überhaupt mit Vorsicht aufzunehmen, so ist bei den Mittheilungen über die Musik der Hebräer ganz besonderes Misstrauen nöthig, denn hunderte von berufenen und unberufenen Schriftstellern waren von jeher bemüht, ihr die fabelhaftesten Vorzüge anzudichten und ihr eine Vollkommenheit beizulegen, die sie nie besessen hat, nie besessen haben kann. Sie sangen, wie heute noch die Völker Afrika's und Asien's, nur einstimmig, wussten aber dadurch eine Abwechslung in ihren Gesang zu bringen, dass sie Chöre von Frauen, Jünglingen, Männern und Greisen unterschieden, die bald gesondert, bald zusammen sangen. (Ps. 20, 21, 29.) Möglich auch, dass die tieferen Stimmen dieselbe Melodie in einem andern Ton, z. B. in der Unterquart, vortrugen. Die Weisen, deren es voraussichtlich nicht sehr viele gab, waren jedenfalls sehr einfach, ja eintönig, wie sie jetzt noch die Orientalen besonders lieben. Immerhin mag man auf schöne Stimmen, eine deutliche Aussprache, eine charakteristische Modulation gesehen haben. Heute noch wissen arabische Sänger künstlicher Geberden beim Gesange sich so geschickt zu bedienen, dass man auch ohne Kenntniss der Sprache den Inhalt ihrer Lieder errathen kann. Die Instrumente, die ja nicht ausgebildet genug waren und nur wenige Töne gaben, also der Stimme nicht vollständig folgen konnten, dienten wohl nur dazu, den Rhythmus schärfer zu markiren, wie die Castagnetten, Sistren, Triangeln, oder sie gaben dem Gesange einen eintönigen Hintergrund, wie die Pauken und Trommeln, die nur mit der Hand oder einem Klöppel geschlagen wurden und einen sanften, dumpfen Ton hatten, weshalb man sie ja nicht mit unsern Trommeln verwechseln darf. Als kriegerische Instrumente gebrauchten die Hebräer die Pauken und Trommeln nicht. Die Trompeten, Hörner, Posaunen und Harfen verfügten ebenfalls nur über einzelne Töne und konnten also nur bei gewissen Stellen des Gesanges einfallen und hier allerdings wäre eine Art harmonischer Wirkung denkbar. Die Flöten, die einzigen Instrumente, die im Stande waren, eine ganze Melodie wiederzugeben, wurden nur im Hause benützt. Sie dienten als Unterstützung der Trauergesänge, sie wurden gebraucht, um der Liebesklage mehr Ausdruck zu verleihen; unter ihren anregenden Tönen zog man hinauf zur Feststadt Jerusalem. Alle Instrumente waren übrigens in zahlreichen Varianten vorhanden, und dasselbe Instrument konnte ein durchaus anderes sein, je nachdem es religiösen oder weltlichen Zwecken oder zum Ausdruck der Freude oder Trauer dienen sollte. Wir erinnern nur an die zahlreichen Gattungen von Flöten und Harfen u. s. w., deren man sich im Alterthum bediente [6]).

---

[6]) Über die Instrumente der Hebräer siehe A. Fr. Pfeiffer: Über die Musik der alten Hebräer. Erlangen 1779 und Ambros I., 204.

§. 8. Von der Musik der Griechen.

Im Oriente war eine uralte Bildung in beengenden Schranken, die Kastenzwang und Despotismus festgestellt hatten, allmälig erstarrt. Unter dem heitern Himmel Hellas entwickelte sich im Streben nach bürgerlicher Freiheit und in siegreichen Kämpfen gegen äussere Feinde das Leben zu naturgemässer Schönheit, getragen von jugendlicher Kraft und edler Gesittung, geordnet durch scharfen Verstand und weise Mässigung, verherrlicht und verklärt durch die Künste. Auf dem gesegneten Boden Griechenlands und unter seinen begnadeten Bewohnern sollten sie die Reife erlangen, die von der Nachwelt theils nicht mehr übertroffen wurde, oder die sie doch befähigt zu weiterem Ausbau durch kommende Geschlechter erscheinen liessen.

Die Musik des Christenthums lieh von der der Hebräer den frommen, heiligen Inhalt, von der der Griechen Form, Gestalt und Schönheit. Wir müssen deshalb, ehe wir nun zur Entwickelungsgeschichte der christlichen Musik übergehen, noch einen Blick auf die Kunstzustände Griechenlands und Roms, wo ja das Christenthum zunächst auch Wurzel schlug, werfen. Kein anderes Volk des Alterthums bethätigt eine ähnliche wunderbare Vielseitigkeit auf allen Gebieten der Kunst, wie das griechische. Alle Künste werden von ihm mit solch überraschend günstigem Erfolge geübt und gepflegt, gelangen unter der milden Zone und bei dem angebornen Schönheitssinne dieser Nation zu solcher Vollendung, erscheinen hier mit einem so wunderbaren Hauche idealer Verklärung erfüllt und umgeben, dass für alle nachfolgenden Zeiten griechische Kunst die Schule der Künste geblieben ist. Die Griechen sind nicht die Erfinder der schönen Künste; was sie besassen, hatten sie sich von anderen Völkern angeeignet; dagegen sind sie als Veredler dessen, was sie vorfanden, um so höher zu schätzen. Unter ihrer Berührung und Pflege wurde das Alte neu, das Gewöhnliche erhaben, das Unschöne schön, das Bizarre und Ungeheuerliche maassvoll. Ein Volk, mit solchem Sinne für das Schöne begabt, dessen Sprache schon reiner Wohllaut, dessen erste Lebensbedingung geregeltes Maass war, konnte den Reizen der Tonkunst nicht kalte Gleichgültigkeit entgegensetzen. Alle Schriftsteller der Griechen sind einig im Preise und in der Werthschätzung der Musik, der sie die nächste Stelle neben der Poesie einräumen, die sie mit allen übrigen Künsten auf gleiche Stufe stellen. Bei den Griechen wird die Musik zum ersten Male Selbstzweck. Sie wird nicht mehr allein geübt, um die Bewegungen des Tanzes zu regeln, um der religiösen Feier, dem Festjubel höhern Ausdruck zu geben, sondern um ihrer selbst willen, weil sie eine Göttergabe und eine Göttersache, der Schützling Euterpens und Polyhymniens, weil sie etwas Schönes ist. Die Tonkunst ist hier bei den freigeborenen Bewohnern eines gesegneten Landes nicht mehr eine von Sklaven und Miethlingen ausschliesslich betriebene, von den Freien oft verächtlich und geringschätzig behandelte Kunst, sie hat jetzt nicht mehr eine blos kulturhistorische

Bedeutung, sondern sie, die von Jedermann geübte und geliebte, erlebt nun eine selbstständige kunstgeschichtliche Entwickelung. Zahlreiche Namen griechischer Meister sind uns aufbehalten; es ist bekannt, welchen wichtigen Einfluss man der Musik auf die Bildung und Erziehung der männlichen Jugend beimaass; man stellte eigene Gebäude (Tonhallen) für Musikaufführungen her (das von Perikles erbaute Odeion in Athen, die von Theodoros von Samos aufgeführte Skias in Sparta); man veranstaltete musikalische Wettkämpfe, die den Künstlern Gelegenheit gaben, sich auszuzeichnen und mit ebenbürtigen Genossen um die Siegespalme zu ringen, dem Hörer, Geschmack und Einsicht zu läutern und zu bilden. Die beiden Faktoren jeglichen Kunstgenusses, der darbietende Künstler und der geniessende Empfänger, vermochten sich so gegenseitig zu fördern. Apoll, der Nationalgott, dessen Symbol die Lyra war, wurde Beschützer und Vorbild aller Kitharoden. Er, der Führer der Musen, deren Gesang er begleitete, verherrlichte durch sein Spiel die Mahle der Götter, belebte den Tanz der Horen und Charitinnen. Die ihm zu Ehren in Delphi und Delos gefeierten Spiele waren recht eigentlich Musikfeste für Griechenland. Auch der Nationalheros Herkules, in der Tonkunst von Linus, dem Sohne Apoll's, unterrichtet, wusste die Lyra zu spielen; zu den Hochzeitsfeierlichkeiten der Heroen kamen mit den Göttern die neun der Künste kundigen Jungfrauen; bei Achill's Tode, des Meisters in den Waffen, aber auch im Spiel und Gesang, erscholl ihre rührende Wehklage [7].

Die Musikgeschichte Griechenlands theilt sich in drei Epochen. Die erste umfasst den Raum von den Urzeiten bis zur dorischen Wanderung (um 1000 v. Chr.). Die Musikzustände finden sich da auf derselben Stufe, wie bei allen übrigen Völkern des Alterthums [8]. Die zweite Epoche (1000—450 v. Chr.) reicht von der dorischen Wanderung bis zu dem peloponnesischen Kriege. Im engsten Verbande mit der Poesie sehen wir die Musik bereits in steter Entwicklung begriffen. Musikalische Wettkämpfe kommen in Aufnahme, Chöre und Tänze neuer Art feiern die Götteropfer und wichtigen Nationalfeste. Schon nennt die Kunstgeschichte eine Reihe grosser Künstlernamen, neue Tonarten und Rhythmen, sowie vervollkommnete Instrumente kommen in

[7]) Neben Apoll ward als zweiter Führer der Musen Dionysos, der Gott der heftigst aufgeregten Begeisterung, der schallenden, rauschenden Musik der Flöten und Pauken, des Dithyrambus, der heitern Komödie und hochernsten Tragödie verehrt. Bekannt ist es, dass die Bacchen beim Scheine lodernder Fackeln und dem lärmenden Schalle von Pauken, Pfeifen, Hörnern nnd Cymbeln nächtlicher Weile durch die Haine tobten. Die neckische Zunft der Satyre vertritt die bäuerisch ländliche Musik.

[8]) Aus dieser ersten Epoche werden neben den musikübenden Göttern und Halbgöttern folgende Künstlernamen genannt: Orpheus, Thamyris, Linos, Jalemos, Hymenäos, Musäos, Pamphos, Eumolpos; auch der Sänger Homer gehört in diese Zeit.

Uebung. Immer aber behält die Musik noch ihre grossartig einfache ernst-religiöse aber auch strenge und schmucklose Weise. Erst in der dritten Epoche erfährt sie eine durchgreifende Veränderung. Es gelingt ihr, sich von der Poesie abzulösen; eine neue Tonlehre verdrängt die frühere, rein mathematische; die vorige Einfachheit verschwindet unter dem prunkenden Luxus niegesehener Virtuosenkünste. Einsichtsvolle Männer beklagen ihre offenbare Entartung und wünschen die Zeiten der gediegenen alten Kunst zurück, doch hat auch die neue Richtung unter den berühmten Schriftstellern dieser Tage begeisterte Lobredner. In diesem Zustande geht die Musik an die Römer über.

Es wird nöthig sein, hier noch eine kurze Bemerkung über das eigentliche Wesen der griechischen Musik zu geben, denn so sehr wir die Fortschritte musikalischer Kunst bei diesem Volke auch bewundern müssen, so war doch die griechische Kunstübung wesentlich von der unsrigen verschieden. Alle griechische Musik war, wie alle Musik des Alterthums, nur einstimmig, kannte weder Harmonie noch Vielstimmigkeit. „Während die Musik uns heute ein romantisches Wunderreich erschliesst ohne Anfang und Ende, während in uns bei ihren verwehenden Klängen ungeahnte, auf keine andere Weise zu erzeugende Gefühle und Empfindungen wach gerufen werden, war sie den Griechen zunächst nur ein Mittel, dem Dichterwerk schärferen und eindringlicheren Ausdruck zu geben. Nicht in hinströmenden entzückenden Melodien ergoss sich ihr Gesang, aber die Ode, die Hymne, die dramatische Scene, die mit poetischen Zuthaten reich ausgeschmückten epischen Dichtungen aus der Götter- und Heldensage gewannen durch die zum Gesangstone gesteigerte in wenigen Tönen sich bewegende Rezitation jenen begeisternden Schwung, dessen Eindruck das entzündbare Volk sich so gerne hingab." Die Gesänge waren immer von der Lyra (Kithara oder Phorminx) begleitet. In der Regel hatte diese 4 Saiten, die in Grundton, Quarte, Quinte und Octav gestimmt waren; doch gab es auch drei-, fünf-, sieben- und neunsaitige Lyren. Man darf sich bei so unvollkommenen Instrumenten nicht ein Gesangsaccompagnement, wie wir es heute zu hören gewohnt sind, aus Accorden und Harmonien bestehend, denken. Der Sänger konnte sich mit einer Kithara höchstens vor dem Beginne seines Vortrages den Ton angeben und bei den Einschnitten der Rede einige Accente anbringen, die Stimme selbst, wie es auch für den Vortrag epischer Poesien allein geeignet erscheint, erklang ohne jedes weitere Accompagnement.

Die Musik war den Griechen eine von den Göttern gegebene Kunst; Apoll ebenso der Gott der prophetischen wie musikalischen Begeisterung. Kaum geboren, zerreisst er die Windeln und goldenen Bänder, in die ihn die sorgenden Göttinnen gehüllt, ihnen zurufend: „Mir soll werth sein die Kithara und werth der gekrümmte Bogen und verkünden will ich den Menschen des Zeus untrüglichen Willen!" Als er seine erste der Welt Heil bringende That vollbracht, und die finstre Nachtgeburt,

den Phyton, mit seinen Pfeilen erlegt, da erscholl der erste Siegesgesang, und seitdem wurden in Delphos zum Andenken an des Gottes Sieg durch Jahrhunderte wiederkehrend die pythischen Spiele mit Gesang und Kitharspiel festlich begangen. Die göttliche Abstammung der Kunst beweisen ihre Wirkungen, die Ehrfurcht, mit der man sie aufnahm und pflegte. Gegenüber der von den Göttern gegebenen legen, als des Orpheus Lyra und Gesang ertönt, die Raubthiere ihre Wildheit, die Gewalten der Unterwelt ihre finstern Schrecken ab. Von Zeus selbst wird in des Dichters Wort der begeisternde Funke gelegt, weshalb der Sänger nie um seines Liedes Inhalt getadelt werden darf. In das Horchen auf den Gesang setzt der Achäer die höchste Lust seines Lebens. Dagegen soll aber auch die Dichtung störungslos auf das Gemüth wirken. Sobald sie an Alkinous Tafel durch ihren Inhalt den Odysseus aufregt, statt heiterer Stimmung gramvolle Erinnerungen wachruft, wird sie als ihren Zweck verfehlend unterbrochen. Der griechische Held ging stille in die Schlacht, es den Barbaren überlassend, durch Geschrei sich zum Kampfe zu ermuthigen. Der Päan ertönte zumeist bei Sühnopfern oder Leichenfeierlichkeiten und auch da nur aus dem Munde weniger Jünglinge. Als Schlachtgesang war er vor grösserer Ausbildung des Gesanges kaum üblich und auch dann nicht zur Anreizung, sondern als Gebet. Bei keinem Mahle störte den sanften aus milder Begeisterung fliessenden Gesang der Kitharoden das rohe Einstimmen der Masse. Die Kunst des Gesanges war bei den Griechen das Geschäft der Sänger von Beruf, sie war gleichsam in den Geschlechtern erblich. Aber die Sänger waren dabei nicht wie bei anderen Völkern des Alterthums geringe geachtete Handlanger des Vergnügens, sondern die willkommenen Begleiter und würdigen Gefährten der Helden, die hochgeachteten Hausgenossen und treuen, bewährten Freunde der Könige und angesehensten Einwohner des Landes [9]).

Die Musik gesellte sich auch bei den Griechen zunächst dem Kultus; dann erst wurde sie die theilnehmende Freundin der Menschen. Der Hirt auf der Trift, der Schnitter und der Winzer auf dem Felde, die Frauen beim Webstuhle, die Sclavinnen an den Handmühlen sangen sich zur Erheiterung und Anregung kunstlose, einfache, vom natürlichen Tonsinn eingegebene Liedchen. Wir wissen, dass schon die ältesten Griechen die Linosklage (Ailine) kannten, die beim Kornschneiden, bei der Weinlese angestimmt wurde. Aehnliche Klagelieder waren der Jalemos, der Skephros (zur Zeit der Hochsommerhitze gesungen), der Threnos (ein

---

[9]) Unter den Sängern müssen wir uns die weisen und klugen Männer jener Zeit denken, deren herzerfreuender Gesang Göttern und Menschen angenehm war. „Desshalb sollen sie auch, wie Odysseus zu Demodokos sagt, von allen erdbewohnenden Menschen mit Achtung und Ehrfurcht aufgenommen werden, weil die Muse sie den edlen Gesang gelehrt hat.“

Trauergesang, von einem neben der Leiche sitzenden Sänger rezitirt, während Klagefrauen Seufzer und Weherufe hören liessen). Diesen Liedern entgegen standen die Gesänge froher Lust, die Päane, mutherweckend bei Gefahren oder jubelnde Siegeslieder; die Frühlingspäane, der frohe Hymenäos, der Schwarmgesang (Komos). Wenn nämlich bei heiteren Mahlen die Lust sich zu ausgelassener Fröhlichkeit gesteigert, wenn Musik, Gesang und anderer Zeitvertreib sie belebt und verlängert hatten und endlich die Ordnung gelöst war, dann pflegten wohl die halbberauschten Gäste in ungeregelten Schaaren durch die Strassen der Stadt und vor die Häuser geliebter Mädchen zu ziehen, um das „Klagelied vor der Thüre“ zu singen. Der Komos ward von Flöten, dem Instrumente der Hirten, der Chorreigen, der sich bei Festen und Mahlen zu bilden pflegte und wohl auch in einen Grotesktanz überging, von einem die Lyra spielenden Sänger angeführt.

Der Sage nach soll den Griechen die Kunst des Gesanges aus dem rauhen Thrakien durch Orpheus und Thamyris zugekommen sein. Andere Thatsachen sprechen dafür, dass sie aus Asien eingewandert ist. Olen, der berühmte Sänger von Delos, war ein Lykier; Chrysothemis, der ruhmgekrönte Kitharode von Delphis, ein Kreter, ebenso Thaletas; Terpanter und Arion stammten aus Lesbos, Olympos aus Phrygien.

Ein wesentlicher Umschwung trat, wie in den politischen und allen sonstigen Kulturverhältnissen, auch in den musikalischen um das Jahr 1000 v. Chr, nach der sogenannten dorischen Wanderung, dieser Völkerwanderung im Kleinen, ein. Thessalische, arnäische und dorische Stämme drängten südwärts, so dass Böotien und der Peloponnes von ihnen überschwemmt, die früheren Bewohner dieser Gegenden theils unterdrückt, theils vertrieben wurden. Nur Attika blieb frei, den flüchtigen Pelasgern, so lange das Land im Stande war, sie aufzunehmen, eine Zufluchtsstätte bietend. Als die Überfüllung zu gross wurde, mussten die Einwanderer auf den Inseln und der kleinasiatischen Küste ein Unterkommen suchen. Seit dieser Zeit, in der sich die vorher verschiedenen Elemente der Nation zu ganz neuen Kombinationen vermischt hatten, theilten sich die Griechen in drei Hauptstämme: die Jonier, Dorer und Äolier und offenbart sich in Leben, Sitte und Kunst ein zeitweiliges Überwiegen bald des jonischen, bald des dorischen Einflusses. Auf das Gesangsleben, das nicht wie bei spätern ähnlichen weltgeschichtlichen Ereignissen vernichtet wurde, sondern vielmehr neu auflebte, hatte die stattgehabte Umwälzung zunächst den Einfluss, dass die einzelnen Stämme, in denen die Pflege der Kunst nach wie vor auf gewisse Sängerfamilien oder Gilden beschränkt blieb, sobald sie einmal zur Ruhe gekommen waren, die Musik selbstständig zu entwickeln strebten. Von solchen Sängerfamilien, die zeitweise das ganze Land durchzogen, ihre besondern Vortragsweisen und bestimmten Dichtungen hatten, in denen sie glänzten, kennen wir die Kreophyliden auf Samos, die

Euniden in Athen (die Kitharoden bei den Festzügen), die Homeriden auf Chios.

Die griechische Götterwelt war ein ideales Abbild des hellenischen Volkslebens. Was gross und schön in diesem war, wurde verherrlicht und geheiligt durch die vaterländischen Götter, an denen man liebevoll hing. Darum bildete auch der Götterdienst den Mittelpunkt aller Kulturbestrebungen. Zu bestimmten Zeiten versammelten sich an gewissen Orten zu freudenreichen, von allen Künsten geschmückten gemeinsamen Opferfesten alle Stämme der Griechen. Jeder Stamm besass seine heimischen Kitharoden, die im Wettstreite das Lob der Götter sangen. Begeistert von den schwungvoll vorgetragenen Hymnen der Sänger begann allmälig das Volk sich einzumischen, mit Aus- und Anrufungen, mit Antworten, endlich mit Chorliedern, und bald ward es Sitte, dass die einzelnen Städte ihre Chöre mitbrachten, um sie vor dem Altare im Gesang und Tanz unter einander sich messen zu lassen. Alle Feste der Griechen hatten einen religiösen und politischen Hintergrund. Ihr Kultus repräsentirte die Vereinigung von Staat und Religion am unmittelbarsten. Grössere Opfer, woran Alles Theil nahm, wurden den Göttern nur für das Wohl und Gedeihen des Gemeinwesens dargebracht. Da jeder Bewohner des Landes nur als Bürger galt, alle Tugenden sich nur auf die Verherrlichung des Vaterlandes bezogen, so war es gleichsam für alle Griechen eine Ehrensache, den grossen Opferfesten beizuwohnen. Eine so bedeutende Zahl von Theilnehmern nöthigte dazu, den Zug zum Tempel feierlich zu ordnen. Den geschmückten Opferthieren folgten die Priester, die Träger der Opfergeräthschaften, die Staatsbeamten mit den Zeichen ihrer Würde, die Ritter entweder im Waffenschmuck zu Ross oder weiss gekleidet mit Palmzweigen in der Hand, endlich die Männer und Greise. Während des Zuges erschallten aus den verschiedenen Abtheilungen abwechselnd feierliche Prosodien. Hatte er sich um den Altar, auf dem das Opfer emporloderte, geordnet, so ertönten von der Kithara begleitet die Gesänge der Hymnoden, die vollen Chöre der Männer, der Jünglinge und Jungfrauen, die Tanzenden bewegten sich in ernsten Reigen um ihn her. War es eine mythische That des Gottes, an welche sich das Fest knüpfte, so versuchte der Tanz sie mimisch darzustellen. Bei den pythischen Spielen veranschaulichte er den Drachenkampf Apolls. Dem feierlichen Opfer folgten die Wettgesänge der Kitharoden, die Vorträge der Rhapsoden, die Wettkämpfe jeder Art; Männer aus allen Gauen rangen Angesichts der Götter um den Preis in Körperkraft und Gewandtheit, im Wettlauf und Ringen, in allen musischen Künsten. So gaben diese Spiele den Hellenen Gelegenheit Körper und Geist harmonisch zu entwickeln, die Ehrfurcht vor den Göttern, die Liebe zum Vaterlande zu bethätigen. Durch sie wurde der Nationalstolz geweckt und gepflegt und ein Volk gross gezogen, das sich über alle anderen Völker des Alterthums weit emporheben

konnte. Opfer- und Nationalfeste, verbunden mit musischen Wettkämpfen, waren den Griechen bald unentbehrliche und untrennbare Dinge. Daher die vielen öffentlichen Spiele, die sowohl das ganze Volk, als die einzelnen Stämme veranstalteten. Die berühmtesten derselben waren die alle vier Jahre seit 776 v. Chr. am Alpheios zu Olympia gefeierten, ursprünglich aus einem Zeusopfer der Eleer und Sparter, denen sich allmälig die übrigen Griechen anschlossen, hervorgegangen. Diese olympischen Spiele waren zunächst gymnastische. Dem anfänglichen Wettlaufe gesellte sich (708) das Ringen, der Sprung, der Diskoswurf, das Werfen des Speers, der Faustkampf, (680) das Wagenrennen, (648) das Wettreiten, die Verbindung des Faust- und Ringkampfes (Pankration). Erst später schlossen sich diesen gymnastischen Kämpfen musische an. In der 91. Olympiade (416) rangen Xenokles und Euripides um den Preis der Dichtkunst, in der 96sten waren Timäos von Elis, ein berühmter Trompeter, und Krates von Elis auf dem Horne Sieger. In drei Olympiaden siegte Archias von Hybla, in zehn folgenden (seit 300) der Herkules aller Trompeter, Herodoros von Megara. Er trug ein Löwenfell über die Schultern geworfen, schlief auf einer Bärenhaut, hatte einen Appetit wie sein Vorbild, der grosse Alcide, und einen Durst wie ihn die heutigen Trompeter noch haben. Er konnte zugleich zwei Trompeten so gewaltig blasen, dass man ihn nur in einiger Entfernung anzuhören vermochte. Er war wohl ein besserer Signal- als feiner Solobläser. Es war Gebrauch, dass zum Wettrennen zu Rosse Trompeten, zum Wagenrennen und zum Faustkampfe Flöten geblasen wurden. Als seit 632 auch Knabenkämpfe im Laufen, Ringen und (s. 616) im Faustkampfe stattfanden, sandten die Städte eingeübte Knabenchöre.

Den olympischen standen seit 586 v. Chr. die vorwiegend musischen pythischen Spiele, dem Musengott Apollo geweiht, entgegen, die anfangs alle acht, dann alle vier Jahre zu Delphoe gehalten wurden. Obwohl später auch Wettfahren und Wettreiten mit ihnen verbunden wurden, so blieb doch die musische Darstellung des Drachenkampfes das bleibende Thema derselben. Das Gottes-Instrument, die Kithara, stand bei diesen Festen in hohem Ansehen, berühmt waren aber auch die pythischen Flötenbläser. Bei dem ersten delphischen Spiele siegte der Kitharode Melampus von Kephallonia, bei demselben und zwei folgenden der Flötenspieler Sakadas von Argos, im Gesange zur Flöte, der Aulodie, Echembrotos aus Arkadien. Die meisten Siege (6) trug der Flötenbläser Pythokritos von Sikyon davon. Solchen Siegern widmeten wohl auch die Dichter schwungvolle Oden, so Pindar dem Midas von Agrigent.

Ähnlich, aber weniger bedeutungsvoll waren die nemeischen und isthmischen Spiele, die Feste zu Sikyon, die Eleusinien, die Feste der Aphrodite zu Salamis auf Kypros, und die des Apolls und seiner Schwester Artemis bei dem Heiligthume zu Klaros, sowie die grossen

Opferfeste, die in Böotien an den Abhängen des Helikon, in Jonien zu Thespiä, Orisomenos und auf der Insel Delos gefeiert wurden. Über diese Lokalfeste erhoben sich die von den Spartern dem Apoll zu Ehren im Monat August unter dem Namen der Karneen veranstalteten grösseren Feste und die musikalischen Wettkämpfe zu Athen, die mit den Panathenäen verbunden waren, für welche Perikles zu Ende des 5. Jahrh. das Odeion hatte bauen lassen.

Allmälig bildete sich in der Vortragsweise der Sänger ein wesentlicher Unterschied heraus und man theilte sie endlich in Aöden, deren von der Kithara unterstützter Vortrag mehr dem Gesange sich näherte und in Rhapsoden, die, vorzugsweise Homerische Dichtungen vortragend, kein Instrument anwandten, mehr deklamirten als sangen und es in dieser Kunst bald bis zu wirklich dramatischem Ausdrucke brachten. Durch sie wurde der bisherige innige Verband von Musik und Poesie, der in kommenden Zeiten fast ganz gelöst werden sollte, bereits merklich gelockert und nun begann auch das Instrumentenspiel, obwohl es noch lange nicht als eine dem Gesange ebenbürtige Kunst betrachtet wurde, sich selbstständig zu entwickeln. Sakadas von Argos versuchte es Liedermelodien auf der Flöte zu spielen, Aristonikos von Chios unternahm Gleiches auf der Kithara. Die Flöte, vorzugsweise das Instrument der Klage und Trauer, ward auch beim Opfer, bei Gastmahlen, selbst beim lustigen Komos geblasen. Flötenspielerinnen, durch Schönheit und Anmuth ausgezeichnet, gab es schon im 7. Jahrh. Die Kithara blieb noch immer das Instrument des Festes und der hohen Feierlichkeiten.

Seit dem 7. Jahrh. gewinnt auch die Poesie neue Formen. Mimnermos von Kolophon (um 630 v. Chr.) besang die von ihm geliebte Flötenbläserin Nonno in einer erotischen, vielgepriesenen Elegie. Diese Gattung von Poesie bildete den Übergang von der ernsten erzählenden, epischen Dichtung zum Gefühlsausdrucke der spätern Lyrik. Die Elegie wurde immer unter Flötenbegleitung gesungen. Archilos von Paros (um 688) bediente sich für seine Satyren zuerst der jambischen Verse, die theils declamirt, theils gesungen, stets mit der Jambyke oder dem Klepsiambos (beides orientalische Instrumente) accompagnirt wurden. Zu gleicher Zeit begann man auch jene Gesänge bacchischer Begeisterung zu verfassen und zu singen, die dem Dionysos, dem Geber des Weines, der Lust und des Jubels, zugleich dem Gotte dunkler, geheimnissvoller Mysterien galten und Dithyramben hiessen. Auch sie wurden von Flöten begleitet.

Bisher hatte sich die Kunst in gewissen Familien fortgeerbt, deren jede den Schatz der ihr anvertrauten Hymnen und Chorgesänge heilig hielt und in ihrem Kreise bewahrte. Auch die verschiedenen Stämme suchten ihre eigenartigen Gesänge rein zu erhalten und Fremdes abzuwehren. Kamen nun zu den grossen Spielen alle Völker Griechenlands

zusammen, so konnte man an der Ausführung der Gesänge, an Tonweise und Tonart sofort Jonier, Dorier, Äolier, Phrygier, Lydier u. s. w. unterscheiden. Bei der durch solche Veranlassungen aber unabweisbaren allgemeinen Annäherung der verschiedenen Stämme musste es endlich dahin kommen, dass ein begabter Mann auf den Gedanken gerieth, das Verschiedenartige zu sammeln, es nach seinen Eigenheiten zu vergleichen, zu regeln, neue Resultate zu gewinnen, das Geheimgehaltene zu ergründen, das Werthvolle zum Gemeingute zu machen. Dieser Mann fand sich in dem berühmten Kitharoden Terpander von Antissa auf Lesbos. Diese gesang- und kunstreiche, unfern der Küste Asiens gelegene Insel, war für die Musik Griechenlands in Wahrheit ein Stapelplatz. Hier trafen die Eigenthümlichkeiten zweier Erdtheile zusammen, von Asien (Lydien) her wirkte die feine Sinnlichkeit und üppige Lebenslust, von Griechenland der Kultus des Schönen und die würdevolle Erhabenheit der mit Liebe und Begeisterung gehegten musischen Künste. Terpander wusste diese günstigen ihm durch seine Heimath schon gebotenen Einflüsse noch zu steigern und Geist und Erkenntniss in seltener Weise zu bereichern durch weite von ihm in alle Kulturländer der alten Welt unternommene Reisen. Mit klaren Blicken wollte er selbst sehen, lernen und sammeln. So ward er ein Dichter und Künstler, wie seine Zeit einen zweiten nicht aufzuweisen hatte. Er, in welchem wir den eigentlichen Schöpfer und Begründer der griechischen Musik erkennen müssen, erweiterte sein Instrument, indem er den ursprünglichen vier Saiten noch drei andere hinzufügte; er erfand neue Weisen (Nomen, Gesetze, Töne); er suchte mit emsigem Bienenfleisse allenthalben zusammenzulesen, was im Kunst- und Volksgesange auf Beachtung und Aufbewahrung Anspruch machen konnte, sichtete, ordnete es und schrieb es nieder. Endlich nun hatte man Zeichen gefunden, die nothdürftig eine Melodie festhalten, sie vor Entstellung oder vor völligem Vergessenwerden zu bewahren vermochten. Nun gewann die griechische Musik eine festere Gestalt und einen Schatz gesicherter Weisen. „Die Alten“, sagt Plutarch, „durften von nun an nicht so ohne Weiteres Kitharodien machen, noch durften sie mit Harmonien und Rhythmen frei schalten, denn jede Melodie hatte ihren eigenen Umfang. Desswegen hiess man sie auch Nomen, weil in jeder Gattung derselben von der im Gesetze einmal bestimmten Weise nicht abgegangen werden durfte.“ Terpanders Ruhm durchdrang ganz Hellas. Er war zu wiederholten Malen Sieger bei den Karneen, wie bei den pythischen Spielen, besonders aber hatte seine ernste, männliche, erhabene Weise den nachhaltigsten Erfolg bei den musikliebenden Einwohnern Spartas. Der Ton schlichter, tiefer Frömmigkeit, den seine Gesänge athmeten, verfehlte seine Wirkung auf die schlichten, ernsten Männer nie. Seine Chorlieder sang schon die Jugend, sie wurden die stehenden Fest- und Opferhymnen, seine Lyra wurde Normalinstrument. Das durch äussere

Feinde und innere Zwietracht gefährdete Sparta hatte zufolge eines Orakelspruches 644 die Kithara Terpanders und den Berather Tyrtäos aus Aphidnä in Attika von Athen berufen. Der Eindruck, den Terpanders ergreifender Gesang, wohl auch seine zur Eintracht und Ausdauer auffordernde Rede, machte, war ein gewaltiger. Die harten Männer Spartas wurden zu Thränen durch ihn gerührt, die bisherigen Gegner zur Versöhnung bewogen, die Uneinigen und Unentschlossenen ermuthigt, dem Feinde kräftigen und beharrlichen Widerstand entgegen zu setzen. Unter dem Gesange der von der siebensaitigen Kithara begleiteten Hymnen Terpanders zogen von nun an die Spartaner in den Kampf. Es erscheint eigenthümlich, dass gerade in dem Staate Griechenlands, der unter Lykurgs eisernem Gesetze stand, die Tonkunst so erfreulich gedieh, dass der Stamm, welcher sonst äusserste Abhärtung und Enthaltsamkeit anstrebte, eine so schöne Hingabe an die Musik bethätigte, dass sie als Staatssache betrachtet und über ihre Reinhaltung mit ernstem Eifer gewacht wurde. Als Sparta um 620 v. Chr. durch das Hereinbrechen einer verheerenden Pest abermals in grosse Noth gerieth, ward wieder ein Sänger herbeigerufen, Thaletas von Gortyn auf Kreta, — dem alten ehrwürdigen Stammsitze heiliger Poesie und Musik, — dessen feierliche Päane, dessen Hyporcheme (kretische Chöre und Chortänze) und Pyrrhichen (Waffentänze in lebhaftester Bewegung), die Götter besänftigen sollten. Wirklich wich die Krankheit bei seinem Erscheinen und der nun hoch angesehene Mann vermochte der Musik in Sparta eine neue Gestalt zu geben. Mögen hier die Namen einiger Sänger, die sich um diese Zeit in Sparta Ruhm erwarben, noch angeführt werden: Kepion, ein Schüler Terpanders, Verbesserer der Lyra; Perikleitos aus Lesbien; Xenodamos von Kithera; Xenokritos aus Locri Epizephyrii in Italien, dem man die Erfindung einer eigenen Tonart, der lokrischen oder italischen zuschreibt, berühmt als Dithyrambensänger; Polymnestos von Kolophon, der im Vereine mit dem Dichter Alkman aus Sardes die Spartaner mit der lydischen Tonweise bekannt machte; Sakadas von Argos, der die Chormusik seit dem Anfange des 6. Jahrh. noch reicher, fast luxuriös gestaltete. Er erfand den dreitheiligen Nomos, dessen Strophen in der dorischen, lydischen und phrygischen Tonart wechselten. Seit Thaletas war an die Stelle der früher gebräuchlichen Kithara die Flöte getreten. Alle seine Nachfolger bedienten sich derselben. In Gegensatz zu Terpanders ernster Kunst trat die leidenschaftlich aufgeregte des phrygischen Flötenspielers Olympos des jüngern, der nur Musiker, nicht auch Dichter war, aber das ganze Volk durch seine populären Weisen zu gewinnen wusste. Er führte ferner die Chromatik in die Kunst ein, während Terpander sich bloss der diatonischen Scala bedient hatte, und setzte an die Stelle der feierlichen Chorrhythmen dieses Meisters stürmische, regellos schwärmende, wie sie dem wilden Kult der phrygischen Kybele eigenthümlich waren. Ein Schüler

von ihm war der in jungen Jahren gestorbene **Hierax**, nach welchem einige Nomen benannt werden, und einer seiner Zeitgenossen der Thebaner **Klonas**, ein Meister aulodischer Nomen. Eine Stammeseigenthümlichkeit war es, dass die Äolier mehr den Einzelgesang mit leichtfasslichen, einfachen Rhythmen, die Dorer mehr einen künstlichen Chorgesang pflegten, weshalb auch jede dorische Stadt ihren Chorlehrer besass, der Chöre und Tänze einzuüben hatte. In Folge dieser Besonderheiten theilte sich von nun an die Poesie in zwei charakteristisch geschiedene Richtungen, in die äolische und dorische. Im 6. Jahrh. geht auf dem Gebiete der griechischen Poesie jene grosse Veränderung vor sich, auf die wir bereits hingedeutet haben. Die Dichtung, bisher vorwiegend episch und selbst in den Elegien die herrschenden Einflüsse nicht völlig verleugnend, neigt sich nun so entschieden zur Lyrik, dass selbst dann, wenn von den Dichtern mythische Stoffe berührt oder behandelt werden, das Erzählende unter der Fülle von Bilderschmuck und anmuthigen Gleichnissen, gleich einer Nebensache zurücktritt. Die Musik, bisher das entsprechende Mittel, einer ernsten, in festgeschlossenen Formen sich bewegenden Poesie würdevolleren und einfacheren Ausdruck zu geben, sah sich nun genöthigt, wollte sie nicht von dem Blüthenreichthum der neuen Dichtungen förmlich erstickt und in eine untergeordnete Stellung zurückgedrängt werden, nachzufolgen, sich den knappen, leichten lyrischen Versen anzubequemen, die bisherige Breite und Tiefe fallen zu lassen und an die Stelle ernsten Chorgesangs liebliche Melodien, den flüchtigen, zarten Worten entsprechend, süsse und zierliche Weisen treten zu lassen. Zum Glücke waren die Dichter immer noch auch zugleich die Sänger ihrer Lieder. Wer kennt nicht die Sage von **Arion**? Wer nicht die Namen des **Alkäos** (um 580 v. Chr.) und der **Sappho** (um 560 v. Chr.), denen sogar die Erfindung eines neuen Saiteninstruments (des Barbitons) und einer neuen Tonart (der mixolydischen) zugeschrieben wird? [10]) Letztere pflegte auch wie andere ausgezeichnete lesbische Frauen einen Kreis edler junger Mädchen um sich zu versammeln, um ihnen feine Sitte und musische Künste zu lehren [11]), gleichwie später Sokrates in Athen eine Schaar edler Jünglinge zu ähnlichen Zwecken um sich vereinigte. Musik und Poesie gaben allen solchen Verhältnissen die Grundlage, Unterricht und Übung in diesen Künsten waren der nächste Zweck aller Lehre.

Der glänzendste Dichtername dieser Zeit, der unsterbliche Sänger der Liebe, der Lust und des Weines, der wohlgelittene Gast an den Fürstenhöfen war **Anakreon** von Teos. War es ihm gelungen, besass

---

[10]) Die mixolydische oder gemischte lydische Tonart wird auch einer Freundin der Sappho, der Pamphylierin **Damophila** zugeeignet.

[11]) Von Besucherinnen dieser musischen Hochschule werden uns genannt: **Anaktoria** von Milet, **Gongya** von Kolophon, **Euneika** von Salamis, die zarte **Gyrinna**, die schöne, schwermüthig ernste **Mnasidika**, die reizvolle **Atthis**.

er die Befähigung, entsprechende Melodien zu seinen scherzhaften Liedern zu erfinden, so muss er zugleich als der Gründer eines neuen Musikstyls betrachtet werden. Neuer Instrumente, beide lydischen Ursprungs, der 20saitigen Magadis und der zur Begleitung fröhlicher Lieder so sehr geeigneten Pektis, bediente er sich bereits, ja er soll sogar durch Umstimmen dieser Instrumente das Accompagnement dem Charakter seiner Gesänge anzupassen gewusst haben. Seit Anakreons Tagen wurden die Sänger nicht mehr als die Boten der Götter, als die Vermittler zwischen Göttlichem und Menschlichem betrachtet, nicht mehr ertönten ihre Hymnen vorzugsweise zum Preise der Gottheit, nicht mehr besangen sie die Lehren der Moral, die Gesetze des Staates, die aufopfernde Liebe zum Vaterlande. Ihre persönliche Bildung, ihr Talent, ihre Umgänglichkeit und Liebenswürdigkeit entschied fortan für ihre Existenz. Sie wurden die frohen Genossen froher Mahle, die ausgelassenen Anreger jubelnder Freude, die Begründer heiterster Geselligkeit. In diese Zeit fällt die Erfindung der Skolien, einer Art von Rundgesängen, durch deren Gesang man wetteifernd die fröhlichen Mahle zu beleben suchte. In dem Streben nach Wohlleben und Gewinn, das die Künstler jetzt zu leiten beginnt, sinken endlich Poesie und Musik zu bezahlten Künsten herab. Pindar besingt, reich dafür belohnt, die Sieger bei den olympischen Wettspielen. Simonides von Keos begeistert sich, einem namhaften Honorar gegenüber, zu einer Hymne auf ein Maulthiergespann, mit dem der Statthalter von Rhegion, Leophron, beim Wettfahren den Preis gewonnen hatte.

Während auf dem griechischen Festlande und den dasselbe umgebenden grösseren Inseln die musischen Künste eine völlige Umgestaltung erlebten, gingen in den von den Griechen besetzten Provinzen Unteritaliens und Siciliens ebenfalls bedeutsame Veränderungen auf den Gebieten der Dicht- und Tonkunst vor sich. Hier lebten die Dichtersänger: Tisias von Himera, genannt Stesichores (der Choraufsteller, 640—560 v. Chr.), Ibykos von Rhegion, der Sänger leidenschaftlicher, erotischer Lieder und Erfinder der Sambuka, bekannt durch sein trauriges Ende, und Arion von Methymna auf Lesbos. Tisias, der zur Strafe dafür, dass er von Helena Schlimmes gesungen hatte, erblindet und erst nach seinem Widerruf wieder sehend geworden war, gab seinen Chorgesängen eine neue Gestaltung, die für die ganze Folgezeit griechischer Kunst unendlich wichtig wurde. Er ist der Erfinder des dreitheiligen Chorgesangs, zufolge dessen eine Tanzbewegung oder Wendung (Strophe) nach einer Seite hin stattfand, der eine Rückbewegung (Antistrophe) nach der entgegengesetzten Seite hin folgte; beim Schlussgesang (Epode) blieb der Chor stehen. Diese bestimmte Form des Tanzes gab auch der Musik eine feste, klar überschauliche Construktion, die fortan, besonders den attischen Dramendichtern, zum unverletzbaren Gesetze wurde. Tisias, der seine Chorreigen von je 8 Tänzern ausführen

und sie mit Kitharen begleiten liess, wählte für seine Chöre vorzugsweise noch epische Stoffe, z. B. die Abenteuer des Herkules, die Zerstörung von Troja, die Irrfahrten des Odysseus, die Geschichte des Orestes, die Sage von der Eriphyle, — der Gemahlin des Amphiaraos, die den unglücklichen Zug der 7 Helden nach Theben verschuldet hatte — also meist Gegenstände, die später von Aeschylos und Sophokles ebenfalls bearbeitet wurden. Des Tisias Nachfolger wurde Arion, der berühmteste unter den Kitharoden seiner Zeit und der bewundertste Dithyrambensänger. Er zwang den wilden, regellosen Kult des Dionysos in feste Ordnung und statt der schwärmenden bacchischen Zügellosigkeit, mit der er ehedem gefeiert worden war, sehen wir nun festliche Opferzüge an den Altar des mit Tänzen und Gesängen geehrten Gottes wallen, denselben umstellen und in würdigem Reigen umwogen. So entstanden die kyklischen oder Kreischöre. Bald genügten für solche Festzüge die gewöhnlichen Kleidungen nicht mehr; man suchte des Gottes Gefährten auch äusserlich nachzuahmen, indem man sich mit Kränzen von Weinlaub und Epheu schmückte, Bocks- und Rehfelle über die Schultern warf, sich in weite asiatische Gewänder hüllte. Züge von Satyrn belebten den Zug. Den Wechselgesängen, in denen man bisher die Thaten und Leiden des Gottes geschildert hatte, folgten nun Rezitationen der Chorführer, (die dazu auch Gestalt und Gewand der Personen, die sie vertraten, wählten,) welchen gegenüber der Chor nur noch Freude oder Schmerz in begleitenden Strophen und Antistrophen auszudrücken suchte. Diese mehr dramatische Form wurde besonders durch Thespis von Ikaria gepflegt und ausgebildet. In Korinth, wie Sikyon und Attika fanden diese neuen Feste lebhaften Beifall und wurden sie besonders von den Königen unterstützt, die dadurch dem Volke den Verlust seiner Freiheit und den ungewohnten Druck einer lästigen Herrschaft vergessen zu machen suchten.

In der fortgesetzten Entwicklung der Tonkunst treffen wir wiederum auf eine neue Erscheinung, auf die Feststellung und Begründung der musikalischen Theorie. Der Erste, der ein Buch über die Musik schrieb, war Lasos von Hermione in Achaja, der Erfinder der schwertönenden äolischen Harmonie. Bedeutender als er, ja für Jahrhunderte hinaus von dem grössten Einflusse wurde Pythagoras (586 v. Chr. auf Samos geboren, † um 500 in Metapoute) und die von ihm gegründete Schule. Er führte die Tonlehre, ohne Rücksicht auf das Urtheil des Ohres zu nehmen, auf mathematische Grundsätze zurück („Alles ist Zahl und Harmonie“, war der Kernspruch seiner Weisheit), gab der siebensaitigen Lyra eine achte Saite, wodurch nun eine aus zwei Tetrachorden zusammengesetzte Octave entstand, und wird für den Erfinder einer neuen Tonschrift gehalten. Von ihm stammt auch die verhängnissvolle Festsetzung der vollkommenen Consonanzen (Prime, Octave, Quinte und Quarte) her, die während des ganzen Mittelalters Geltung behielt und

wodurch die Terz, als unvollkommene Consonanz bezeichnet, fast bis zur Stunde einen gewissen Makel behalten hat. Die aus der Schule des Pythagoras hervorgegangenen Männer (Architas, Panakmos, Philolaos, Epigonios, Pythagoras von Zakinthos, Apenor von Mitylene, Euklid, Nikomachos u. s. w.) wurden vielfach selbst wieder Gründer neuer Schulen und hörten zuletzt auf, praktische Musiker zu sein. Sie wurden Koryphäen der Wissenschaft, welche die Musik fernerhin nur noch wie die Mathematik betrieben und betrachteten.

Ein Schüler des Lasos war Pindar aus Kynoskephalä bei Theben (522 v. Chr.), der vollendetste, höchste Meister auf dem Gebiete der Chorpoesie, gleich gross in allen Gattungen der Poesie und Gesangsformen; Dichter, Sänger, Virtuose (Flötenbläser) und Tonsetzer, der Nebenbuhler zweier edlen Dichterinnen, der Korinna und Myrtis, der Zeitgenosse des schon genannten Simonides von Keos und dessen Schwestersohn Bakchylides, der letzten grossartig-würdevollen Erscheinung unter den griechischen Dichtersängern. Von ihm besitzen wir eine allerdings noch sehr unvollkommen notirte Melodie, die eine regelmässige Eintheilung erkennen lässt, in den Wiederholungen der einzelnen Melodieglieder geringe aber sehr wirksame Modificationen zeigt und in ihrer weichen und milden Wirkung an den feierlichen Schwung gewisser gregorianischer Kirchenmelodien erinnert.

In dieser Periode griechischer Kunst sehen wir nicht nur die poetischen Formen bereichert, die Ausführungen und Darstellungen musischer Werke grösserer Vollkommenheit immer näher gebracht, die Zahl der musikalischen Instrumente vermehrt, diese selbst und ihre Behandlung vervollkommnet, auch im ganzen äussern Auftreten poetischer und musikalischer Leistungen gewahren wir eine grössere Pracht, eine gewisse Übertreibung, ja schon einen Missbrauch drastischer Kunstmittel, ein Streben nach höherer Wirkung, weniger durch innern Gehalt als durch ein Aufgebot aller möglichen luxuriösen äusseren Zuthaten. So siegte Simonides einst mit einem Kreischor von 50 Männern, Lasos liess seine rhythmisch belebten Dithyramben von zahlreichen Flötenbläsern kunstvoll begleiten, in den Städten, besonders in Athen, wo das reichste Kunstleben aufblühte, bildeten sich Gesellschaften von Sängern und Darstellern (Choragen) und wurden Musiker vom Staate besoldet. Allmälig begann sich das Drama, dem die Handlung Hauptsache war, neben dem mehr lyrischen Dithyrambus heranzubilden. Beide Gattungen erhielten sich, ähnliche Zwecke durch verschiedene Kunstmittel anstrebend, längere Zeit neben einander, — wie heute vielleicht die Oper und das Oratorium, — bis zuletzt die Poesie das entschiedenste Übergewicht bekam, der Begriff von Dichter und Sänger, in einer Person vereint, sich völlig verlor und nur in der Tragödie noch eine Verbindung aller Künste, und zwar nicht blos der Poesie und Musik allein, mit vorwiegender Bedeutung der Dichtkunst stattfand. Aeschylos, Sophokles und

Euripides waren Dichter im strengsten Sinne des Wortes; man darf nicht mehr daran denken, sie auch unter die Musiker zu zählen. Letztere, selbst wenn sie die Musik zu den neuen Tragödien gesetzt hatten, werden in der Folge gar nicht mehr genannt. Um 500 v. Chr. wurde das erste Theater, den Dionysosaltar im Lenäon am Fusse des Burgfelsens zu Athen im Halbzirkel mit steinernen Sitzen umgebend, errichtet. Die Tragödien waren eine von den Argonten geleitete Staatssache, zugleich religiöse Acte, eine neue Art von Gottesdienst. Welchen Antheil die Musik noch daran hatte, ist schwer zu sagen. Die antike Tragödie, wie die antike Komödie, hielten noch immer an der Zuziehung des Chores und des Chorreigens fest. Die Hauptpersonen bedienten sich einer zwischen Gesang und Rede liegenden Ausdrucksweise; Rezitation und Gesang waren ja die Grundelemente des antiken tragischen Vortrags. Doch darf hier nicht an einen dramatischen Gesang, wie wir ihn in unsern Opern zu hören gewohnt sind, gedacht werden; es war wie die Alten sich ausdrückten, mehr eine veredelte Sprache, deren Melodie sich auf Harmonie und Rhythmus gründete [12]).

---

[12]) Als passende Tonarten für die Tragödie galten die jonische, mixolydische, dorische und lydische, dem Dithyrambus eignete man die orgiastische phrygische Weise, die leidenschaftlich und aufregend, aber auch schmerzhaft und traurig war. Die dorische Tonart galt als prächtig, ernst und andächtig; die mixolydische als pathetisch, wohl auch als heiter; die jonische als froh und muthig; die milde, helle, lydische (von einigen Schriftstellern als hart und unfreundlich geschildert) sollte glückliche Zustände ausdrücken können; die schwertönende äolische traurige Klage und zärtliches Seufzen. — Dem besondern Charakter einer jeden Tragödie entsprechend, suchte man mit grösster Sorgfalt die geeigneten Instrumente zur Begleitung zu wählen. In manchen Stücken waren blos Kitharen, in andern nur Flöten, wieder in andern beide zugleich angewendet. Doch mochte es auch solche Dichtungen gehen, zu denen man an Instrumenten herbeizog, was nur vorhanden war. Der vorstehenden flüchtigen Charakteristik der griechischen Tonarten mögen hier noch einige Bemerkungen über sie folgen, denen Matthison's und Kircher's Erklärungen zu Grunde liegen.

Modus Dorius: Zu diesem Modo oder Melodey gehören die vortrefflichsten Texte, als Freuden- und Lob-Gesänge, Glückwünschungen, Hochzeits-Gedichte und dergleichen, wie er denn ein Carmen Heroicum zu singen am geschicktesten ist und für einen gravitätischen Gesang gehalten wird. (Heilig, ernsthaft, zum Gottesdienst geschickt.)

Die erste Melodie ist die uns Doris singt,
D A sein meister Ton ganz freudenreich erklingt.

Modus Hypodorius hat daher den Namen, dass er unter dem Dorio lieget und eine Quarte tiefer steiget. Ist gar ein trauriger Gesang, doch daneben auch ernsthaftig, gehöret für Gebet- und Busslieder. (Fast der allerschönste Modus, zu mässigem Klagen und auch temperirter Fröhlichkeit sehr bequem, führet eine günstige andächtige Freudigkeit, fröhlich und voll ernsthafter Sprünge.)

Der zweite Ton D F wird Hypodor genannt,
Der durch ein Trauerlied im Beten wird erkannt.

Modus Phrygius. Dazu gehören ernsthaftige Texte, die von Krieg und andern erschrecklichen Dingen handeln, man braucht ihn auch zu Klagworten, darinnen

Die glänzendste und glücklichste Zeit war für Hellas die nach den ruhmvoll durchgekämpften Perserkriegen. In dieser Periode erhoben sich namentlich in Athen alle jene unübertrefflichen Bauwerke, die noch in ihren Trümmern die Bewunderung der Nachwelt erregen. Griechenland besass da seine grössten Baumeister, Bildhauer, Redner, Dichter und Helden. Diese

---

zugleich sein Unwillen an den Tag gegeben wird. Es ist ein harter Klang, in dem gleichsam ein göttlicher Antrieb gespüret wird. (Liebet Betrübniss und Schmerz.)

Der dritte Ton sehr hart in Phrygien erschallet,
Wenn Martis rauhe Stimm in D E zornig knallet.

Modus Hypophrygius wird sonst der schmeichelnde Modus genennet, darinnen allerhand Liebeslieder, Seufzer und traurige Bittschriften gesungen werden oder was sonst den Menschen sonderlich bewegen kann.

Der vierte Ton E A uns schmeichelhaft beweget
Und Hypophrygius dafür den Namen träget.

Modus Lydius erfordert rauhe Worte, die da dräuen und schelten und zur Tugend gebieten und vermahnen, wird sonst Bachanalisch und auch Saturnisch genennet. (Plato nennt die lydische Harmonie die taumelnde; sie ist hart, frech und freudig.)

Der fünfte, Lydius, ist der nur schilt und dräuet,
Wenn seine rauhe Stimm ein stürmend F C schreiet.

Modus Hypolydius, dazu gehören allerhand Klagereden und Trauerlieder, die von etwas grimmigem Geist herkommen.

Was Hypolydius zum sechsten kläglich führet,
Wird in dem Ton F A mit etwas Grimm verspüret.

Modus Mixolydius brauchet sehr hohe und ernsthafte Worte und werden allerhand denkwürdige Geschichten und Trauerspiele damit besungen. (Anreizungen, Scheltungen und Bedrohungen.)

Was sehr denkwürdig ist, pflegt Mixolyd zu ehren,
Wenn er zum siebenten sich durch G D lässt hören.

Modus Hypomixolydius ist bei der alten lateinischen Kirche sonderlich im Brauch gewesen, dazu sie allerhand geistliche Texte und Danksagungen gebracht hat. (Sehr lieblich, gravitätisch und prächtig.)

Der achte, Hypomix, hat in der Kirch erklungen,
Wenn man daselbst G C mit Andacht hat gesungen.

Modus Aeolius auch Modus peregrinus oder simplex genannt, damit auch sonderbare und denkwürdige Sachen, sinnreiche Sprüche und dergleichen gesungen werden. (Klagend, angenehm zu Clavier-Sachen, geschickt ein Mitleiden zu erwecken, über die Massen gelind.)

Der neunt Aeolius sich etwas fremd erweiset
Und Gottes Wunderthat in A E lieblich preiset.

Modus Hypoaeolius, dazu gehören die Klaglieder und andere Bitten, dass uns Gott aus der Noth errette und unsere Sünden vergebe. (Über die Massen schön und lieblich, ein Schmeichler.)

Von Hypaeolio dem zehenten man saget,
Dass sein betrübter Klang in A C traurig klaget.

Modus Jonicus sonst genannt scitus seu elegans oder Modum lascivum, weil er gar liebreich und freudig klinget, braucht lauter fröhliche Texte, so von Loben Trösten, Erfreuen, Danken und dergleichen handeln.

Der eilft Jonicus in C G pflegt allen
Als ein sehr schöner Klang höchst tröstlich zu gefallen.

glücklichen Tage dauerten fort bis zu jenem verhängnissvollen Jahre (431 v. Chr.) in dem ein böser Genius den peloponnesischen Krieg entfachte, worin nach 27jährigem Ringen Athen von Sparta besiegt ward. Wir stehen am Beginne der dritten Epoche griechischer Kunst. Athen vermochte, einmal tief gedemüthigt, zu altem Glanze nicht mehr sich aufzuschwingen. Es schien, als sollte der Fall dieser Musenstadt auch den Verfall der Kunst nach sich ziehen. Die Weise der Meister aus der vorausgegangenen Periode, des Pratinas und Thrasyllos von Phlius, des Phrynichos von Athen, des Chörilos von Samos, des Tyrtäos von Mautineia, des Andreas von Korinth und Anderer, erschien veraltet oder wie man es nannte archaisch; eine weichliche, üppige Chromatik, jedoch nicht ohne heftigen Widerstand zu finden, begann herrschend zu werden. Dieser Umschwung ist auf den Kitharoden Phrynis von Mitylene, einen Schüler des Aristokleides zurückzuführen, welch letzterer der achtsaitigen Lyra des Pythagoras eine neunte Saite hinzufügte, wodurch es ihm nun möglich wurde, ohne umzustimmen in zwei Tonarten zu spielen [13]). Die Musik gewann nun an Lebhaftigkeit, Glanz und sinnlicher Fülle, aber sie verlor ebenso sehr an Würde und Bedeutung. Die Künstler wurden zu Virtuosen, die nicht mehr um der Kunst, sondern nur um ihrer selbst willen die Musik betrieben. Sie wollten durch ihre persönliche Geschicklichkeit glänzen, Reichthümer erwerben, mit hoffärtigem Prunke auftreten, ganz wie unsere Zeit das ja auch gesehen hat. Eine maasslose Eitelkeit und Aufgeblasenheit, Habsucht, unlautere Nebenabsichten, eifersüchtige Nergeleien, ein schmähliches Buhlen um Beifall und Gunst, das sind die traurigen Merkmale, wodurch die Musiker von da an sich auszeichneten. Die Kunst sank durch die Künstler [14]). Zahlreiche Namen von Musikern dieser Epoche,

---

Modus Hypojonicus ist sehr geschickt zu allerhand Liebesliedern, die mit etwas trauriger Harmonie vermischt sind, darzu denn auch andere traurige und klägliche Gesänge gehören. (Verliebt und wollüstig.)

Zum zwölften Hypojon in C E traurig scheinet,
Damit der Todten Lob beim Grabe wird beweinet.

(Siehe M. Joanne Quirsfelden: Breviarium Musicum, Od.: Kurtzer Begriff, wie ein Knabe leicht und bald zur Singe-Kunst gelangen — — kann. Dresden 1717 und J. Fr. B. C. Majers: Neu eröffneter Theoretisch- und Practischer Music-Saal. Nürnb. 1741.)

[13]) Später setzte Timotheus von Milet der Kithara noch eine zehnte und elfte Saite zu, Krexos soll die Saitenzahl nochmals vermehrt haben. Im 4. Jahrh. hatte sich das ganze Tonsystem bereits umgeändert; die Virtuosen hielten nicht mehr an einer Tonart fest, die Melodien waren bald enharmonisch, bald chromatisch, bald diatonisch gestaltet — die Chromatik, von den alten Meistern als zu süss, weichlich, üppig, aufregend und entnervend absichtlich gemieden, wurde nun herrschend. An die Stelle der alten würdigen, breiten Chormusik, trat eine rasche bunte Figuralmusik. (Alles wie in unsern Tagen!)

[14]) Aristoteles sagt ganz richtig: „Der Virtuose übte seine Kunst nicht zu eigner sittlicher Ausbildung, sondern lediglich um des sehr gemeinen sinnlichen Vergnügens seiner Zuhörer willen, sein Gewerbe ist daher eines freien Mannes

die nun völlig in den Dienst der Fürsten und Reichen traten, an den Höfen zugleich durch Witz zu glänzen suchten und sich zuletzt zu Allem gebrauchen liessen, was der Herrscher Laune schmeicheln konnte, sind der ferneren Aufzeichnung nicht mehr werth[15]). In dieser Zeit war auch mit schönen, nichtsnutzigen Flötenbläserinnen das ganze Land überschwemmt[16]). Jedermann trieb jetzt Musik. Die höchste Bildung setzte man in etwas Saitenspiel und Gesang. Die durch den allgemein verbreiteten Dilettantismus herabgebrachte und gewöhnlich gewordene Kunst ward endlich verachtet, die Künstler gering geschätzt. Diese rächten sich am Publikum wieder durch die möglichste Missachtung alles dessen, worauf ihr höherer Beruf sie hinwies. Die Kunstgeschichte Griechenlands besteht fortan nur noch aus einer Kette entwürdigender, betrübender Thatsachen, und lächerlicher, anstössiger Anecdoten. Es ist eine sehr beherzigenswerthe Erfahrung, dass die Kunst in gleicher Progression mit der Religiosität, Sitte und Freiheit eines Volkes verfällt, dass mit ihrer Verflachung der Verlust der edelsten Nationaltugenden Hand in Hand geht. Die Künste können zwar für eine kurze Zeit durch Lächerlichkeiten, durch grösseren Prunk, durch pomphafteres Auftreten über die Abnahme inneren Gehaltes täuschen, auf die Dauer ist dies jedoch nicht möglich. Möglich, dass die durch eine glänzende Aussenseite getäuschte und verblendete Mitwelt sich über den allmälig sich vollendenden Umschwung nicht klar zu werden vermag, aber die Geschichte erhärtet unsere ausgesprochene Anschauung in unumstösslicher Weise. Die Tugenden, wodurch die Väter sich ausgezeichnet, auf deren Grundlage sie die Grösse ihres Volkes gegründet und gestützt hatten, waren den Enkeln abhanden gekommen. Üppiges Wohlleben war an die Stelle früherer Einfachheit getreten, die schlichte Frömmigkeit und Redlichkeit der Voreltern durch Sophisten und Sykophanten unterhöhlt worden. Das kostbarste Gut eines Volkes, die Freiheit, war, nachdem die öffentlichen Angelegenheiten lange Zeit hindurch ein Zankapfel ehrgeiziger Demagogen gewesen waren, endlich völlig verloren gegangen. Ganz Griechenland wurde zuerst von Macedonien verschlungen. Nach Alexanders Tode stritten sich seine Feldherrn um die Trümmer des rasch in sich zusammenbrechenden Weltreiches. Endlich bemächtigte sich Rom des gesunkenen Landes, dem fortan jeder Rest von Selbstständigkeit verloren ging und das nun zur römischen Provinz, Achaja,

unwürdig, Sache des blossen Miethlings und Handwerkers. Sein Zweck und Ziel ist tadelnswerth, und indem er sich den unlöblichen Forderungen der Menge anbequemt, verdirbt er die Musik."

15) Die berühmtesten Virtuosen dieser Periode waren: Melanippides, Kinesias, Philoxenos von Kithera, Amöbeos, Eumelos von Elis, Nikostratos, Telesles von Selinunt, Kephesias, Dorion, Aristonikos von Korkyra, Damon u.s.f.

16) Zu den berüchtigtsten derselben gehörten die Lamia, die Glauke, die Nemeada, die Telesilla, die Galatea.

wurde. Alexander, wie die kleinen Tyrannen, welche vor und nach ihm die Oberherrschaft über einzelne Landestheile an sich zu reissen gewusst hatten, erwies sich als ein Freund der Künste; Musiker, Tragöden, Rhapsoden drängten sich an seinem Hofe, wo oft glänzende Feste und Wettkämpfe veranstaltet wurden; aber die Kunst wurde dadurch nicht gefördert. Es waren keine Nationalfeste mehr, die man gab, es waren Hoffeste, die von der Laune des Herrschers abhingen, nur diesem zu schmeicheln suchen mussten.

Ein weiteres Zeichen dafür, dass die Blüthezeit der griechischen Kunst vorüber war, liegt ferner für diese 3te Epoche in der wahrhaft massenhaften Produktivität der einzelnen Künstler, in dem steten Haschen nach Neuerungen, nach Effekten, wodurch alles Vorhergehende überboten werden sollte, in der Urtheilslosigkeit der Menge — auch die schlimmsten Ausartungen künstlerischen Geschmackes fanden beredte und feurige Vertheidiger — und in einem gewissen reflectirenden Überwiegen der musikalischen Theorie und Aesthetik. Gerade in dieser Zeit, der nachalexandrinischen, trat ein genialer Theoretiker, Aristoxenes aus Tarent auf, der mit Erfolg die Schule des Pythagoras bekämpfte. Wenn es wahr ist, dass er 453 Schriften über Musik geschrieben hat, so mag man daraus auf den Umfang seiner Thätigkeit und seines Eifers schliessen. Tiefe Einsicht in das Wesen der Sache, sowie eine einfache, geistvolle Darstellung lassen sich den Werken dieses Philosophen nicht absprechen. Die Anhänger der früheren Theorie, welche die Musik als einen Theil der Mathematik behandelten und die ganze Tonkunst aus Zahlen konstruirten, hiessen Kanoniker, die Nachfolger des Aristoxenes, der alle mathematischen Prinzipien verwarf und nur das Gehör als oberste Instanz in musikalischen Dingen gelten lassen wollte, nannten sich Harmoniker. Zu seinen vorzüglichsten Vertretern gehören der ausgezeichnete alexandrinische Gelehrte Didymus und in spätern Jahrhunderten Claudius Ptolemäus. Die heftigen Kämpfe, die zwischen beiden Parteien entbrannten und durchgefochten wurden, mussten nothwendig dem Gegenstande zu Gute kommen und zu manigfachen Vervollständigungen und Berichtigungen des Tonsystems führen. Aber auch die Aristoxener hatten, wie die Pythagoräer, gegen alles Zeugniss der Sinne, obgleich sie zuletzt das richtige Verhältniss für die grosse und kleine Terz fanden, dieses Intervall immer noch unter die Dissonanzen eingereiht, in welchem Grundirrthume (wie Kiesewetter sehr treffend bemerkt) die Prädestination der griechischen Musik lag, nie zur Reife zu gelangen.

§. 9. Die Musik der Etrusker u. Römer.

Die Griechen hatten bekanntlich in Süditalien (Grossgriechenland geheissen) und auf Sicilien viele Kolonien gegründet, in denen Kunst und Wissen eifrige Pflege und schönes Gedeihen fanden, wie im Mutterlande. Unter den italienischen Völkerstämmen der ältesten Zeit, die dem Einflusse griechischer Kultur nicht offen waren, zeichneten sich

besonders die Etrusker aus. Sie bewohnten uralte Städte, hatten einen ausgebildeten Gottesdienst und scheinen, wie sie tüchtige Baumeister, treffliche Goldarbeiter, geschickte Erzgiesser und Töpfer waren, auch die Musik mit Erfolg kultivirt zu haben, wenigstens sind uns viele Gemälde und Sculpturen von ihnen erhalten, auf denen Tänzer, Sänger, und Musiker dargestellt sind. Letztere spielen hie und da die Lyra oder die kriegerische Tuba, zumeist aber, und dies scheint das etruskische Lieblingsinstrument gewesen zu sein, die Doppelflöte. Sie geleitete die Todten zur Gruft, sie ertönte bei den Leichenmahlen, sie zog vor den Opfer- und Festzügen einher, sie gab den häuslichen Mahlzeiten höheren Reiz. Vermuthlich hatte man zu verschiedenen Zwecken schon Flöten verschiedener Grösse und Klangfarbe. Von den Etruskern, in der Folge von den Römern unterworfen und sich unter ihnen zuletzt verlierend, mögen Künste und Fertigkeiten auf die Sieger vererbt worden sein; den meisten Einfluss auf die römische Poesie und Musik hatte jedoch Griechenland, besonders seitdem es der alles verschlingenden Gewalt des kriegerischen Volkes unterlegen war. Die griechische Kunst wurde seit dieser Zeit die gefällige und demüthige Dienerin der neuen Herren, und den griechischen Virtuosen eröffnete sich in Rom ein erwünschter vielversprechender Tummelplatz für ihre Kunststücke. Nur war der Boden Italiens ein anderer als der Griechenlands und die Bewohner beider Länder grundverschieden, und so konnte es kommen, dass die in ein neues Erdreich versetzte zarte Pflanze der Kunst ganz anders gedieh, als man erwartet hatte. Das von dem römischen, auf Schlachtfeldern aufgewachsenen und durch strenge Zucht zusammengehaltenen Volke angestrebte Ziel war nicht jenes schöne und gute, das in der bessern Zeit Griechenlands alle bürgerlichen und andern Verhältnisse harmonisch durchdrang, verband und abrundete. Rom, gewaltsam entstanden, war von Anbeginn an ein Gewaltstaat, in dem der Einzelne durch eiserne Gesetze dem allgemeinen Staatsleben sich eingezwängt sah. Während Griechenland, das Land der bürgerlichen Freiheit, die Heimath der Kunst und Philosophie ward, wurde Rom diejenige der Jurisprudenz und Kriegskunst. Dort hatte man Volksredner, hier beredte Advokaten, dort baute man den Göttern hohe, helle Marmortempel, hier Brücken, Heerstrassen und Wasserleitungen. Der griechische Kultus hatte seinen Olymp mit lebenden Göttergestalten von unvergänglicher Jugend und Schönheit bevölkert, die römische Mythologie war ein Complex nüchterner Abstraktionen und allegorischer Figuren. Den Griechen war die Kunst höchstes Bildungsmittel, den verständig ernsten, praktischen Römern nur ein flüchtiger Ohrenschmaus. Der griechischen Jugend gab die Musik Wohlklang der Sprache, Anmuth der Bewegung, edlen Ausdruck der Rede, harmonische Seelenstimmung; den römischen Knaben, auf Feldherrnstellen und Advokaturen hingewiesen, that Anderes Noth als musische Kunstpflege. Hatten sie ja doch, wenn

sie je Musik hören wollten, ihre Sklaven, die ihnen vorspielen konnten. Das Lieblingsinstrument der Römer war, neben den kriegerischen Trompeten und Hörnern, die Tibia, eine Pfeife, die in den verschiedensten Formen vorhanden war und bei allen Feierlichkeiten und Festen gebraucht wurde. So lange die Republik bestand, blieb die Musik sehr einfach. Mit den grossen Reichthümern, welche die glücklichen Eroberungen nach der Hauptstadt leiteten, kamen auch ein Luxus und eine rohe Sinnlichkeit dahin, die alles zu überbieten suchten, was die ganze Kulturgeschichte des Alterthums von andern Völkern meldet und so finden wir denn auch alle Ausartungen sittenlosester Zustände hier. Nirgends erwies sich für Tänzerinnen und Sängerinnen der Boden günstiger als in Rom. Freche Flötenbläserinnen, Kitharöden und Choristen, die besonders bei den vornehmen ausschweifenden Damen ihr Glück machten, arrogante Sänger zogen schaarenweise der Weltstadt zu. Drei römische Kaiser und zwar gerade drei der scheusslichsten unter ihnen: Nero, Heliogabalus und Caligula waren nicht nur eifrige Gönner der Musik, sie verschmähten es sogar nicht, den Dilettantismus zur ekelhaftesten Caricatur verzerrend, selbst als Virtuosen und Sänger aufzutreten und sich unter die öffentlichen Schauspieler zu mischen.

Die erste theatralische Aufführung sah Rom im Jahre 364 v. Chr. Es wurde von etrurischen Tänzern eine Art Pantomime mit Flötenbegleitung gegeben. Später verband der Dichter und Sänger Livius mit diesen Tänzen eine planmässige dramatische Handlung. Das Publikum, entzückt über seinen Gesang, liess ihn aber einstmals denselben so oft repetiren, dass er endlich heiser wurde und genöthigt war, einen anderen Sänger für sich singen zu lassen, während er selbst dazu nur agirte. Von da an ward es Sitte, dass die Schauspieler nur den Dialog sprachen, den Gesang zu ihrer Action aber Andere ausführten. Musik begleitete die Gesänge der Trauer- und Lustspiele. Anfangs wurden nur Tibien zum Accompagnement gebraucht, später, wo der Luxus an Choristen und Musikern sehr gross wurde, besetzte man das ganze Rund vor der Bühne mit Trompetern, während vom Pulpitum der Klang zahlloser Tibien aller Art und anderer Instrumente ertönte. Nero hatte sogar die Absicht, diese Orchestermassen durch Wasserorgeln zu vermehren. Man kannte bereits selbstständige vom Orchester allein ausgeführte Einleitungs- und Zwischenactsmusiken — wie man denn auch schon eine Art von Concertmusik gehabt zu haben scheint, — in denen die zu einer eigenen Gilde vereinigten Pfeifer ihre besondern Manieren und Vortragsweisen geltend zu machen wussten. Der musikalische Theil der Schauspiele, d. h. die dabei verwendeten Compositionen, ward in Rom auch für so wichtig gehalten, dass der Name der Tonsetzer hier nicht mehr mit Stillschweigen übergangen wurde.

Dass auch die Römer eine Tempelmusik hatten, ist selbstverständlich; aber auch da entsagte man bald der früheren einfachen Weise.

Seit Griechenland, der Orient, Ägypten und andere unterworfene Länder ihre Kulte nach Rom versetzt hatten, verloren die alten Götter ihr Ansehen, der alte Glaube seine tröstende Kraft, artete die alte ehrenfeste Religiosität in schnödesten Götzendienst und Aberglauben aus. Die Tempelmusik ward immer rauschender, aufregender, verweichlichender, üppiger und besonders waren es die geheimen von zuchtlosen Frauen gefeierten Feste der bona dea, in welcher die Musik das Mittel wurde, die rasendste Sinnlichkeit aufzustacheln.

Der Fluch ungerechter Erwerbungen tritt nirgends *schlagender* hervor, als in der Geschichte Roms. Der Wohlstand, der Schweiss zahlloser Völker und Städte, die durch die beutegierigen römischen Heere ihrer Freiheit und ihres Eigenthums beraubt, unterdrückt und vernichtet worden waren, floss in der Hauptstadt zusammen; damit aber ergossen sich zugleich alle faulen Substanzen der bereits in Zersetzung und innerer Auflösung befindlichen Nationalitäten dorthin. Mit den köstlichen Beutestücken, mit den schwindelnden Reichthümern, die nach Rom gelangten, hielten zugleich alle Laster, alle Untugenden, alle Sittenlosigkeit, alle schandbaren Auswüchse, die am Völkerleben des Orients längst blosslagen, ihren Einzug in der Hauptstadt. Hier ward bald die Luft verpestet. Mit überraschender Schnelligkeit entwickelten sich alle Keime des Verderbens. Die zerfallene, entartete, sittenlos gewordene Welt trieb unaufhaltsam ihrem Untergang entgegen. Rom war durch die fremden Einflüsse verdorben worden; von da ging nun hinaus in alle Welt eine Corruption, die überall, wohin der Fuss der Eroberer sich setzte, alles Gute zerstörte. Die alte Welt fiel der Verwüstung nicht als eine reife Frucht in den Schooss, sondern als eine überfaule, längst in Verwesung übergegangene.

Von der Musik der alten Völker geben allgemeine Übersichten:

A. W. Ambros: Geschichte der Musik. I. Bd. Breslau, 1862. J. Brown: Betrachtungen über Poesie und Musik. Übersetzt von J. J. Eschenburg. L. 1769. C. Burney: Abhandlung über die Musik der Alten. Übersetzt von J. J. Eschenburg. L. 1781. 4. G. W. Fink: Erste Wanderung der ältesten Tonkunst. Essen, 1831. J. N. Forkel: Allgemeine Geschichte der Musik. II. L. 1788—1801. G. Chr. Grosheim: Fragmente aus der Geschichte der Musik. Mainz, 1832. G. Jones: Geschichte der Tonkunst. Übersetzt von G. F. Edlen v. Mosel. Wien, 1821. W. K. Printz: Historische Beschreibung der edlen Sing- und Klingkunst. Dresden, 1690. 4.

Über die Musik der Ägypter siehe:

J. Bruce: Reisen zur Entdeckung der Quellen des Nils in den Jahren 1768—73. Übersetzt von J. J. Volkmann. 1790. J. A. Villoteau: Abhandlung über die Musik des alten Ägyptens. Übersetzt von C. F. Michaelis. L. 1821.

Aus der reichhaltigen Literatur, die seit des h. Hieronymus Tagen über die hebräische Musik und Poesie sich angehäuft hat, führen wir an:

J. G. Herder: Vom Geist der hebräischen Poesie. II. Dessau, 1782—83. J. Mattheson: Der mus. Patriot. Hamburg, 1728. Derselbe: Das erläuterte Selah. Hamburg, 1745. A. Fr. Pfeiffer: Über die Musik der alten Hebräer. Erlangen, 1779. 4. J. L. Saalschütz: Von der Form der hebräischen Poesie. Königsberg, 1825. Derselbe: Geschichte und Würdigung der Musik bei den Hebräern. Berlin, 1829. P. J. Schneider: Biblisch-geschichtliche Darstellung der hebräischen Musik. Bonn, 1834. J. Chr. Speidel: Unverwerfliche Spuren von der alten Davidischen Singkunst. Stuttgart, 1740. S. von Til: Dicht-, Sing- und Spiel-Kunst sowohl der Alten, als insbesondere der Ebräer. L. 1706. 4. u. 1719. kl. 4.

Über die Musik der Griechen und Römer

besass schon das Alterthum zahlreiche Abhandlungen, die neue Zeit hat dieselben ins Unendliche vermehrt. Man findet die Werke über diesen Gegenstand (wie überhaupt über die ganze Literatur der Musikgeschichte) ziemlich vollständig aufgeführt in C. F. Beker's Systematisch chronologischer Darstellung der musikalischen Literatur. L. 1836, (Kap. 4, p. 35—66), und Nachtrag dazu, L. 1839, (p. 12—17).

I. Einleitung.

§. 1. Allgemeine politische und Kulturzustände zur Zeit der Erscheinung Christi.

Die Erscheinung unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi und die Verkündigung einer neuen erhabenen und göttlichen Lehre fällt in einen geschichtlichen Zeitraum, der uns alle Kulturvölker der alten Welt theils schon vom öffentlichen Schauplatze abtretend, theils auf der höchsten Stufe ihrer politischen und geistigen Bildung angelangt erkennen lässt. Ägypten und Griechenland, ebenso das auserwählte Volk Gottes gehen zusehends völliger Auflösung entgegen, ihre Mission ist erfüllt; bereits haben sie ihre politische Freiheit und Selbstständigkeit verloren. Eine Nation aber ohne Freiheit und Selbstständigkeit existirt nur noch dem Namen nach, vermag innerer Zersetzung und völligem Untergange sich nicht zu entziehen. Rom, dessen weithin gestreckte Arme bleischwer auf allen von ihm besiegten und unterjochten Völkern lasteten, hatte dagegen den höchsten Gipfel seiner Macht und Grösse erreicht; aber auch hier tritt uns sofort eine innere Faulheit aller Zustände, eine so auffallende Sittenlosigkeit, ein so offenbarer Mangel aller jener Tugenden, auf deren fester Grundlage einzig ein gewaltiger Staat mit Sicherheit sich stützen kann, entgegen, dass es unschwer vorauszusehen ist, dass auch dieser Staatenkoloss, der an seinen Grenzen gierig immer weiter um sich zu greifen strebt, während er von innen heraus, durch furchtbare Stürme erschüttert, sich aufzulösen beginnt, in nicht allzuferner Zeit vom Schauplatz ebenfalls verschwinden wird. Das warnende Beispiel, das uns alle Nationen des Alterthums geben, tritt mehr als bei allen übrigen in auffallendster Weise bei den Römern hervor. Wir sehen nämlich alle Völker, sobald sie eine gewisse Stufe politischer Macht erreicht haben, an einer krebsartig um sich fressenden, den innern Organismus allmälig vernichtenden Sittenlosigkeit verkommen und zuletzt zu Grunde gehen. Wo aber zeigt sich eine ekelhafte Corruption bei einem andern Volke in grösserem Maassstabe als bei den Römern, die zudem weder die feine Sinnlichkeit der Griechen, noch den zähen Ernst der Ägypter, noch jene vor dem tiefsten Falle bewahrende religiöse Überzeugung der Juden hatten; die vielmehr, wie wir es bei einer

kriegerischen und nur auf Eroberungen erpichten Nation immer finden werden, von viel roherer Denkungsart und grobsinnlicherem Stoffe waren als die übrigen Kulturvölker des Alterthums. Allenthalben, wo sie einmal zur Herrschaft gelangt waren, gingen sie mit jener schamlosen Brutalität und vernichtenden Rücksichtslosigkeit vor, welche stets ein Merkmal niederer Sucht nach Macht und Genuss ist. Nicht zu sich empor suchten sie die ihnen unterworfenen Völker zu heben, sondern Sklaven strebten sie aus ihnen zu machen. Keine schmähliche List, kein heimtückischer Verrath ward von ihnen verschmäht, um die Grenzen ihres Reiches weiter hinauszurücken, keine Grausamkeit erschien ihnen hart und ungeheuerlich genug, wenn es galt, ein erobertes Gebiet auszusaugen und ihm den letzten Schimmer von Wohlstand zu entziehen. Hand in Hand mit dieser Sittenlosigkeit auf politischem Gebiete und im öffentlichen Leben — wir haben darauf am Schlusse des letzten Abschnittes bereits hingedeutet — ging die auf religiösem. Es konnte zuletzt von einer Religion der Römer gar nicht mehr die Rede sein; der eine Theil der Nation war in die eiskalte verzweifelte Resignation des Stoicismus oder in eine nicht minder trostlose epikureische Genusssucht, die sich nur an die eilende Gegenwart hielt, versunken, der andere Theil aber von dem unsinnigsten Aberglauben befangen, der in seiner Seelenangst blindlings nach jedem Kult griff, der ihm Beruhigung und Trost zu versprechen schien.

In diese vorstehend flüchtig geschilderte Zeit fiel die Erscheinung Christi.

Einem Volke, und sei es noch so tief gesunken, noch so sehr in demoralisirender Bedrückung niedergehalten, wird die Erinnerung an frühere Grösse nie völlig verschwinden, ja in einzelnen seiner Angehörigen wird das Bedürfniss nach Freiheit und Errettung, wenigstens das Streben, der verhassten Gewalt sich und das Vaterland zu entreissen, stets zurückbleiben und sie den Tod für dasselbe einem Leben unter dem Drucke der Tyrannei vorziehen lassen. Ähnlich wie ganzen Völkern und Nationen ergeht es der einzelnen Menschenseele. Mögen die äussern Verhältnisse entweder günstig und glücklich, oder noch so trübselig und widerwärtig erscheinen, ein Sehnen, ein Verlangen nach einem Höheren, Ewigen, Göttlichen, lässt sich in ihr nie ganz ersticken, das Bedürfniss eines Trostes und einer Zuflucht, die über den Freuden des Lebens stehen und nach den Leiden der Erde zu hoffen sind, wird immer auf dem Grunde des Herzens zu finden sein. Selbstverständlich wird dieser Zug nach dem Unaussprechbaren bei den Armen und Unglücklichen mehr vorhanden sein, als bei den Reichen und Glücklichen. Daher in den unteren Schichten der Gesellschaft mehr Hilfsbedürftigkeit, aber auch mehr Glauben und religiöser Sinn, und je verderbter die Vornehmen und die grossen Massen werden, um so inniger und fester werden diejenigen sich zusammenschliessen, deren

Seele nach Ruhe und Trost verlangt und deren Sinnen und Denken sich von den Gräueln abkehrt, die ihre Augen schauen müssen. Solche nach innerer Befriedigung Dürstende werden jede neue Heilserkenntniss als eine Gottesgabe froh willkommen heissen, und sie werden auch, haben sie einmal irgend eine Überzeugung gewonnen, die todesmuthigen Anhänger derselben, gleichviel, sei sie nun die richtige oder eine irrthümliche, sein. Die griechische Religion, für ein glückliches Volk so geeignet, hatte für das Unglück weder Trost noch Kraft. Die römischen Götter waren durch die schmachvolle Vergötterung der kaiserlichen Despoten geschändet worden. Das jüdische Volk lebte in starrer, feindseliger Abgeschiedenheit. In dieser Zeit der Krisis mussten im Vorbilde und der Lehre Christi alle jene innerlich thätigen, nach Beruhigung dürstenden Seelen des Alterthums die höchste Befriedigung finden. Die wunderbare, unwiderlegliche Moral, welche diese Lehre aufstellte, das auf die ewigen Dinge gerichtete Streben, das sie zur Pflicht machte, ihr Herauswachsen aus den Schichten des Volkes, in welchen allein noch ein gesunder Kern anzutreffen war, das Abstrakte, allem Grobsinnlichen Abgekehrte des neuen beseligenden Evangeliums, ja sogar auch die Geringschätzung, die Verfolgungen, die ihren Bekennern in gewisser Aussicht standen, Alles sprach und warb für sie und die ausserordentliche Theilnahme, die sich der Heilslehre des Gekreuzigten bald allenthalben zuwandte, erscheint demnach erklärlich. Nach wenigen Jahrhunderten war der anfangs so ungleiche Kampf zwischen Heidenthum und Christenthum bereits zu Gunsten des letzteren entschieden, die faulen Bestandtheile der alten Welt starben ab, ein aus gesunden Stoffen grossgezogenes neues Geschlecht betrat, mit der neuen Religion die Erbschaft der geistigen Errungenschaften des Alterthums verbindend, die Schaubühne der Welt. Eine neue Zeit begann.

Die christliche Religion, entstanden im Schoosse der jüdischen, gegründet auf den Glauben an einen einigen, unsichtbaren, allmächtigen Gott, rückte, indem sie zugleich eine Religion der Liebe und der Versöhnung war, der menschlichen Empfindung näher. Der zürnende Gott des alten Testaments verwandelte sich nach der neuen Lehre in den gütigen Vater seiner Geschöpfe, und den nach Frieden dürstenden Seelen wurde nun das tröstende Evangelium der Erlösung gepredigt. Zunächst knüpfte, wie in der Lehre auch der christliche Kultus an den israelitischen an; aber da das Christenthum nicht mehr ausschliesslich eine Religion für ein von der Vorsehung auserwähltes Volk war, sondern seine Segnungen allen Nationen der Erde zu gute kommen sollten, so durfte ein schroffer Abschluss der Bekenner gegen Andersgläubige, wie er zwischen Juden und Heiden bisher bestanden hatte, fortan nicht mehr stattfinden. §. 2. Spuren frühester Gesänge und Kultusformen.

Zur Verherrlichung aller Kulten der alten Welt hatten die Künste, zunächst Poesie und Musik, das ihrige beigetragen. Gesang, jene höhere

Sprache der Seele, und das schwungvolle begeisterte Wort des Dichters waren in nicht geringer Ausbildung bereits vorhanden und erfreuten sich allgemeiner Pflege und Theilnahme. Die Hebräer hatten ihre Psalmen, die heidnischen Völker ihre heilig gehaltenen Tempelgesänge. Es handelte sich zunächst nur darum, dass die christliche Religion als Erbe der früheren Kultur das Vorhandene sich in einer ihrem Geiste und Wesen entsprechenden Umwandlung anzueignen und darauf fortzubauen wusste. Es mag jedoch eine geraume Zeit verflossen sein, ehe man in der neuen Kirche, in der es ja vorerst galt, die nothwendigsten Bedingungen der Existenz festzustellen, dann sich gewappnet gegen Verfolgungen jeder Art zu halten, selbst zum Tode täglich bereit zu sein, dazu kam, auch den verschönernden und höheren geistigen Ansprüchen zu genügen. Soviel scheint gewiss, dass das Christenthum bei seinem Auftreten in der Weltgeschichte sich einzig an die schlichte Lehre seines Stifters hielt und keinerlei poetischer Darstellungsweisen oder Verbreitungsmittel sich bediente. Das älteste Loblied der christlichen Kirche weist allerdings auf den Moment der Entstehung derselben, auf den seligen Moment der Geburt des Heilandes zurück. Wir nehmen gewöhnlich an, die Engel sangen ihr: „Ehre sei Gott in der Höhe", aber Lucas, der uns davon berichtet (2, 13) sagt nur: „Und alsbald war da bei dem Engel die Menge der himmlischen Heerschaaren, die lobeten Gott und sprachen." Auch die vom heiligen Geist erfüllte Elisabeth rief laut ihrer Freundin Maria zu und sprach: „Gebenedeiet seist du unter den Weibern!" (Luc. 1, 46—55). Ebenso weissagete Zacharias und sprach: „Gelobet sei der Herr!" (Luc. 1, 68—79). Von Christus selbst wissen wir nur, dass er beim Ostermahle die übliche Psalmodie, das grosse Hallel (Ps. 111), mit anstimmte; aber auch hier heisst es: „Und da sie den Lobgesang gesprochen hatten." (Matth. 26, 30). Wenn auch tiefer poetischer Gehalt allen seinen Gleichnissen und Predigten innewohnt, nie wird davon gemeldet, dass er in göttlicher Begeisterung seine Sprache zum Gesange erhoben habe, seine Jünger haben kein Lied von ihm gehört oder gelernt, selbst das Vaterunser lehrte er sie nur beten. Später glaubte man in verschiedenen neutestamentlichen Stellen Überreste urchristlicher Hymnen erkennen zu können, wie 1. Tim. 3, 16: „Kündlich gross ist das gottselige Geheimniss u. s. w." [1]) Aber ein positiver Anhalt für eine frühzeitige christliche Poesie und deren Verwendung bei den gottesdienstlichen

[1]) „Gott hat ihn geoffenbaret im Fleisch,
Beglaubigt durch des Geistes Kraft,
Erschienen seinen Boten,
Gepredigt den Völkern,
Erkannt von der Welt,
Glorreich gen Himmel erhöht."

Versammlungen der ersten Christengemeinden dürfte sich nur in den Briefen Paulus an die Epheser und Kolosser finden, wo es heisst: „Redet unter einander von Psalmen uud Lobgesängen und geistlichen Liedern, singet und spielet dem Herrn in eurem Herzen." (Eph. 5, 18—19. Kol. 3, 16.) Jedoch auch diese hymnologische Rubricirung in Psalmen, Hymnen und Oden, die einen schon reichen Vorrath rein brauchbarer Dichtungen dieser Art voraussetzen lässt, muss uns misstrauisch machen und zu sorgfältiger Prüfung der Sache veranlassen. Da sich von solchen urchristlichen Poesieen gar nichts erhalten hat, so könnte der Apostel vielleicht in seinem Briefe eine Aufforderung ausgesprochen haben, dergleichen zu verfassen. Jedoch auch diese Ansicht verschwindet, wenn man die betreffende Stelle in Zusammenhang mit den vorausgehenden und nachfolgenden Worten setzt. In der Epheserstelle, wo er vor Trunkenheit warnt und zu einem vorsichtigen Wandel ermahnt, hat er offenbar nur das gesellige, aussergottesdienstliche Beisammensein der Christen im Auge, in der Kolosserstelle aber ein Lehren und Vermahnen durch Psalmen und Lobgesänge. Etwas bestimmter lautet ein Ausdruck in der Epistel Jacobi 5, 13, wo es heisst: „Leidet Jemand unter euch, der bete, ist Jemand gutes Muthes, der singe." Eine noch hieher gehörige Stelle, Apost.-Gesch. 16, 25, des Paulus und seines Gefährten Silas Einkerkerung zu Philippi betreffend, sagt wieder nur: „Um die Mitternacht aber beteten sie und lobeten Gott. Und es hörten sie die Gefangenen." Es kann hier eben so wohl von einem lauten Sprechen als Singen die Rede sein.

Im Leben Jesu und der Apostel finden wir also wenige auf Gesang bezügliche Andeutungen. In die frühesten Tage der Kirche, wo es zunächst galt zu lehren, zu unterrichten, zu überzeugen, abzuwehren, der Ernst der Lage auch eine Zersplitterung der Kräfte gar nicht zuliess, darf der Zeitpunkt der Entstehung und Entwickelung heiligen Gesanges nicht verlegt werden. Der günstige Moment dafür konnte naturgemäss erst dann kommen, nachdem die Gemeinden festgegründet und zu einem gewissen inneren Frieden gelangt waren. Jetzt erst vermochte die ächt menschliche Freude am Schönen, an Poesie und Gesang ihre Keime emporzutreiben, konnten Dichtungen, die vom Geiste kommend Wahrheit aus Gott und zu Gott zu ihrem Inhalte hatten, entstehen [2]). Sicherlich war jene erste Zeit des Christenthums eine von hoher Be-

---

Oder: Eph. 5, 14.

„Erwache, der du schläfst,
Und stehe auf vom Tode,
Dass Christus dich erleuchte." (Rambach Antol.)

Ähnliche Stellen: 2. Tim. 2, 11—12. Offenb. 4, 11. 5, 9—13. 11, 15—18. 15, 3—4.

2) Palmer, Ev. Hymnologie p. 88 u. f.

geisterung erfüllte. Die Erdenlaufbahn des Sohnes Gottes, die Glaubensfreudigkeit seiner Jünger, die Grundgedanken der neuen Lehre an und für sich, die um alle Menschen das Band der Liebe schlang und ein seliges Geschlecht von Gotteskindern heranzuziehen strebte; der heroische Todesmuth der Martyrer, für die das Sterben keine Schrecken mehr hatte, das sich ihnen in der Hoffnung seliger Auferstehung nur als ein verklärter Übergang zu süsser Ruhe und ewigem Frieden darstellte, jenes Hinausschwingen über alle drückenden und bedräugenden, gemeinmachenden Erdenverhältnisse, alles dies waren gewiss eben so viele Anregungen zu poetischen Ergüssen. Aber nicht im Momente der That, nicht in den Augenblicken höchster Begeisterung findet der Geist den glücklichen Zeitpunkt dichterischer Darstellung. Erst muss die Seele das Wiederzugebende innerlich verarbeitet haben, ehe sie das sie Bewegende durch die Poesie verklärt zu neuem Leben erblühen lassen kann. Die Phantasie kann wohl erfinden und gestalten, die eigentliche Lebenskraft eines poetischen Werkes aber fliesst aus der inneren Überzeugung. Dabei ist und bleibt die Poesie eine Kunst, die, soll sie mit Erfolg geübt und bethätigt werden, zunächst in ein bestimmtes Verhältniss zum Stoffe, wie zur Form getreten sein muss. So lange das religiöse Leben eine Zeit so vollständig ausfüllt, dass ihr ganzes Sinnen und Streben in Religion aufgeht, kommt es noch zu keiner Poesie. In Momenten des höchsten Glückes, wie des tiefsten Schmerzes wird uns selten eine Kunstleistung, sei es eine poetische oder musikalische, gelingen. Erst, wenn man aus dieser Unmittelbarkeit heraustritt, mit Bewusstsein und Überlegung daran denkt, das was das Herz erfüllt, in Wort und Ton zu feiern, persönlich Erfahrenes und Gefühltes als ein Verklärtes, Geläutertes, geistig Bewältigtes wieder in sich zurückzunehmen und dem nun Darzustellenden eine künstlerische Form zu geben; dann entsteht, die nothwendige individuelle Geisteskraft, die Begabung, das Talent vorausgesetzt, eine poetische Schöpfung.

Die Kirche als solche oder ein religiöser Kultus können zuletzt recht wohl ohne Poesie und Musik bestehen. Die Grundwahrheiten des christlichen Glaubens, so erhaben, so tief an und für sich, und in den Worten der Schrift so erschöpfend ausgesprochen, werden, poetisch behandelt, kaum sehr gewinnen. Die Sprache des Dichters vermag die klaren und bestimmt hingestellten Lehrsätze, die in ihrer Fassung so einfach und doch so poetisch klingen, nicht eindringlicher oder erhebender zu machen; jeder Versuch, sie in poetischer Form wiederzugeben, wird sie eher abschwächen. So verliert z. B. die Bergpredigt nichts an ihrem feierlichen Ernste und ihrer nachdrücklichen Wirkung, wenn man sie sich bloss gesprochen, nicht auch gesungen denkt. Die verfolgten Christengemeinden des Alterthums, wie die zu Tode gehetzten Gemeinden der Waldenser und späteren Protestanten, die sich in Wäl-

dern und Einöden heimlich versammeln mussten, um eine Predigt stille anhören und unter Todesgefahr einen gemeinschaftlichen Gottesdienst abhalten zu können, haben denselben ohne Gesang und Orgelspiel gewiss mit der gleichen Andacht und Weihe gefeiert und empfunden, wie nur je eine im prächtigsten Dome versammelte Gemeinde, der alle erhabenen Kunsteindrücke sich darbieten. Trotzdem ist nicht zu leugnen, dass, indem die Kirche die Künste in ihren Dienst nahm, sie dem Gottesdienste den schönsten und reichsten Festschmuck verschaffte. Die schwungvolle Sprache der Dichtung, die Fülle und Schönheit des durch den Gesang verklärten Wortes passen zu dem Gehobensein der Seele; die Idealität der Kunst einte sich mit der Idealität des Sonntagsgefühls und indem Poesie und Musik in ihrem Zusammenwirken dazu dienen den Tag des Gottesdienstes zu einem Fest- oder Freudentage zu machen, fühlt sich die Gemeinde, die sich durch den Gesang an der Feier activ betheiligen kann, emporgehoben und in die geeignete Stimmung versetzt.

Es wird sich nun für unsere Zwecke zunächst darum handeln, den ältesten Spuren christlicher Poesie und Musik weiter nachzuforschen, um endlich zu dem Momente zu gelangen, in welchem diese Schwesterkünste als wirklich in den Dienst der Kirche getreten erscheinen und mit einer gewissen Berechtigung von ihnen als von Bestandtheilen des Kultus gesprochen werden darf.

Wir haben gesehen, dass alle vorchristlichen Kulte Poesie und Musik aufgenommen hatten. Wir haben dann weiter entwickelt, warum dessenungeachtet mit der Gründung des Christenthums von einer christlichen Dichtung und Musik sofort nicht die Rede sein konnte. Die christliche Kirche der ersten Jahrhunderte verhielt sich gegen beide Künste eher misstrauisch als zugeneigt. Der grösseren Anzahl der neuen, allen weltlichen Beziehungen und sinnlichen Reizungen abholden Christengemeinden, erschienen auch die Künste, diese schönsten Blüthen einer reichen Vorzeit, dieser Kulminationspunkt heidnischer Kultur desswegen schon und als zunächst auf die Sinne wirkend verwerflich. Wie unwürdig, gefährlich und verderblich man die Beschäftigung mit der Musik hielt, die ja so leicht zum Götterdienste zurückführen und Neigung zu weltlichen Lustbarkeiten erzeugen konnte, geht aus einem Ausspruche des Kirchenvaters Hieronymus (329—420) hervor, der da sagt: „Eine christliche Jungfrau soll gar nicht wissen, was eine Lyra oder Flöte sei, oder was sie zu bedeuten habe.“ Anderseits aber vermochte man doch auch nicht zu verkennen, welche grosse Macht im Gesange lag und wie viele Seelen durch fromme Lieder und heilige Melodien für die neue Kirche gewonnen werden konnten. Bauten ja doch auch alle Schismatiker auf diesen überwältigenden Eindruck des Gesanges, indem sie bemüht waren, ihre Lehren, in Liedform gekleidet, zu verbreiten, durch den Gesang Anhänger zu werben. Ob der Gesang in der christlichen Kirche überhaupt zulässig sei oder völlig ausgeschlossen

werden müsse, blieb daher lange Zeit eine Frage, welche die Kirchenversammlungen beschäftigte.

§. 3. Die neue Kirche. Die neue Kirche hatte von Anfang an die heftigsten Kämpfe zu bestehen, zunächst weniger noch nach Aussen, obgleich sie den Juden ein Gräuel und den Heiden eine Thorheit war, als in ihrem Innern gegen zahlreiche Irrlehrer. Schon die Apostel hatten unablässig desswegen zu ermahnen, abzuwehren, zu belehren. Noch im ersten Jahrhundert brachten die Cleobianer, die Simonianer, die Cerinthianer, die Nikolaiten, die Ebioniten und viele andere Sekten, die sich lange Zeit hindurch erhielten, Unordnung in die Gemeinden. Die Göttlichkeit der Person Christi ward wiederholt geleugnet; die strenge Zucht, auf welcher die Apostel bei den neugewonnenen Gliedern der Kirche bestanden, musste Vielen lästig und unbequem erscheinen; die geistige Freiheit, welche die neue Lehre verkündigte, ward ein von Vielen missverstandener Begriff. Unter dieser Freiheit suchte man, wie das immer geschah und geschieht, einen Deckmantel für jede Zuchtlosigkeit und eine für jedwede Schwärmerei günstige Gelegenheit. Gegen die chiliastischen Vorstellungen der Thessalonicher und die theosophischen Speculationen der Epheser eiferte besonders Paulus in seinen Briefen. Die Missverständnisse zwischen Juden- und Heidenchristen schienen kaum beizulegen. In den folgenden Jahrhunderten vermehrten sich mit der Ausbreitung des Christenthums diese Sekten. Die Gnostiker, die Montanisten, die Bardesanisten, die Manichäer erregten um so traurigeren und beklagenswertheren Zwiespalt, als nun auch die grossen Verfolgungen über die Bekenner des Evangeliums hereinbrachen. Der erste Märtyrer war Stephanus, der (um 36) gesteinigt wurde. Schon im ersten Jahrhundert waren die Christen in Palästina, wo Herodes Agrippa ihre Verfolgung für volksbeliebt hielt, argen Bedrückungen ausgesetzt, als deren Opfer im Jahre 41 der Apostel Jacobus der ältere fiel. Erst nach des Königs plötzlichem Tode konnte sich die Gemeinde unter römischer Herrschaft ruhig begründen und verbreiten. Im Jahre 53 verbannte der Kaiser Claudius die Christen (als Juden) aus Italien; bald darauf fand jener bekannte Pöbelauflauf zu Ephesus gegen sie statt und mit dem Jahre 64 begann unter Kaiser Nero die erste eigentliche allgemeine Verfolgung, der zu Rom Petrus und Paulus zum Opfer fielen. Trotzdem, dass schon unter Domitian im Jahre 95 eine zweite angeordnet wurde, bestanden doch zu Ende des ersten Säculums in den meisten Theilen des römischen Reiches bereits Christengemeinden, die sich, verschiedener Verfolgungen und schwerer Bedrückungen ungeachtet (163 in Kleinasien, 166, 177 in Gallien), am Schlusse des folgenden ausserordentlich vermehrt hatten. Zu Ende des 3. Jahrh., voll harter Leidensjahre für die Christen (202, 235, 249, 257, 268), bekannte dennoch ein beträchtlicher Theil der Einwohner des weiten Reiches sich schon zum Christenthume. Die Kirche war jedoch noch immer nicht siegreich. Das Höchste, was sie erstreben

und wünschen konnte, war Duldung. Um diese zu erreichen, um mit Erfolg weitere Propaganda machen zu können, wäre es nöthig gewesen, bei den einfachen gewinnenden Einrichtungen der apostolischen Zeit zu verharren und an den Grundsätzen brüderlicher Liebe und kindlichen Glaubens festzuhalten, die so rührende Merkmale der Urkirche waren. Dem war jedoch nicht so. Bis in das 3. Jahrh. zurück lassen sich die Keime einer gewissen kirchlichen Aristokratie verfolgen, deren herrschsüchtige Ausschweifungen die Kirche vielfach in grosse Noth brachten. Die fromme Innigkeit wehrte dem Hochmuthe auf das Verdienst äusserlicher Werke nicht mehr, die Bruderliebe nicht mehr der Parteisucht und Missgunst. Die ausschliessende Gewalt der Bischöfe und das Mönchthum nahmen ihren Anfang [3]).

Im folgenden Jahrhundert gewinnt das Christenthum den Sieg über das Heidenthum. 306 bestieg Konstantin der Grosse den Thron, 312 besiegte er unter dem Zeichen des Kreuzes seinen Mitkaiser Maxentius, 323 den Licinus. Nun war er Alleinherrscher. Die politische Wichtigkeit der christlichen Partei war schon zu Anfang des 4. Jahrh. eine nicht wegzuleuguende Thatsache. 312 erhielt sie allgemeine Duldung, zehn Jahre später gerirte sich selbst der, erst vor seinem Tode von Eusebius getaufte Kaiser öffentlich schon als Christ und verwandte er sich bei andern Herrschern, namentlich bei dem Könige Sapores II. von Persien für die Christen, die dennoch hier fortwährend (noch 343) schwere Verfolgungen zu erleiden hatten und um 335 verbot er, wie früher schon die häuslichen, nun auch die öffentlichen Opfer, liess er die heidnischen Tempel entweder schliessen oder in christliche Kirchen verwandeln. Das Christenthum erringt unter dem kaiserlichen Schutze jetzt feste äussere Stützpunkte. Der Umfang und die Pracht des Ceremoniels beim Gottesdienste erweitern sich und die Liturgie erhält eine bestimmtere Form. Auch diese Zeit der siegenden Kirche zeigt auf der Kehrseite die gehässigsten Bilder unchristlicher Streitigkeiten, unversöhnlichen Hasses und unduldsamer Verfolgungen. Die Bischöfe kämpfen um ihre Sitze, die Patriarchen von Rom und Konstantinopel eifern und hadern um die Bedeutung ihrer Stellungen; die siegenden Parteien erheben sich in unchristlichem Übermuth über die besiegten und schon entbrennen

[3]) Die Kirchenämter boten zwar noch wenig, was gemeine Seelen reizen konnte und selbst die Ehre ward aufgewogen durch die Gefahren, der angesehene Lehrer noch immer ausgesetzt waren, aber die schon im 2. Jahrh. aufgekommene Vorstellung eines Priesterthums, eines Mittleramtes zwischen Christo und der Gemeinde erschien verlockend. An den Klerus kam ohnedies allmälig die Sorge und Gewalt über alle Gemeindeangelegenheiten, und die Ehrfurcht, welche man den Tugenden und frommen Verrichtungen der höhern Kirchenbeamten zollte, ihre durch geheimnissvolle Weihen so zu sagen geheiligte Persönlichkeit trug auch dazu bei, ihm ein Übergewicht zu verschaffen. Bald ward die Lehre aufgestellt, dass der Bischof der von Gott eingesetzte Träger der gesammten Kirchenverfassung sei und dass Jedermann ihm zu gehorchen habe.

jene scheusslichen und rachgierigen Verfolgungen gegen die Schismatiker (zunächst und zumeist gegen die Arianer und Donatisten), welche die Geschichte der christlichen Kirche fortan so häufig in eine blutgedüngte Mordstätte verwandeln.

Nachdem wir es versucht haben, in kurzen Zügen ein Bild von dem Zustande der christlichen Kirche während der ersten Jahrhunderte zu geben, können wir nun unsere nächsten Zwecke näher ins Auge fassen und zu den hymnologischen Bestrebungen und Thatsachen übergehen.

II. Der Kirchengesang im ersten Jahrhundert der christlichen Kirche.

Auf keinem andern Gebiete wissenschaftlicher Untersuchungen ist wie auf dem musikalischen und hymnologischen mehr gefabelt und gefaselt worden. Über die Musik der Alten, besonders der Hebräer, über die Geschichte der Orgeln und über die des Kirchengesanges wurden seit zwei Jahrhunderten zahl- und umfangreiche Bücher geschrieben, die fast durchweg auf Hypothesen gegründet waren, an welche die Kritik nicht rühren durfte, sollten sie nicht wie aus Karten aufgebaute Häuser zusammenstürzen. Man konnte, nachdem man sich einmal in die wunderbare Herrlichkeit der Musik der Hebräer, Griechen und Römer hineingeschwatzt, sich nicht eher beruhigen, als bis man auch den ersten Christen sofort eine musikalische Feier ihrer Versammlungen nachgewiesen und aufgenöthigt hatte. Seit des berühmten wittenbergischen Professors Con. Sam. Schurzfleisch Dissertazion: de hymnis vet. eccl. 1685 (im Auszug in Gottschalds Lieder-Remarquen wiederholt), haben bis in die neueste Zeit die Forschungen über diesen Gegenstand fortgedauert; aller endliches Ergebniss war das stets wiederkehrende Geständniss, dass man darüber nur äusserst wenig Befriedigendes und Begründetes sagen könne. Den oben bereits angezogenen Stellen aus dem neuen Testament, durch welche man in der Regel einen Gesang in den urchristlichen Versammlungen nachzuweisen sucht, sei hier noch eine andere ähnliche Beweisstelle hinzugefügt: „Wenn ihr zusammen kommt, so hat ein jeglicher Psalmen, er hat eine Lehre, er hat Zungen, er hat Offenbarung, er hat Auslegung, lasset es alles geschehen zur Besserung". (1. Cor. 14, 26). Aus dieser Stelle soll deutlich erhellen, dass es schon in den ersten Zeiten des Christenthums Prophetenchristen gab, die vermöge höherer Begeisterung die Gabe der Psalmendichtung,

des (von der Eitelkeit in der Folge gemissbrauchten) Redens in Zungen hatten und dass das Rezitiren oder gar Absingen frommer Lieder regelmässig bei den gottesdienstlichen Zusammenkünften stattfand. Diese Auslegung scheint begründet zu werden durch einige Worte eines Briefes (X. 97) des bithynischen Statthalters Plinius an den Kaiser Trajan, der sonst milde und gütig gesinnt, jetzt berauscht von seinem Kriegsglücke und beunruhigt von der raschen und auffallenden Verbreitung des Christenthums den Befehl gegeben hatte, jeden der sich weigerte den Göttern zu opfern, hinzurichten. Dieser Brief aus dem Jahre 105 enthält einen Bericht über das Verfahren, das von ihm gegen die in grosser Anzahl in Bithynien wohnenden Christen beobachtet wurde. Wir sehen daraus, dass die Verfolgungen hart und blutig waren und dass alle diejenigen, welche an dem Glauben an Christus festhielten und sich weigerten ihrem Heilande zu fluchen, sicherem Tode verfallen waren. Trotzdem aber finden wir wenigstens im vorliegenden Falle den Richter, obwohl dem strengen Gesetze Folge leistend, so zur Schonung geneigt, von menschlichen Gefühlen und edlem Gerechtigkeitssinne so durchdrungen, dass diese immerhin verdammliche und schmachvolle Verfolgung weitaus nicht so empörend erscheint, als diejenigen Verfolgungen, welche später Christen gegen Christen während der allmächtigen Herrschaft des Papstes, der Inquisition und der Jesuiten in unduldsamstem Hasse so häufig ins Werk setzten. In dem in Rede stehenden Briefe schreibt Plinius, dass die Christen geständig seien, dass sie an einem bestimmten Tage vor Tagesanbruch sich zu versammeln pflegten, Christus als einem Gotte zu Ehren, unter einander Lieder sängen und sich durch einen Eid dazu verpflichtet hätten, kein Verbrechen zu begehen, d. h. keinen Diebstahl, keinen Raub, keinen Ehebruch sich zu Schulden kommen zu lassen, ihr Wort nicht zu brechen und hinterlegtes Gut nicht abzuläugnen, worauf sie gewöhnlich auseinander gingen und nur noch zu einem Allen ohne Unterschied gemeinsamen, jedoch unschuldigen Mahle wieder zusammenkämen.

Cajus, ein Presbyter in Rom, Zeitgenosse des Origines, sagt: „Wie viele Psalmen und Oden giebt es nicht, die von Anfang an von Gläubigen verfasst sind und in welchen Christus als Gott besungen wird". Allerdings stammt dieses letztere Zeugniss aus dem 3. Jahrh., aber es erwähnt doch die Sache als eine solche, die von Alters her im Gebrauch und in der Übung war und spricht von Gesängen, die in den Gemeinden immer bekannt waren. Es ist keines der Lieder aus der Urkirche auf uns gekommen, weder Dichtungen noch Weisen, noch die Namen von Dichtern. Es bleibt uns also nur Eine Muthmassung übrig, dass nämlich die von den ersten Christen benutzten geistlichen Lieder lediglich aus den hebräischen Psalmen oder den für den Gesang oder eine begeisterte Rezitation geeigneten Stellen des neuen Testaments genommen waren. Bekanntlich ist eine Trennung der Christen von den Juden, ja

eine Lösung der ersteren vom Mosaischen Gesetze nicht sofort erfolgt. Die erste auffallende Sonderung fand um das Jahr 70 statt, eine völlige Trennung erst um 110. Bis dahin also, wo Christen und Juden in äusserer Gemeinschaft blieben, werden erstere die gottesdienstlichen Gesänge der letzteren, wie so viele ihrer Gebräuche beibehalten haben, und wenn von einem Gesange in den Versammlungen der Christen im ersten Jahrhundert überhaupt die Rede sein darf, kann man dabei wohl nur die von Alters her bekannten und gebräuchlichen Psalmen und deren Allen geläufige musikalische Ausführung im Auge haben. So wurde es z. B. schon sehr bald Sitte, zu bestimmten Tageszeiten und an gewissen Festen regelmässig dieselben Psalmen zu singen. Am Todestage Jesu sang man den 22., beim Abendmahl den 23. Psalm. Des Morgens pflegte man den 62., des Abends den 111. Psalm zu singen. Ausser einigen alttestamentlichen Hymnen z. B. dem Trisagium (Jes. 6, 3), dem Gesang der drei Männer im Feuerofen, und den von uns bereits angegebenen Stellen des neuen Testaments (Benediktus, Magnificat und Gloria) mag es auch üblich gewesen sein, den sogenannten englischen Gruss der Maria (Luc. 1, 28) und den Abschied des Simeon (Luc. 2, 29) gesangsweise zu behandeln.

III. Der Kirchengesang im zweiten Jahrhundert.

Die Versprengung der Christengemeinde zu Jerusalem nach dem Tode des Stephanus gab die nächste Veranlassung zur weiteren Verbreitung der neuen Lehre. Der Hauptsitz des christlichen Judenthums in der Zerstreuung wurde zunächst Antiochien, wo auch der Name Christianer aufkam. Vorläufig sahen diese bekehrten Judenchristen im Christenthum nur ein vollendetes Judenthum. Es hielt schwer, sie von dieser Ansicht ganz abzubringen [1]). Still und auf fester Grundlage

[1]) Die Judenchristen galten weder als die wahrhaftesten noch treuesten Übergetretenen. Der Hass, mit dem die Juden gegen die Christen erfüllt waren, wurde heftiger, nachdem sie unbelehrt und ungebeugt seit 115 so unglücklich gegen die Römer gekämpft hatten. Vom westlichen Africa bis Kleinasien erstreckte sich der von ihnen entzündete Aufstand, nicht eher war er zu unterdrücken, als bis Kaiser Hadrian endlich ihre ganze Nationalität zu vernichten begann. Die Sabbathsfeier, die Beschneidung, der Besuch Jerusalems wurde bei schweren Strafen verboten. Da, in dieser letzten Noth rief ein neuer Messias Bar Chochba, d. i. Sternensohn, 132, nochmals das ganze Volk zu den Waffen, eroberte Jerusalem und befreite Palästina. Aber auch dieser grausame und verzweifelte Kampf sollte unglücklich enden, der

baute sich die Kirche im ersten Jahrhunderte ihres Bestehens auf. Reich an Liebe war bisher das Leben der ersten Gemeinden, reich an Leiden sollte es nun werden. Indem man sich genügen liess an einem der Welt verborgenen Umgang mit Gott und dem Heilande und an der Gemeinschaft der Brüder, fühlte man kein Bedürfniss, Dinge für bedeutsam zu halten und sie in Wort und Schrift niederzulegen, auf welche die Nachwelt grossen Werth setzen musste. Das Christenthum war als göttliche Offenbarung, nicht als Resultat wissenschaftlicher Forschung in die Welt getreten. Man sah sich nicht aufgefordert, über eine Sache, die keiner Beweise zu bedürfen, die durch ihren Inhalt völlig begründet schien, viele Worte zu machen. Daher haben wir über die Geschichte und das Wachsthum der christlichen Kirche im 1. Jahrh. im Allgemeinen, und über den Antheil, den sie den Künsten zuwandte, im Besondern, nur so spärliche Nachweise und weder in der Apostelgeschichte des Lucas, noch in den Denkwürdigkeiten des Hegesippus (um 150), noch in der ersten Kirchengeschichte die (um 324) Eusebius von Cäsarea schrieb, finden sich historisch begründete auf den Kirchengesang bezügliche Thatsachen oder biographische Notizen über die Hymnendichter dieser frühen Zeit. Mit allen unseren Vermuthungen in dieser Sache sind wir stets auf die wenigen Stellen in den Briefen der Apostel und ihrer Schüler angewiesen.

Nun aber kam eine neue Zeit. Der Weltgeist des Alterthums erhob sich gegen den Geist des Christenthums, der ihn zu verdrängen drohte, und es begann für dieses eine Reihe schwerer und grosser Kämpfe, welche es nach beiden Seiten hin gegen das Juden- und Heidenthum zu bestehen haben sollte. Dort auf Seite der Feinde Reichthum, Macht, Gewalt und eine mit dem bürgerlichen und geselligen Sinn eng verwachsene Religion, hier Armuth, Verfolgung, schlichte Einfachheit und ein kaum in's Leben getretenes religiöses Bewusstsein, ohne jede äussere Stütze. Dort bei den Gegnern Hochmuth, Bildung, Wissenschaft, aber auch tiefste Sittenverderbniss, hier bei den stillen Gemeinden ein gekreuzigter Heiland, der den Weisen und Spöttern eine Thorheit war, und ein kleines Häuflein muthiger Bekenner, die in ihrer Mehrzahl den unteren Volksklassen angehörten [2]). Dennoch schleppt das Judenthum

---

Aufruhr wiederum in Judenblut erstickt werden. Nach drei schweren Kriegsjahren fiel Bethar, die letzte Burg dieses Messiasthums; Bar Chochba selbst blieb in der Schlacht gegen Julius Severus. Palästina ward zur Wüste. Die Christen hatten in dieser Zeit viel zu leiden und waren bald von den Römern, bald von den Juden verfolgt; ja letztere, selbst vom Volkshasse so sehr bedrängt, wussten immer wieder die Streiche der Sieger von sich auf die Christen abzulenken, zum Hasse gegen sie anzureizen.

[2]) Seit der Mitte des 2. Jahrh. hatte sich das Christenthum bereits über die Grenzen des römischen Reiches hinaus ausgebreitet. In Arabien, Persien, Indien gab es Gemeinden, in Edessa herrschte ein christlicher Fürst. In Karthago und der

bereits ein sieches Dasein hin; es hat mit dem aus seiner Mitte geborenen Christus seine weltgeschichtliche Bestimmung erreicht. Und wie eine Ahnung, dass es altere, welke und absterbe, und der neue Geist es unter seine Füsse treten könne, zieht es sich durch das nach wenigen Jahrhunderten besiegt und vernichtet in sich zusammenbrechende Heidenthum hin, es zum letzten entscheidenden Ringen bald in fanatischer Verfolgung, bald in ohnmächtigem Hohne, bald in wissenschaftlicher Polemik aufstachelnd.

§ 1. Ignatius. Vorerst galt es für die Christen noch den Kampf um die äussere Existenz. Es galt, die religiöse Überzeugung nicht allein mit Worten darzuthun und zu verfechten, sondern für dieselbe nöthigenfalls zu sterben. Während wir die Geschichte der christlichen Kirche von jetzt an weiter verfolgen, ziehen viele edle und herrliche, ja heldenhafte Gestalten an uns vorüber. Wohl gab es auch damals viele Abtrünnige und Verzagte, aber grösser noch war die Zahl glaubenstreuer und bewundernswürdiger Zeugen christlicher Gesinnung. „Herrlich ists unterzugehen der Welt, um aufzugehen zu Gott", so schreibt der fromme Bischof **Ignatius** von Antiochien, ein Schüler der Apostel Petrus und Johannes, an die Christengemeinde in Rom, da er auf Befehl des Kaisers Trajan dorthin geführt ward, um den heiss ersehnten Märtyrertod zu erleiden, als er erfahren, dass man ihn losbitten und befreien wolle. Die Reise des gefangenen, von seinen Richtern zum Voraus zum Tode verurtheilten Lehrers durch die Städte Asiens, Griechenlands und Italiens glich einem Triumphzuge. Überall begrüssten ihn die Gemeinden durch Deputationen, allenthalben hatte er zu trösten, zu beruhigen, aufzurichten, zu ermahnen, Alle erblickten in ihm ein erhabenes, nachahmungswürdiges Vorbild. Er ward, nach einer Audienz bei dem Kaiser, im J. 116, zum Vergnügen des römischen Volks im Colosseum den Löwen preisgegeben. Seine uns erhaltenen Sendschreiben an die Epheser, Magnesier, Trallier, Philadelphier, Smyrnaer, Römer und an seinen Freund Polykarp sind eben so viele Denkmale der edelsten christlichen Gesinnungen und Überzeugung.

In dem Briefe an die Epheser findet sich folgende bemerkenswerthe Stelle. Nachdem Ignatius die Gemeinde zur Einigkeit und Liebe ermuntert hat, fährt er fort: „Es ziemt euch, an des Bischofs Gesinnung euch anzuschliessen, denn eure preiswürdigen Ältesten stimmen mit ihm so zusammen, wie zu der Zither die Saiten. Darum wird in euerer Einhelligkeit und einstimmigen Liebe Christus besungen. Und auch einzeln seid ein Chor, damit ihr in der Einstimmigkeit der Gesinnung einen göttlichen Gesang erklingen lasset und mit Einer Stimme lobsingt durch Christum dem Vater, damit er euch höre und erkenne

---

ganzen westlichen Provinz Afrika hatte die neue Lehre festen Fuss gefasst, sie war nach Spanien und Britannien gedrungen, in Lyon und Vienna bestanden blühende Kirchen.

au eurem Thun, dass ihr Glieder seines Sohnes seid.“ Und an die Römer richtet er die Worte: „Besseres könnet ihr mir nicht geben, als dass ich Gott zum Opfer geweihet werde, so lange der Altar noch bereit ist; damit ihr in Liebe zum Herrn vereinigt lobsingt dem Vater in Jesus Christus, dass er den Bischof von Syrien gewürdigt hat, vom Aufgang gegen Niedergang gebracht zu werden.

Ein anderer Apostelschüler und würdiger Nachfolger des Ignatius war der hochverehrte Polykarpus, durch eine lange Reihe von Jahren Vorsteher der smyrnaischen Gemeinde und angesehenster Bischof aller Kirchen Asiens. Auch er litt (169) unter der Regierung des Kaisers Marc Aurel für seinen Glauben den Flammentod, nachdem ihn der Proconsul, gerührt durch sein Alter und seine würdige, gewinnende Erscheinung vergebens zu bereden gesucht hatte, seinen Glauben abzuschwören. „Sechs- und achtzig Jahre“, antwortete er ihm, „habe ich Christus gedient und nie hat er mir Übels gethan; wie könnte ich ihm fluchen, meinem Könige und Heilande.“

Aufs Äusserste bedrückt von der herrschenden Staatsgewalt, der die Christen nur ein gottergebenes Leiden und Sterben entgegenzusetzen hatten, gedieh die neue Kirche dennoch zusehends und aus jedem blutigen Opfertode, aus jedem flammenden Holzstoss erhob sie sich reiner, herrlicher, stärker. Nun aber, indem sie nach aussen hin sich kräftigte, trat das Heidenthum mit andern Waffen gegen sie auf, und es galt nun angesichts der schlagfertigen heidnischen Polemik, die innere Wahrheit und Sittlichkeit der Kirche zu rechtfertigen. Die christliche Apologetik betrat jetzt den Kampfplatz. Das Leben der Kirche erweiterte sich damit zugleich nach innen und neue Kräfte, meist herausgetreten aus den Reihen der Gegner, nicht selten ausgerüstet mit glänzenden Talenten, gebildet auf den heidnischen Schulen und ausgestattet mit der vollen Erkenntniss des philosophischen Wissens der alten Welt, schlossen sich ihr an.

Als der bedeutendste unter den gelehrten Kämpfern für die neue Kirche gilt Flavius Justinus, der Philosoph, Apologet und Märtyrer, von griechischen Eltern um 103 zu Neapolis in Samarien (Sichem, nahe dem Jacobsbrunnen) geboren. Getrieben von innerm lebhaftem Verlangen nach der Erkenntniss göttlicher Dinge hatte er die Schulen der Stoiker, Peripatetiker, Pythagoräer und Platoniker nach und nach besucht, ohne Befriedigung in ihnen gefunden zu haben. Endlich in seinem 30. Lebensjahre leitete ihn die einfache Belehrung eines christlichen Greises auf den richtigen Weg. Von nun an fühlte er sich berufen ein Streiter Christi zu werden; unermüdet bekämpfte und widerlegte er jüdische und heidnische Irrthümer, suchte er für die Lehre des Heilandes neue Anhänger zu gewinnen. Mit unerschrockenem Muthe durchzog er als Missionär Palästina, Kleinasien und Italien. Juden und Heiden, Geringen und Vornehmen verkündete er mit hinreissender Beredtsamkeit das Evangelium der Wahrheit, ja furchtlos §. 2. Justinus.

legte er eine Vertheidigung desselben sogar in des Kaisers Hand nieder. Diese an den Kaiser Antonin den Frommen gerichtete Apologie, worin er die Grundlosigkeit aller Beschuldigungen gegen das Christenthum und dann die Vernunftmässigkeit desselben nachzuweisen suchte und endlich in scharfem Gegensatze damit die Ungereimtheit und Unsittlichkeit des Heidenthums geisselte, enthält die schönen Worte: „Tödten könnt ihr uns zwar, aber nicht schaden. Wir aber möchten nicht einmal das Leben behalten, wenn wir es mit einer Lüge erkaufen müssten" [3]).

Die Friedenstage während der Regierungszeit des milden Antonin gingen leider nur zu rasch vorüber, unter seinem Nachfolger Marc Aurel erhoben sich neue blutige Verfolgungen. Justin wurde auch jetzt wieder der feurig beredte Anwalt seiner Glaubensgenossen. Er schrieb eine zweite Apologie, diesmal leider ohne günstige Erfolge damit erreichen zu können. Angeklagt von dem Cyniker Kreszens ward er im Jahre 165 in Rom enthauptet.

§. 3. Klemens. Eine eigenthümliche selbstständige Entwicklung fand die christliche Wissenschaft in der alexandrinischen Schule, deren erster Lehrer Pandäuus und deren zweiter, grösserer Titus Flavius Klemens, bekannter unter dem Namen Klemens von Alexandrien war. Justinus war der Vorläufer dieser Schule, die an einem Orte gegründet war, der nicht nur der Stapelplatz des Welthandels, sondern auch der Weltmarkt antiker Wissenschaft, nach der Blüthezeit Athens die Universität des Alterthums, der Vermittlungspunkt zwischen Morgen- und Abendland war. Sollte der Inhalt der christlichen Religion sich zu einer christlichen Wissenschaft umgestalten, so musste die vorhandene Bildung der alten Welt, besonders die der Griechen für die neuen Anschauungen herübergerettet werden, jedoch so, dass nicht die christliche Wissenschaft zu einer allgemeinen Religiousphilosophie wurde, wodurch sie ihren christlichen Charakter verloren hätte, sondern der Inhalt der christlichen Offenbarung musste gesetzgebend für die Wissenschaft werden.

Klemens, von griechischen Eltern abstammend, erhielt eine ausgezeichnete gelehrte Bildung. Sein Wissen umfasste das ganze weite Gebiet der hellenischen Literatur und hatte sich selbst mit den Heimlichkeiten der eleusinischen Mysterien bekannt gemacht. Unbefriedigt aber von den Speculationen der heidnischen Philosophie trat er endlich zum Christenthume über. Bei seinen seltenen Vorkenntnissen und seinem unermüdlichen Streben und Forschen nach Wahrheit, wodurch er sich getrieben fühlte, mühsame und gefährliche Reisen durch den

---

3) Schon früher (um 130) waren dem Kaiser Hadrian, als er sich in Athen aufhielt, von dem Philosophen Aristides und dem Bischofe Quadratus Apologien des Christenthums überreicht worden. Spätere Apologeten sind ausser Tertullian und Origines, Athenagoras, der Bischof Melito von Sardes, Firmianus Lactantius, Rhetor zu Nicomedien.

damals bekannten Orient und Occident zu unternehmen, konnte er der würdige Nachfolger Justins werden und den Tempel christlicher Erkenntniss seinem Ausbaue entgegenführen. Die Schule in Alexandrien war eine Katechetenschule, in der christliche und heidnische Jünglinge nicht allein für den christlichen Glauben vorbereitet und gewonnen, in der auch Philosophie, Geometrie, Grammatik, Rhetorik, kurz alle von den Alten gepflegten Wissenschaften gelehrt wurden. Nachdem Klemens vorher zum Presbyter der alexandrinischen Kirche geweiht worden war, wurde er um 189 der Nachfolger des Pantänus. Während seiner zwölfjährigen Amtsführung stand die Schule in hohem Flor, überflügelte sie alle ähnlichen Anstalten zu Antiochien, Athen, Cäsarea und Edessa weitaus. Die Grundsätze nach denen Klemens lehrte, sind ebenso wahr als bewunderungswürdig. Ausgehend von der Ansicht, dass kein Wissen ohne Glauben möglich sei, sprach er: „Die Propheten und Apostel waren allerdings vom heiligen Geiste erleuchtet; wir aber, um den Sinn ihrer Worte zu verstehen, dürfen auf eine ähnliche Inspiration nicht mehr rechnen; an ihre Stelle tritt für uns die wissenschaftliche Geistesbildung."

Als unter dem Kaiser Septimus Severus 202 in Antiochien eine Verfolgung gegen die Christen ausbrach, die sich bis nach Ägypten herübererstreckte, floh Klemens, den Ruf und Amt als das begehrungswertheste Opfer für die in wildem Hasse entflammten Feinde bezeichneten, glücklich nach Kappadozien, von wo er dann nach Jerusalem ging. Im Jahre 211 war er in Antiochien. Er starb, nachdem er auch in der Fremde segensreich gewirkt hatte, um 217. Zeit und Ort seines Todes sind unbekannt.

Im Morgenlande, in Alexandrien finden wir die spekulative, idealistische Seite der christlichen Wissenschaft repräsentirt; die griechischen Christen waren es, welche die Offenbarung nach vorhandenen philosophischen Formeln aufzufassen und denkend zu durchdringen strebten. Diese unableugbare Einseitigkeit hatte seine Gefahren für die Kirche. Es musste daher eine andere Richtung sich geltend machen, die das Christenthum von seiner historischen und praktischen, von seiner realistischen Seite auffasste, so dass sie jener ein Gegengewicht zu bieten vermochte. Weniger beweglich als die Griechen, hielten die abendländischen Christen am Glauben fest und am Gegebenen, hoben sie ihn über Spekulation und Zeitphilosophie hoch empor und suchten sie ihn in seiner unmittelbaren Kraft aufs Leben überzutragen. Den Übergang beider Richtungen bildet Irenäus, geboren um 140, wahrscheinlich in Griechenland, ein Schüler Polykarps. Später treffen wir ihn in Lyon, wo er Presbyter und nachdem der Bischof dieser Stadt in einer Verfolgung seinen Tod gefunden hatte, 178 Bischof wurde. Seinen hinreissenden Predigten und treuen Bemühungen gelang es, fast ganz Lyon zum Christenthume zu bekehren. Mit eifriger Fürsorge gab er sich §. 4. Irenäus.

der Leitung aller Kirchen Galliens hin. Im Jahre 202 brach auch hier eine vom Kaiser Septimus Severus angeordnete neue heftige Verfolgung gegen die Christen aus; das Blut floss in Strömen. Auch Irenäus erlitt den Martyrertod. Während seines Lebens drohte bereits der christlichen Kirche eine gefährliche Spaltung. Der Bischof Victor von Rom und der Bischof Polykrates von Ephesus, Morgen- und Abendland lagen wegen der Osterfeier in erbittertem Streite. Victor wollte um jeden Preis Einheit, und da sich die kleinasiatischen Gemeinden weigerten seine Vorschläge anzunehmen, kündigte er ihnen die Kirchengemeinschaft auf. Aber die Gefahr, die in einer solchen Trennung für die Kirche lag, veranlasste viele Bischöfe, besonders aber den Irenäus, sich gegen eine solche Massnahme zu erklären und es gelang ihren Bemühungen, auch den Frieden wieder herzustellen. Von den Schriften des Irenäus ist uns nur sein Hauptwerk, die gegen die Ketzerei gerichtete: "Widerlegung und Zernichtung der fälschlich sogenannten Ketzerei" erhalten geblieben. Er wollte übrigens nicht die Ketzer blutig verfolgt und vernichtet, sondern durch Milde bekehrt wissen.

§. 5. Die christliche Dichtung und der Gesang in der griechischen Kirche.

Ignatius, Polykarp, Justinus, Klemens und Irenäus sind die bedeutendsten Männer, welche die christliche Kirche des zweiten Säculums aufzuweisen hat. Alle gehören sie ihrer Abstammung nach dem Oriente an, in dem noch immer der Hauptsitz des Christenthums war, alle bedienten sich der griechischen Sprache in ihren Schriften und bei ihrem Unterrichte. Es ist somit begreiflich, dass, wenn sie dichteten sie es in der gleichen Sprache thaten. Die wenigen Überreste uralten christlichen Gesanges, die sich auf uns aus dieser Zeit vererbt haben, gehören desshalb alle der morgenländischen Kirche an. Erst in der 2. Hälfte des 4. Jahrh. treffen wir auf christliche lateinische Poesien. Einzelne der von uns mitgetheilten Stellen aus den Schriften der Apostelschüler lassen einen Schluss auf ein gewisses Gesangsleben in der Kirche zu, wenn sie nicht als blosse Bilder und Gleichnisse, deren die Orientalen sich von jeher so gerne bedienten, zu nehmen sind. Sie wurden wohl auch die Veranlassung eine Art von Organisation des musikalischen Theiles des Gottesdienstes in dieser Zeit schon anzunehmen. Durch Bischof Ignatius, der für einen Beförderer heiliger Lieder gilt, soll die Sitte aufgekommen sein, kurze Bibelstellen, das Vaterunser, die Einsetzungsworte, die Evangelien und Episteln, ja selbst kurze Altargebete abzusingen. Auch Justin wird als thätiger Förderer des Gesanges genannt und sogar einige Dichternamen sind uns aus dem 2. Jahrh. bereits aufbewahrt. Man erzählt, dass der Martyrer Athenogenes, da er 169 freudigen Muthes dem Flammentode entgegenging, auf dem Wege zum Richtplatze, seinen Schülern gleichsam zum Abschiedsgeschenke, eine Hymne gesungen habe, die zu den Zeiten des Basilius (5. Jahrh.) noch allgemein bekannt war.

Im 2. Jahrh. wurde die christliche Kirche durch die weitverbreiteten Sekten der Gnostiker sehr beunruhigt. Sie hatten ihre Glaubens-

ansichten aus der griechischen Philosophie, der jüdischen Kabbala und der christlichen Lehre sich zusammengesetzt, rühmten sich gewisser geheimer Kenntnisse und Offenbarungen und führten, wenigstens kann dies von einzelnen Parteien mit Gewissheit behauptet werden, einen anstössigen unsittlichen Lebenswandel. Zu den Stiftern dieser Schismatiker gehörten der gelehrte und beredte Valentin, ein Ägypter Saturnin aus Antiochien, Basilides aus Alexandrien und Andere. Den Valentin nennt man als den Verfasser einiger dem Sinne seiner Lehre entsprechenden Psalmen. Sein Schüler nnd Anhänger, der Syrer Bardesanes aus Edessa, soll in schönen und zierlichen Dichtungen die sämmtlichen David'schen Psalmen sehr glücklich nachgebildet haben. Dessen Sohn Harmonius war ein noch fruchtbarerer Liederdichter, der zudem einen Schritt vorwärts that, indem er für seine Poesien zugleich lieblich tönende Weisen erfand, welche lange Zeit hindurch in Syrien im Gebranche blieben. So gelang es den Sektirern zahlreiche Anhänger zu gewinnen. Nachweisbar ist von allen diesen und leider auch von rechtgläubigen Gesängen aus dem 2. Jahrh. fast Nichts auf uns gekommen. Wir besitzen nur Eine herrliche Dichtung ans dieser Zeit, deren Urheberschaft dem frommen und gelehrten Klemens von Alexandrien zugeschrieben wird, wenigstens befindet sich dieselbe dem dritten Buche seiner berühmten Schrift: „Pädagog" angehängt. Diese *älteste christliche Hymne* ist ein Lobgesang auf den Erlöser (Hymnus auf den Logos). Ihr Ton ist mythisch und gnostisch versinnlichend, ihre Sprache gedrängt und schwungvoll und das Interesse und die Bewunderung mit der man dieses Denkmal christlicher Dichtung immer betrachtete, erscheinen völlig gerechtfertigt. Rambach, der überhaupt der geistlichen Poesie des Orients keinen besonderen Geschmack abzugewinnen weiss, meint dagegen, dass man sie weder dichterisch schön noch erbaulich finden und dass ihr orientalisch-bilderreicher Ausdruck manchem Leser fremd, ja sogar anstössig erscheinen dürfte. [4])

Was nun den musikalischen Theil des Kultus der christlichen Kirche in diesem Jahrhundert anlangt, so sind wir darüber fast noch in grösserer Unkenntniss, als über den hymnologischen. Einzelne dürftige Notizen nnd einige Vermuthungen, die den Schein der Wahrscheinlichkeit für sich haben, sind Alles was sich uns bietet. Voraussichtlich sang man noch immer die Psalmen, wie sie von jeher gesungen worden waren. Dieses Singen mag jedoch mehr ein gesangartiges Recitiren mit geringer Modulation der Stimme nnd ein gewisses Betonen der durch das Versmass bedingten Rhythmen gewesen sein, als wirklicher melodischer Gesang. Neuen Dichtungen hat man wohl auch neue Melodien oder bekannte Volksweisen unterlegt. Neben den gemeinschaftlichen

[4]) I. 1, 35. VIII. 38. XII. 2, 85. XVI. 1. Böhringer I. 102.

einstimmigen Gesängen dürften bereits auch aus dem jüdischen Gottesdienst herübergenommene Wechselgesänge (Antiphonen) im Gebrauche gewesen sein, deren Verse alternirend von Männern und Frauen gesungen wurden. Ignatius soll diese Gesangsart zuerst in der syrischen Kirche eingeführt haben, veranlasst dazu durch einen Traum, in dem er Chöre von Engeln sah und hörte, welche wechselsweise das Lob der heiligen Dreieinigkeit sangen. Wohl waren auch schon Responsorien üblich; wenigstens ist es eine uralte Gewohnheit der christlichen Kirche, die Gemeinden am öffentlichen Gebete durch das Sprechen oder Singen einzelner Worte (Kyrieeleison, Halleluja, Amen u. s. w.) oder Bibelstellen theilnehmen zu lassen.

Dem Bischof Simeon von Seleucia schreibt man die Einführung doppelter Chöre zu. Doch dürfte diese Sache, da auf keinen Fall von vollstimmigen Chören die Rede sein kann, einfach auf den Antiphonen-Gesang des Ignatius zurückzuführen sein.

Ein im Jahre 190 von Klemens erlassenes Verbot [5]) gegen den Gebrauch der Flöten als begleitender Instrumente der Gesänge bei den Agapen (Liebesmahlen) lässt, wie der von dem frommen Bischof anderwärts ausgedrückte Wunsch, statt der weltlichen, sanfttönenden Flöten lieber Davidsharfen zu benutzen, auf eine frühe Verbindung von Vocal- und Instrumentalmusik im christlichen Kultus schliessen. Doch dürfen dergleichen Angaben nicht dazu verleiten, an eine ausgebildete Musik jener Zeit nach heutigen Anschauungen zu glauben. Standen auch das begeisterte Wort und die schwungvolle Rede den damaligen Dichtern schon zu Gebote, sind die Hymnen der alten Kirche uns auch jetzt noch Zeugnisse hoher Begabung und seltener Kunst, die musikalischen Zustände entsprachen dem nicht und lassen immer erst die Keime künftiger Entwicklung erkennen.

---

[5]) An anderer Stelle sagt er: „Wir gebrauchen ein einziges Instrument: Das Wort des Friedens, mit dem wir Gott verehren, nicht aber das alte Psalterium, die Pauken, Trompeten und Flöten". Die Christen mussten wohl auch schon aus Rücksichten der Klugheit alle laut schallende Musik vermeiden, denn wenn auch zeitweise geduldet, so mögen sie doch gewiss jedes Aufsehen erregende Hervortreten vorsichtig noch umgangen haben.

IV. Der Kirchengesang im dritten Jahrhundert.

Die Kämpfe und Verfolgungen, welche die christliche Kirche im vorigen Jahrhundert zu erdulden hatte, ziehen sich unvermindert und in noch erhöhtem Grade auch durch das folgende hin. Seit Trajans Tode forderte der Volkswille, besonders bei Festspielen oder in Landesnöthen, den Tod der Christen. Die Kaiser zeigten sich in ihrer Mehrzahl dem Christenthume entweder gleichgültig oder sogar geneigt [1]), aber ein altes römisches Gesetz, das den römischen Bürgern strenge verbot, eine andere als die Staatsreligion zu bekennen, gab die Christen der Willkühr einzelner Statthalter preis. Trotz aller dieser ungünstigen Verhältnisse schlug das Christenthum immer tiefere Wurzeln, griff es immer weiter und mächtiger um sich. Erbitterter wurde daher auch von der noch immer überwiegend starken Gegenpartei der Vernichtungskampf stets wieder aufs Neue unternommen. [2]) Welch grossartiger Anblick! Zwei Weltordnungen, die antik-heidnische auf der einen, die neu-christliche auf der andern Seite, stehen sich im Ringen um ihr Seyn, um ihre Existenz gegenüber. Wenn zwei solche Gewalten sich kampfesmuthig entgegentreten, kann es ohne harten Zusammenstoss, ohne tiefen Bruch nicht abgehen. Der einen muss der Sieg werden, die andere vernichtet verschwinden. Neues Leben baut sich nur aus dem Erstorbenen auf. Gottes- und Götterdienst, Göttliches und Dämonisches, die schroffsten Gegensätze, kann es noch zweifelhaft sein, auf welche Seite sich der Sieg neigen wird?

Sofort tritt uns wieder ein gewaltiger Vertheidiger der Wahrheit entgegen. Quintus Septimus Florens Tertullian wurde um 160 in Karthago geboren, wo sein Vater Hauptmann im Dienste des afrikanischen §. 1. Tertullian.

[1]) Alexander Severus (222—235) stellte das Bild Christi unter seinen Hausgöttern auf, Philippus Arabs (244—249) galt für einen Christen.

[2]) Die erste grosse allgemeine Verfolgung durch inquisitorisches Verfahren der Magistrate erfolgte unter Decius (249—251). Gallus (251—253) ward durch die politischen Stürme abgehalten, das von seinen Vorfahren begonnene blutige Werk zu vollbringen. Valerian (253—260) suchte die Kirche durch Vernichtung ihrer Vorsteher zu zerstören. Aber Gallienus (260—268) gab ihr, sie als Korporationen anerkennend, Frieden. Aurelianus (270—275) beschloss ihre Verfolgung wieder aus heidnischer Gewissenhaftigkeit. Diocletian (284—305) endlich versuchte den letzten Kampf auf Tod und Leben (303. 304). Die Erneuerung der alten Reichsherrlichkeit durch die Wiederherstellung der Staatsreligion, die Rettung der auf den von den Göttern geoffenbarten und von den Vorfahren gelegten Grundfesten der Gesellschaft war sein Plan. Demgemäss liess er alle Christentempel zerstören, alle heiligen Bücher verbrennen, die Bekenner durch jedes Mittel zum Opfern zwingen.

Proconsuls war. Tertullian, für die staatsmännische Laufbahn bestimmt, erhielt eine treffliche Erziehung; seine Kenntnisse in den schönen Wissenschaften, seine reiche griechische Weltbildung waren des angesehenen Rhetors und römischen Sachwalters, der er war, würdig. Erst gegen Ende des 2. Jahrh., um 196 trat er, der bisherige hartnäckige Heide, zum Christenthum über. Bald nach 204 schloss er sich der ziemlich verbreiteten Partei der Montanisten an. [3]) Er starb um 240.

Tertullian war ein tief innerlicher, düsterer, feuriger, excentrischer Geist, zum polemischen Streiter, zum Advocaten seiner Glaubensgenossen wie gemacht. Gewandt, ernst, furchtlos und ungestüm, bis zum Extrem sich für seine Anschauungen begeisternd, erscheint er als der eigentliche Repräsentant der occidentalisch-lateinischen Kirche. Seine Vielseitigkeit als Schriftsteller erkennen wir aus seinen zahlreichen Werken, die sich theils auf die Verhältnisse der Christen zu den Heiden, oder auf Gegenstände des christlichen Lebens und der Kirchenzucht beziehen, anderntheils dogmatische Fragen behandeln. Er hat der afrikanischen Kirche gelehrt, dass Christus nicht sich das Herkommen, sondern dass er die Wahrheit sich nannte; hat gegenüber heidnischer Weltweisheit und gewöhnlichem Weltverstande das Gottesbewusstsein hochgehalten. Alle seine Schriften zeichnen sich durch geistreiche Rhetorik, genialen Witz, derbsinnliche Auffassung des Idealen, tiefes Gefühl und juridische Schärfe aus. Besonders war er, ein furchtloser Apologet des Christenthums von bitterer Beredsamkeit, der das gute bürgerliche Recht der Kirche gegenüber den schuppigen, befiederten oder gehörnten Liebhabereien der alten Götter mit flammenden Worten darzuthun und zu vertheidigen sich nicht scheute. Was er schrieb, zeugt von dem Ernste eines Mannes, dem die Wahrheit über Alles gilt, und der, was er war, ganz sein wollte. Er fesselt den Leser durch die Gewalt und das Feuer seiner Sprache, die bald ironisch und scharf, wie ein schneidiges Schwert und

[3]) Sobald die Kirche durch zahlreiche Übertritte sich gekräftigt fühlte, musste es ihr mehr darum zu thun sein, treffliche als, viele Glieder zu erhalten, galt es das Gewonnene rein zu bewahren. Desshalb fing man an wählerisch in der Ertheilung des christlichen Bürgerrechts zu werden, liess sorgfältige Belehrung und strenge Prüfungen der Taufe vorangehen und belegte jeden Fehltritt mit schweren Kirchenbussen. Die Strenge kirchlicher Zucht, die Enthaltsamkeit von allen Freuden der Welt, die Ausscheidung jedweder Unlauterkeit wurde besonders in der Kirche Kleinasiens, die sich vorzugsweise Apostelkirche nannte, gelehrt. Hier unterschied man auch eine Kirche des Geistes, die über der fleischlichen stand, die sich in Verzückung und Prophetie — den höchsten christlichen Zustand — über die Bischöfe erhob. Der Verkünder dieser Religion des göttlichen Wahnsinns war Montanus aus Mysien, früher Priester der Cybele, nun, mit zwei prophetischen Weibern umherziehend, sich selbst als den verheissenen Paraklet der Menschheit preisend und die Nähe des tausendjährigen Reichs predigend.

doch auch wieder mild, wie der kühlende und erfrischende Abendwind nach heissem Sommertage ist.

§. 2. Origenes. Neben Tertullian ist Origenes die erhabenste Erscheinung dieses Zeitraums. Beide sind die grössten Kirchenväter der drei ersten Jahrhunderte. Aber welche tiefgehende Verschiedenheit in ihrem Charakter! Tertullian, eine schroffe, kantige Gestalt, scharf und rücksichtslos gegen jede Meinungsverschiedenheit auftretend, energisch, lebendig, frisch, tief. Origenes, trotz seines hochfliegenden Geistes, seines eisernen Fleisses, seines festen Charakters, eine sanfte und milde Persönlichkeit, vermittelnd und belehrend dem Heidenthume gegenüber, harmonisch in seinem ganzen Denken und Wesen, vielseitig, ein Schriftgelehrter fürs Himmelreich.

Origenes, mit dem Beinamen Adamantius (der Diamantene), der erstgeborene Sohn christlicher Eltern, ward i. J. 185 zu Alexandria geboren. Sein Vater, der Rhetor Leonides, ein gelehrter und frommer Mann, die seltene Gabe seines Sohnes in dankbarem Preise gegen Gott erkennend, gab ihm eine sehr sorgfältige wissenschaftliche und religiöse Erziehung. So bewundernswerth waren der Verstand, der Wissensdurst und die Talente des Kindes, dass der Vater oft, wenn der Knabe geschlafen, dessen Brust entblösst und sie mit Ehrfurcht als einen Tempel des heiligen Geistes geküsst haben soll. An die Stelle des häuslichen Unterrichtes trat bald der öffentliche. Der Jüngling besuchte die Katechetenschule seiner Vaterstadt, wo er ein Schüler von Klemens wurde, dessen grosser Nachfolger er einst werden sollte. Frühe schon lernte Origenes den ganzen Ernst des Lebens erkennen. Als er 17 Jahre alt geworden, brach (202) jene grosse Verfolgung gegen die Christen aus, der auch in Ägypten zahlreiche Opfer fielen. Vom Sohne, den die zärtliche Gewalt der Mutter zurückhielt, ermuntert im Glauben treu auszuharren, starb der Vater Leonides den Martyrertod; die Mutter mit sieben Kindern sah sich dem äussersten Elende preisgegeben. Aber das Vermächtniss der väterlichen Tugenden, der Segen des väterlichen Opfertodes und das Vertrauen auf Gottes Vatertreue halfen über die schlimmen Tage hinweg. Trotz aller Noth und Sorge studirte Origenes unermüdlich fort. Mit 18 Jahren war er bereits der Tröster, der Prediger, der Lehrer der verwaisten Christengemeinde Alexandriens, trat er sein Amt als Leiter der Katechetenschule an. Eifrig in der Arbeit an sich selbst, rastlos für seine Schüler thätig, die er durch das ganze Bereich griechischer Bildnng zum geistigen Verständnisse der Schrift und zur christlichen Philosophie führte, musterhaft in seinem Lebenswandel, ward er ein erhabenes Beispiel christlicher Tngenden. Unter seiner Leitung gewann die Schule eine Ausdehnung, wie nie vorher, so dass er zwei seiner herangebildeten Zöglinge endlich als Gehilfen annehmen mnsste. Zum Gebrauche seiner Schüler schrieb er in dieser Zeit ein philosophisch-dogmatisches Lehrbuch, das erste, welches die christliche Kirche erhielt: „Über die Grundlehren des Glaubens.“ Aus allen Ländern, aus

allen Ständen drängten sich Zöglinge zu ihm heran, fürstliche Personen begehrten seinen religiösen Unterricht, seinen Rath, seinen Trost. Bald aber brach nach kurzer Ruhe wieder einer jener Stürme über die ägyptischen Christengemeinden herein, der wegzufegen drohte, was in den Tagen kurzen Friedens Gutes geschaffen und aufgebaut worden war. Origenes zog sich bei dem Ausbruche der Verfolgung nach Cäsarea zurück (215). Von jetzt an gesellten sich für ihn zu dem Kummer, den ihm die traurigen Zustände der Kirche machten, noch andere Misshelligkeiten, die ihm zumeist aus dem kleinlichen Neide und der niedrigen Bosheit des Bischofs Demetrius von Alexandrien erwuchsen. Kaum war der Kirche ihre allmälige innere Erstarkung zum Bewusstsein gekommen, als auch schon ein auffällig herrschsüchtiges Streben unter der Geistlichkeit sich bemerklich machte, das allenthalben in seinen ärgerlichen und lieblosen Bethätigungen nun hervorzutreten begann. Ein kleinliches Streiten um Macht und Einfluss und eine zelotische Unduldsamkeit gegen Andersdenkende, wodurch endlich das Priesterthum seinen ursprünglichen Zwecken völlig entfremdet und die Lehre Christi: Liebet euch unter einander! und die der Apostel: Seid einig! zu Schanden gemacht wurde, gab sich allenthalben kund und liess eine schlimme Saat der Zwietracht aufkeimen. Die Verhältnisse in Alexandrien blieben für Origenes vorerst dadurch noch erträglich, dass er nach seiner Rückkehr einen treuergebenen Freund sich gewann. Derselbe, Ambrosius, ein reicher, angesehener Mann, munterte ihn nicht nur fortwährend zu literarischer Thätigkeit auf, er stellte ihm auch die nöthigen Mittel zu manchen kostspieligen Untersuchungen zur Verfügung. So z. B. zur Herbeischaffung und Vergleichung von Handschriften, wie zu deren Veröffentlichung: Geld, Papier, Bücher, Schreiber. Sieben Schnellschreiber besoldete er ihm, die abwechselnd seine Diktate aufnahmen, und eben so viele Abschreiber, die jene copirten und Mädchen, welche die Aufsätze zierlich ins Reine zu schreiben hatten. Scherzend pflegte Origenes seinen Freund seinen Werktreiber zu nennen.

Als der Bischof Demetrius die glorreichen Erfolge gewahrte, die Gott dem Origenes gab — der in dieser Zeit zudem auf einer durch Palästina gemachten Reise nach Achaja und Athen, von seinen Freunden, den Bischöfen Alexander von Jerusalem und Theoktistus von Cäsarea 228 zum Presbyter geweiht worden war — als er die Ehre, den Ruf, die hohe Achtung, die ihm Wissen und Tugenden verschafften, täglich wachsen sah, da schien ihm kein Mittel zu niedrig, den Gegenstand seines Widerwillens zu vernichten. Ein Priesterhass war zu allen Zeiten unversöhnlich. Eine von Demetrius berufene Versammlung von Geistlichen, willige Werkzeuge seiner Leidenschaft, erklärte den Origenes 231 seines Lehr- und Priesteramtes verlustig und verwies ihn des Landes. Er zog sich jetzt nach Cäsarea zurück, dort eine gelehrte christliche Schule gründend, welche die von Alexandrien an Erfolgen fast noch

überstrahlte. In dieser Zeit war es auch, wo des Kaisers Alex. Severus Mutter, Julia Mammäa, so andächtig den Lehren und Reden des frommen Mannes lauschte. Leider brach schon nach wenigen Jahren unter dem Kaiser Maximius Thrax (235—238) wiederum eine heftige, namentlich nach den Häuptern und Lehrern der christlichen Gemeinden greifende Verfolgung aus, der Origenes sich nur mit Mühe zu entziehen vermochte. Von da an blieb sein Leben ein Wanderleben. Wir finden ihn, wo man seines Unterrichts, seines Trostes, seiner Einsicht bedurfte. Bei einer neuen Verfolgung (250) ergriffen und in hartes Gefängniss geworfen, versuchte man vergebens Martern aller Art anzuwenden, um ihn zum Abfall zu bewegen. Der Tod des Kaisers Decius befreite ihn. Bald darauf starb er, 254, zu Tyrus.

Die literarischen Leistungen dieses Kirchenlehrers gehen fast ins Unglaubliche. Er schrieb mehr, sagt Hieronymus, als ein Anderer zu lesen im Stande ist. Die Zahl seiner einzelnen Briefe und Bücher wird, wohl übertrieben, auf 6000 angegeben. [4])

Noch zwei hohe Gestalten treten uns in diesem Jahrhundert entgegen: Die edle Perpetua von Karthago, die 202 den Martyrertod erlitt, und Thascius Cäcilius Cyprianus, ebenfalls in Karthago geboren, seit 245 (246) zum Christenthume bekehrt, bereits 248 zum Bischofe Karthagos erwählt, während der Regierung Kaiser Valerians (258) enthauptet. Cyprian, die persönliche Darstellung der katholischen Kirche seiner Zeit, war ein energisch aufstrebender, hierarchischer Charakter, dem das Bischofsamt eine von Gott eingesetzte Würde war, weitaus erhaben über alle andern kirchlichen Ämter. Daher suchte er auch den Kampf der Episkopal- gegen die Presbyterialgewalt mit aller Schärfe und allein ihm zu Gebote stehenden Mitteln durchzuführen. Als Bischof fühlte er sich berufen in die Kirche Einheit zu bringen, berechtigt strenge Zucht in ihr zu handhaben. [5]) Das geistige Reich der Kirche, die in ihrer realistischen Richtung fortschreitet, wird in ihm zum geistlichen. §. 3. Cyprian.

Das christliche Gemeindewesen war im 3. Jahrh. in stetem Aufblühen begriffen. Es lässt sich also annehmen, dass auch der Kirchengesang Fortschritte machte. Dass er immer in Übung blieb, davon zeugen einige Stellen in den Schriften des Tertullian. §. 4. Dichtung und Gesang im 3. Jahrh.

[4]) Die von Origenes aufgestellten philosophischen Lehrsätze fanden vielfachen Widerspruch, besonders griff der Bischof Methodius von Tyrus seine Lehren von der Weltentwicklung, Auferstehung und Willensfreiheit an. Dagegen suchten nun die Schüler des gefeierten Meisters (Pampbilius von Cäsarea, Eusebius, Dionysius von Alexandrien, Georgius Thaumaturgis, Bischof von Neucäsarea, Hierakas und Andere) seine Rechtgläubigkeit in jeder Weise zu vertheidigen und zu retten.

[5]) Cyprian entwirft in seinen Schriften ein sehr düsteres Gemälde von dem Zustande der christlichen Gemeinde des üppigen Karthago, wodurch allerdings seine Strenge vollkommen gerechtfertigt erscheint.

Indem er die Freuden der Christen schildert, sagt er: „Ergötzet dich die Wissenschaft, die Literatur; wir haben Überfluss an Versen, an Sentenzen, auch an Gesängen; keine Fabeln aber, sondern Wahrheit; keine künstlichen Melodien, sondern Einfalt". Und am Schlusse seiner trefflichen Schrift über das Gebet heisst es: „Das Gebet ist das geistige Opfer, welches die alten Opfer abgethan hat. Und ein solches Opfer von ganzem Herzen geweiht, durch den Glauben genährt, durch die Wahrheit gepflegt, durch die Unschuld unversehrt, durch die Keuschheit rein, durch die Liebe bekränzt, solches müssen wir mit dem Gepränge der guten Werke unter Psalmen und Hymnen zum Altare Gottes hinbringen". Sehr interessant ist ferner eine Stelle aus seiner an den Kaiser Septimus Severus gerichteten Apologie. „Wenn das Wasser zum Händewaschen herumgereicht und Licht gebracht worden, so wird ein Jeder aufgefordert, mitten unter den Andern Gott mit Gesang zu preisen, entweder nach Worten der heiligen Schrift oder aus eigner Erfindung, wie er es vermag". Auf der Kirchenversammlung zu Antiochien (264) ward dem dasigen ketzerischen, die Gottheit Christi leugnenden Bischofe Paulus von Samosata unter andern auch dies zum Vorwurfe gemacht: dass er die Lieder, welche zur Verehrung Jesu gesungen zu werden pflegten, als zu neu und von nicht hinlänglich bewährten Männern verfasst, abgeschafft und gleichwohl eigene Lieder zu seinem eigenen Lobe, noch dazu durch Frauen, mitten in der Versammlung am Osterfeste habe absingen lassen.

Namentlich kennen wir aus diesem Jahrhunderte nur zwei Dichter geistlicher Lieder: den ägyptischen Bischof Nepos, der gegen Origenes die Vertheidigung des Chiliasmus übernommen hatte und dem selbst sein Gegner Dionysius von Alexandrien wegen einiger seiner Psalmen und Hymnen, deren die Christen sich gerne bedienten, Achtung bezeugt, und Methodius, den Martyrer, mit dem Beinamen Eubulius, Bischof zu Petara in Lycien, dann zu Tyrus in Phönicien, der in der letzten, blutigsten Verfolgung unter Kaiser Diocletian (um 311) zu Chalcis auf Euböa enthauptet wurde. Wir besitzen von ihm einen Psalm der lampentragenden Jungfrauen, die dem himmlischen Bräutigam entgegengehen, der den glänzenden Schlussstein seiner Schrift: „Das Gastmahl der zehn Jungfrauen", bildet und auf den des beredten geistreichen Kenners Fortlage's schöne Charakteristik der christlichen Poesie in der griechischen Kirche so treffend passt: „Hier in den ältern Liedern findet sich die erste jubelvolle, gleichsam jungfräuliche Begeisterung, mit der die Welt das Christenthum empfing, ein überschwellendes Entgegenjauchzen, ein Vergessen seiner selbst und der ganzen Welt über dem genaheten Geheimniss. Dabei kann der altgriechische Typus im Vergleich zu allen übrigen Formen auch der zierliche und zarte genannt werden. Die Erinnerungen an den Ton der alten Tragödie scheinen bei ihm durch, und die griechische angeborene Grazie verleugnet sich nicht.

Die Seele, sich nahend dem Heiligen, sieht sich von einem ruhigen jenseitigen Lichte angestrahlt, oder ergibt sich in Schmerzen ihrer eigenen Unvollkommenheit, die sie mit unendlicher Gewalt nach höherem Schutz verlangen lassen.“ [6])

In dieses oder auch in das vorige Säkulum wird in der Regel der Ursprung zweier ehrwürdiger Erbstücke urchristlichen Gemeindegesanges verlegt, wenigstens erscheinen beide Gesänge, ein Morgen- und ein Abendgesang bereits in den apostolischen Konstitutionen, einer zu Ende des dritten oder Anfang des vierten Jahrhunderts noch vor dem Konzil zu Nicäa zusammengestellten Sammlung kirchlicher Vorschriften. Beide Gesänge sind bis zur Stunde in der morgenländischen Kirche im Gebrauch. Der erstere, bekannt unter der Bezeichnung der grossen Doxologie, ging, angeblich vom B. Hilarius ins Lateinische übertragen, frühe schon in die abendländische Kirche über (Hymnus angelicus), wo er noch jetzt im katholischen Gottesdienste in jeder Messe (mit Ausnahme der Messen in der Advents- und Fastenzeit und der Todtenämter) seine Stelle hat. Auch die protestantische Kirche gewann ihn sich schon bald (1526) und zählt diese erste Übertragung von Nik. Decius (Nikolaus von Hofe) „Allein Gott in der Höh sei Ehr“ bis heute zu den Perlen ihres Liederschatzes. [7]) Als dem 3. Jahrh. noch angehörig theilt Rambach I, 43 die Übersetzung einer Hymne mit: „Täglich will ich dich loben und deinen Namen preisen in Ewigkeit“.

V. Der Kirchengesang im vierten Jahrhundert.

Die äusseren Verhältnisse der christlichen Kirche gestalten sich von nun an wesentlich anders; man würde sich der Veränderung mehr erfreuen und sie in Wahrheit eine beglückende nennen können, hätte nicht der Kampf um die begriffsmässige Auffassung des Glaubens Kirche und Staat fortwährend zerrüttet. Beide durchdrangen sich in gegenseitigem, durch die Verschmelzung des politischen und dogmatischen Interesses beiden unheilvollen Einflusse. Nach dem Streite um Begriffe entbrannte, das Reich dem Verderben nahebringend, der um die Bilder. Aus der unterdrückten Kirche wird im 4. Jahrh. eine herrschende, aus der hartbedrängten eine siegende; das Heidenthum unterliegt, das Christenthum, dem das berühmte Edikt von Mailand 313 bereits freie Religionsübung gewährt hatte, wird zur Staatsreligion erhoben. Zwar sehen wir in den Jahren 303 und 304 unter dem sonst genialen und staatsklugen Diocletian nochmals strenge Gesetze, die schonungslos gegen alle Christen angewendet werden sollen, ergehen. In den Antheilen

[6]) VIII, 190. XVI, 4.

[7]) I. 1, 4. VIII. 18. XII. 2, 88, 90, 91. XVI. 3.

seiner Mitkaiser, [1]) des Galerius werden sie bis 310 (erst auf seinem Sterbebette befahl er, des vergeblichen Blutbades müde, die Verfolgung fallen zu lassen), in dem des Maximianus bis 312 aufrecht erhalten; nur der milde, weise Konstantius Chlorus zeigte sich duldsam, aber erst nachdem sein Sohn Konstantin 312 den Maxentius und 324 den Licinius besiegt und beseitigt hatte, brach eine neue Epoche für das Christenthum an. Allerdings war mit dem Übertritte Konstantins noch nicht alle Noth weggeräumt. Theils dauerten die Verfolgungen in andern Ländern, besonders in Persien noch fort, theils war es einem erspriesslichen Gedeihen der guten Sache von Nachtheil, dass fortwährend blutige und abscheuliche Kämpfe um den Kaiserthron geführt wurden und die Herrschaft oft rasch wieder in andere Hände überging, theils kam es auch noch vor, dass einzelne Kaiser wie z. B. Magnentius (350—353), Julianus Apostata (361—363), Eugenius (392—394) zeitweilig zur Anbetung der alten Götter zurückkehrten, den Christen die ihnen eingeräumten Tempel wieder entzogen und aufs Neue religiöse Einschränkungen und Bedrückungen erfolgten. Andere Cäsaren neigten sich den Schismatikern zu und brachten dadurch die rechtgläubige Kirche in Gefahr. So war Valens (364—378) ein strenger Arianer und auch die Mutter Gratians und Valentinians II., die Reichsverweserin Justina († 391), begünstigte ausnehmend den Arianismus. Besser gestalteten sich die christl. Zustände unter der Regierung des toleranten Valentinian I. (364—375) und unter der des starken Theodosius I. (seit 379 im Orient; 394—395 Alleinherrscher), nach dessen Tode jedoch schon die bleibende Theilung des Reiches eintrat, die es nach Aussen schwächte, im Innern eine nie zu erstickende Zwietracht erzeugte.

Inmitten dieser politischen Wirren erscheint auch die Kirche in bedauerlichster Weise von Parteien zerrissen, herrschen über verschiedene

[1]) Diocletian hatte sich, die Unmöglichkeit erkennend, das weite Römerreich allein leiten und zusammenhalten zu können, einen Mitkaiser in dem tapfern und thätigen Maximianus Herkulis, einem gemeinen Pannonier, und zwei Cäsaren (Anwärter der Augustuswürde): Galerius Maximianus, einen niedrig geborenen Dacier und den edlen Konstantius Chlorus, den Vater Konstantin's, beigegeben. Dieser übernahm die Leitung der westl. Provinzen, Galerius die der illyrischen, Maximian (Res. Mailand) Italien und Afrika, Diocletian (Res. Nikomedien) Thrakien, Ägypten und den Orient. Letzterer zog sich 305 nach Salona in das Privatleben zurück, Maximian ward von ihm bewogen, ein Gleiches zu thun, Galerius und Konstantius ernannten nun den Severus und Maximinus Daza zu Cäsaren, das Heer in Italien wählte des Maximians Sohn Maxentius, das in Britannien, Gallien und Spanien den jungen Konstantin zu Kaisern. Galerius bestimmte nachträglich noch den Licinius zu seinem Nachfolger. Severus ward durch Maximian beseitigt (307). Diesen liess s. Schwiegersohn Konstantin, gegen den er wiederholte Verrätherei geübt, erdrosseln (310). Maxentius erlag in d. Schlacht an d. milvischen Brücke dem Schwerte s. Schwagers Konstantin, der endlich auch den grausamen Licinius, d. Besieger M. Daza's (313), trotz geschworener Eide, ihm Schutz zu geben, hinrichten liess. Alle diese Kaiser waren rohe, treulose Wütheriche, die mit unsinniger Blutgier gegen einander u. ihre Familien u. Anhänger rasten.

Glaubensmeinungen die bittersten Streitigkeiten, bekämpfen sich die Bischöfe mit dem unchristlichsten Hasse. Manche von ihnen suchen in diesen Kämpfen bereits überwiegendes Ansehen geltend zu machen, setzen sich in Besitz grosser Reichthümer und trachten nach weltlicher Macht. Endlich theilten sich die Bischöfe von Alexandria, Konstantinopel und Rom in die Oberleitung aller geistlichen Angelegenheiten, was aber nun wieder zu unausgesetzten eifersüchtigen Reibereien unter ihnen selbst führte.[2])

Die wichtigsten ketzerischen Parteien zu Anfang des 4. Jahrh. bildeten die Anhänger des Sabellius, die nur Eine Person im göttlichen Wesen erkannten, die im Himmel der Vater, auf Erden der Sohn, in den Kreaturen der heilige Geist hiess und die des Arius[3]), Presbyter zu Alexandria, welche läugneten, dass die drei Personen der Dreifaltigkeit Einer Natur, Einer Substanz und Eines Wesens seien und die den Vater als höchstes Wesen, den Sohn als die erste und vornehmste aller

[2]) Seit Konstantin gliederte sich die Reichskirche in die 3 grossen apost. Patriarchate oder Metropolitansprengel Alexandria, Antiochia und Rom; daneben entstanden die jüngern, nicht-apost. Patriarchate Jerusalem u. Konstantinopel, letzteres vom zweiten ökum. Konzil 381 als erstes im Rang nach Rom bestätigt. Die Bischöfe von Rom wussten schon früh in den Besitz grosser, von ihnen wohlbenützter Schätze zu gelangen. Es gab unter ihnen in den ersten Jahrh. viele Heilige, aber keine grossen Persönlichkeiten.

[3]) Da die arianischen Streitigkeiten während des ganzen Jahrh. die Kirche verwirrten, so möge hier eine Charakteristik des Arius Platz finden, die dem treffl. Werke: Hilarius v. Poitiers, von Reinken (p. 76) entnommen ist. „Jener grosse, schlanke, stolze Libyer Arius, der sittenstrenge ernste alexandrinische Presbyter, der, obgleich voll Gemüth und einnehmenden Wesens, nicht allein der aufregenden allegorischen Spekulation des Philo huldigte, sondern auch von einem allzu verstandesnüchternen dialektischen Netze trügerischer Schlüsse in Betreff des Sohnes Gottes sich gefangen nehmen liess; jener gewandte Schüler des ruhmreichen Gelehrten und Martyrers Lucian zu Antiochia trat einst in offenem Kampfe gegen Andersdenkende mit seiner Logoslehre auf, um endlich Klarheit in das Verständniss des Dogma's der Trinität zu bringen. Er selbst hatte die klare, ideale biblische Auffassung nicht, und konnte zu dem Übernatürlichen mit seinem Geiste sich nicht erheben; aber in seinem natürlichen Gesichtskreise sah er klar und bestimmt und was er darin erkannte, dafür stand er offen und ehrlich ein. Allerdings, wenn er nur Übernatürliches in seinen natürlichen Gesichtskreis hereinzog, so war seine Erkenntniss, mochte er seine Kategorien nach den Gesetzen der Dialektik noch so sicher anwenden, dennoch falsch, wie denn auch seine Lehre von dem Sohne Gottes gänzlich das Ziel verfehlte. Allein die subjektive Klarheit, welche er für seine Person trotzdem hatte, liess ihn zuversichtlich für die falsche Erkenntniss eintreten, was sein sittlicher Ernst auch bei drohenden Verlusten und Gefahren ihm erleichterte. Er hat auch unter den entmuthigendsten Verhältnissen, wo er krank und traurig sich nach der Gemeinschaft mit der Kirche sehnte, in dem Glaubensbekenntniss es nicht an den charakteristischen, seine Meinung, die er nun einmal für die kirchliche hielt, wirklich ausdrückenden Worten fehlen lassen." Arius, in der Schule zu Antiochia gebildet, beredt in Prosa und Versen, ein gewandter Dialektiker und strenger Ascet, starb nach wechselvollen Schicksalen 336 zu Konstantinopel an dem Tage, da er in feierlichem Geleite vom Kaiserpalaste zur Apostelkirche gezogen war, nach der Behauptung seiner Feinde von Gott gerichtet (er barst mitten von einander und ward todt im heimlichen Gemache gefunden), nach der Aussage seiner Anhänger, seit dem nicäischen Konzil Porphyrianer gen., durch magische Künste vergiftet.

erschaffenen Kreaturen nnd den heiligen Geist crst von diesem ausgegangen annahmen. [4])

§. 1. Athanasius. Es that in diosen Tagen der Verwirrung der Kirche ein Mann noth, der die divergirenden Ansichten zu verhindon und in klarer, überzeugender Lehre darzustellen wussto. Dieser Mann kam in **Athanasius**. Geboren in Aloxandria, dem Schauplatze heftiger schismatischer Parteiungen, wurde er nach einer in ascetischer Stronge verlebten Jugend 319 Diakon der christl. Gemoindo seiner Vaterstadt und Vertrauter und Rathgeber seines B. Alexandor im arianischen Streite. Um denselhen zu schlichten, liess K. Konstantin 325 die so berühmt gewordone allgcmoino Kirchenversammlung nach Nicäa berufen. Hier waren Athanasius und der B. Marzellus von Ankyra die Sprecher der siegenden rechtgläubigen Partei, die überlegenen Gegner dor Irrlehrer, daher auch ein unversöhnlicher tödtlicher Hass dieser gegen den ersteren, damals noch ein junger Mann, aber dennoch im folgenden Jahre schon zum B. von Alexandria und dann zum Metropoliten über Ägypten, Lybien und Pentapolis, zum angesehensten kirchlichen Beamten des Orients erwählt.

[4]) Wie viele Sekten um diese Zeit sich bildeten, erhelle ans einer Aufzählung der vornehmsten derselhen: die **Luciferianer** (v. Lucifer, dem gelehrten und tugendhaften B. v. Kagliari) erneuten die rigorosen Grundsätze des Novatian über die kirchliche Reinheit. Die **Photianer** (v. Photian, Diak. z. Ankyra, danu B. v. Sirmium, Schüler des B. Marzellns) dachten den erst seit der Gehurt aus Maria existirenden Menschen Jesus geweiht zur vollen Verwirklichung des Gottesreichs und erfüllt vom göttlichen, weltschaffenden Logos, also als Gottessohn. Die **Macedonianer** (v. Macedonius, B. v. Byzanz) lengneten die Gottheit d. h. Geistes. Die **Apollinaristen** (v. Apollinaris, B. v. Laodicea) lehrten, dass Christus keine menschliche Seele gehabt, dass seine mit der Menschheit verschmolzene Gottheit die Seele vertreten habe, dass er durch der Jungfrau Leib wie durch einen Kanal hindurchgegangen sei, ohne von menschlicher Natur etwas anzunehmen. Die **Donatisten** (v. Donatus, Presb. zu Casä nigrä u. Donatus, B. v. Karthago) sprachen der Kirche Unfehlbarkeit ab, wiedertauften nnd hielten sich allein für rechtgläubig. Die **Pelagianer** (v. Pelagins (Morgan) einem britischen Mönch aus Wallis) lengneten die Erbsünde, vertheidigten muthig die Freiheit des Willens gegen das despotische Dogma der augustinischen Prädestination und alleinseligmachenden Kirche und nahmen das moralische Gesetz Mosis und Christi und der Natur als Weg zur Seligkeit an. Die **Enstathianer** (v. Eustathius, dem hochangesehenen B. v. Sebaste) und **Milvianer** verwarfen den Ehestand. Die **Helvidianer** behaupteten, Maria habe nach Christus, mit Verletzung ihrer heständigen Jungfrauschaft, noch andere Kinder gehabt. Die **Priscillianisten** (v. Priscilliau, B. v. Avila) machten sich eine Lehre aus manichäischen und gnostischen Anschauungen zurecht, nahmen den Kultus der Adamiteu an und verwarfen jedes geschlechtliche Verhältniss. Die **Audianer** (v. Audius (Udo) in Mesopotamien) hielten die jüdische Passahfeier, dachten sich Gott in menschlicher Gestalt und trennten sich von der Kirche, die auf die Busspredigten eifernder Laien nicht hören wollte. Die christl. **Massalianer** in Armenien und Syrien suchten durch unablässiges innerliches Gebet den angeborenen bösen Geist zu überwinden. Mit ihnen und den Eustathiauern stimmten die **Apostoliker**, die, jedes Eigenthum verachtend und das Martyrthum verwerfend, in stolzem Separatismus sich aus der Kirche ausschieden, überein. Aerius, Presb. v. Sebaste, **Jovianus**, ein röm. Ascet, **Vigilantius**, Presb. in Barcelona, ein Eiferer gegen Reliquiendienst, Agapen nnd Cölibat, **Konstantius** aus Kibossa in Armenien, gen. **Sylvanus**, Stifter der **Paulicianer** in Phanaria in Helenopontus, zählen zu den hauptsächlichsten protestirenden Kirchenlehrern dieser Zeit.

So ehrenvoll und glänzend für Athanasius seine öffentliche Laufbahn zu werden versprach, so schweren und unaufhörlichen Kämpfen ging er in ihr entgegen. Die Arianer wussten am Hofe zu Byzanz Einfluss zu gewinnen und festen Fuss zu fassen. Athanasius, von den Kaisern bald verfolgt, bald verehrt, immer gefürchtet, sah sich von seinen Gegnern wiederholt in nichtswürdige und schamlose Anklagen verwickelt, in unwürdiger Weise bedrängt, von gemeinen Ränken und Intriguen umsponnen, verdächtigt und gedemüthigt, ja endlich (nach Trier) verbannt.

In Trier ward Athanasius mit hoher Achtung vom B. Maximus aufgenommen und auch von dem anwesenden Cäsar Konstantin mit Auszeichnung behandelt. Als 336 Arius plötzlich in Konstantinopel starb, änderte sich die Lage der Dinge nicht. Die Seele des Streites, zu dem er längst nur noch den Namen hergegeben hatte, war Eusebius geworden, zuerst Bischof zu Berytus, dann zu Nikomedien und nach des rechtgläubigen B. Paulus Absetzung, dessen Nachfolger in Konstantinopel (339). Nach Konstantins Tod 337 fiel das Reich an dessen drei Söhne, die alsbald in Pannonien eine persönliche Zusammenkunft veranstalteten, bei welcher die Heimberufung der verbannten Bischöfe beschlossen wurde. Athanasius kehrte nun 338, von seiner Gemeinde, die ihn wie einen Heiligen verehrte, mit Jubel begrüsst, nach Alexandrien zurück.

Aber nur kurze Ruhe ward ihm hier vergönnt. Konstantius, umgeben von Arianern und ihren Einflüsterungen nur allzugeneigtes Gehör schenkend, wurde bald völlig gegen Athanasius eingenommen. Arianer und Nizäaner wandten sich nun nach Rom, um den dortigen Bischof die hochwillkommene Gelegenheit zu bieten sich zum Schiedsrichter ihres ärgerlichen Streites zu machen, der dio christliche Kirche des Morgenlandes in zwei grosse Parteien spaltete. Die Arianer verloren allenthalben ihre Sache, nur am Hofe behielten sie die Oberhand und es gelang ihnen auch jetzt wieder, den Athanasins aus Alexandrien zu verdrängen, und an seine Stelle einen der ihrigen, den B. Gregorius aus Kappadozien zu bringen, einen Mann von heftiger, gewaltthätiger Gemüthsart, der einige Jahre nach der Übernahme seines bischöflichen Amtes bei einem Volksauflauf getödtet wurde. Nur mit Mühe entzog sich Athanasius — jetzt wie noch später, mehrmals wunderbar gerettet durch die hohe Treue seiner Anhänger — der ihm drohenden Verfolgung, ja dem Tode, (340) nach Rom flüchtend, wo ihn B. Julius gastfrei aufnahm.

Um diese Zeit starb Eusebius (341). Doch erlosch desshalb der Streit nicht. Der Versuch des Kaisers, die Parteien zu versöhnen, scheiterte, die deshalb (347) berufene Kirchenversammlung zu Sardica in Illyrien blieb erfolglos. Schon erhoben sich blutige Kämpfe und Verfolgungen inmitten der christlichen Kirche. Da nahm unerwartet, durch die Kriegsdrohung seines Bruders gezwungen, Konstantius 348

die Verbannung aller vertriehenen Bischöfe zurück. Wiederum konnte die Gemeinde zu Alexandrien ihrem heimkehrenden Hirten entgegenfrohlocken.

I. J. 350 ward Konstans, der seitherige Beschützer des Athanasius, von Magnentius ermordet. Es gelang den immer noch mächtigen Gegnern des Bischofs, ihn bei Konstantius durch die Angabe zu verdächtigen, als stünde er im Bunde mit den Mördern seines Freundes. Konstantius, dem Athanasius von jeher abgeneigt, und den willkommenen Anlass, der rechtgläubigen Kirche und ihrem Bischofe empfindlichen Nachtheil zufügen zu können, begierig ergreifend, liess die Kathedrale zu Alexandrien stürmen und gab die Bekenner des nicänischen Bekenntnisses dem Hasse ihrer Feinde preis. Aufs Neue von den schwersten Anklagen belastet, ward Athanasius nun auf den unter arianischem Drucke stattfindenden Synoden zu Arles (353) und zu Mailand (355) schuldig befunden, verbannt und seine Anhänger mit dem Tode bedroht. Wie durch ein Wunder entging Athanasins 355 den gegen ihn ausgesandten Mördern, jetzt bei den Einsiedlern der Thebaischen Wüste sich verbergend. Hier in stiller Zurückgezogenheit war er unermüdlich thätig, verfasste er zahlreiche Vertheidigungs- und Trostschriften. Er erlebte es noch wie der Arianismus in sich selbst zerfiel und in verschiedene Parteien sich auflöste. Die Einen, die Anomäer oder reinen Arianer, an ihrer Spitze Aetius und Eunomius, konsequent den arianischen Begriff fortentwickelnd, behaupteten, dass Christus dem Vater durchaus unähnlich sei. Die Andern, Semiarianer, an ihrer Spitze Basilius von Ancyra, stellten, mehr den Katholiken sich nähernd, die Lehre auf, dass Christus dem Vater wohl ähnlich, aber nicht gleichwesentlich sei. Als 361 Konstantius starb, verlor der Arianismus auch seine äussere Stütze.

Nun folgte die kurze aber merkwürdige Regierung des begabten, im Grunde frommen und tugendhaften, aber verkehrten Julianus Apostata, (361—63) der, einst zu einem Priester des Christenthums erzogen, in demselben nur ein Gewebe spitzfindiger Formeln und einen Gottesdienst der Sklaverei gefunden hatte und der nun durch den kühn benutzten Drang der Verhältnisse zur höchsten Macht gelangt, deren er als Held und Philosoph sich auch würdig erwies, eine politisch-religiöse Revolution vergebens durchzuführen und das Heidenthum wieder an die Stelle des Christenthums zu setzen suchte. Athanasius durfte auf kurze Zeit wieder nach Alexandrien zurückkehren, bis ihn ein Befehl Julians aufs Neue verbannte. Wieder entging er nur durch seine seltene Geistesgegenwart den ihn nachstellenden Mördern. Jovian, Julians Nachfolger, war ein Freund des Athanasius. Leider starb er schon acht Monate nach seinem Regierungsantritte. Ihm folgte der Wütherich Valens, ein Arianer (364—78). Athanasius ward 367 nochmals mit allen seinen Anhängern ins Elend verwiesen. Vier Monate

musste er sich im Grabe seines Vaters verborgen halten. Die durch diese neue Verbannung wachgerufene bedenkliche Gährung unter dem Volke Alexandriens veranlasste den Kaiser seine Befehle zurückzunehmen. Der edle lebensmüde Greis durfte zu seiner Gemeinde heimkehren und seinem nicht mehr fernen Heimgange fortan unbelästigt und in Ruhe entgegensehen. Er starb 373.

Athanasius war klein von Person, hatte eine unansehnliche von Fasten und schweren Lebenskämpfen abgemagerte Gestalt. Dennoch übte seine persönliche Erscheinung grosse Gewalt auf die Gemüther aus. Ernst, streng, unbeugsam, treu seiner Überzeugung, furchtlos, nicht ohne Herbheit, mit einem mehr auf das Praktische gerichteten Sinne, nur durch das Alter und zahllose bittere Erfahrungen endlich mürber und milder gestimmt, ringt und kämpft er die Aufgabe seines Lebens bis ans Ziel durch. Er war ein ächter Kirchenfürst, ein tüchtiger kirchlicher Staatsmann, in Wandel, Rede und Schrift eine grossartige und verehrungswürdige Erscheinung, ein sicherer Steuermann dem schwankenden Schiffe, das seiner Leitung anvertraut war, der christliche Heros seiner Zeit.

Wenn auch nicht von Andern erreicht oder übertroffen, gruppiren sich in der Kirche des Orients um Athanasius doch noch einige Männer, denen nicht mit Unrecht die Zeitgenossen gerechte Bewunderung und Verehrung zollten, die Nachwelt ein dankbares Andenken bewahrt hat.

Zunächst *als nothwendige* Ergänzung der kirchlichen Zustände des Orients *und als Gegensatz* zu der reicheren praktischen Thätigkeit in Lehre und Schrift, die wir bei Athanasius hervorzuheben hatten, müssen wir den frommen Antonius, den Patriarchen des gesammten Einsiedler- und Mönchslebens, den Begründer der Ascese nennen, einer religiösen Lebensrichtung, die ihr Ziel durch besondere in strengen Bussen, in Einsamkeit, in Fasten und Kasteiungen bestehenden Uebungen anstrebte. Die Wiege der Ascetik ist in den Wüsten des obern Nilthals zu suchen. Hier siedelten sich die vom Getümmel der Welt und dem Treiben des menschlichen Ehrgeizes ermüdeten Seelen zuerst an, von hier aus verbreiteten sie sich über die ganze Erde. §. 2. Antonius.

Antonius, der Sohn reicher Landleute, geboren um 251 in dem Dorfe Koma bei Heraclea in Oberägypten, zog sich, nachdem er seine Güter den Armen geschenkt (um 270), zuerst in ein Grabmal, dann in ein altes Kastell des Gebirgs zurück und erreichte, nachdem er Jahre hindurch dauernde schwere Kämpfe gegen sich selbst und den Satan endlich glücklich durchgerungen hatte, ein Alter von 105 Jahren. Bis in seine spätesten Tage blieb er blühend und kräftig, frisch und gesund, fröhlich, milde und leidenschaftslos. Er war ungelehrt, doch reichen Geistes, über alle Schrecken der Welt, wie über ihre Gunstbezeigungen erhaben. Seine Manieren und Sitten waren einfach, nicht ohne edlen Anstand,

seine Rede gewürzt von göttlichem Salze. Wie kein anderes hat Sage und Legende sein Leben mit dem reichsten Blüthenschmucke umkränzt.

§. 3. Basilius, Gregorius von Nyssa und Gregorius von Nazianz.

Neben Athanasius, dem Vater der Orthodoxie, und Antonius, dem Patriarchen der Ascese gestellt, finden wir im 4. Jahrh. noch drei edle Kappadocier als Träger und Stützen der von den beiden Obengenannten ausgegangenen Richtungen. Es sind dies die beiden Brüder Basilius, gen. der Grosse, geboren zu Cäsarea um 330, Bischof daselbst, † am 1. Januar 379 und Gregorius, Bischof zu Nyssa, † 395 [5]), und der treffliche Gregorius von Nazianz, gen. der Theologe, Bischof von Sasima und Konstantinopel, geboren um 330, † in dem väterlichen Landhause zu Arianz um 390. [6]) Von diesen dreien besass Basilius den umfassendsten Geist. Ein Mann raschen Handelns, fester That und seltener Einsicht, war er eine imponirende Erscheinung im Leben, wie er sie in der Geschichte der christlichen Kirche geblieben ist. Ganz das Gegentheil von ihm war sein Bruder Gregor, der sanft und mild, nicht ohne eine gewisse Reizbarkeit und Beweglichkeit war, weniger geschaffen im Kampfe mit einem unruhigen Geschicke seine volle Kraft einzusetzen, als durch Worte und Gedanken still von innen heraus zu wirken. Wie er, hatte Gregor von Nazianz einen friedfertigen Charakter, über sein ganzes Wesen breitet zudem die Poesie ihren verklärenden Schein. Empfänglich für alles Gute und Schöne, für die Herrlichkeiten des Geistes und der Natur, für Freundschaft und Liebe, in seiner wissenschaftlichen Tiefe wie in seinen Besonderheiten dem Origenes ähnlich, erscheint er wie ein lichter Stern in dunkler Nacht. Wie der Weinstock um die Ulme, so rankte er sich an dem männlichen Geiste und Streben seines Freundes Basil empor, voll Kraft der Hingebung, bis zur Schwärmerei. Dass einem solchen weichen, empfindsamen Gemüthe während eines langen bewegten Erdenwallens Täuschungen schmerzlichster Art nicht erspart bleiben konnten, dass ihm zuletzt eine gewisse Verbitterung kommen musste, ist leicht begreiflich. Zu diesen drei Kappadociern, [7]) vorzugsweise die doctores ecclesiae

[5]) Beide stammten aus einer angesehenen christlichen Familie, die mehrere Martyrer zu ihren Ahnen zählte. Der Vater war Rhetor in Neucäsarea, die Mutter hiess Emmelia, die Grossmutter Makrina, nach ihr ward eine Tochter genannt; diese drei Frauen gehören zu den edelsten und herrlichsten Erscheinungen der älteren christlichen Kirche. Ein dritter Bruder, Naukratius, ein trefflicher Jüngling und ausgezeichneter Sachwalter, starb schon in seinem 27. Jahre, ein vierter, Petrus, war Bischof in Sebastopel.

[6]) Auch Gregor gehörte einer ausgezeichneten Familie an. Sein Vater, Gregor der ältere, war Bischof zu Nazianz. Er starb, gekrönt mit der Würde des Alters, 374. Seine Mutter, Nonna, und seine Schwester, Gorgonia, reihen sich den edlen Frauen aus Basils Familie würdig an.

[7]) Die gesammte theologische Bildung der alten Welt ging aus zwei Schulen hervor, der siegreichen zu Alexandria, welcher die gefühlsmässige Zusammenfassung des Unendlichen und Endlichen, die allegorische Schriftanslegung, die Ent-

genannt, gesellte sich noch ein anderer Morgenländer in dem der griechisch-christliche Geist sich so zu sagen vollendete. Schon neigt sich die Sonne dieser Welt zum Untergange. Noch einmal aber strahlt sie anf in ihrem vollen Glanze, noch einmal begegnen wir einem Manne, der alle Vorzüge der alten Bildung verklärt von christlichem Geiste und Leben in sich vereinigt und in dem doppelten Lichte der Schönheit und der Liebe hell aufleuchtet.

§. 4. Johannes.

Johannes, von der Nachwelt mit dem Zunamen Chrysostomus (Goldmund) ob seiner seltenen Beredsamkeit geehrt, war in Antiochien, der Hauptstadt des römischen Asiens geboren. Sein Vater Sekundus, ein höherer Offizier, starb sehr frühe, die Mutter Anthusa wurde die Erzieherin des Knaben und seine Lehrerin in der Religion. Wissenschaftliche Bildung erhielt er in der Schule des berühmtesten unter den damaligen heidnischen Sophisten: Libanius, der mit Cäsar Julian einst die neue Verherrlichung des Götterdienstes unternommen hatte. Johannes, Anfangs geneigt eine staatsmännische Laufbahn zu wählen, wandte sich später, angewidert von dem weltlichen Treiben, der geistlichen zu nnd zog sich nach dem Tode seiner Mutter zunächst in die Antiochischen Berge zurück, wo er in Gemeinschaft mit andern Mönchen ein strenges ascetisches Leben führte. Dann wurde er Diakonus und Presbyter in Antiochien. Berühmt und hochgeschätzt wegen seiner seltenen christlichen Tugenden, besonders wegen seiner ausgezeichneten Rednergabe, ward er nach einstimmigem Beschlusse des Kaisers, des Klerus und der Gemeinde zu Konstantinopel zum Bischofe dieser Stadt erwählt (397). Da man aber die Anhänglichkeit der Antiochier an ihren Presbyter wohl kannte und eine öffentliche Abberufung von dort nicht wagen wollte, lockte man ihn vor die Stadt, setzte ihn in einen bereitgehaltenen Wagen und entführte ihn so nach seinem neuen Bestimmungsorte. In Konstantinopel, auf einem Bischofssitze, der mit ungewöhnlichem Glanze und seltener Machtvollkommenheit ausgestattet war, wirkte er höchst segensreich bis zum 30. September 403, wo er von der Kaiserin Eudoxia, dieser neuen arglistigen Herodias, der dem strengen, furchtbar beredten Sittenprediger abgeneigten Hofpartei und einem zahlreichen Klerus, der ihn wegen seiner reformatorischen Bestrebungen

---

wicklung der Lehren des Origenes eigenthümlich zngehören und der zu Antiochia, die in der Scheidung des Göttlichen und Menschlichen, in der Erforschung des einfachen Wortsinnes, nnd in dem Eingehen auf die Verhältnisse der Vorzeit der christlichen Wahrheit näher zu kommen suchte. Der alexandrinischen Schule entstammen: Athanasius, die drei Kappadocier, der vielwissende Eusebius von Cäsarea († 340), der blinde Didymus († 395), Hilarius von Poitiers und Ambrosius von Mailand. Der Schule zn Antiochia gehören an: der Presbyter Lncianns, ihr Gründer, der Lehrer des Arins († 311), Eusebius von Enusa († 360), Cyrillns von Jerusalem († 386), Ephräm, Diodor von Tarsus († 394), Theodor von Mopsuestia, gen. der Ausleger († 428).

hasste, nachdem es gelungen war, ihn dem schwachen Kaiser Arkadius zu verdächtigen, von der ungültigen Synode „zur Eiche“ ungerecht verurtheilt, nach vielen Kämpfen endlich gestürzt und nach Bithynien verbannt wurde. Obwohl schon nach wenigen Tagen, in Folge der Wehklagen und Drohungen des Volkes, wieder zurückgerufen, unterlag er leider bald darauf, 20. Juni 404, einer neuen Verschwörung, wurde zuerst nach dem ungesunden und wegen der Nähe feindlicher Stämme auch gefährlichen Koskan in Kleinarmenien, dann 407, auf das unermüdliche Andrängen seiner Feinde, nach Pityus in Kolchis an die äusserste Grenze des Reichs am östlichen Ufer des schwarzen Meeres verwiesen. Johannes erreichte diesen Ort nicht mehr; er starb, von den Anstrengungen der Reise tödtlich erschöpft, in der Nähe von Alcaons in Pontus, am 14. September. Johannes hatte nicht nur durch die Gehässigkeit unversöhnlicher Gegner, sondern auch während seines Lebens viel durch Krankheiten zu leiden; er war klein von Gestalt und überaus hager, so dass er selbst seinen Leib scherzhaft ein Spinnenleibchen nannte. Sein Kopf war kahl, seine Wangen eingefallen. Aber in dieser unscheinbaren Hülle lebte und arbeitete eine um so stärkere Seele. Man hat nicht mit Unrecht die Männer und Zustände der älteren Kirche mit denen der spätern Zeiten verglichen und viel Übereinstimmendes gefunden in dem Charakter von Athanasius und Kalvin, in dem der Einsiedler Antonius und Niklaus von der Flue und in dem des Johannes und Fenelons oder Speners. Der unter dem frommen Bischofe Konstantinopels aufs heftigste entbrannte Streit gegen die Origenisten und dessen ungerechte und empörende Durchführung und später die schamlose Verfolgung der Johanniten (der Anhänger des Chrysostomus) von Seiten des byzantinischen Hofes, der Hofpartei und der Hofgeistlichkeit, erinnern lebhaft an die im 17. und 18. Jahrh. mit schonungsloser Bitterkeit ins Werk gesetzte Verfolgung der Jansenisten von Seite des französischen Hofes und der diesen beherrschenden Jesuiten.

Überhaupt gewährt die Geschichte der christlichen Kirche des 4. Jahrh. bereits ein wenig erfreuliches, trübes Bild. Wie weit hatte man sich in verhältnissmässig kurzer Zeit schon von jener Religion der Liebe, Duldung und Hohheit entfernt, die Christus gelehrt hatte! Was war aus der herrlichen und erhabenen Christengemeinschaft geworden, welche die Apostel gegründet hatten! Überall Hass, Herrschsucht, niedre Furcht, ekelhafter Eigennutz. Die Lehre zersetzt, begeifert, umgebildet. Die Kirche durch Spaltungen zerrissen, in unduldsamer Lieblosigkeit Hand an das eigene Fleisch legend. Lüge, Bestechlichkeit, Falschheit, Habgier, Glaubenslosigkeit im Munde und dem Herzen der Kirchenfürsten. Die Bruderliebe war längst nicht mehr das Erkennungszeichen der Christen, und ein wohldenkender Heide konnte bemerken, dass wilde Thiere nicht ärger unter sich, als die Christen gegen einander

wütheten. Das Auge ermüdet, indem es die Schilderung zahlreicher Streitigkeiten, unaufhörlicher Kämpfe und Verfolgungen, fortwährender Spaltungen überblickt. In dieser Nacht finsterer Gräuel erglänzen die erhabenen Erscheinungen der von uns geschilderten wenigen Männer allerdings um so herrlicher und klarer, und getröstet und hoffnungsvoll hebt sich an ihnen der an einer grossen Zukunft der christlichen Kirche fast verzweifelnde und verzagende Muth wieder empor.

Unmittelbar auf die vorstehend genannten, aus dem Schoosse der griechischen Kirche hervorgegangenen bedeutenden Persönlichkeiten, lassen wir nun einen ausgezeichneten Mann der syrischen Kirche, deren bedeutendsten Dichter, Redner und Kirchenlehrer, folgen. Ephräm, d. i. Ephraim, von seinen Zeitgenossen mit vielen ehrenden Beinamen geschmückt, (der Heilige, die Säule der Kirche, der Lehrer, der Prophet, der beredte Mund, die Cither des heiligen Geistes, der Meister der Welt u. s. w.) wurde zu Anfange des 4. Jahrh. zu Nisibis geboren. Seine Eltern waren Heiden, sein Vater sogar Priester und dem Christenthum so abgeneigt, dass er den Sohn jedesmal züchtigte, wenn er ihn im Gespräche mit Christen traf. Nach des Vaters Tode erzog der B. Jakob von Nisibis den talentvollen, strebsamen Knaben und gewann an ihm einen tüchtigen Gehilfen, ja er hielt ihn sogar für würdig, ihn zum Begleiter zu erwählen, als er das Konzil zu Nicäa besuchte. Nach der Abtretung der fünf jenseits des Nils gelegenen römischen Provinzen an die Perser (363 unter Kaiser Jovian) wanderte Ephräm, der nun seine Heimath unter heidnische Oberherrschaft gekommen sah, aus, um sich fortan in Edessa niederzulassen. Seine Neigung zu ascetischer Lebensweise liess ihn die Stadt bald wieder meiden. Er siedelte sich zunächst in einer in deren Nähe gelegenen Höhle an, besuchte dann, um deren Einrichtungen gründlich kennen zu lernen, die Mönchskolonien des Nilthals und verweilte acht Jahre daselbst. Aus Ägypten zurückkehrend, ward er von Basilius in Cäsarea mit Auszeichnung empfangen und zum Diakon geweiht. Seinen Betrachtungen und Studien, seinem Gebete entriss er sich nur dann, wenn es nothwendig erschien, als ernster Bussprediger und heiliger Eiferer gegen Götzendienst und Irrlehre wieder unter das Volk zu treten. Seine Reden verfehlten nie, die grösste Wirkung zu machen. Man zollte seiner strengen Rechtgläubigkeit, seinem heiligen Leben, seiner theologischen Gelehrsamkeit, seinen Unterweisungen und Schriften die höchste Verehrung. Ephräm starb 378 zu Edessa, vorher verordnend: „Sehet zu, dass ihr nicht meine Lumpen und Gebeine zum Gedächtniss aufhebet als Reliquien und dann der Herr um eurer Thorheit willen mich einmal anreden muss: O Ephräm, die Menschen haben mehr an dich, als an mich geglaubt."

§. 5. Ephräm.

Wenden wir nun unsere Aufmerksamkeit vorerst dem Kirchengesange in der morgenländischen Kirche zu. Aus den Schriften der

§. 6. Dichtung und Gesang in der griechischen Kirche.

Kirchenväter vermögen wir einige Andeutungen darüber mitzutheilen. Darnach scheint eine grosse Anzahl geistlicher Dichtungen bereits vorhanden gewesen und der Gesang mit einer gewissen Vollkommenheit schon geübt worden zu sein. Der Kirchenhistoriker Eusebius erzählt von der Kirche in Cäsarea, dass, wenn einer einen Psalm zu singen anfing, der Chor der Gemeinde mit dem Schlussverse volltönend einfiel. Und Basilius berichtet, dass, wenn der Tag anbrach, alle, die in der Kirche die Nacht in Gebet und Thränen durchwacht hatten, im Einklange unter den Tönen der Kithara Gottes Lob anstimmten. Im J. 372 durchzog der Kaiser Valens, gefolgt von einer Anzahl Arianer, Kappadocien. Schwere Sorge erfüllte die rechtgläubigen christlichen Gemeinden des Landes. Überall hatte man die Einführung des Arianismus erzwungen und die Bischöfe des nizänischen Bekenntnisses vertrieben. Auch nach Cäsarea kam der Kaiser. Bald ward Basilius vor ihn beschieden; die Würde und Festigkeit des frommen Mannes aber nöthigten ihm solche Achtung und Ehrfurcht ab, dass er sich sogar bewegen liess am Epiphaniasfeste dem öffentlichen Gottesdienste beizuwohnen. Der volle Gesang, die Menge des Volks, die herrliche Ordnung des Gottesdienstes, der Anblick des ehrwürdigen, unbeweglich vor der Gemeinde stehenden Bischofs, Alles dies machte so tiefen Eindruck auf den Kaiser, dass er sich wie vom Schwindel ergriffen fühlte und ein Diener ihn stützen musste. In Folge der persönlichen Unterredung zwischen Valens und Basilius wurde Cäsarea milde behandelt. Chrysostomus drückt seine Ansichten über den gottesdienstlichen Gesang in folgenden Worten aus: „David sang in Psalmen, wir singen noch heute mit ihm. David brauchte die Cither mit leblosen Saiten, die Kirche aber braucht eine Cither, deren Saiten lebendig sind; unsere Zungen sind diese Saiten, sie bringen verschiedene Töne, aber eine einträchtige Liebe hervor."

Gregor von Nazianz, der selbst zu den Dichtern der christlichen Kirche gehört, spricht in seiner berühmten Abschiedsrede an seine Gemeinde von den Chören der Nazaräer und den Harmonien ihrer Psalmengesänge. Es wurde das Bedürfniss seines Alters, das ihm das Reden verbot, durch die Poesie zu wirken. Theils wollte er durch seine Dichtungen die der Häretiker paralysiren, theils wollte er an die Stelle heidnischer Schriftsteller der Jugend christliche Poesien in die Hände geben. So entstanden, Ergüsse eines mehr receptiven, frommromantischen Gemüthes, Producte eines vielseitig gebildeten, erbaulicher Selbstbeschäftigung zugewandten Geistes, geschmackvoll in der Form, seine zahlreichen Dichtungen religiösen und moralischen Inhalts, Darstellungen biblischer Lehren und Begebenheiten, Schilderungen aus seinem Leben und seiner Zeitgeschichte, Gnomen (besonders treffend und geistreich), Inschriften u. s. w. Doch ist von allen dem nichts in den Kirchengesang übergegangen, weder seine metrischen Gebete, noch seine

Hymnen. Ein Ton der Klage und einer melancholischen Seelenstimmung über viel im Leben erduldetes Unrecht zieht sich durch alle seine Poesien, und dieses ihnen eigenthümliche persönliche und individuelle Gepräge lässt sie zum gottesdienstlichen Gebrauche ungeeignet erscheinen. Es darf auch nicht verschwiegen werden, dass diese Seite seiner geistigen Wirksamkeit trotz unleugbarer Anlagen zur Dichtkunst und einem Tone warmer Empfindung, der aus seinen Werken spricht, seine schwächste war. [8])

Die kurze Regierungszeit Julians erwies sich für die christliche Kirche als eine sehr fruchtbare. In der Absicht, das Christenthum zu einer Religion für den Pöbel herabzudrücken und es so in Verachtung und Verfall zu bringen, erliess er ein Edikt, welches das Lesen der Klassiker in den christlichen Schulen verbot. Um diesen Befehl unschädlich zu machen, unternahmen es klassisch gebildete Lehrer der Christen, christliche Stoffe in der Form der antiken Poesie zu verarbeiten. Man paralysirte auf diese Weise die kaiserlichen Befehle, gewann für den Unterricht neue Grundlagen, in denen für die Erziehung nichts Verfängliches mehr lag, und vermochte dadurch zugleich den Neubekehrten Schriften in die Hände zu geben, die ihrem Geschmacke entsprechen und ihren Geist befriedigen konnten. Aus diesem Bestreben ging eine Anzahl poetischer Umschreibungen biblischer Bücher hervor, von denen die Versification der Psalmen durch den ältern Apollinaris von Laodicäa (um 360) und die Paraphrase des Johannis-Evangeliums durch Nonnos von Panopolis auf die Nachwelt gelangt sind. Ein Produkt derselben literarischen Thätigkeit waren des Prudentius († um 407) mehr rhetorische als poetische christliche Zeit-, Streit- und Siegeslieder und die sogenannten homerischen Centonen, ein Leben Jesu, aus etwa dritthalbtausend aus der Iliade und Odyssee entlehnten Hexametern zusammengesetzt, ein Werk, das Etliche dem Patricier Pelagius (auf Kaiser Zenos Befehl 490 getödtet), Andere der Kaiserin Eudoxia zuschreiben. Ähnlich entstanden, jedoch ungleich werthvoller und selbständiger, ist die Tragödie: „Der leidende Christus". Von etwa 2640 jambischen Versen, aus welchen sie besteht, sind etwa ein Drittel aus sieben Stücken des Euripides, jedoch mit freier Behandlung und dem Bedürfniss gemässen Veränderungen auf-

---

[8]) Lobgesang auf Christus. I. 1, 48. VIII. 23. (Hymnus auf die Gottheit) XII. 96. XVI. 11.
Hymnus an Gott. VIII. 13. XVI. 10.
Gebet an Christus. VIII. 279.
An sich selbst. VIII. 341. XVI. 11.
Klaggesang um seine Seele. XVI. 12.
An Basilius. XVI. 10.
Lied der Reue und Abbitte. VIII. 280.
Von des Lebens Eitelkeit und Unzuverlässigkeit. VIII. 297.

genommen. Dieses Werk ist noch deswegen von grossem Interesse, weil es das einzige griechische Drama ist, welches ausser denen der Klassiker auf uns gekommen ist. Der Dichter (Apollinaris oder Gregor von Nazianz) gesteht die Ausbeutung des Euripides offen zu, dennoch sind die gelungensten, kräftigeren und natürlichen Stellen diejenigen, die von ihm selbst herrühren.

§. 7. Dichtung und Gesang in der syrischen Kirche.

Wir gelangen nun wiederum zu dem Syrer Ephräm, und besonders zu dessen poetischer Thätigkeit. Seine Lieder haben in P. Pius Zingerle, Benediktiner des Stiftes Mariaberg, einen eben so sorgsamen und fleissigen, als liebevollen Übersetzer gefunden. In der gelehrten Welt herrschte lange ein sehr ungünstiges Vorurtheil gegen die syrische Poesie. Männer, ausgezeichnet durch Dichtergabe, Gelehrsamkeit und Urtheil, wie Herder, Münter, Augusti, Rambach, Eichhorn behaupteten, dass die syrischen Dichtungen nur von äusserst geringem Werthe, dass die Syrer keine Dichter, dass sie nur Versmacher gewesen seien. Weniger ungünstig schreibt N. Wiesemann, der gelehrte Kardinal, über sie; etwas vortheilhafter Dr. Aug. Hahn (Chrestomathia Syriaca. Lips. 1825) und Dr. Herm. Adalb. Daniel (Thesaurus hymnologicus. Bd. 3). Zingerle selbst gesteht zu, dass die syrische vor der arabischen und persischen Poesie sich nicht auszeichne, dass Mattigkeit, Weitschweifigkeit, Trockenkeit, Spielerei Hauptfehler der meisten syrischen Gedichte seien, aber dass man nur aus Unkenntniss des Besten unter dem Vorhandenen ein so geringschätzendes Urtheil habe fällen können, ein Urtheil, das durch die Einsicht in die Gedichte Ephräms sofort umgestossen wird. Die syrische Poesie und also auch die Ephräms ist vorzugsweise eine religiöse; nur einige von des letzteren Grabgesängen (z. B. die Beschreibung der Pest) kann man vielleicht anders klassificiren. [9]) Selbst seine epischen Gedichte, um wenigstens einen religiösen Anstrich zu bewahren, beginnen und enden mit Gebeten. Der Grund der Mattigkeit und Weitschweifigkeit der syrischen Poesien, wodurch allerdings auch Ephräms Dichtungen beeinträchtigt werden, liegt in dem Geschmacke der Nation, die ihre Lust an versifizirten Predigten und polemischen Reden hatte. Neben einzelnen matten Strophen finden sich jedoch stets auch wieder solche von hoher Schönheit und wahrhaft poetischem Werthe; zu bedenken ist dabei immer noch, dass über den wirklichen Werth eines Dichters doch zunächst das Urtheil der Nation entscheidend sein dürfte, für welche derselbe geschrieben, und hier nun wissen wir, dass die Dichtungen Ephräms von seinem Volke in hohen Ehren gehalten wurden, dass man sie während des Gottesdienstes zu allgemeiner Erbauung vorzu-

[9]) Zingerle nennt ausser Ephräm noch folgende Namen syrischer Dichter: Balai, Jakob, Bischof von Sarug (genannt die Flöte des heiligen Geistes, die Harfe der gläubigen Kirche), Isaak d. Gr. und Xenajas.

lesen pflegte und dass sie heute noch von den maronitischen Christen geschätzt werden. Es bleibt noch zu erwähnen, dass Ephräm seine Lieder den schönen Melodien des Harmonius anzupassen wusste und dass er auf diese Art den Liedern der Gnostiker rechtgläubige Gesänge mit bekannten Weisen entgegenzusetzen suchte.

Die Arianer wussten ihre Gottesdienste durch das Singen ihrer volksmässigen volltönenden Lieder ganz besonders feierlich und erbaulich zu machen. Zugleich auf die leichterregbare, lebhafte Phantasie der Orientalen wirkend, hielten sie in der Stille der Nacht bei Fackelschein und unter Gesang pomphafte Processionen, denen das Volk schaarenweise zuströmte. Chrysostomus, in seinem Eifer für die orthodoxe Kirche, suchte nun die Arianer zu überbieten, indem er noch schönere Hymnen singen liess und noch prachtvollere Umzüge anordnete. Die Arianer strebten nun den Gesang der Kirchlichen lächerlich zu machen, woraufhin es zu Thätlichkeiten kam, so dass auf des Bischofs Betreiben ihnen öffentliche Processionen verboten wurden. Die siegende kirchliche Partei aber ward nun so von Hass gegen die arianische Singweise eingenommen, dass sie ihr ferner nicht mehr eine grössere Schönheit und Pracht, sondern nur die grösstmöglichste Einfachheit und den streugsten Ernst entgegensetzen wollte.

§. 8. Dichtung und Gesang in der abendländischen Kirche.

Nach der von Konstantin gegebenen Erklärung, dem römischen Erdkreis wieder durch eine gemeinsame Gottesverehrung, die christliche Religion, der er selbst sich zugeneigt erwies, einen neuen innern Zusammenhalt zu geben, konnte nun auch im Occidente, wo bisher die Überwachung des Christen eine viel strengere war, erst von einem öffentlichen Kirchengesang die Rede sein. Die Christen, die ihren Gottesdienst in den zu Kirchen umgeschaffenen weiten Räumen der Basiliken, in den prächtigen ehemaligen Tempeln der Heiden, oder auch in neuerbauten schönen Gotteshäusern begehen durften, waren jetzt darauf hingewiesen, festgeregelte Gebräuche, eine besondere Liturgie sich zu schaffen. Wie einst im Salomonischen Tempel Jehova, so sollten nun auch Gott, Christus und der heilige Geist in den christlichen Kirchen mit würdigen Ceremonien und festlichen Liedern gepriesen werden. Es war also nöthig, für die verschiedenen Fest-, Sonn- und Heiligentage des Kirchenjahres, für besondere kirchliche Handlungen einen Kanon von Gebeten und Gesängen festzustellen. Ferner war auch hier das Bedürfniss vorhanden, zahlreichen irrgläubigen Liedern rechtgläubige entgegenzusetzen, in denen der objektiv-kirchliche Glaube einen klaren, festen Ausdruck gefunden hatte. Bisher hatte die Kirche des Abendlandes wenige nennenswerthe Beiträge geistlicher Dichtungen zu dem allgemeinen Liederschatze geliefert. Man nennt unter den ältesten Dichtern (wohl irrthümlich) den Tertullian, (das ihm zugeschriebene Gedicht: „Vom Gerichte des Herrn“ eignet man mit grösserem Rechte dem afrikanischen B. Verecuntus (6. Jahrh.)

zu, und auch ein anderes ihm beigelegtes poetisches Werk: „Librum adversus paganos“ soll von Kommodian, auch einem Afrikaner, sein. Ferner den Cyprian (Verfasser eines ebenfalls dem Tertullian zugeschriebenen schönen Gedichtes: „Der Lebensbaum“); den Victorinus, d. Ält., Bischof zu Petau in Obersteyermark (303 als Martyrer gestorben), der wahrscheinliche Verfasser eines auch dem Cyprian beigelegten Gedichtes: in Pascha Domini f. de ligno vitae; den Pontius Meropius Paulinus, Bischof zu Nola, (geboren zu Bordeaux 353, † 432), der eine ganze Sammlung von Liedern schrieb, die aber leider bis auf wenige Gedichte und Psalmübersetzungen verloren gegangen sind; den aus Afrika gebürtigen Fabius Marius Victorinus d. Jüng., Rhetor in Rom, von dem wir drei sehr uneigentlich sogenannte Hymnen an die heilige Dreifaltigkeit besitzen und wenige Andere. Das Morgenland hatte also bis daher in christlich poetischen Leistungen das Abendland weitaus übertroffen. Sobald nun aber das Christenthum den Sieg über das Heidenthum davongetragen, sobald der Gottesdienst ein öffentlicher geworden war, und ein grösseres Bedürfniss nach frommen Liedern sich kund gab, offenbarte sich in der lateinischen Kirche eine so seltene und überraschend reiche Produktivität auf dem Gebiete religiösen Gesanges, dass die griechische in kurzer Zeit durch sie überflügelt ward.

Wie wir es nun schon mehrfach bei Dichtern der morgenländischen Kirche fanden, dass häufig solche Männer zugleich mit dem Talente der Dichtkunst begabt waren, die als Kirchenlehrer, als Gelehrte, als Bischöfe schon eine hervorragende Stellung einnahmen, so treffen wir es auch hier, und indem wir mit den Zierden der lateinischen Kirche uns etwas aufmerksamer beschäftigen, sind wir zugleich im Stande, kurze biographische Notizen über die bedeutenderen Dichter derselben zu geben.

§. 9. Ambrosius als Bischof.

Die beiden wichtigsten Persönlichkeiten der abendländischen Kirche dieses Zeitraumes sind die Kirchenväter Ambrosius und Augustinus. Was für den Orient der edle Basilius und seine in gleichem Geiste wirkenden Freunde waren, wurde Ambrosius für den Occident. Aus einer erlauchten Familie stammend, — sein Vater, Oberstatthalter von Gallien, einer Provinz, die damals Grossbritannien, die Niederlande, Frankreich, das angrenzende Deutschland bis zum Rheine, einen Theil der Schweiz, Spanien, Portugal und in Afrika das sogenannte Mauritania Tingitana umfasste, war einer der angesehensten und mächtigsten Herren des Römerreichs, — ward Ambrosius vermuthlich in Trier, der damaligen Residenzstadt der gallischen Präfektur, um 340 geboren. Nach des Vaters Tode (350) begab sich die Mutter mit ihren Kindern (ausser Ambrosius bestand die Familie noch aus einem Bruder, Satyrus, und einer Schwester, Marcellina) nach Rom, wo Ambrosius sich zur staatsmännischen Laufbahn vorbereiten sollte. Seine Studien hatten den

glücklichsten und erwünschtesten Fortgang und bald verbreitete sich sein Ruf als Sachwalter so, dass ihn der Oberstatthalter Italiens, Probus, zum Präfekturrath in Mailand und kurz darauf zum Statthalter der Provinzen Ligurien und Aemilien ernannte.

In Mailand standen sich damals zwei Religionsparteien, Nicäner und Arianer, schroff gegenüber. Der letzte rechtgläubige Bischof Dionysius war 355 verbannt worden, an seine Stelle hatte Kaiser Konstantius den Arianer Auxentius gesetzt, einen klugen Mann, der die Reste des im Abendlande allmälig unterdrückten Arianismus geschickt zusammenzuhalten und sich selbst in seiner schwierigen Stelle schlau zu behaupten wusste. Bald nach des Ambrosius Amtsantritte, 374, starb Auxentius. Nun begehrte jede Partei ungestüm einen Bischof ihres Bekenntnisses. Vergebens schien das Bemühen, die Streitenden zu einer einträchtigen Wahl zu veranlassen. Da sprach eines Tages Ambrosius, dessen Weisheit, Kraft und Milde ihm bereits allgemeines Vertrauen erworben hatte, beruhigend zu der aufgeregten Menge, als plötzlich ein Kind mit dem Rufe: „Ambrosius, Bischof!" seine Stimme erhob. Das Volk, überrascht, erkannte in des Kindes Stimme Gottes Stimme, und rief nun wie aus Einem Munde, Katholiken und Arianer: „Ja, Ambrosius soll Bischof sein!" Lange weigerte sich dieser, der erst Katechumene und noch nicht einmal getauft war, der Annahme eines Amtes, von dessen Hohheit und Würde er die grösste Meinung hatte, das zudem in einer von religiösen Parteiungen zerrissenen Stadt doppelt schwierig zu verwalten war. Vergebens suchte er das Volk zu einer andern Wahl zu bewegen, indem er seine Unkenntniss und Unwürde gegenüber des ihm zugedachten Amtes vorschützte, ja sich selbst der Menge dadurch verhasst zu machen meinte, dass er ihr eine schlimme Meinung von seinem Charakter und seinen Sitten beizubringen suchte. Als alles dies die Bewohner Mailands nur immer mehr auf ihrem Willen beharren liess, als selbst der Kaiser zur Annahme drängte, da gab Ambrosius nach und die höchste Macht, die ihn zu seinem Amte berufen hatte, gab ihm auch Kraft und Einsicht vollauf dazu. Ambrosius wurde nicht nur eine Zierde des bischöflichen Stuhles zu Mailand, dem zweitwichtigsten des Abendlandes, und der Schutzengel seiner Gemeinde, er ward auch eine Leuchte für die ganze Kirche und ein treuer, gewaltiger Lehrer der Christenheit. Allenthalben zeigt er sich als ein starker, unerschrockener und doch auch wieder milder, von echt christlichen Gesinnungen erfüllter Mann. Einmal der Kirche hingegeben, wird sie auch die Achse, um die sein ganzes ferneres Leben sich dreht. Mit Freudigkeit opfert er alle seine irdischen Güter milden Zwecken, entkleidet er sich aller weltlichen Ehrenstellen, wirft er die Bürde aller unkirchlichen Beziehungen von sich, um fortan nur seinem heiligen Amte mit aller ihm von Gott verliehenen Kraft ganz angehören zu können. Indem er dies aber thut, sehen wir

ihn zugleich auch ganz erfüllt von dem Bewusstsein seiner neuen Würde. In Angelegenheiten der Kirche duldete er keinen Einspruch, gab er in keiner Sache nach, entäusserte er sich keines Rechtes. Hier galt ihm Hoch oder Niedrig gleich, der Kaiser wie jeder geringe Unterthan. „Was Gott angehört", pflegte er zu sagen, „darüber hat der Kaiser keine Gewalt. — Der Kaiser ist in der Kirche, nicht über ihr." Bald nach dem Antritte seines Amtes entbrannten zunächst die Kämpfe mit den Arianern, die in ihm einen geneigten milden Bischof zu erhalten hofften, nun aber, eben so wie die Heiden, einen strengen, unnachgiebigen und unbesiegbaren Gegner fanden. Der Arianismus, von jeher im Abendlande von minderer Ausdehnung wie im Morgenlande und bereits seinem Erlöschen entgegengehend, hatte eine letzte Stütze in der Wittwe Valentinians I., der Kaiserin Justina, der Vormünderin des minderjährigen Valentinian II., einem leidenschaftlichen, rachsüchtigen, stolzen Weibe gefunden. Undankbar vergass sie die grossen Dienste, die ihr und ihrem Sohne Ambrosius gegen den Usurpator Maximus geleistet hatte. Nach vorausgegangenen zahllosen geringfügigeren Streitigkeiten kam es in den Osterwochen der Jahre 385 und 386 zu entscheidenden Kämpfen zwischen Arianern und Rechtgläubigen, aus denen Ambrosius aber, obwohl schwer bedroht an Leib und Leben, wiederholt siegreich hervorging. Die Haltung, der Muth des Bischofs in diesen bangen und schweren Tagen waren bewunderungswürdig. Am grössten aber offenbarte sich sein Charakter in seinem Benehmen den Kaisern Maximus und Theodosius gegenüber. Dem Usurpator Maximus, dem Mörder Gratians, verweigerte er, gleich wie jenen spanischen Bischöfen, die durch Hinrichtung und Verfolgung der Priscillianisten das erste verhängnissvolle Beispiel gegeben hatten, Irrgläubige mit dem Tode zu bestrafen, so lange sie nicht Kirchenbusse gethan, jede Kirchengemeinschaft. Noch ernster und strenger hielt er sich dem grossen Theodosius gegenüber. Dieser war 390 in seinem Oberbefehlshaber Botherich, der in einem Aufruhr getödtet und dessen Leichnam beschimpft worden war, von den Bewohnern Thessalonichs schwer beleidigt und von seinem Zorn zu grässlicher Ahndung ihrer Verbrechen hingerissen worden. 7000 Bewohner dieser unglücklichen Stadt und benachbarter Orte, Schuldige und Unschuldige, waren bald nach jener That unter der Vorspiegelung eines Festspiels in den Circus gelockt und zur Strafe und zum warnenden Beispiel der Rache des Kaisers geopfert worden. Ein Schrei des Entsetzens entfuhr allen Lippen, als die Nachricht von dieser grausamen und niederträchtigen Handlungsweise, von dieser unchristlichen Rache nach Mailand gelangte. Da erhob sich, ein zweiter Prophet Nathan, Ambrosius, dem Kaiser seine schimpfliche That mit ernsten, erschütternden Worten vorhaltend und ihn so lange von jeder Kirchengemeinschaft ausschliessend, bis er öffentlich vor der ganzen Gemeinde Busse gethan. Der Kaiser, tief

erschüttert, fügte sich und fortan ward das gute Einvernehmen zwischen ihm und Ambrosius nicht mehr gestört.

Der Sieg über die Gegenkaiser Eugenius und Arbogast am 6. April 394 in der Schlacht bei Aquilea hatte Theodosius zum Herrn des ganzen Römerreichs gemacht. Leider sollte das seiner Auflösung mit Riesenschritten zueilende gewaltige Reich seinen letzten mächtigen Herrscher nicht lange besitzen, denn schon am 17. Juni 395 starb Theodosius in den Armen seines Freundes Ambrosius zu Mailand. Dieser selbst folgte ihm bereits am 4. April 397 in die Ewigkeit nach, nachdem er seiner Gemeinde 22 Jahre vorgestanden und sie glücklich und ruhmreich durch die drohende Brandung und zahlreiche Stürme hindurch gesteuert hatte. Ambrosius war kein schöpferischer Geist, kein Denker in der eigentlichen Bedeutung dieses Wortes, aber er wusste das Vorhandene zur rechten Zeit und am rechten Orte zu erhalten, zu pflegen und wohl auch in eine Sphäre zu verpflanzen, in der es zuvor nicht heimisch war. Er hat die ganze Richtung seiner Kirche nach Lehre, Leben, Kultus, Hierarchie in sich zusammenzufassen, ihr einen fast unvertilgbaren Charakter aufzudrücken gewusst. In seinem Wesen findet sich nichts von jener Schwärmerei, von jenem begeisterten Aufschwung vieler Väter der morgenländischen Kirche, dafür aber besitzt er alle die seinem Stande ziemende Gravität und Würde, etwas von Roms Geist und von alttestamentlicher Prophetie, milden Ernst und unbestechlichen Gerechtigkeitssinn.

Neben ihm, grösser noch als er, die spekulativste Kraft der abendländischen Kirche, wirkte Aurelius Augustinus, geb. zu Tagaste, einer kleinen Stadt Numidiens, am 15. November 354, gebildet in den Schulen zu Madaura und Karthago, 380 in Rom, etwas später in Mailand Lehrer der Rhetorik. Der Vater des Augustinus, Patricius, war noch Heide, die Mutter, Monica, eine fromme Christin. Obwohl nun das edle Vorbild dieser letztern dem Sohne den rechten Weg des Lebens und Strebens hätte vorzeichnen sollen, obwohl sein auf die höchsten Dinge gerichteter Geist wissenschaftlichen Forschungen mit Eifer frühe schon sich hingab, sein Wandel blieb dennoch lange ein nichts weniger als erbaulicher, seine Seele von Zweifeln erfüllt, sein Glaube ein fernes Ahnen. Erst in Mailand und durch des Ambrosius Predigten und Wirken fiel endlich in das Dunkel seiner Seele jener erleuchtende und zündende Strahl, wodurch er seiner Bestimmung näher gebracht ward. Er legte seine Stelle in Mailand nieder, empfing mit seinem Sohne Adeodatus und gleichgesinnten Freunden und Schülern in den Ostertagen d. J. 387 die Taufe und kehrte bald darauf über Rom nach Karthago zurück. Unterwegs starb ihm die Mutter. In der Nähe Tagaste's, in ländlicher Einsamkeit, in Gebet, Arbeit, Kontemplation und Studien verlebte er die nächsten Jahre, dann folgte er (391) einer dringenden Einladung des Bischofs Valerius

§. 10. Augustinus.

nach Hippo, dem heutigen Bona, ward hier bald Presbyter und des greisen Kirchenfürsten treuester Gehilfe, dann dessen Mitbischof und, 395, sein Nachfolger. In diesem Amte wirkte er 35 Jahre. Augustinus starb, während Hippo von den Vandalen belagert wurde, am 28. August 430. Seine in jeder Hinsicht wirksame Thätigkeit erstreckte sich auf alle Zweige des kirchlichen Lebens. Er war nicht nur ein Vorbild christlichen Wandels seiner Gemeinde, ein milder Vater den Armen, ein treuer Berather den Hilfsbedürftigen, ein unermüdlicher Lehrer, Prediger und Seelsorger, sein Name erfüllte die ganze Christenheit. Mit brennendem Eifer bekämpfte er die damals in Afrika und Spanien zu so grosser Bedeutung gelangten Sekten der Manichäer [10]) (der er früher selbst viele Jahre hindurch angehört hatte) und der Donatisten, und mit edlem Unabhängigkeitssinne wies er an der Spitze der afrikanischen Konzile die wiederholten Übergriffe und Anmassungen der römischen Bischöfe zurück, die damals schon gern die Herren der Welt gespielt hätten. [11]) Er ist der fruchtbarste Schrift-

[10]) Der Manichäismus war aus dem Kampfe der Religionen auf den Grenzen des Morgenlandes hervorgegangen. Seine Urgeschichte verliert sich in ferne, sagenhafte Zeiten. Um 227, da in Persien die Sekte der Magusäer vertrieben wurde, glaubte ein Magier derselben, Mani, in den verschiedenen Kulten der alten Welt Berührungspunkte zu finden und sich berufen, diese Volksreligionen in einer Weltreligion zu versöhnen. Mit seiner Lehre überall anstossend, von Christen und Heiden verfolgt, erlag er endlich dem allgemeinen Hasse und ward um 275 lebendig geschunden. Seine Philosophie entwickelte sich im Laufe der Zeit als ein Dualismus, in dem sich Gott in seinem Lichtreiche und der Dämon im Reiche der Finsterniss gegenüberstehen. Christus, das Sinnbild des ganzen gefesselten Lichtes, ist nach ihm nur scheinbar erschienen, ist weder als Mensch geboren, noch hat er als solcher gelitten u. s. w. — Die Manichäer verwarfen den gottesdienstlichen Gesang völlig.

[11]) Die afrikanische Kirche wusste von jeher ihre Unabhängigkeit gegenüber der römischen zu bewahren, die nie müde wurde und nicht abzuschrecken war, sich dort einzumischen. Schon Cyprian entgegnete dem B. Stephanus von Rom, mit dem er wegen der Ketzertaufe in Streit gekommen war, dass die Wahrheit nicht nach dem Herkommen, sondern nach der Vernunft zu erkennen sei, dass jeder Bischof dem andern gleichstehe, keine Provinz der andern Gesetze vorzuschreiben habe, die Verschiedenheit der Gebräuche die Einheit der Kirche nicht verletze. Im Verlaufe dieses Streites wandte sich, als Stephanus den afrikanischen Gesandten Aufnahme in Rom verweigerte, Cyprian an die Bischöfe Asiens, in deren Namen Firmilianus von Cäsarea einen Brief voll bittern Spottes über die römischen Anmassungen schrieb; auf einer Synode zu Karthago 256 erklärten sich sämmtliche afrikanischen Bischöfe einstimmig gegen Rom. 418 hatte der B. Urbanus von Sicca einen Presbyter seiner Kirche, Apiarius, exkommunizirt. Dieser wandte sich sofort an den B. Zosimus in Rom, der, gern bereit eine oberrichterliche Stelle einzunehmen, alsbald drei Legaten zur Untersuchung dieser Sache nach Afrika schickte. Dagegen protestirten die Bischöfe auf einem Konzile zu Karthago (419). Sieben Jahre später, als derselbe Apiarius wiederum strafbar wurde, wiederholte sich unter dem B. Cölestin von Rom dieselbe Geschichte. Nun sandten die afrikanischen Väter ein ernstes Schreiben nach Rom, sich solche Verzettelung ihrer Angelegenheiten und die fernere Sendung römischer Untersuchungsrichter verbittend,

steller unter allen Vätern der abendländischen Kirche. Seine philosophischen, apostolischen, polemischen, dogmatischen, exegetischen, ascetischen und homiletischen Schriften umfassen das ganze Gebiet christlichen Wissens. Wir besitzen ferner von ihm 270 Briefe und eine unschätzbare Autobiographie (u. d. T. „Bekenntnisse"). Augustinus selbst giebt die Anzahl seiner Werke auf 93, in 232 Büchern an: seine Biographen berechnen 1030 Schriften, bemerken jedoch, dass diese Ziffer noch nicht genügend sei.[12])

Wir wenden uns nun von diesen grössten Erscheinungen der abendländischen Kirche im 4. Jahrh., neben denen wir noch den eifrigen und wissensreichsten Kirchenlehrer Hieronymus (329 bis 420) nennen, zu einigen Männern, die für uns als Liederdichter nächstes Interesse haben.

§. 11. Hilarius als Bischof.

In der Geschichte der kirchlichen Hymnologie des Abendlandes ist der Name Hilarius der erste, der uns bedeutungsvoll entgegentritt. Hilarius, genannt der Bekenner, wurde wahrscheinlich im zweiten Jahrzehent des 4. Jahrh. zu Poitiers geboren. Aquitanien, dem diese Stadt angehörte, reihte sich um diese Zeit den blühendsten Kulturländern des Occidents an. Der Anbau des Landes, die Pracht der Städte, Industrie, Bildung und Sitte der Bewohner standen in keiner Weise dem nach, was Rom und Italien selbst besassen. Ja, die wissenschaftliche Produktionskraft, die Freude am Schaffen, die Pflege der lateinischen Sprache, besonders aber die Redekunst waren in Aquitanien zu höherer Ausbildung gelangt, als es in irgend einem andern Theile des Reiches, ja in Rom selbst der Fall war. Hilarius, aus

auf dass nicht der Stolz weltlicher Herrschaft in die Kirche Jesu Christi möge eingeführt werden. Ebenso handelte seiner Zeit das gallikanische Episkopat.

[12]) Von Augustinus soll die auch dem P. Damianus zugeschriebene Hymne: Ad perennis vitae fontem mens sitivit arida herrühren. (D. 1, 102. I. 1, 241. IV. 1, 2. VI. 53. IX. 20. X. 32. XI. 316. XIV. 436. XV. 123. XVI. 212). Da sie den Gedanken nach vollständig aus der Schrift: „Meditationibus" entlehnt ist, so mag allerdings der Verfasser der Dichtung ein Anderer als Augustinus selbst sein. Ähnlich dürfte es sich mit dem Osterliede: (Canticum triumphale) Cum rex gloriae Christus, das in manche Liturgien übergegangen, aber beinahe wörtlich einer seiner Predigten entnommen ist, verhalten. (D. 2, 315. I. 1, 69. VIII. 132.) Weiter schreibt man dem Augustinus folgende Hymnen zu, ob mit Recht oder Unrecht vermögen wir nicht zu entscheiden:

Gebet des heiligen Augustinus: Domine Jesu, noverim me, noverim te. (D. 4, p. 348. XII, 1, 81.) Wohl nur eine geistreiche Spielerei des grossen Mannes.

Die Freuden der Heiligen: O gens beata coelitum. (X. 32. XI. 326. XV. 119, XVI. 138.)

Gegengift gegen die Sünde: Quid, tyranne! quid. (D. 2, p. 378. V. 48. IX. 251. XI. 344. XIV. 428. XV. 133. XVI. 137. XVII. 33.)

Augustins Psalm gegen die Donatisten, von welchem Rambach noch spricht, soll mehr einem Volksliede, als einem Kirchengesange gleichen und ein schwaches Werk sein.

einer vornehmen, noch dem Heidenthume angehörigen Familie stammend, erhielt eine glänzende Erziehung, namentlich bildeten die beiden Hauptsprachen der damaligen gebildeten Welt, das Lateinische und Griechische, dann Philosophie und Rhetorik die Gegenstände ernster Studien für ihn. Die Lektüre des alten Testaments und der Schriften des Johannes brachte seine nach Wahrheit und Erkenntniss verlangende Seele zu dem Entschlusse Christ zu werden. Eine so hervorragende Persönlichkeit konnte in der neuen Gemeinde nicht lange unbeachtet bleiben. Durch einstimmige Wahl der christlichen Bewohner Poitiers wurde er (um 352) zum Bischofe erkoren und von nun an finden wir ihn auch an der Spitze der religiösen Kämpfe seiner Zeit, wachsam, thätig, unermüdlich, wie ein Herzog die Streiter für den wahren Glauben zum Siege führend. Seine Waffen waren zunächst gegen die Arianer und Antitrinitarier gerichtet. Wir wissen bereits, dass dieselben den Hof für sich hatten, dass der Kaiser Konstantius, wie die Kaiserin völlig unter arianischem Einflusse standen, wir haben s. Z. von den Verfolgungen gesprochen, die Athanasius zu erleiden hatte, von den Ergebnissen der Konzile zu Arles und Mailand, auf denen Ursacius, Valens und der Metropolit von Arles, Saturnin, über die rechtgläubigen Bischöfe, besonders über den Athanasius triumphirten. Schon waren in diesen kirchlichen Wirren einige der angesehensten Bischöfe unterlegen und verbannt worden. — Paulinus von Trier, Eusebius von Vercelli, Lucifer von Cagliari, Dionysius von Mailand. — Das Konzil von Bezières, 356, unter Saturnins Vorsitz, hatte für Hilarius, den seine Gegner nicht zu Worte kommen liessen, da sie die Gewalt seiner Rede, von der man rühmte, dass sie schneller flösse, als die rasch dahineilende Rhone, fürchteten, die gleiche Folge. Der treu an der Wahrheit haltende, furchtlose Bekenner derselben wurde von Konstantius nach Phrygien verbannt. Hier im eigentlichen Mittelpunkte des Arianismus hatte er Gelegenheit durch Lehre und Schrift, sowie durch seine herzgewinnende, milde Persönlichkeit aufs Segensreichste zu wirken. War es der rechtgläubigen Partei hier augenblicklich auch versagt, nur die Hoffnung auf günstigen Erfolg zu hegen, so wusste sie doch Hilarius zu ermuthigen und durch Trost und Hinweisung auf die höchsten Glaubenswahrheiten zu treuem Ausharren zu stärken. Hier in der Musse des Exils reifte auch die schönste Frucht seines Geistes, seine bedeutendste Schrift: „Über die heilige Dreieinigkeit.“

Hilarius durfte 360 nach Poitiers zurückkehren. Mit ungeschwächtem Eifer nahm er die unterbrochenen Kämpfe gegen Saturnin, der denn auch seines Amtes endlich entsetzt wurde, und dessen Anhänger, wieder auf, verband er sich mit gleichgesinnten Bischöfen, um in Gallien und Italien das nicänische Glaubensbekenntniss einzuführen. Bekannt sind seine, wenn auch erfolglosen Angriffe gegen den B. Auxentius von Mailand, den Vorgänger des Ambrosius, einen Arianer.

Hilarins starh 366, nachdem er seine letzten Lebensjahre in stiller Zurückgezogenheit verleht hatte. Durch Thaten, Leiden und Schriften wurde er der Athanasius des Abendlandes. [13])

§. 12. Damasus und Proba.

Unter den Dichtern dieses Jahrhunderts bleibt uns noch der römische Bischof **Damasus** (gehoren in Spanien? um 306, Bischof von 366 bis 384) zu nennen. Auf seine Veranlassung unternahm Hieronymus eine Überarbeitung der bisher in Italien gebrauchten lateinischen Bibelühersetzung, woraus die bekannte in der römischen Kirche noch jetzt allein kirchlich-giltige Vulgata hervor ging. Von Damasus besitzen wir ungefähr 40 kleine Gedichte, meist Grabschriften anf Martyrer, Inschriften auf Kirchen und Taufkapellen. Einige seiner Dichtungen sind unter die Kirchengesänge aufgenommen worden. Die hekannteste darunter ist eine zum Fest der Martyrerin Agatha, einer edlen, während der Christenverfolgung unter Kaiser Decins (251) getödteten Jungfrau aus Catanea, gedichtete Hymne, die sich durch mächtige Begeisterung, durch ein ungewöhnliches, dem ernstgemessenen Rhythmus altkirchlicher Hymnen fremdartiges daktylisches Versmass nnd durch eine, wie durch ausserordentlichen Impuls ergriffene Anwendung des Roimes, der in dieser Zeit von den christlichen Dichtern noch nicht benutzt wurde, auszeichnet. [14])

Der Vollständigkeit wegen führen wir hier noch eine Frau an, welche Verfasserin einer eigenthümlichen Art christlicher Poesie ist. **Anitia Faltonia Proba** (Proba Falconia, Valeria Faltonia, Proba Faleria) zu Rom oder Horta gehoren, — Gattin des Prokonsuls Adolphus, nach Andern des Anitius Probus, der unter Gratian und Valentinian Anführer der Leibwache war und 371 das Konsulat verwaltete, — setzte um 393 ein Gedicht: deprecatio ad Deum, das die Geschichten der heiligen Schrift zum Gegenstande hat, aus lauter einzelnen, ganzen und halben Versen des Virgil zusammen. An poetischen Schwung ist natürlich hei einer solchen Arheit nicht zu denken. [15])

---

13) Man schreibt ihm folgende Hymnen zu:
Ad coeli clara non sum dignus sidera. W. 2. IV. 1, 56.
Beata nobis gaudia. D. 1, 7. W. 66. II. 50. IV. 1, 187. VI. 20. X. 4. XI. 202. XII. 3. XIII. 71. XIV. 154. XVII. 45. XVIII. 39.
Deus pater ingenite. D. 1, 2. XIX. 3.
Hymnnm dicat turba fratrum. D. 1, 159.
Jam meta noctis transiit. D. 1, 4. XIX. 5.
Jesu quadragenarie. D. 1, 6. W. 61. XIII. 55. XIX. 7.
Jesus refulsit omnium. D. 1, 5. VI. 18. XIII. 42.
In matutinis surgimus. D. 1, 3. XIX. 5.
Lucis largitor splendide. D. 1, 1. W. 1. I. 1, 54. IV. 1, 54. VI. 16. IX. 6. X. 2. XI. 2. XVI. 30. XVII. 3.

14) D. I, 8. Decus sacrati nominis. D. 1, 9. Martyris ecce dies Agathae. I. 1, 57. VI. 24. VIII 233. IX. 9. XVI. 170.

15) O pater, o hominum, rerumque aeterna potestas. VI. 50. — Die Leistungen der römischen Dichter Lactantius und Juvencus auf dem Gebiete der christlichen Hymnologie sind zu zweifelhaft, als dass wir bei ihnen verweilen könnten.

§. 13. Die Kirche im 4. Jahrh. Das 4. Jahrh. ist nicht allein für die Geschichte der christlichen Kirche desswegen von dem grössten Interesse, weil in ihm das Christenthum Staatsreligion wurde, sondern auch weil in ihm die Kirche jene allgemeinen Grundlagen erhielt, auf denen ihr stolzer Bau in den nächsten Jahrhunderten sich erheben sollte, und weil die Keime späterer unseliger Verwicklungen bis hieher zurück zu verfolgen sind. In das 4. Jahrh. fallen jene berühmten Konzile zu Nicäa (325), zu Sardica (341), zu Laodicea (367) u. s. w. In diese Zeit ist der Beginn weltlicher Macht zu setzen, denn schon bemerkt man in der Kirche und an ihren Dienern eine so unchristliche Gier nach Reichthum und Besitz, dass schon die Kirchenversammlung zu Karthago (348) für eine strengere Disciplin der Geistlichen und deren Entfernung von weltlichen Geschäften, und gegen ihren Geiz und Wucher Gelegenheit nahm sich auszusprechen; dass Augustin wiederholt gegen die schmählichsten im Interesse der Kirche eingefädelten Erbschleichereien seine Stimme erheben und Kaiser Valentinian (370) gegen die Habsucht des Klerus Gesetze erlassen musste. Schon weiss die höhere Geistlichkeit ihre Bildung und ihre Schätze so klug zu verwenden, dass sie ein drückendes Übergewicht über den niederen Klerus und die allmälige Beseitigung aller sie selbst einschränkenden Verordnungen zu gewinnen versteht. Es lässt sich jetzt schon unschwer erkennen, dass der Bischof von Rom doch endlich über die andern Bischöfe den Sieg davontragen wird. Schon ist der apostolische Stuhl mit einem Glanze umgeben, der, verwirrend und verlockend, ärgerliche Kämpfe um seinen Besitz hervorruft. Nicht selten kommt es vor, dass die Nebenbuhler über die Leichname der im Wahlstreite Erschlagenen zu ihm hinaufdrängen. Während einerseits die Schwäche fürstlicher Personen schlau benutzt und ausgebeutet wurde, um sie in sichere Abhängigkeit von der Kirche zu bringen und um in ihnen allen hierarchischen Zwecken dienliche Werkzeuge heranzubilden, legt anderseits eine festgeregelte Kirchenordnung ihre Bande um die grosse Menge der Gläubigen, die Sonn- und Festtage werden festgesetzt, die Gedächtnisstage für Martyrer und Heilige angeordnet, die Wallfahrten, der Handel mit Reliquien, die Anbetung der Heiligenbilder, die Streitigkeiten für die Ehre und beständige Jungfrauschaft der Maria, die Verordnungen bezüglich der Ehelosigkeit der Geistlichen, aber auch die blutigen Verfolgungen gegen die Ketzer nehmen ihren Anfang und werden von Rom aus angeregt und geleitet. Der Kirchenvater Hieronymus befürwortete sogar die Anwendung der Todesstrafe bei den Ketzern. Fortwährend werden die Kaiser um scharfe Edikte gegen die Sektirer gedrängt. Priscillian, ein vornehmer Spanier und das Haupt der nach ihm genannten Priscillianisten, ward auf Befehl des Kaisers Maximus 384 in Trier hingerichtet, seine Anhänger, wie später die Waldenser und Hugenotten von Soldaten zu Tode gehetzt. Vergebens erhoben gegen solche

unchristliche und unwürdige Barharei mildgesinnte und von ächt christlichem Geiste beseelte Bischöfe, wie Ambrosius und Martin von Tours, ihre Stimme. Die Glücklichen, sie sahen nur die unschuldigen Vorspiele künftiger Tragödien, die an Abscheulichkeit und grässlichem Verlaufe Alles üherboten, was die menschliche Phantasie zu erdenken im Stande ist.

In das 4. Jahrh. fällt ferner die Aushildung und Ausbreitung des Mönchthums, das neben dem Klerus zu einer imposanten Macht heranwächst. Das mönchische Leben bot jener von so erschütternden Stürmen bewegten Zeit solche Reize, dass Städte einsam, Wüsten bevölkert wurden. Die zahllosen Schaaren von Mönchen, die an verschiedenen Orten sich zusammengesellt hatten, waren in der Hand gewaltthätiger Bischöfe ein leicht aufzureizendes Heer, und da diese Asceten einen fast zauberischen Einfluss auf die Menge ausübten, war es ihnen nicht schwer, die Meinungen und Fäuste des Pöhels für ihre Zwecke zu gewinnen. Vergebens widersetzten sich die Kaiser Julian und Valens der pilzartigen Verbreitung der Möncherei, erliessen sie harte Edikte gegen die mönchischen Müssiggänger, befahlen sie jede Kolonie ohne Weiteres aufzuheben und deren Mitglieder unter die Soldaten zu stecken.[16]) In auffallender Weise erwiesen sich dagegen hervorragende Männer der Kirche in dieser und der nächstfolgenden Zeit dem Mönchthume zugeneigt, hethätigten sie eine so vorwiegende Neigung zur Ascese, dass sie nicht selten selbst in die verschiedenen Orden eintraten und sich wenigstens zeitweise in Klöster zurückzogen. Als Athanasius nach Trier verbannt wurde, brachte er dorthin zwei Mönche mit. Anfangs angestaunt, verspottet oder verabscheut, gewann das Mönchwesen im Abendlande doch hald solche Ausdehnung, dass schon Martin von Tours, († 400) der eifrige Gönner desselben, von 2000 Mönchen zu Grahe geleitet werden konnte.

Der Liturgie des Abendlandes diente zunächst diejenige des Morgenlandes zum Vorhilde. Einzelne der gallischen und italienischen Bischöfe, unerschütterliche Bekenner der rechtgläuhigen Kirche, waren nach Syrien verhannt worden, wo sie die liturgischen Einrichtungen, die Gesänge u. s. w., wie sie von Alters her dort im Gebrauch waren, kennen lernten. Zurückgekehrt, waren sie eifrigst hemüht sie in die abendländischen Kirchen zu verpflanzen. Bisher hatten sich die ritualen Gehräuche, deren wesentliche Gestaltung in den verschiedenen Ländern die Tradition aus der Urkirche herleitete, durch ungeschriebene Unterweisung fortgeerbt. Da man die ursprünglichen Einrichtungen des Kultus, als von den Aposteln selbst herrührend, mit Ehrfurcht betrachtete und hochhielt, musste dies dem Ritus in seinem Kerne wenigstens ein sich

[16]) „Valens liess die Mönche zum Kriegsdienste zwingen und jene, welche sich weigerten, mit Prügeln schlagen." Gregor von Tours.

gleichbleibendes Wesen gehen. Die Väter der Kirche, geleitet von der richtigen Anschauung, dass der vorhandene Kern den wachsenden Bedürfnissen der Christenheit gemäss sich entwickeln müsste, legten Hand an die rituelle Durchbildung und die festere Gestaltung und den relativ künstlerischen Ausbau der Liturgie. So wirkte in Aquitanien **Hilarius**, und nach ihm der Presbyter **Musäus** und der berühmte B. **Sidonius** von Arvera, in Mailand **Ambrosius**, in Rom **Leo I.**

§. 14. Hilarius als Dichter. Dem Hilarius wird die Uebertragung jenes uralten griechischen Morgengesanges: Gloria in excelsis Deo, zugeschrieben. Ferner weiss man von ihm, dass er ein „Buch der Hymnen" hinterlassen hat. Man hält diese, leider verloren gegangene Sammlung wohl mit Recht für eine Frucht seines Aufenthaltes im Orient. Hilarius fand hier nicht nur den Psalmengesang allgemein verbreitet, sondern auch bereits einen Vorrath schöner Hymnen und lieblich tönender Weisen. Wir kennen aus anderen seiner Schriften seine hohe Meinung von der geistlichen Poesie und dem Gesange. Nach seiner Ansicht und Lehre kamen durch den Sündenfall die Welt und alle Mittel, sie zu beherrschen, in des Teufels Gewalt. Dieser hat nun zur Zeit der Sünde insbesondere auch die Tonwelt in seinem Besitze. Ihm dient das Gemurmel der Wahrsager, das wirre Lärmen der Bachanten, das zuweilen mit Entsetzen vernommene unsichere, unheimliche Tönen der Götterstatuen und alles Jauchzen der Welt im heidnisch-religiösen Gesange. Aber solch böse Zaubermacht der Tonwelt ist durch Christus gebrochen. Nachdem er erschienen und gepredigt worden ist, ward Alles schamverwirrt und zitternd zum Schweigen gebracht, sind Wahrsager und Tempelgesänge verstummt. Hilarius denkt sich aber keineswegs das Reich der Töne wie etwas an sich Böses; vielmehr hält er es werth, im Dienste Gottes eine ideale Bedeutung zu gewinnen. Aus diesem Grunde hatte er auch mit den griechisch-christlichen Poesien die griechisch-christlichen Sangweisen mit herübergenommen und dadurch seinen Hymnen eine weite und tiefgehende Verbreitung gesichert. Seine Gesänge, denen man biblische Tiefe und Innigkeit nachrühmte, wurden schon früher in Spanien während des Gottesdienstes gesungen und waren da so beliebt, dass, als kirchliche Zeloten sie aus dem Ritus verdrängen wollten, da nach ihrer Anschauung bloss Bibelstücke zum Gesange benutzt werden sollten, das vierte Konzil von Toledo (633) neben den Hymnen des Ambrosius auch die des Hilarius in Schutz nahm und deren Beibehaltung empfahl. Wir haben schon oben bemerkt, dass jener von Hilarius gewundene Blumenstrauss ältester Kirchenlieder, sein „liber mysteriorum" verloren gegangen ist. Dennoch, — da sein Name unter den Sängern der Kirche von Alters her stets ruhmvoll genannt wird, so dass man sogar über den Eindruck, den er als Hymnendichter gemacht, alle früheren Versuche und Anfänge vergass, — glaubte man einige seiner Dichtungen gerettet zu haben und legte ihm beharrlich

eine Anzahl jetzt noch vorhandener kirchlicher Poesien bei, deren Ächtheit eben so viele Gegner, als Vertheidiger gefunden hat. J. C. F. Bähr, der verdiente Historiker der römischen Literatur sagt darüber: „Einige Hymnen, die man unter dem Namen des Hilarius aufgeführt findet, rühren in keinem Fall von ihm her, sondern sind Produkte späterer Zeit und von unbekannten Verfassern. Wir rechnen dahin drei Hymnen in der Sammlung des Fabricius, sowie zwei andere, ein Morgen- und ein Abendlied, deren Unächtheit kaum zweifelhaft sein kann."

§. 15. Ambrosius als Hymnolog.

Eine der bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete des Kirchengesanges ist Ambrosius. Ja, durch die von ihm bewerkstelligte Umgestaltung der abendländischen Liturgie und durch seine Hymnen wurde er massgehend für Jahrhunderte hinaus. In jenen denkwürdigen Nächten der Osterwoche d. J. 387, die er, von den Arianern aufs Äusserste bedrängt, mit seiner Gemeinde in den Kirchen durchwachte, liess er zur Ermunterung der Gläubigen Psalmen und Hymnen im Wechselgesang nach der Weise der morgenländischen Kirche singen. Er zog so das ganze Volk, oder an dessen Stelle den Chor in die liturgische Thätigkeit herein und vindicirte für dasselbe den Kirchengesang als ein gottesdienstliches Gemeingut, so zwar, dass nun weder der Klerus anschliesslich, noch die Gemeinde ausschliesslich dadurch in Anspruch genommen wurde. Mit der Einrichtung des Wechselgesangs nahm er auch die griechischen Weisen mit herüber. Es hat sich von den von ihm eingeführten Melodien wenig oder nichts bis auf unsere Zeiten erhalten, ohwohl einige der Choralmelodien der protestantischen Kirche dem Ambrosius zugeschrieben werden, aber aus dem Gegensatze, in dem der Gregorianische sich zu dem Ambrosianischen Gesange stellte, vermögen wir abzunehmen, dass eine besondere geistliche Weise damals einer weltlichen noch nicht entgegengesetzt war, sondern dass jene Rhythmus und Lieblichkeit hatte wie diese, also kurz gesagt, ächter Volksgesang war. Wie schön schildert Augustin den Eindruck, den diese Sangweise auf ihn machte: „Ich konnte in jenen Tagen mich nicht sättigen an der wunderbaren Süsse der Betrachtung der Tiefe deines Rathschlusses über das Heil des Menschengeschlechtes. Wie hab' ich geweint unter deinen Hymnen und Gesängen, heftig bewegt von der Stimme deiner lieblich tönenden Kirche. Die Laute ergossen sich in mein Ohr, die Wahrheit träufelte in mein Herz und es entbrannte das Feuer der Andacht; die Thränen rannen und mir war so wohl in ihnen."

Noch grösser ist des Ambrosius Thätigkeit als Liederdichter. Mit Hilarius ist er der Begründer des abendländischen Kirchenliedes, der Vater der lateinischen Hymnologie, das Vorbild für alle folgenden Kirchenliederdichter. Beide schufen eine Hymnologie, mit der sich die griechische nnd syrische nicht mehr vergleichen kann. Die Natür-

lichkeit, Einfachheit, Herzlichkeit und Bestimmtheit der lateinischen Dichtung erhebt sie weit über die orientalische, die an Überfülle und einer gewissen Affektation leidet, die mehr auf die Phantasie als auf das Gefühl berechnet erscheint. Hören wir, was einige freisinnige Kenner altchristlicher Poesie über die Hymnen des Ambrosius sagen: „Das Feuer der Offenbarung in seiner einfachen starken Wirkungskraft, wo es gleichsam Felsen zerbricht und der Herzen Eisdecke sprengt, ist vorherrschend in demjenigen ältesten Theile der römisch-christlichen Poesie, der sich an den Ambrosianischen Hymnengesang anschliesst, einen Gesang, der sich in den einfachsten Tönen bewegt und selten Reime anwendet. Sein Charakter ist grosse Schmucklosigkeit. Sogar wie durch Dornen und Gestrüpp geht oft der rauhe Pfad. Aber unter der Worte höckriger Decke sprühet feurige Schlagkraft, Gewalt des alleszersprengenden, geoffenbarten Wortes. Die Empfindung redet nicht sich, sondern allein ihren Gegenstand in unverzierter Haltung. Man kann dies den Urgesang des Christenthums, den Gesang seiner moralischen Energie nennen, denn es gebiert sich bei ihm in der Seele ein weltüberwindender Stoicismus, eine Stimmung, deren wahrhaft römische Grösse darin besteht, über Eindrücken erhaben zu stehen, und sich sowohl Schmerz als Lust zum blossen Gegenstand zu machen, über welchem der höhere Grundsatz waltet mit einem Glauben, der aus Entschluss bei seinem Dogma beharrt, ohne zu sehr nach Beglaubigung durch stets zu erneuende innere Erfahrungen oder Gefühle zu verlangen. Solcher Glaube ist seiner Natur nach der unerschütterlichste, weil er nicht in der Gefühlsreligion, sondern in der moralischen Sphäre des religiösen Entschlusses wurzelt, und seine Stellung nicht anders auffasst als einen Kampf mit der Welt im Innern und der Welt von Aussen. Dieser erhabene Stoicismus im Christenthum ist es gewesen, welcher durch seine nicht zu ermüdende Ausdauer dem Kreuze den Sieg bereitet hat. Im neuen Testament sehen wir den Grundzug seiner rüstigen Orthodoxie besonders in Paulus ausgesprochen. Derselbe männliche Geist war es aber auch wieder, welcher die Reformation in ihrer Ausbreitung beseelte und ihr die rechten und einzig möglichen Waffen in die Hand gab, der Übermacht des seitdem auf vielen andern Wegen umhergeirrten Romanismus entgegen einen reinigenden Bezirk zu gründen, in welchem aufs neue aus dem trüben Chaos mittelalterlicher Religionsversumpfung und Erstarrung sich die lautere Essenz des wahrhaften Urchristenthums abklären und aus ihrer Verflüchtigung wieder sammeln könne.“ (Fortlage.)

„Es liegt in den besseren der altlateinischen Kirchenlieder ein eigenthümlicher Zauber. Es ist aber nichts weniger als ein neuer Gedanke, der uns hier rührt, dort mächtig erschüttert; Gedanken sind oft sparsam. Manche sind oft feierliche Recitative einer bekannten Geschichte, oder sie sind bekannte Bitten und Gebete. Fast kommt

der Inhalt aller in allen wieder. Selten sind es überraschend feine und neue Empfindungen, die uns durchströmen; aufs Neue und Feine ist in den Hymnen gar nicht gerechnet. Was ist's denn, das uns rührt? Einfalt und Wahrheit. Hier tönt die Sprache eines allgemeinen Bekenntnisses, Eines Herzens und Glaubens. Die meisten sind so eingerichtet, dass sie alle Tage gesungen werden können und sollen; oder sie sind an Feste der Jahreszeiten gebunden. Wie diese wieder kommen, kommt in ewiger Umwälzung auch ihr christliches Bekenntniss wieder. Zu fein ist in den Hymnen keine Empfindung, keine Pflicht, kein Trost gegriffen; es herrscht in ihnen allen ein allgemeiner populärer Inhalt in grossen Accenten. Ewig das Tägliche und Bekannte soll hier das Gepräge der Wahrheit sein. Der Gesang soll ein ambrosisches Opfer der Natur werden, und sterblich und wiederkehrend wie diese. Es sind Bekenntnisslieder in der einfachsten, prägnantesten Sprache und zugleich in der innigsten, glaubensvollsten. Es ist über ihnen ein Strom der Begeisterung, der lyrischen Fülle und eines so lauten Jubels ausgegossen, dass man ihrer Gewalt sich nicht entziehen kann. Diese Hymnen sind allerdings nicht auf Schönheit eines klassischen Ausdrucks, auf die Anmuth der Empfindungen im gegenwärtigen Moment, kurz auf die Wirkungen eines eigentlichen Kunstwerkes berechnet, sowie sie auch nicht zum Zeitvertreib gedichtet waren. Und doch, was reicht an den Lohn, an die Wirkung dieser Lieder? Sie gingen mit dem Einsamen in seine Zelle, mit dem Gedrückten in seine Kammer, in seine Noth, in sein Grab. Da er sie sang, vergass er seine Mühe, der ermattete, traurige Geist bekam Schwingen in eine andere Welt zur Himmelsfreude. Er kehrte stärker zurück auf die Erde, fuhr fort, litt, duldete, wirkte im Stillen und überwand, oder, wenn diese Lieder im heiligen Chor den Zerstreuten umfingen, dem verborgenen Bösewicht die Gewalt des Richters, dem Unterdrücker Vergeltung zuriefen, wenn sie Hohe und Niedere umfingen, vereint auf die Kniee warfen und Ewigkeit in ihre Seele senkten, welch' leichtes Lied hat das gethan und wird's je thun können? Auch die Mönchssprache in den mittleren Zeiten hat viel Rührendes in der Art. Es sind da Elegien und Hymnen, die man kaum vollkommen übersetzen kann. Sie haben ein Feierliches, Andächtiges, oder ein so dunkel und sanft Klagendes, das unmittelbar ans Herz geht. Jeder Hymnus ist mit seinem Charakter bezeichnet, nnd schwerlich wird Jemand sein, den sie nicht in den Ton versetzten, den jeder Hymnus will und in seiner demüthigen Gestalt mit allen seinen kirchlichen Idiotismen gebietet. In diesem tönt die Stimme der Betenden, jenen könnte nur die Harfe begleiten, in andern schallt die Posaune, es ruft und tönt die tausendstimmige Orgel. Auch in Betreff ihres Lehrinhaltes athmen die Hymnen des Ambrosius noch den reinen Geist des Urchristenthums frei von allen unbiblischen Vorstellungen, welche späterhin viele der

schönsten Kirchengesänge entstellen: so dass wir den gottesdienstlichen Gebrauch dieser Hymnen jenen Traditionen beizählen dürfen, in welchen ein lauterer Strom evangelischen Glaubens auch zwischen den getrühten Gewässern der mittelalterlichen Kirchenlehre hin sich fortleitet." (Herder und Bässler.)

Wie bei Hilarius die Urheberschaft der jetzt seinen Namen tragenden Hymnen zweifelhaft ist, so lässt sich auch mit vollständiger Gewissheit bei den Ambrosianischen nicht behaupten, welche in Wahrheit von ihm selbst herrühren. Man hat vielen Dichtungen seinen Namen unterschoben, die Zahl der Originale, die wirklich sich bis auf unsere Zeit erhalten haben, dürfte nur gering sein.[17]) Mit einer Art

[17]) Bähr sagt über die uns geretteten Hymnen des Ambrosius: „Zwölf Hymnen sind als ächt anzusehen und gehören unstreitig zu dem Besten, was die christliche Lyrik aufzuweisen hat. Es zeichnen sich dieselben nicht minder durch die einfache natürliche Sprache, die noch ganz das Kolorit des Altrömischen trägt, als durch den Inhalt aus, der frei von unlautern, der reinen Lehre des Evangeliums fremdartigen Vorstellungen, uns diese Lieder als den Erguss eines frommen, zu Gott gerichteten und von der beseligenden Lehre des Evangeliums durchdrungenen Gemüthes betrachten lässt; dabei herrscht in ihnen eine Tiefe und Innigkeit, die es uns wohl erklärt, wie Ambrosius Muster und Vorbild des Kirchenliedes für die spätere Zeit werden konnte, und seine Lieder zum Theile selbst aus der katholischen in die protestantische Kirche übergegangen sind."

Hymnen des Ambrosius und Ambrosiana.

Aeterna Christi munera (Christo profusum sanguinem). D. 1, 20. W. 71. I. 1, 120. II. 70. IV. 1, 122. XI. 282. XII. 12. XIII. 113, 116. XIV. 217. XVI. 42.

Aeterna coeli gloria. D. 1, 46. W. 69. I. 1, 162. II. 25. IV. 1, 23. X. 10. XI. 12. XII. 29. XIII. 23. XIV. 45.

Aeternae lucis conditor. D. 1, 27.

Aeterne rerum conditor. D. 1, 11. W. 11. I. 1, 61. II. 10. IV. 1, 5. VI. 28. VIII. 314. IX. 11. XII. 5. XIII. 4. XIV. 7. XVI. 34. XVII. 6. XIX. 26.

Aeterne rex altissime. D. 1, 162. W. 16. II. 47. IV. 1, 52. XIV. 113. XIX. 104.

Agathae sacrae virginis. D. 1, 85. W. 99. I. 1, 170. IV. 3, 278.

Agnes beata virginis. D. 1, 84. W. 19. V. 3, 275.

Almi prophetae progenies pia. D. 1, 89. IV. 3, 284.

Amore Christi nobilis. D. 1, 83. IV. 3, 262.

Apostolorum passio. D. 1, 90. W. 18. IV. 3, 286. XIII. 77.

Apostolorum supparem. D. 1, 92. W. 20. IV. 3, 294.

Aurora jam spargit polum. D. 1, 47. I. 1, 163. II. 27. IV. 1, 25. XI. 10. XII. 31. XIII. 25. XIV. 51. XVIII. 1.

(Aurora lucis rutilat.)

Bellator armis inclytus. D. 1, 94. IV. 3, 270.

Bis ternas horas explicans. D. 1, 16. XIV. 383.

Certum tenentes ordinem. D. 1, 34.

Christe coelorum conditor. D. 1, 63.

Christe cunctorum dominator alme. D. 1, 97. W. 123. I. 1, 176. IV. 3, 267. XIII. 108.

Vandalismus hat eine spätere Zeit gegen alles gewüthet, was den Namen des Ambrosius trug, war man bemüht, alle von ihm herrührenden Gesangbücher bis auf die letzte Spur zu vertilgen. Dennoch, und dies

---

Christe qui lux es et dies. D. 1, 23. W. 121. I. 1, 166. IV. 3, 226. IX. 201. XI. 24. XIII. 11. XVI. 39. XVII. 89. XVIII. 4.
Christe rex coeli domine. D. 1, 37.
Cibis resumptis congruis. D. 1, 68.
Coeli Deus sanctissime. D. 1, 52. II. 21. IV. 1, 19. XII. 40. XIII. 19. XIV. 35. XIX. 14.
Coelum coruscans intonet. D. 1, 299. VIII. 57.
Cousors paterui luminis. D. 1, 19. 11. 18. XII. 11. XIII. 15. XIV. 25.
Couvexa solis orbita. D. 1, 69.
Creator alme siderum. (Couditor alme siderum.) D. 1, 72. W. 112, 113. 11. 31. IV. 1, 27. VI. 30. VII. 90. VIII. 55. IX. 183. XII. 51. XIII. 27. XIV. 59. XVII. 75.
Dei fide, qua vivimus. D. 1, 65. XII. 1, 50. XIX. 18.
Deus aeterni luminis. D. 1, 61.
Deus creator omuium. D. 1, 12. W. 10. 1. 1, 63. IV. 3, 223. VI. 40. VIII. 333. IX. 14. XIII. 26. XIV. 385. XVI. 35. XVII. 9.
Deus, qui certis legibus. D. 1, 30.
Deus, qui claro lumine. D. 1, 71.
Dicamus laudes domino. D. 1, 35.
Diei luce reddita. D. 1, 60.
Fulgeutis auctor aetheris. D. 1, 32. W. 3. VIII. 311.
Gesta sanctorum martyrum. D. 1, 88.
Grates tibi Jesu uovas. D. 1, 38. IV. 3, 282.
Hic est dies verus dei. D. 1, 39. W. 14. IV. 3, 98.
Jam Christus astra ascenderat. D. 1, 57. W. 15. II. 49. IV. 1, 54. XII. 1, 48. XIII. 69. XIV. 152. XVI 41. XIX. 36.
Jam cursus horse sextae. D. 1, 66.
Jam lucis orto sidere. D. 1, 48. W. 67. II. 12. IV. 1, 7. XII. 1, 32. XIII. 7. XIV. 11. XVII. 41.
Jam lucis splendor rutilat. D. 1, 62.
Jam sexta seusim volvitur. D. 1, 28.
Jam sol recedit igueus. (O lux beata trinitas.) D. 1, 26. W. 60. I. 1, 158. II. 12. IV. 1, 26. VIII. 323. XII. 1, 19. 20. 75. XIII. 25. XIV. 53. 156. XVI. 37. XVII. 40. XIX. 26.
Jam surgit hora tertia et nos. D. 1, 64.
Jam surgit hora tertia qua Christus. D. 1, 18. IV. 3, 259. XIV. 381.
Jam ter qnaternis trahitur. D. 1, 77. W. 62.
Jesu corona celsior. D. 1, 98. II. 76. IV. 1, 129. XII. 1, 71. XIV. 237.
Jesu coroua virginum. D. 1, 99. 11. 77. IV. 1, 131. VII. 80. VIII. 35. IX. 187. XII. 1, 73. XIII. 120. XIV. 239. XVI. 42. XIX. 32.
Jesu uostra redemptio. (Salutis humanae sator.) D. 1. 56. W. 65. I. 1, 173. IV. 2, 99. VII. 54. VIII. 150. XI. 200. XII. 1, 46. XIII. 67.
Jesu redemptor omnium. (Christe redemptor omnium.) D. 1, 75. W. 111. 11. 33, 75. IV. 1, 29. XII. 1, 57. XIV. 69.
Ignis creator igneus. D. 4, p. 76. VIII. 125.
Iuluminaus altissimus. D. 1, 14. W. 13. IV. 3, 264.
Lucis creator optime. D. 1, 49. W. 49. II. 14. IV. 1, 9. VI. 34. VII. 70. XII. 1. 34. XIII. 10. XIV. 16. XIX. 8.

spricht für das hohe Ansehen, in dem er auch als Dichter stets stand, existiren unter der Bezeichnung Ambrosianische Hymnen noch sehr viele (Daniel I. 10—101. Wackernagel 3—25), die in Rücksicht des Sylben-

Magnae Deus potentiae. D. 1, 53. W. 68. IV. 1, 29. VI. 38. XII. 1, 42. XIII. 21. XIV. 41. XIX. 14.
Magni palmam certaminis. D. 1, 91.
Mediae noctis tempus est. D. 1, 31. VIII. 336. XIV. 373. XVI. 38.
Memento rerum conditor. D. 1, 75. XII. 59. XIV. 189.
Meridie orandum est. D. 1, 67.
Miraculum laudabile. D. 1, 87. IV. 3, 273.
Mysteriorum signifer. D. 1, 93. IV. 3, 297.
Mysterium ecclesiae. D. 1, 76.
Nunc sancte nobis spiritus. D. 1, 40. W. 7. II. 13. IV. 1, 8. XII. 1, 21. XIII. 8. XIV. 13.
Obduxere polum nubila coeli. D. 1, 21. W. 25. 51. I. 1, 124. VI. 43. XVI. 37. XIX. 44.
Omnes superni ordines. D. 1, 397. VIII. 200.
Optatus votis omnium. D. 1, 55. IV. 3, 101.
Perfectum trinum numerum. D. 1, 36.
Plasmator hominis Deus. (Hominis superne conditor.) D. 1, 54. VI. 39. XII. 1, 44.
Post matutinas laudes. D. 1, 33.
Rector potens, verax Deus. D. 1, 41. II. 13. IV. 1, 8. XII. 1, 22. XIII. 9. XIV. 14. XIX. 22.
Rerum Deus, tenax vigor. D. 1, 42. W. 8. II. 14. IV. 1, 9. XII. 1, 23. XIII. 9. XIV. 15. XIX. 24.
Rex sempiterne coelitum. (O rex aeterne domine.) D. 1, 80. W. 64. II. 44. IV. 1, 46. XII. 1, 63. XIV. 101.
Sacrarum hoc templum Dei. D. 1, 95.
Saevus bella serit barbarus horrens. D. 1, 100.
Somno refectis artubus. D. 1, 18. I. 1, 159. II. 15. IV. 1, 13. VI. 33. XII. 1, 9. XIII. 12. XIV. 18. XIX. 30.
Splendor paternae gloriae. D. 1, 17. W. 4. I. 1, 118. II. 16. IV. 3, 187. VI. 31. VIII. 312. X. 6. XI. 6. XII. 1, 7. XIII. 13. XIV. 20. XVII. 12.
Squalent arva soli pulvere multo. D. 1, 22. W. 24. I. 1, 122. VI. 45. XVI. 36. XIX. 40.
Stephani corona martyris. (Stephano coronae martyrum.) D. 1, 82. W. 22. 23. I. 1, 253.
Summae parens clementiae. (Summae Deus clementiae.) D. 1, 24. W. 5. II. 26. 51. IV. 1, 57. XII. 1, 15. 78. XIII. 24. XIV. 49. 157.
Te lucis ante terminum. D. 1, 43. W. 9. II. 15. IV. 1, 11. VII. 62. XII. 1, 24. XIII. 10. XIV. 54. XIX. 30.
Tempus noctis surgentibus. D. 1, 59.
Ter hora trina volvitur. D. 1, 29.
Ternis ter horis numerus. D. 1, 70. XIII. 55.
Tristes erant apostoli. D. 1, 83. X. 18. XI. 180. XIV. 219. XVIII. 29.
Tristes nunc populi, Christe redemptor. D. 1, 101.
Tu Christe nostrum gaudium. (D. 1, 162.) W. 17.
Tu trinitatis unitas. D. 1, 25. W. 6. II. 24, 52. IV. 1, 22. 57. XII. 1, 17. XIII. 22.

maasses den seinen offenbar nur nachgebildet sind, ihrem Gehalte und ihrer Sprache nach sich wesentlich von den als ächt zu betrachtenden unterscheiden und sicherlich von spätern Dichtern herrühren. Die Hymnen des Ambrosius fanden in der ganzen abendländischen Kirche die allgemeinste Verbreitung und das höchste Ansehen, bis endlich eine andere Zeit und ein anderer Geschmack Neues an ihre Stelle zu bringen suchte, was wohl hinsichtlich der Melodien gelang, aber glücklicher Weise nicht in gleichem Maasse bezüglich der herrlichen Texte.

Noch ist hier einer Hymne zu gedenken, und zwar der allbekannten und weitaus berühmtesten unter allen denen, die des Ambrosius Namen tragen, des Te Deum oder sogenannten Ambrosianischen Lobgesanges. Die früheste Erwähnung desselben findet sich in der von Benedikt von Nursia und Cäsarius von Arelate zu Anfang des 6. Jahrh. niedergeschriebenen Ordensregel der Benediktiner. Ein Beweis dafür, dass sie damals schon allgemein bekannt war und bereits in hohem Ansehen stand. Eine in Mailand aufbewahrte Chronik, fälschlich dem B. Dacius († 553) zugeschrieben, erzählt, dass bei der Taufe Augustins durch Ambrosins, beide, der Täufer und der Täufling plötzlich vom heiligen Geist erfüllt, diesen Lobgesang angestimmt hätten. Diese Geschichte gehört in das Bereich frommer Fabeln. Augustinus, der seine Taufe in seinen Bekenntnissen selbst eingehend schildert, erwähnt mit keiner Sylbe dieser Sache. Von jeher hat man das Te Deum verschiedenen Verfassern zugeeignet, dem Athanasius, dem B. Nicetius von Trier, (um 535), wie dem Hilarius. Es wird sich kaum je mit voller Gewissheit nachweisen lassen, wer dasselbe eigentlich verfertigt hat. Am begründetsten dürfte die Ansicht sein, dass ihm ein alter griechischer Hymnus zu Grunde liegt, welcher im Abendlande bekannt geworden, an verschiedenen Orten Übersetzer fand (daher auch die Mannigfaltigkeit der Lesarten) und dass wahrscheinlich die von Ambrosius zunächst für den mailändischen Gottesdienst versuchte Übertragung den meisten Beifall und die weiteste Verbreitung fand.

§. 16. Das Te Deum laudamus.

Frühe schon verlieh die feierliche Anstimmung dieses altehrwürdigen Festgesanges hohen Kirchenfesten besonderen Glanz; wie er denn auch heute noch in der römischen, wie in der griechischen Kirche bei aussergewöhnlichen religiösen Feierlichkeiten stets noch ertönt und

---

Veni redemptor gentium. D. I, 10. W. 12. I. I, 65. IV. 3, 221. VII. 97. VIII. 61. IX. 17. XI. 26. XIII. 30. XIV. 393. XVI. 35. XIX. 20.

Verbum supernum prodiens. D. I, 74. W. 55. I. 32, 55. IV. 2, 119. VII. 86. XII. I, 55. XIII. 28. XIV. 61. XIX. 214.

Victor, Nabor, Felix pii. W. 18. IV. 3, 279.

Vox clara ecce intonat. (En clara vox redarguit.) D. 1, 73. W. 56. I. 1, 168. IX. 199. X. 14. XI. 36. XII. I, 53. XIII. 29. XVI. 40. XVII. 45.

seine durch eine mehr als tausendjährige Übung nicht abgeschwächte Wirkung nie verfehlt.

Durch das römische Breviarium ist er als feststehender Morgengesang, mit Ausnahme der Sonntage des Advents und der Fastenwochen, so wie des Festes der unschuldigen Kinder, angeordnet. In deutschen Übersetzungen war er lange vor der Reformation schon vorhanden. Man kennt eine fränkische aus dem 9. Jahrh., zugleich eines der ältesten deutschen Sprachdenkmäler, eine prosaische aus dem 14. Jahrh. und eine metrische aus dem Ende des 15. Jahrh. Für die evangelische Kirche, die übrigens jetzt keinen, oder doch nur einen sehr seltenen Gebrauch davon macht, übertrug Luther 1529 das Te Deum (Herr Gott dich loben wir). Bis zu dieser Zeit kommt es in lutherischen Gesangbüchern, ja auch noch in dem katholischen Gesangbuche M. Vehes 1537 nur in Prosaübersetzungen vor. Luther selbst hielt das Lied als ein kräftiges Schutzmittel wider die Anfechtungen der Glaubensentmuthigung sehr hoch. „Wenn ihr traurig seid, so rieth er einst einem Gesangmeister, und will überhand nehmen, so sprecht: Ich muss Christo ein Lied singen und spielen, es sei das Te Deum oder Benedictus.“ Und ein andermal: „Wir sollen zu aller Zeit uns freuen, tanzen, springen und singen das Te Deum; aber wir werden oft also bekümmert, traurig und betrübt, dass wir des Dankes und Lobes gar vergessen.“ [15]) Ambrosius selbst sagt, wohl im Hinblick

[15]) Es dürfte von Interesse sein über das Te Deum und seinen Gebrauch hier noch die Aussprüche einiger älteren protestantischen Theologen zu vernehmen. In Carpzov's (1639—99) „Leichenpredigten“ heisst es: „Wir pflegen das Te Deum ordentlich bei uns an den Aposteltagen und Reformationsfest des seligen Lutheri, ingleichen bei allen ausserordentlichen Sollenitäten zu singen; als wenn ein Dankfest, Friedensfest und andere Jubelfeste ausgeschrieben sind, oder auch wenn nach angetretener Regierung eines neuen Landesvaters die Huldigungspredigt gehalten wird, ingleichen bei Investirung der Superintendenten und Pastoren, desgleichen bei Promotionen der Doctoren auf der Universität, zu der Zeit, wenn nach geendetem Akte die Prozession nach dem Altar zu geschiehet, den priesterlichen Segen zu empfangen.“ Ahasv. Fritsch (1629—1701) in seinen „zufälligen Andachten“ sagt: „Der Lobgesang Te Deum ist sehr schön und geistreich, es ist aber offenbar, dass dies schöne Danklied anjetzo schändlich gemissbraucht und zum Staat öffentlich gesungen wird. — — Die Potentaten fangen aus lauter Ehrgeiz und fälschlich erdichteten Ursachen einen blutigen Krieg nach dem andern an, und wenn sie ihrer Glaubensgenossen oder wenigstens ihrer Mitchristen Blut vergossen haben, singen sie noch das Te Deum dazu, als ob alles wohlgethan wäre. Ja, es kommt soweit, dass dieser Lobgesang ad fucum um die Leute hinter das Licht zu führen, gebraucht wird.“ Jac. Andreae (1528—90) schreibt in seinen „100jährigen Bedenken“: „Es dünket mich in meiner Einfalt, es könne Gott kein verdriesslicher Geplärr in seine Ohren fallen, denn das Te Deum, welches man in den Kirchen und in den Tempeln, darin man kurz zuvor die Feuerballen geworfen, anstimmt und singet, und die heiligen Propheten, Apostel und Märtyrer zusammt Gott dem Herrn anspricht, dass sie sich freuen sollen, weil etliche Tausend getaufte Christen, unschuldige Weiber, Schwangere, Gebährende, Säugerinnen und Kinder von solchen die auch

auf diesen Lobgesang: „Es ist etwas Grosses um dieses Gedicht. Ich kenne nichts Mächtigeres, als solch ein Bekenntniss der Dreieinigkeit, welches täglich durch den Mund des gesammten Volkes feierlich begangen wird.“ [19])

§. 17. Die musikalischen Zustände des 4. Jahrh.

Indem wir nun auf die musikalischen Verhältnisse des 4. Jahrh. unsore Blicke richten, gelangen wir wiederum auf jenes Gebiet von Vermuthungen und dürftigen Mittheilungen, das wir schon während der früheren Jahrhunderte so vielfach durchwandert haben. Sehr interessant erscheinen die Bemühungen des Cäsars Julianus, der bekanntlich mit der alten Religion die alte Reichosherrlichkeit zurückbringen wollte, für Hebung des Tempelgesanges. Offenbar hatte er im christlichen Gottesdienste dio Wichtigkeit und Bedeutung der Musik erkannt, er hatte erfahren, wie die christlichen Psalmen und Hymnen zahllose Gläubige zur Andacht entflammt, sie im Tode gestärkt hatten. Die Heiden sollten nun nach seinem Willen statt ihrer zuchtlosen üppigen Theater- und weichlichen Tafelmusik auch eine heilige, ernste, würdige Tempelmusik bekommen. Julian schrieb in dieser Angelegenheit an den Exarchen Ekdikios von Ägypten in Alexandria folgenden Brief: „Wenn etwas Unserer Sorgfalt werth heissen darf, so ist es die heilige Musik. Suche also unter dem Volke von Alexandrien Knaben von guter Abkunft und lass für jeden monatlich 2 Artaben Oel, Getreide und Wein zuweisen — für Kleidung werden die Vorsteher des Schatzes zu sorgen haben. — Man soll sie nach Verschiedenheit ihrer Stimmen zusammenstellen. Bringen es einige davon in dieser Kunst zur Vollkommenheit, so können sie keiner geringen Belohnung ihrer Bemühungen von Uns gewärtig sein. Dass sie ferner, neben dieser Unserer Anerkennung keinen kleinen Nutzen daraus ziehen, wenn ihre Seelen mittels der göttlichen Musik gereinigt werden, lassen Jene glauben, welche einst über diesen Gegenstand richtige Ansichten ausgesprochen haben. So viel von den Knaben. Was aber die Schüler des Musikers Dioskoros betrifft, so siehe zu, dass sie sich der Kunst eifriger widmen. Denn Wir sind bereit sie zu unterstützen, in was immer für einer Sache sie wollen.“ Und über die wünschenswerthen Eigenschaften eines Priesters äussert sich der Kaiser: „Lernt die Hymnen der Götter

---

Christen heissen, in grausamer Furie und Grimmigkeit niedergehauen und erschossen und gleicherlei Glaubensgenossen zu Tode geschlagen worden.“ In Ph. Jac. Speners (1635—1705) „theologischen Bedenken“ findet sich die Stelle: „So wollen wir unser Te Deum singen, nicht über Victorien, die mit Vergiessung des so theuer erkauften und so schnöde dahin liefernden und vergiessenden Christenbluts von Menschen, sondern wider den Fürsten der Finsterniss durch Schwächung seines Reichs und Erleuchtung derer Seelen, die in seiner Gewalt gestecket, in göttlicher Kraft erhalten worden. Als deren eine höher zu schätzen ist, als viele Tausend von jenen, die mit noch so grosser Freudenbezeigung in der Welt gefeiert werden, aber etwa gottseligen Herzen mehr Seufzer ausdrücken als Freude machen.“

[19]) D. II. p. 276. (278). W. 24. I. 1, 89. II. 9. IV. 1, 2. VI. 47. VIII. 16. IX. 179, XI. 18. XII. 83 u. 85. XIV. 55. XVI. 43. XIX. 46.

auswendig, deren es überaus schöne, alte und neue giebt; ganz besondere Sorgfalt wendet auf solche, die bei den Ceremonien gesungen werden. Denn die Mehrzahl davon haben die Götter den sie anflehenden Menschen selbst mitgetheilt, andere sind von gottbegeisterten Menschen gedichtet, deren makellose Seele voll Ehrfurcht vor den Göttern war.“ Trotz dieser Äusserungen des Cäsars, die auf eine ungewöhnliche Ausbildung des kirchlichen Gesanges bereits schliessen lassen, werden wir gut thun, uns denselben immer noch sehr einfach und auf den Umfang weniger Töne beschränkt zu denken. Wie wäre es sonst möglich geworden ihn einer grossen Volksmasse rasch beizubringen. Augustin und Isidor sagen, dass er einem bloss sprechenden Recitiren näher gekommen sei, als einem eigentlichen mit gehobener Stimme ausgeführten Singen, dass er mehr ein eintöniges halblautes Psalmodiren war, als ein in hellen und klaren Tönen sich bewegender Gesang. Wenn wir oben gesagt haben, dass Ambrosius Volksweisen mit unterlegten geistlichen Texten singen liess und dass er dadurch einen frischeren Geist und einen nach Rhythmus und Tonfall belebteren Gesang in die Kirche brachte, so ist doch immer wieder zu bedenken, dass er auf nur wenige Tonarten und ein geringes Tongebiet angewiesen und in der Wahl der Melodien noch immer sehr beschränkt war. Er konnte weder die Weisen, die dem Volk aus den Schauspielen bekannt waren, noch diejenigen, die bei dem früheren heidnischen Tempeldienste gebraucht wurden, unbeanstandet herübernehmen. Ebenso erging es ihm mit den begleitenden Instrumenten. Weder die Lyra, die Begleiterin weltlichen Gesanges, noch die Tibia, das Instrument der heidnischen Opfer, beide zugleich die Tonwerkzeuge, mit welchen in den Theatern die üppigen Tänze und zuchtlosen Pantomimen begleitet wurden, eigneten sich zur Verwendung in den Gotteshäusern. Ambrosius erkannte ganz richtig den Unterschied zwischen christlicher Kirchenmusik und heidnischer Theatermusik. Diese, chromatisch-weichlich, eignete und reize, wie er sagt, zur sinnlichen Liebe, jene, einfach, ernst, würdig, singe im Einklange der Stimmen das Lob Gottes.

Man wird kaum irre gehen, wenn man die christliche Musik dieser Zeit sich zusammengesetzt denkt aus hebräischen, griechischen und volksthümlichen Elementen, zu denen wohl auch hie und da Neues getreten sein mag. So unbefangen die Christen mit Juden und Heiden in äusserer Gemeinschaft verkehrten, so arglos die christliche bildende Kunst Motive aus der Symbolik des Heidenthums herübernahm, so ungescheut die Dichter geistlicher Lieder die antiken poetischen Formen benutzten und nachahmten, so gewiss hat man auch das sich angeeignet, was auf musikalischem Gebiete Brauchbares sich vorfand. Sicherlich ist es der neuen Kirche nicht in den Sinn gekommen, der alten Kunst eine oppositionelle christliche entgegenzustellen, aber ebensowenig ist es zu verkennen, dass sich uns in den Werken der Dichter und

Denker der von einem neuen Geiste erfüllten Welt, wie in den uns erhaltenen ältesten Schöpfungen christlicher Kunst ein eigenthümlicher Geist offenbart, dass es uns anmuthet wie Frühlingshauch, anweht wie ein belebender, beseligender Athem. So mag denn auch die Musik, hervorgegangen aus der Art und Weise der antiken Tonkunst, gegründet auf den gleichzeitigen Volksgesang, durchdrungen, gehoben und getragen gewesen sein von dem neuen christlichen Geiste.

§. 18. Der Kirchengesang zur Zeit des Ambrosius.

Mit der zunehmenden Pracht der Gotteshäuser, zu deren Schmuck sich nun alle Künste verbanden, war auch der Musik Veranlassung gegeben, andere Gestalt anzunehmen, höherer Vollendung zuzustreben. Bald that es Noth, besondere, eigens für den Kirchendienst gebildete Sänger zur Verfügung zu haben, denen vorgeschrieben war, was und wie sie zu singen hatten. Schon Sylvester, 314 Bischof zu Rom, soll, um dem Gesange aufhelfen und dem Bedürfniss nach bessern Sängern genügen zu können, eine Singschule eingerichtet haben. „Damals, schreibt Onophrius, war die tägliche Psalmodie in allen Kirchen nicht gebräuchlich, denn den einzelnen Basiliken der Stadt waren die nöthigen Einkünfte zur Erhaltung besonderer Chöre noch nicht angewiesen. Es wurde also eine gemeinsame Singschule für die Stadt gestiftet, und bei den Stationen, Prozessionen, und an den einzelnen Festtagen der Kirche kamen die Sänger zusammen und sangen die Ritual- und Festgesänge." Der Vorsteher dieser Schule hiess Primicerius oder Prior scholae cantorum, der zweitnächste nach ihm Secundicerius. Der Unterricht begann schon im Knabenalter, namentlich wurden die Zöglinge der Waisenhäuser herbeigezogen. Die Sänger selbst waren mehr Diener der Kirche, denn eigentliche Musiker, ihr Vorsteher hatte ein hohes Ansehen, der Gesang war mehr Gottesdienst als Musikproduktion. B. Hilarius erneuerte 350 die Verordnungen und Stiftungen seines Vorgängers und suchte in jeder Weise den Gesang zu heben. Das Konzil von Laodicea (367) verordnete, es solle kein Anderer in der Kirche singen, als die dazu bestimmten Cantores von ihrer Tribüne. So suchte man also bereits die Gemeinde an ein blosses Zusehen und Zuhören zu gewöhnen. Der Raum für den Chor wurde durch besondere Schranken abgegränzt und höher gelegt. In den Singschulen des 4. Jahrh. wurden die Grundlagen unserer musikalischen Theorie festgesetzt. Man nahm aus der Reihe der antiken Octavengattungen als Fundament alles Kirchengesangs die Scala d e f g a h c̄ d̄ herüber. Gedrängt endlich zum Gebrauche höherer Tonlagen fügte man ihr noch drei Leitern bei, so dass sich die Gesänge endlich auf folgende vier den alten griechischen Octavengattungen analoge Tonreihen basirten:

(dorisch)	D E͡F G A H͡c d	authentus	protus,
(phrygisch)	E͡F G A H͡c d e. . . .	„	deuterus,
(lydisch)	F G A H͡c d e͡f . . .	„	tritus,
(mixolydisch)	G A H͡c d e͡f g . .	„	tetrardus.

Diese vier authentischen Tonarten schreiht die Überlieferung dem Ambrosius zu, wesshalb sie auch mit dem Namen Ambrosianische Kirchentöne bezeichnet werden. Von Mailand aus verbreitete sich der Gebrauch dieses Tonsystems über Italien und durch das ganze Abendland; Augustinus führte es in Afrika ein.

Die diatonischen, von der Kirche gehilligten Tonleitern, galten als kirchliche Satzung und erschienen unverletzhar, nur wo das Ohr (in viel späterer Zeit, nachdem die Musik erst mehrstimmig geworden war) unabweisbar die zufällige Veränderung eines Tones erforderte, wurde dieselbe ausnahmsweise gestattet. Diese Gebundenheit war es, welche die Musik auf fester, gerader Bahn erhielt und Ausschreitungen verhinderte. Nur in der dritten Tonreihe, die im untern Tetrachord keinen halhen Ton hat, sondern in drei Ganztönen eine ühermässige Quarte, — den in der mittelalterlichen Theorie so sehr gefürchteten Tritonus (diaholus in musica) — war die nicht zu umgehende Veränderung h in b erlauht.[20])

Bei der Melodiebildung kamen als Hauptmomente für die kürzeren musikalischen Phrasen hesonders Anfang, Mitte nnd Schluss in Betracht. Man ging in der Regel vom Stammtone (oder der Terz) aus, nahm für die Mitte den wichtigsten Nebenton (Terz oder Quinte) und schloss mit der Tonika. Noch späte Schriftsteller, z. B. Quido von Arezzo, rühmen die melodisch-rhythmische Beschaffenheit und die wundersüsse Art des Amhrosianischen Gesanges, in welchem Notengruppe (Neuma) der Notengruppe, Abschnitt (distinctio) dem Ahschnitt entsprach, so dass eine Ähnlichkeit durch Gegensätze entstand.

§. 19. Die mailändische und mozarabische Liturgie.

Die mailändische Kirche hat heute noch eine von der römischen ahweichende Liturgie, die sogenannte Amhrosianische (missa Amhrosiana). Der gelehrte Professor der Kirchengeschichte, Joseph Viceconus (Vicecomus), lässt sie den Apostel Barnahas zum Verfasser haben, vom B. Mirocletus eingeführt, von Amhrosius nur erweitert und unter Gregor I. und Hadrian I. durch Wunder hestätigt werden. Hier reiht sich wieder Fahel an Fahel. Der reichenauer Abt Strabo, der im 9. Jahrh. lehte, schrieb sie, was wohl auch das einzig Richtige ist, dem Amhrosius allein zu. Doch hat, wenn auch noch immer ahweichend vom römischen Ritual, im Laufe der Zeit die ursprüngliche Einrichtung unmerklich manche Veränderungen erlitten, indem einzelne spätere Erzhischöfe vorsichtig sie allmälig der römischen Liturgie anzunähern suchten. Die früheren mailändischen Bischöfe, die sich unhedenklich den römischen gleichstellten, sogar lange für die Metropoliten Italiens galten, hielten strenge darauf, dass ihrer Kirche ein besonderes Ritual, das zwischen dem römischen und griechischen die Mitte hielt, erhalten blieh und

[20]) Aus h bildete sich unser ♮. Sollte b gesungen werden, so schrieb man ein rundes h = ♭, woraus sich der Unterschied zwischen ♭ rotundum und ♭ quadratum ergab.

auch das Volk und die Herzöge vertheidigten, wenn es galt, ihre kirchlichen Einrichtungen. Man kann sich denken, welchen Anstoss es in Rom erregte, eine Stadt, und noch dazu eine Stadt in Italien zu wissen, die eine von der, der ganzen Welt octroyirten, unterschiedene Liturgie hatte. Kaiser Karl d. Gr., der willfährige Helfer der Absichten Hadrians I., suchte mit aller Strenge den Gregorianischen Gesang in Mailand durchzuführen; er verbot die Ambrosianischen Einrichtungen, ja, er liess sogar die von Ambrosius herrührenden Gesangbücher, so viele er deren nur habhaft werden konnte, öffentlich verbrennen. Ebenso fruchtlos waren die Bemühungen der Päpste Nicolaus II. Alexander III. und Eugenius IV. Endlich nach langem Streiten und vielem gegebenen Ärgerniss bestätigte 1497 Alexander VI. den Mailändern den Ritus Ambrosianus für alle Zukunft durch eine besondere Bulle.

In den frühesten Zeiten gab es noch eine besondere gallicanische Liturgie, die jedoch von Karl d. Gr. unterdrückt wurde. Noch besteht in einigen Kirchen Spaniens (in der Diöcese von Toledo, in einer Kapelle zu Salamanca und in einer zu Valladolid) die sogenannte mozarabische Liturgie, eine aus den Zeiten, da Christen und Araber noch zusammenlebten, herstammende Liturgie, die 633 auf dem Konzil zu Toledo als die allein giltige für ganz Spanien und Narbonne festgestellt, aber seit dem 11. Jahrh., trotz einiger in ihrem Interesse bewirkter Wunder, von der Gregorianischen mehr und mehr verdrängt wurde.

Das Christenthum verlieh dem Römerreich seinen letzten Glanz, erwärmte es zu einem letzten Aufflackern innerlichen Lebens und bot ihm, als es seinem Untergange unaufhaltsam entgegeneilte, wenigstens Trost im Unglücke. Von Jahrhundert zu Jahrhundert zogen sich an den weitgestreckten Nordgrenzen der Monarchie immer dunklere Wolken zusammen. Einmal war bereits das Gewitter zum Ausbruche gekommen. Gewaltige Völkerhaufen, Cimbern und Teutonen, waren 114 v. Chr. durch Noricum nach Gallien vorgedrungen und hatten die bisher für unbesiegbar geltenden römischen Legionen niedergeworfen und vernichtet. Seit der Schlacht bei Noreja (113) erlitten die bisherigen Weltbezwinger Niederlage auf Niederlage, eine fürchterlicher und schimpflicher als die andere. Erst dem kriegsklugen Cajus Marius sollte es gelingen, die in getheilten Heerhaufen über die Alpen nach Italien einfallenden Barbaren an der Aix in Savoyen (102) und in der Ebene von Vercelli (101) zu schlagen und völlig aufzureiben. Rom war für diesmal gerettet, der Sturm vorübergezogen, aber im Sprüchwort erhielt sich für Jahrhunderte noch der „Cimbrische Schrecken" den Römern in Erinnerung, einen Beweis gebend, welches Entsetzen die Germanen den stolzen Weltherrschern einzuflössen gewusst hatten. §. 20. Die Germanen.

Bisher waren die Länder jenseits der Donau und des Rheins von den Römern wenig beachtet worden. Was war für genusssüchtige

und heutegierige Eroberer in Gegenden zu holen, die von endlosen mit wilden Thieren bevölkerten Wäldern bedeckt und voller Sümpfe und Seeen waren? Feuchter Nebel hing über diesen Urwäldern, rauh wie die Luft und die Erzeugnisse des Bodens waren die Sitten der Bewohner und keinerlei Annehmlichkeit war da zu suchen oder zu hoffen. Gewinnsüchtige Handelsleute hatten es wohl hie und da schon gewagt, allen Schrecknissen einer solchen Reise trotzend, in diesen unendlichen Wäldern vorzudringen, um an den Küsten der Ostsee den köstlichen Bernstein, an andern Orten andere geschätzte Rohprodukte einzutauschen. Sie wussten nach glücklicher Rückkehr Wunderdinge von den weiten Ländern, die sie durchgewandert und von seinen Bewohnern zu erzählen. Letztere besonders schilderten sie als mächtige, riesige Gestalten, goldgelbes langes Haar wallte ihnen auf die Schultern herab, aus grossen blauen Augen blickten sie unruhig, wild und trotzig die Fremden an. Die Männer, gewandt im Gebrauche der Waffen, lebens- und todesmuthig, zu jedem Wagniss, zu Kampf und Streit schnell bereit, tapfer, treu, verlässig, gastfrei, ausschweifend in den Freuden der Tafelrunde, waren schon durch ihre äussere Erscheinung schreckhaft, wenn sie, die langhaarigen und langbärtigen, in Kriegsrüstung, die Felle der von ihnen erlegten wilden Thiere über die Schultern geworfen und, was sie als besondern Schmuck betrachteten, des Ungethüms Kopf als Helmzierde aufgestülpt, mit wildem Geheul plötzlich aus ihren Wäldern gegen die überraschten Feinde hervorbrachen. Die Frauen dieses Volkes waren von seltener Schönheit und Hoheit. Treu und keusch im Leben und Wandel, ebenbürtig den Männern, sie an edlem Sinne und bewundernswürdigem Todesmuthe oft noch übertreffend, freiheitsliebend und mit allen Tugenden einer Hausfrau geziert, lag in ihnen etwas Heiliges und Ahnungsvolles. Die Religion der Germanen war, dem ganzen Volke gemeinsam wie die Sprache, ehrfurchtsvolle Scheu vor einer geheimnissvollen allwaltenden Macht.

Dieses Volk erschien in unzählige, leider unter sich vielfach uneinige Stämme geschieden. Diese Uneinigkeit sollte schon im Kampfe mit den Römern, wie in allen späteren Kriegen gegen mächtige innere und äussere Feinde — denn die Germanen wurden nie, selbst nicht durch Schaden gewitzigt — ihren Untergang herbeiführen. Seitdem die Cimbern und Teutonen den Römern bewiesen hatten, was deutsche Kraft vermochte, war das Volk, das hinter den grossen Strömen wohnte, für die Staatsmänner Roms ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit geworden. Welche Macht, welches Volk — so dachten sie — könnte ferner noch den römischen Waffen widerstehen, wenn Männer, stark und kühn, wie es die Deutschen waren, unter der Anführung römischer Feldherrn streiten würden? Zunächst begannen die listigen Südländer mit den Grenzstämmen Handelsbeziehungen anzuknüpfen, sich ihnen als Freunde angenehm zu machen, ihnen

Geschmack an Luxus und feineren Genüssen beizubringen, sie zu demoralisiren und so erst Bundesgenossen, dann Unterworfene zu gewinnen. Seit dieser Zeit bietet jeder neue Heerzug der Römer das schmachvolle Schauspiel, Deutsche gegen Deutsche im Kampf zu sehen. Deutsche Bundestruppen bahnen regelmässig den Feinden den Weg in das Vaterland und verhelfen ihnen zum Siege über die eigenen Brüder. Bekannt ist es, dass Cäsar, ebenso tapfer und kühn, als treulos, hinterlistig und verrätherisch, zuerst den Ariovist (58 v. Chr.) besiegte, dann die Celten und Belgen überwand, die Usipier und Tenchterer am Rheine vernichtete, und sich endlich noch die Ubier, Sigambrer und Sueven unterwarf. Mit dem Jahre 51 v. Chr. war das linke Rheinufer für Deutschland verloren. Des Augustus Stiefsohn, Drusus, tapfer und kriegskundig, der das von Cäsar begonnene Werk der Unterjochung Deutschlands zu Ende führen sollte, überschritt den Rhein und drang (12 v. Chr.) bis zur Elbe vor. Sein Bruder Tiberius, listig, treulos und grausam, und der Feldherr Domitius, suchten die römische Herrschaft zu befestigen, indem sie längs der Ströme und im Innern des Landes starke Zwingburgen anlegten, gleich verderblich für die Freiheit, wie für die Sitten. (9 v. Chr.) An der Weser herrschte um diese Zeit der durch seine Habsucht und Wollust, durch seine Gewaltthätigkeiten und seinen Stolz berüchtigte Konsul Quintilius Varus. Mit unerträglichem Drucke lastete dieses Menschen Willkühr auf dem Lande, aber was vermochte der Ingrimm der Besiegten gegen ihn, der an der Spitze eines Heeres von 50,000 Mann (3 Legionen, 6 Kohorten und 3 Geschwader Reiterei) der Bevölkerung Hohn und Schimpf bot? Dem Hermann (Armin), dem Sohne Sigemers, einem Edeling aus dem Stamme der Cherusker, glückte es endlich, die niedergebeugten und zum äussersten entschlossenen deutschen Völkerschaften zu einmüthigem Handeln gegen ihre Bedränger zu bewegen; er wusste den sichern und verblendeten Statthalter mit seinem stolzen Heere in die undurchdringlichen und unwirthbaren Gegenden des teutoburger Waldes zu locken und hier gelang es ihm und seinem zu maassloser Rache gereizten Volke die ganze römische Macht zu vernichten. (9 n. Chr.) Wieder nach diesem glänzenden Sieg erfüllte Schrecken und Entsetzen das Römerreich, wie einst da die Cimbern und Teutonen gegen Rom kämpften. Für Deutschlands Freiheit entstand in diesen Jahren in dem despotischen Verräther Marbod, der sich zum Könige seines Volkes aufgeworfen und in Böhmen, woraus er die Bojer vertrieben, nach römischem Muster ein grosses Markomannenreich gegründet hatte, ein neuer Feind. Vergebens suchte ihn in späterer Zeit Hermann, der Befreier seines Volkes, zu bewegen, gemeinschaftliche Sache mit ihm gegen die Römer zu machen und diese, wie sie über den Rhein zurückgetrieben worden waren, nun auch über die Alpen zurückzuwerfen. Des stolzen Mannes Seele hatte sich längst von seinen

deutschen Brüdern abgewendet. Als ihn endlich Hermann, gegen den er (19 n. Chr.) im Kriege lag, besiegte und er von all seinem Volke verlassen wurde, blieb ihm nur der Schutz der Feinde seines Vaterlandes. Er endete nach einem 18jährigen schimpflichen Exile ruhmlos in Ravenna. Ein gleiches Schicksal hatte sein Nachfolger, der Gothe Katwald. Erst i. J. 14 wagte es Germanikus, des Drusus Sohn, die entmuthigten römischen Krieger wieder über den Rhein zu führen. Seine schmachvollen und grausamen Einfälle im Lande der Marsen und Katten forderten aufs Neue des deutschen Volkes Rache heraus. Germanikus, bis in den den Römern so verhängnissvoll gewordenen teutoburger Wald vorgedrungen, vermochte nur mit Mühe einem ähnlichen Schicksale, wie es einst Varus ereilt hatte, zu entgehen und das linke Rheinufer wieder zu gewinnen. Ein schlimmeres Loos noch traf seinen Unterbefehlshaber Cäcinna, der eine andere Rückzugslinie einschlug und kaum völligem Untergang entrann. Eben so wenig erfolgreich war ein (i. J. 16) von Germanikus von der Nordsee aus mit einem gewaltigen Heere unternommener Angriff. Wohl errang der tüchtige Feldherr einen nutzlosen Sieg, aber eine zweite Schlacht blieb unentschieden, und als die Römer sich nach derselben schleunigst zurückzogen, vernichtete ein Sturm ihre Flotte, so dass nur ein geringer Rest der ausgezogenen Legionen Gallien wiedersah. Deutschland war nun frei bis zum Rheine. Zum Dank für seine Thaten wurde der Held Hermann in unglücklicher Stunde von den Seinen hinterrücks überfallen und ermordet. Mit seinem Tode schwand plötzlich der Ruhm, den Germanien errungen und endete der kurze Traum der Freiheit, den es geträumt hatte. Die aller Orten hervorbrechenden Uneinigkeiten liessen die Früchte vieler Siege nicht zur Reife gelangen.

So viel aber war wenigstens gewonnen worden: die Deutschen hatten erkannt und erkannten es täglich mehr, dass sie die Römer nicht mehr zu fürchten brauchten. Mit Verachtung sahen sie auf das zusehends seinem Untergange entgegengehende üppige und verweichlichte Volk herab, das hinwiederum nur dadurch noch einen Schimmer von Uebergewicht sich zu erhalten vermochte, als es stets neue Zwietracht und Hass unter den Barbaren zu säen wusste. Indem diese sich selbst zerfleischten und schwächten, wurden sie weniger gefährlich. Das Beispiel Hermann's suchte der minder grosse und edle Claudius Civilis nachzuahmen. An der Spitze der Bataver, Friesen und Caninefatten, der Brukterer und Tenchterer führte er fruchtlose Kämpfe gegen Rom und den kühnen ihm entgegenstehenden Feldherrn Cerealis (bis 70). Im folgenden Jahrhundert (161 und 164) drangen die Katten, die Markomannen, Hermunduren, Sueven und andere Stämme nach Gallien hinüber. Mit grossen Opfern erkaufte der staatskluge Marc Aurel und dessen jämmerlicher Sohn und Nachfolger Kommodus einen stets zweifelhaften Frieden. Noch einmal in späterer

Zeit lächelte den Römern das Kriegsglück. Der tapfere und edle Julian kämpfte (356), wenn auch nicht mit grossen Erfolgen, doch siegreich, leider letzteres wieder allein durch die Mithilfe der Bataver und Heruler, gegen Alemannen und Franken.

Jenseits der Elbe, zwischen Weichsel und Oder bis hinauf an die baltische Küste, in Ländern und Gegenden also, die nie der Fuss der Römer betreten hatte, wohnte ein mächtiger deutscher Volksstamm, der entgegen der Sitte, die bei den übrigen Stämmen altes Herkommen war, nur den Tapfersten und Stärksten aus ihrer Mitte zu erwählen und in Zeiten der Gefahr Gehorsam zu zollen, ein erbliches Königthum hatte, dessen Ahnen in den Urzeiten mit den Göttern verschmolzen. Zu Anfang des 3. Jahrh. trat dieses Volk unter dem Namen Gothen aus seinem Dunkel hervor, um fortan durch ein halbes Jahrtausend hin die Welt mit dem Rufe seiner Thaten zu erfüllen. Seine Wohnungen im unwiderstehlichen Fluthen der Völkerwanderung verlassend, drängte es, auf seinem Wege eine Menge von Stämmen in sich aufnehmend, bis in die Gegenden des schwarzen Meeres, dem oströmischen Kaiserthum ein fürchterlicher Feind und Nachbar werdend. Unter dem Heldenkönige Ermanarich, aus dem Heroengeschlechte der Amaler, hatte das Gothenreich endlich (um 350) eine Ausdehnung gewonnen vom Don bis zur Theis, vom schwarzen Meere bis zur Weichsel und Ostsee. Vergebens suchten die ost- und weströmischen Kaiser sich diesem unruhigen, thatenlustigen Volke entgegenzustellen. Zwei derselben, Decius (251) und Valens (378), fielen im Kampfe mit ihm, und Rom und Byzanz priesen sich zuletzt glücklich, die starken und muthigen Männer gegen hohen Sold als Miethstruppen werben zu können.

Von jenen germanischen Völkern, die so oft die schönsten und zahlreichsten Heere Roms besiegt und vernichtet hatten, haben wir im Ganzen nur äusserst spärliche Nachrichten. Am ausführlichsten berichtet über sie, über ihr Leben, ihre Sitten, ihre Einrichtungen — Dank der Furcht, die sie ihren Feinden einzuflössen wussten — der berühmte römische Schriftsteller Caj. Corn. Tacitus († um 120) in seinem unschätzbaren hist.-stat. Werke: De situ, moribus et populis Germaniae. Aus diesem Buche nun wissen wir auch, dass die Deutschen Dichtung und Gesang kannten und liebten. Leider hatte der Römer für diese Bethätigungen eines barbarischen Geistes weder den nöthigen Sinn, noch das hinreichende Verständniss. Er begnügte sich von dieser Thatsache einfach Mittheilung zu machen, versäumt es aber, uns Beispiele aufzuzeichnen, aus denen wir die Art, Form und den Inhalt der Poesie unserer Voreltern kennen lernen könnten. Wir besitzen keinerlei Reste von Dichtungen aus den frühesten Zeiten unseres Volkes; nur schwache Spuren schattenhafter, unsicherer Sagen leiten zurück in die fernen Tage, in welchen zuerst von dem Dasein germanischer Stämme

Erwähnung geschieht. Dennoch dürfen wir nicht allein dasjenige im Auge behalten, was uns von jenen streit- und wanderlustigen Stämmen erzählt wird, die nur auf Krieg und Jagd bedacht, die Grenzen fortwährend beunruhigten und so zunächst mit den Römern in Berührung kamen. Tiefer im Lande wohnten, wenn auch nicht in Städten und Dörfern zusammengesellt, Stämme, die friedlichere Einrichtungen, Gesetze und bereits eine gewisse Kultur hatten. Haben sich nun auch keine Denkmale epischer Poesien von ihnen auf uns vererbt, so dürfen wir doch mit Gewissheit solche bei ihnen annehmen, denn welches Volk, und stände es auch auf noch so tiefer Stufe der Gesittung, entbehrte ihrer völlig? Aus Allem, auf was wir nach den uns leitenden unklaren Spuren schliessen können, sind wir berechtigt, bei den Germanen menschlich-einfache, geschichtlich-natürliche Vorstellungen, in so ferne sie Götterlehre und Sage betreffen, voraussetzen zu dürfen. Es ist hier durchaus zwischen scandinavischen und germanischen Anschauungen, soweit sie die Mythologie und Heldengeschichte dieser Völker anlangen, eine strenge Scheidelinie zu ziehen. Beide haben wenig oder nichts Gemeinsames. Die Deutschen kannten nur Naturgötter, Sonne, Mond und Feuer. Ihre Priester waren nur Diener der Gottheiten. Während z. B. die Priester Galliens, zugleich Richter, Philosophen und Ärzte, eine mächtige Hierarchie bildeten, mit den Fürsten und dem Adel sich in die Herrschaft über das allmälig leibeigen gemachte Volk theilten, ja nicht selten auch jene selbst bevormundeten, hatten bei den Germanen die Priester keinerlei politischen Einfluss; diesen zu äussern, war nur den Helden, den Tapfern, gestattet. Die Priester der Deutschen waren auch nicht zu gleicher Zeit, wie diejenigen der Gallier und Britten, Sänger und Dichter, woher es denn auch kommt, dass von eigentlich priesterlichen Dichtungen, von poetisch ausgebildeten Mythen über die Hauptgötter sich keine Spur vorfindet.

Tacitus spricht namentlich von den Schlachtgesängen der Deutschen. „Sie haben auch solche Lieder, durch deren Absingung, Baritus genannt, sie sich begeistern, und den Ausgang des erwarteten Kampfes nach dem Sange selbst voraus deuten. Denn je nachdem sich das Heer auf der Wahlstatt hören lässt, sind sie der schreckende oder der zagende Theil, und es ist, als wenn nicht Menschenkehlen, sondern der Kriegsmuth selbst also sänge. Vornehmlich aber bemüht man sich um harte Töne und schmetterndes Getöse, wozu man die Schilde vor den Mund hält, damit die Laute zurückprallend nur um so voller und stärker anwachsen mögen.“ Des Nachts vor dem Kampfe erscholl aus den Lagern Lärm und Gesang, singend zogen die Männer zur Schlacht, während hinter ihnen sich das Geheul der Weiber erhob. Auf das Entsetzliche, Schreckliche ging die Art ihres Angriffs, ihre Tracht, ihre Lieder, gewiss auch deren Inhalt. Wildfröhlicher Gesang dagegen belebte die Zechgelage. Alte Heldenlieder rühmen einen

dunklen Heroen: Irmin (Hermann?): die Gothen sangen die Thaten ihrer Heldenkönige; einen reichen Sagenschatz besass der fest in sich geschlossene Stamm der Longobarden.[21])

Das Gesangstreiben der Deutschen unterscheidet sich von dem jedes andern Volkes wesentlich dadurch, dass das ganze deutsche Volk, von den frühesten Zeiten an, als ein Volk des Gesanges sich erweist. Wo wir einzelne Sänger treffen, immer ruht eine gewisse Verachtung auf ihnen; arm und wenig angesehen ziehen sie Gabe heischend von Hof zu Hof. Wohl gab es auch früher schon solche, die ein Gewerbe aus dem Gesange machten, auch Fürsten und Angesehene, die der Liederkunst kundig waren, aber der eigentliche Träger und Heger der Poesie war doch das Volk in seiner Gesammtheit. Im Volke pflanzten sich die Heldensagen fort, kannte man die Lieder der Nibelungen und die Mären von Dietrich von Bern; im Volke entstanden alle die zahllosen Spott- und Liebeslieder, deren so manche sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Kein anderes Volk hat den Gesang als Gemeingut so besessen oder besitzt ihn noch so, wie das deutsche; bei keiner andern Nation hat er sich ohne äussere Pflege so aus dem Volke selbst herausgebildet, wie hier.

Die Römer, denen die barbarischen Völkerschaften, welche ihre Grenzen unablässig beunruhigten, stets ein Gegenstand der Angst und Sorge waren, suchten auf jede Weise sie für sich zu gewinnen. List und Gewalt, Schmeichelei und Verrath, kein Mittel ward von ihnen verschmäht, um endlich zu ihrem Ziele zu gelangen. Der stete Verkehr, der zuletzt zwischen ihnen und den Deutschen herrschte und der nur zeitweise und dann unterbrochen ward, wenn man sich feindlich gegenüberstand, musste endlich auf die Sitten der wilden Urbewohner Germaniens Einfluss gewinnen. Eine alte Tradition lässt Schüler der Apostel unter den römischen Legionen weilen und mit ihnen an die Grenzen Deutschlands ziehen.[22]). Es ist bekannt, wie schnell das Christenthum in allen Schichten und Ständen der römischen Bevölke-

[21]) Hermann wurde noch lange nach seinem Leben in den Liedern der Deutschen besungen. Die Vermengung eines fabelhaften Heroen Irmin mit dem geschichtlichen Armin annehmen, hiesse die reinste Freude an den klarsten historischen Zeugnissen trüben. In fast geschichtlichem Ansehen standen bei den Gothen die Lieder von Filimers Zug. Theodorichs Leiche ward mit ehrendem Lied aus der Schlacht getragen und ebenso erschallten über dem todten Attila einfache, erschütternde Gesänge. Die Ostgothen feierten in Liedern ihre Heldenkönige Ethespamara, Hanala, Fridigern und Vidicula (Wittich?). Ermanarich war vor Dietrich von Bern der grosse Mittelpunkt deutscher Sagen.

[22]) Die 22. Legion erhielt nach einem 7jährigen Aufenthalte in Judäa zuerst in Lyon, dann in Mainz ihr Standquartier. Bekannt ist, dass bei der Kreuzigung Christi eine aus Deutschen gebildete Legion den Sicherheitsdienst in Jerusalem versah und dass das erste laute Bekenntniss des Gottessohnes aus dem Munde eines Deutschen, des frommen Hauptmanns Cornelius, gekommen sein soll.

rung Wurzel fasste. Die auf die äussersten Grenzstationen des Reiches hinausgeschobenen Militärposten, die im beständigen Umgange mit den Einwohnern des Landes und den benachbarten Stämmen lebten, vermochten so am ersten die Saat der neuen Lehre auszustreuen. Jene Tradition erzählt, dass drei Schüler des Apostels Petrus: Eucharius, Valerius und Materuus,[23]) letzterer der Sage nach der von Christus von den Todten erweckte Sohn der Wittwe zu Nain, den Deutschen zuerst das Evangelium verkündet hätten. Maternus starb in der Ausübung seines Berufes, während er am Rheine das Wort des Heils predigte; seine Gefährten kehrten betrübt nach Rom zurück, kamen aber nach vierzig Tagen wieder, den Wanderstab des heiligen Petrus auf das Grab seines heimgegangenen Schülers pflanzend. Alsbald erhob sich der Todte. Die drei Gefährten zogen nun nach Trier (um 45) und gründeten dort einen Bischofssitz, den sie nach einander einnahmen. Auch Köln uud Tongern hatten frühe schon Bischöfe. Ein anderer Schüler des Paulus, Krescenz, soll die Kirche zu Mainz gebaut, andere Apostelschüler die Gemeinden zu Metz, Toul, Lorsch und Passau errichtet haben. Vermuthungen und Täuschungen gehen hier Hand in Hand, wer vermag die uuumstössliche Wahrheit herauszufinden? Schon Justin in seiner Streitschrift gegen den Juden Tryphon sagt, dass es nicht eine Völkerschaft von Griechen oder Barbaren, oder welchen Namen man ihnen auch beilegen wollte, mehr gebe, mögen sie auf Wagen oder unter Zelten leben, oder ohne Dach unter freiem Himmel schlafen, von denen nicht Bitten und Dankgebete im Namen unsers Herrn Jesu zu dem Vater, dem Urheber aller Dinge, empor stiegen. Tertullian in seiner Apologie und Irenäus sagten dasselbe. Letzterer bezieht sich besonders auf Deutschlaud.

Im 4. Jahrh. nehmen deutsche Bischöfe bereits ihre Plätze auf den Konzilien ein. Zu den schon angeführten Bischofssitzen kommen noch die Städte Basel, Speier, Worms, Augsburg, Regensburg. In Trier ward Konstantin zum Kaiser erwählt, Ambrosius geboren, fand Athanasius eine Zufluchtsstätte. Hier war jener fromme B. Paulinus thätig, der in der Verbannung im fernen Phrygien starb.

In die nächste Berührung mit den Römern traten die Gothen i. J. 212, da sie, unter der Regierung des Karakalla, den Übergang über die Donau erzwangen. Unaufhaltsam ergoss sich der mächtige Völkerstrom über die weiten Ebenen Thraciens, zerstörend und vernichtend was sich ihm entgegenstellte. Volkreiche, stolze Städte sanken vor ihm in Trümmer — so Philippopolis mit seinen 100,000 Einwohnern. Zwanzig Jahre verwüsteten sie Griechenland, Illyrien,

[23]) Eine andere, jedoch ebenfalls jeder geschichtlichen Begründung entbehrende, Legende nennt diese drei Apostelschüler: Maternus, Krescenz und Klemens.

Kappadocien. Von solchen Raub- und Beutezügen heimkehrend, vor sich her die zu Sklaven gemachten Bewohner der verheerten Länder treibend, hinter sich Pest und Hungersnoth zurücklassend, verschleppten sie so zu sagen das Christenthum in ihr Reich. Einen solchen christlichen Gefangenen brachten sio einst aus Kappadocien mit. Es war Ulfila, der um 318 geboren, zuerst Lektor, dann 348 Bischof bei den §. 21. Ulfila.
Westgothen wurde. Von Athanarich verfolgt, floh er mit seinen Anhängern (355) über die Donau. Konstantius nahm ihn ehrenvoll auf nnd liess ihm Wohnsitze in den Gebirgen des Hämus anweisen. Er starb nach 40jähriger Amtsführung (388) zu Konstantinopel, wohin er sich zu oinem Konzil begeben hatte, tiefbetrübt über den vou ihm vorausgesehenen Untergang seines Glaubens. Ulfila war ein gelehrter Arianer. Er predigte ohne Unterlass in griechischer, lateinischer und gothischer Sprache. Was ihn für uns aber besonders wichtig und bemerkenswerth macht, ist seine Thätigkeit als Übersetzer. Er übertrug die ganze Bibel, mit Ausnahme der Bücher der Könige, deren Lektüre sein Volk eher zum Kriege gereizt, als davon zurückgehalten haben möchte, ins Gothische und die uns erhaltenen Bruchstücke dieser Übersetzung bilden „zugleich das älteste der deutschen Sprache gerettete Denkmal, den Grundstein der modernen Literaturen.

VI. Der Kirchengesang im fünften Jahrhundert.

Schon Augustinus sagte vom Römerreich: „es sei gefallen als eine §. 1. Politischer Überblick.
reife, ja überreife Frucht. Es war längst aus mit Rom, ehe es Barbarenhorden eroberten und plünderten. In seinem Falle fielen nur Holz und Steine noch zusammen. Längst schon waren, wie die Stützen und Zierden der Mauern, die Sitten der Bewohner verfallen; die Herzen der letzteren brannten von einer weit unglückseligeren Begehrlichkeit, als die Dächer ihrer Häuser, welche die Flammen des Feuers verzehrten." Die im 4. Jahrh. begonnene Auflösung des weiten Reiches vollzog sich im fünften. Das Jahr 365, dasselbe, in welchem Valentinian I. den Thron bestieg, kennzeichnete sich schon durch grosse Verluste. Im ganzen Reich ertönte die Kriegstrompete. Die Alemannen beunruhigten den Oberrhein, verwüsteten und plünderten Gallien und Rhätien, die Sarmaten und Quaden hausten in Pannonien, die Pikten, Sachsen, Scoten und Atacotten bedrängten Britannien, die Mauren stürmten nach Afrika hinüber. Nochmals gelang es dem kriegstüchtigen Kaiser nach einigen, leider durch Verrath und Grausamkeit

geschändeten, sieghaften Kämpfen, die Fortschritte der Feinde zu hemmen. Aber die Wogen der Völkerwanderungen achteten keiner Grenze und nicht Wall, noch Mauer hielt gegen sie Stand. Neue Völker tauchten auf, um die alten unter ihre Füsse zu treten. Neue grosse Reiche erhoben sich auf den Trümmern der alten, um häufig mit dem Tode ihrer Stifter schon wieder zu zerfallen. Das Volk, das sich zumeist in den Vordergrund drängte und dazu bestimmt schien, dem römischen Reiche den Todesstoss zu versetzen, war, wie bereits bemerkt wurde, das gothische. Die Gothen hatten jedoch, ehe sie den Römern so gefährlich wurden, selbst schwere Kämpfe durchzumachen. Das von ihnen eroberte weithin gestreckte Reich war seit 369 in zwei Theile gespalten, deren Bewohner sich feindselig gegenüberstanden; wenigstens bewies der Erfolg der hunnischen Waffen, dass diese Theilung die Kraft der Gothen zersplittert hatte. Die in unzählbarer Stärke aus Asien hereinbrechenden Hunnen besiegten, nachdem sie 364 die Alanen fast ganz vernichtet hatten, unter der Führung des kühnen Balamir in zwei grossen Schlachten zuerst die Ostgothen. Der greise 110 Jahre alte König derselben, der Held Ermanarich, durch eine schwere Wunde verhindert, selbst an die Spitze seiner Völker sich zu stellen, stürzte sich, nach langem ehrenreichen Leben, den Tod der Schande vorziehend, als er sein Reich bei dem ersten Anprall feindlicher Horden zusammenbrechen sah, verzweiflungsvoll in das eigene Schwert (375). Sein Sohn Withimer war in der Schlacht gefallen, einem kleinen Theile seines Volkes gelang es, geführt von Alatheus und Saphrax, mit Witherich, dem unmündigen Sohne Withimers, über den Dniestr zu entkommen. Die Westgothen, die dem Untergange ihrer Brüder ruhig und fast theilnahmlos zugesehen hatten, theilten nun ihr Schicksal (376). Einer ihrer Heerhaufen rettete sich unter der Führung König Athanarich's, des Balthen, nach Siebenbürgen, ein anderer unter Friedigern und Alarius an die Donau.

Diesen gestattete Valens den Grenzfluss zu überschreiten. Aufs Äusserste gereizt von dem Benehmen der Beamten, die ihren Übergang überwachen sollten, griffen sie zu den Waffen, besiegten bei Marianopel unter Mithilfe der Wäringer, einer in römischen Solde stehenden gothischen Völkerschaft, den Statthalter Lupicinus und am 9. August 378 in der Völkerschlacht bei Adrianopel den Kaiser Valens, der sogar auf der Flucht in einer von den Feinden angezündeten Bauernhütte umkam. Erst dem Theodosius I. gelang es, die in einzelne Heerhaufen aufgelösten Gothen nach und nach zu unterwerfen. Die Ostgothen flohen über die Donau zu den Hunnen, die Westgothen unter ihrem Könige Alarich traten in den Dienst des Kaisers, mit Ausnahme eines kleinen Theils, der sich nach Siebenbürgen wandte. Als Bundesgenossen lernten die Gothen die Schwäche des römischen Reiches kennen und Alarich beschloss, die erste Gelegenheit wahrzunehmen, sich selbst

zum Herrn desselben zu machen. Mittlerweile hatten die Hunnen ihre Eroberungszüge immer weiter ausgedehnt und siegreich nach allen Seiten hin gekämpft. Der Hunnenkönig Attila, in den gewaltigen Bewegungen der Völkerwanderung die bedeutendste, alle Verhältnisse des Mittelalters tief erschütternde Erscheinung, der eigentliche Held dieser Wanderzeiten, leuchtet meteorartig auf, um ebenso rasch wieder unterzusinken. Mit seinem Tode (453) bricht sein ungeheures Reich wieder stützelos in sich zusammen. Die Gothen, bisher seine Vasallen, gründen nun auf den Trümmern seiner Herrschaft eine neue weltbezwingende Macht.

Von dem Gallier Rufinus, dem lasterhaften Minister des oströmischen Kaisers Arkadius dazu verleitet, brach Alarich (396) in Griechenland ein, verheerte den Peloponnes und ertrotzte sich die Würde eines Präfekten von Illyrien. Nun trug er seine siegreichen Waffen auch nach Italien hinüber. In zwei Schlachten (an der Adda und bei Polentia 403) ward er aber von dem tapfern und umsichtigen Stilichio, dem Feldherrn und Schwiegervater des jämmerlichen Honorius, geschlagen und zur Umkehr genöthigt. Nun suchte ihn Stilichio für seine Pläne zu ködern, indem er ihn als Bundesgenossen zu einem Kriege gegen Arkadius warb. Der Krieg aber unterblieb.

Da Honorius sich jedoch weigerte dem Alarich die ihm als Entschädigung für gemachte Rüstungen zugesagten 4000 Pfd. Silber auszubezahlen, überzog dieser aufs neue Italien mit seinen Heeren. Unklug und undankbar hatte der Kaiser seinen treuen Feldherrn Stilichio zu Verona am Fusse des Altars morden lassen (408), nachdem er kurz vorher noch das Reich von den wilden, aus allen heimathlosen Völkerstämmen zusammengesetzten, 200,000 Köpfe zählenden Heere des Radagaisus glücklich befreit hatte. Die Gothen, denen ein tüchtiger Anführer nicht entgegengestellt werden konnte, trieben alle Widerstand versuchenden Legionen vor sich her, stürmten bis Rom vor und schlossen es ein (408). Die geängstete Stadt, von Alarich immerhin noch menschlich behandelt, musste sich mit grossen Opfern loskaufen. Im folgenden Jahre schon wiederholte sich, da Friedensunterhandlungen mit Honorius, der hinter den Wällen und Sümpfen Ravennas Schutz gefunden hatte, erfolglos blieben, Alarichs Besuch. Der Gothenkönig erhob nun den Präfekten Attalus auf den von ihm selbst verschmähten Kaiserthron, und als Honorius noch immer widerstrebend und wortbrüchig sich erwies, kehrte er zum dritten Male vor Rom zurück und nun erfolgte nach kurzer Belagerung die stürmende Eroberung (in der Nacht vom 23. zum 24. August 410) und Plünderung der unglücklichen Stadt; die während 1000 Jahren aus drei Welttheilen zusammengerafften und hier aufgehäuften Schätze wurden nun eine Beute der Barbaren. Die Beherrscherin der Welt erlitt die Wiedervergeltung für all das Unheil, das sie über Länder und Städte gebracht hatte. Ein Theil Roms ging

bei dieser Gelegenheit in Flammen auf, die viele der herrlichsten Kunstwerke vernichteten. Das Schwert der Feinde wütbete unter der wehrlosen Volksmenge, während ein verworfener Pöbel und rachelustige Sklaven zugleich die Verwirrung zu tausendfältigem Frevel benützten.

Alarich, im Begriffe seine siegreichen Waffen nach Sicilien und Afrika hinüberzutragen, starb plötzlich zu Kosenza in Kalabrien und ward von den ihn aufs Tiefste beklagenden Seinen im Flussbette des Busento begraben (410). Sein Nachfolger Athaulf, durch die Hand der schönen Placidia, der Schwester des Honorius, mit Rom versöhnt und verbunden, führte sein Volk über die Alpen zurück, um Besitz von Südgallien und Spanien zu nehmen. Hier fiel er 415 durch Meuchelmord. Wallia, der nach ihm König der Gothen wurde, erhielt Aquitanien zur bleibenden Niederlassung.

Um Italien gegen Alarich vertheidigen zu können, hatte Stilicbio alle Truppen aus Gallien und vom Rhein zurückgerufen. Über die jetzt unbeschüzten Grenzen brachen nun Ströme von Vandalen, Alanen und Sueven. Mühelos setzten sie sich in den Besitz der Länder Galliens, die von nun an den Römern für immer verloren blieben. Nachdem Gallien verheert war, zogen sie weiter nach Spanien, das sie eroberten und unter sich theilten. Die Vandalen unter ihrem Könige Genserich, einem tapfern, schlanen und unternehmenden, aber auch düstern, grausamen und treulosen Fürsten, dehnten, von dem vom Kaiser mit Undank gelohnten römischen Feldherrn Bonifazius gerufen (429), ihren Siegeszug nach Afrika hinüber aus, hier ein neues mächtiges Reich mit der Hauptstadt Karthago gründend. I. J. 454 drang zu dem Länder- und Beutegierigen Vandalenkönige der erwünschte Hilferuf der Wittwe Valentinians III., Eudoxia, die von Petronius Maximus, dem Mörder ihres Gatten, zur Ehe gezwungen worden war. Schnell bereit, segelte er mit ansehnlichen Streitkräften nach Italien. Nochmals ward Rom, nachdem die ganze umliegende Gegend empörender Verwüstung zum Raube geworden war, erobert und der schreecklichsten Plünderung preisgegeben (455). Der letzte Schimmer ehemaliger Grösse schwand der einst herrlichen Stadt, als die zügellosen Feindeshorden 14 Tage hindurch in ihr wütheten, raubten und zerstörten. Das Vandalenreich in Afrika nahm schon 534 unter dem Urenkel des schrecklichen Genserich, dem saugeskundigen Gelimer, wieder ein trauriges Ende.

Im südwestlichen Gallien hatten mit der Hauptstadt Toulouse die Westgothen, nordwestlich von ihnen die Burgundionen, in Belgien die Franken Wohnsitze gefunden und neue Reiche gegründet. In Asien ging Armenien (412) an Persien, im Norden Europas Britannien den Römern verloren (426). 452 kam Attila, der Feldherr ohne Gleichen, der Mann von gewaltigster Geisteskraft, nachdem er Skythien unterworfen, Griechenland, Deutschland und Frankreich verheert hatte, wo er endlich von dem Feldherrn Valentinians III., Aetius, dem letzten Helden des sin-

kenden Reiches, in den katalaunischen Feldern in ungeheurer Feldschlacht besiegt worden war, nach Italien. Nur die ehrwürdige Erscheinung und die inständigen Bitten und Vorstellungen Leos I. hielten ihn ab, Rom wie alle die blühenden Städte, durch die er bisher gezogen war, in einen Schutthaufen zu verwandeln und vermochten ihn zur Rückkehr zu bewegen. Zum Heile für Italien starb er, der Kühne, Gewaltige, Ehrgeizige, der sich selbst die Geisel Gottes nannte, schon im folgenden Jahre (453).

Während des ganzen Jahrhunderts hatten schwache, unfähige, unwürdige Kaiser über das Römerreich geherrscht. Meist kamen Kinder auf den Thron, von Ministern, Generalen oder Weibern geleitet; fast alle starben eines unnatürlichen Todes. 476 hatte der Anführer der Heruler, Odoaker, den letzten abendländischen Kaiser Augustulus entthront und sich zum Könige gemacht. Das bot dem Könige der Ostgothen, Theodorich, erwünschten Anlass, seiner Ruhm- und Eroberungssucht ein Genüge zu thun. Mit seinem ganzen Volke, mit Weibern und Kindern zog er über die Alpen (489), schlug in drei grossen Schlachten den Odoaker, tödtete ihn meuchlings nach dem Friedensschlusse und ward alleiniger Beherrscher Italiens (493) und Gründer eines neuen ostgothischen Reiches mit der Hauptstadt Ravenna. Theodorich war ein grosser Fürst, klug, kräftig, tapfer und tolerant. Den Anfang seiner *Macht befleckten* allerdings Mord, Raub, Treulosigkeit und Wildheit; dann aber, gross und mächtig geworden, erwies er sich als weise, milde und gerecht. Er förderte den Handel, unterstützte Gelehrte und Künstler, und gab dem Lande viele treffliche Einrichtungen und Gesetze. Gegen seine Feinde unterhielt er ein wohlgerüstetes Heer und eine zahlreiche Flotte. Noch einmal ward Italien glücklich und wohlhabend und glaubte es sich in die blühendsten Zeiten des alten Roms zurückversetzt. Am Ende seiner Regierung, in der Sorge um das Erworbene, wurde er argwöhnisch und grausam. Ein Schandfleck seiner spätern Tage ist der Undank, mit dem er seinen ehemaligen Freund und Rathgeber, den berühmten Boëthius, (hingerichtet 516) lohnte. Theodorich starb 526, sein Reich einem zehnjährigen Enkel Athalarich hinterlassend. Unter dessen Nachfolgern Theodat, Vitiges, Totila und Tejas ging dasselbe nach heldenmüthiger Gegenwehr und nachdem es in andauernden Kämpfen gegen die berühmten Feldherrn Justinians I., Belisar und Narses völlig erschöpft war, wieder verloren (554). Mit Tejas erlosch das Geschlecht des grossen Theodorich. Das westgothische Reich bestand bis 711, in welchem Jahre sein letzter König Roderich Land und Leben im Kampf gegen die Araber einbüsste.

Noch ein anderes mächtiges Reich erhob sich im 5. Jahrh.: das der Franken, 486 von Klodwig I. gestiftet und mit unersättlicher Ländergier nach allen Seiten hin erweitert. — Werfen wir nach dieser

allgemeinen historischen Übersicht einen Blick auf die Verhältnisse und Personen.

Rom, bisher der Mittelpunkt der Kultur und der Centralpunkt eines mächtigen Reiches, verliert mit der Gründung Konstantinopels einen bedeutenden Theil seines Einflusses. Schon im 4. Jahrh. hatten die Kaiser nicht mehr dort residirt und nur zufällig noch die Hauptstadt besucht; jetzt im 5. Jahrh. sank sein Ruhm und seine Grösse für immer. Auf dem Kaiserthron finden wir fast nur noch schwache, grausame, zügellose Fürsten, einer durch den andern verdrängt; Mord, Verrath, Entwürdigung an der Tagesordnung. Längst schon (i. J. 68) war das alte Kaisergeschlecht ausgestorben, nicht zum Nachtheile des Staates, denn es war entartet und verkommen. Nun bestiegen, vom Heere oder vom Senate erwählt, zahlreiche Feldherren und Senatoren den Thron der Cäsaren. Jeder herrschte so lange, bis er einem anderen, stärkeren erlag. In trostlosen Bürgerkriegen um die Oberherrschaft und in den durch die Eifersucht der Minister angefachten blutigen Kämpfen erschöpfte sich die Kraft des Reiches. Hier und da starb ein Kaiser eines natürlichen Todes und vererbte dann den Purpur wohl auch auf seine Söhne, aber nie vermochte eine Dynastie sich dauernd zu befestigen. Alle diese jungen Sprösslinge kaiserlicher Eltern, nicht selten die unwürdigen Söhne grosser Väter, mäht das Verhängniss bald hinweg. Diejenigen Männer, denen es gelingt, sich auf den Thron zu schwingen, sind längst nicht mehr Abkömmlinge römischer Familien, wie ja auch schon längst nicht mehr die römischen Legionen aus Römern, sondern meist nur noch aus Soldtruppen, aus den die Grenzen umschwärmenden Barbaren geworben, gebildet wurden.

Die bedeutendsten Kaiser des 4. und 5. Jahrh., Diocletian, Valentinian I., Theodosius I., Theodorich und Justinianus I., waren fremden Nationalitäten entsprossen, ebenso deren berühmte Feldherren. Aspar war ein Gothe, Ricimer ein Sueve, Stilichio ein Vandale, Belisar ein Thracier, der Eunuche Narses von unbekannter Herkunft, Odoaker ein Heruler.

§. 2. Kirchliche Zustände. Die kirchlichen Streitigkeiten dauern auch in diesem Säculum fort; kaum unterdrückt, erhebt jede Sekte neu gekräftigt ihr Haupt; zu besonderer Bedeutung gelangen jedoch nur die Pelagianer. Fast scheint es, als ob der Arianismus das Übergewicht über die orthodoxe Kirche erhalten sollte. Die Vandalen, Sueven, Ost- und Westgothen, wie die neubekehrten Burgundionen bekennen sich zu ihm. Gegen die Heiden wird mit den schärfsten Edikten vorgegangen. Das Christenthum gewinnt im Ganzen erfreuliche Verbreitung. Alle Völkerschaften, die während der Völkerwanderung mit den Römern oder Griechen in Berührung kommen, werden wenigstens äusserlich bekehrt. Man predigte das Evangelium mit Erfolg in England, Schottland und Irland, ebenso in Noricum; aber die wichtigste Erweiterung fand die

katholische Kirche durch den Übertritt des Ungeheuers Klodwig (496), der den des ganzen Frankenvolkes zur Folge hatte.

Schlimm ist derjenige daran, der die Charakteristik der Fürsten dieser und der nachfolgenden Jahrhunderte geben soll. Folgt er den Aufzeichnungen gleichzeitiger weltlicher Historiker, so wird er ganz andere Männer finden, als wenn er denen der kirchlichen Schriftsteller nachforscht. Die Urtheile stehen sich hier gar oft schroff gegenüber. Regenten, die von jenen als staatsklug, tapfer, gerecht und tolerant geschildert werden, nennen diese treulos, abtrünnig und grausam, dagegen finden wir wieder von dieser Partei solche gross, erhaben und tugendhaft genannt, die von jener als schwach, niederträchtig und zügellos hingestellt werden. So viel ist gewiss, dass die Kirche, deren höchstes Bestreben bereits dahin geht ihre Macht unter allen Umständen zu erweitern, in ihren Urtheilen weder gerecht noch zuverlässig ist. Wer sich als ihr gehorsamer Sohn, als ein lenksames Werkzeug in Priesterständen erwies; wer sich zu rechter Zeit demüthigen und unterwerfen, wer zerknirscht die strafende Hand küssen konnte; wer sich zu einem Kämpfer der orthodoxen Partei und zu einem hartherzigen Verfolger der Häretiker gutwillig hergab: der durfte versichert sein, dass die Kirche über seine Schwächen, Fehler, Grausamkeiten und Ausschweifungen gerne den weiten Mantel christlicher Liebe breitete. Fast alle Könige stehen bereits unter dem Einflusse der Geistlichkeit, wenige zeigen sich unabhängig, tolerant und gerecht, die meisten werden zu Ungerechtigkeiten und zu empörenden Verfolgungen gedrängt, ihre Treulosigkeiten und Grausamkeiten, wenn sie nur der Ausbreitung der orthodoxen Kirche förderlich sind, in jeder Weise beschönigt. Es ist erklärlich, dass in einer Zeit, wo Bildung und Sitte allein noch im Priesterstande eine Zufluchtsstätte gefunden hatten, von den Priestern ein geistiges Übergewicht über die Unmündigen und Barbaren, die auf den Thronen sassen, ausgeübt werden musste. Aber sind wir nicht berechtigt zu erstaunen, wenn wir sehen, wie die Bischöfe durch ihre Macht über das Volk und durch die Liebhaberei der Kaiser an theologischen Streitigkeiten schon mächtigen politischen Einfluss gewinnen, wie sie Königen mit Bann und Fluch entgegentreten? wie sich mächtige Herrscher, wie Theodosius, den schimpflichsten Kirchenbussen unterziehen? Ambrosius, indem er den Kaiser beugte, und Theodosius, indem er sich demüthigte, gaben der Zukunft Beispiele, die nicht verloren waren. Handelte es sich dabei nur um eine, die Hierarchie kräftigende Sühne oder auch um eine thatsächliche für das begangene Unrecht? Wir lesen nichts davon, dass der Bischof den Kaiser angehalten habe, das den Hinterbliebenen der durch ihn gemordeten Thessalonicher zugefügte Leid wieder gut zu machen. Allerdings konnte in einer rohen barbarischen Zeit ein solcher Einfluss der Kirche auch von Segen, in Tagen schrankenloser Willkühr die Geistlichkeit zum

Horte der Völkerfreiheit werden, Heilige konnten die Rolle von Volkstribunen übernehmen. Dem Wüthen eines Statthalters in Pentapolis wagte Niemand entgegenzutreten als der Bischof Synesius. Wer anders wäre im Stande gewesen, den Kaiser zu beugen als Ambrosius?

Im 5. Jahrh., einem durch Greuel jeder Art geschändeten und durch die entsetzlichsten Ereignisse hervorragenden, nimmt der Einfluss der Geistlichkeit überraschend zu, besonders seitdem der byzantinische Kaiser Leo I. (457—474), der es vortheilhaft gefunden hatte, sein Amt als Haushofmeister des Gothen Aspar mit dem eines römischen Kaisers zu vertauschen, sich durch den Patriarchen Anatolis fürstlich hatte krönen lassen, zum Zeichen, dass er seine Krone vom Himmel und nicht von den Menschen erhalten habe. Leo I., der wie so unzählige seiner fürstlichen Brüder schwach, grausam, hinterlistig und undankbar war, ist somit der erste Kaiser von Gottes Gnaden. Wir brauchen nicht zu bemerken, dass sein Beispiel (leider) nur allzubereitwillige Nachahmer fand, denn die Gewalt liebte es immer, von der Kirche ihre Bestätigung zu erhalten, und diese war immer so gefällig, sie zu geben. Bemerkenswerth ist der Trotz, mit dem die römischen Patriarchen Gelasius (497) und Symmachius (499) gegen den Kaiser Anastasius bereits aufzutreten wagten. Allerdings hatte dieser alte, sonst gute und rechtschaffene Mann als Anhänger der eutychianischen Ketzerei den Zorn der römischen Bischöfe auf sich gezogen, und nach seinem schwachen, unmännlichen Benehmen während der blutigen und fürchterlichen Religionsstreitigkeiten zu Konstantinopel (zwischen den Grünen und Blauen) und im griechischen Reiche, mochte er eine derbe Rüge wohl verdient haben. In diesem Religionskriege waren mehr als 6000 Bekenner im Namen ihres Gottes, welcher ein Gott der Liebe und des Friedens ist, getödtet worden.

Die wichtigsten Bischofssitze im 5. Jahrh. waren die zu Rom, Konstantinopel, Alexandria, Antiochia und Jerusalem. Rom, das im Occident allein stand und durch seine strenge Orthodoxie in gutem Geruche sich zu erhalten wusste, errang sich grosses Übergewicht über alle andern. Obwohl oft von den Episkopaten einzelner Länder derb zurechtgewiesen, wird es von andern doch immer wieder zum Schiedsrichter in den endlosen Streitigkeiten gewählt, die die Kirche verwirrten und energische Bischöfe wie Victor (192—202), Stephan (253—260), Dionysius (260—305), Innocenz I. (402—417), Leo I., Hilarius (461—468) wussten ihren Einfluss geschickt festzustellen und glücklich auszudehnen. Die sünd- und lasterhaften Kaiser, von ihrem Gewissen immer wieder auf die Tröstungen der Kirche angewiesen, überhäuften nicht selten die Geistlichkeit mit hohen Ehrenbezeugungen. Was folternde Angst oder fromme Demuth vorübergehend gewährt hatte, pflegte kluge Berechnung und frommer Stolz zuletzt als ein Recht zu fordern und festzuhalten. Der mächtig aufstrebende Bischof

in Rom haderte, eifersüchtigst über seine Machtstellung wachend, mit allen übrigen Patriarchen. Indem von nun an die Kirche mit Aufopferung der einzelnen Selbstständigkeiten ihre Einheit verwirklichte, zerspaltete sie sich. Die unaufhörlichen Rangstreitigkeiten, welche in dieser Zeit zwischen den Bischöfen von Konstantinopel und Rom an der Tagesordnung waren, bilden eine Kette ärgerlicher Begebenheiten. Die morgenländische Kirche, die mehr die Geheimnisse der göttlichen Natur zu ergründen suchte, während die abendländische vorzugsweise die dunkeln Abgründe der menschlichen zu erforschen strebte, hatte den Vortheil voraus, dass seine Bischöfe im Rathe der Kaiser sassen, ihrer Gunst sich erfreuten, dagegen aber auch abhängig von ihnen, nicht selten ihrer Willkühr preisgegeben waren. Der dem Kaisersitze ferne römische Bischof war unabhängiger und konnte, ohne Rücksicht auf Hofgunst nehmen zu müssen, die siegreiche Rechtgläubigkeit der Kirche und ihre Selbstständigkeit stets vertheidigen. Die erste Trennung zwischen der abend- und morgenländischen Kirche fand nach heftigen Kämpfen, an denen der Klerus, die Fürsten und das Volk sich lebhaft betheiligten, im 5. Jahrh. statt (484—518). Weltliche Ereignisse begrenzten in der Folge das Gebiet der letzteren, während sie das der ersteren weit erschlossen.

Unter all den schweren politischen Wirren des 5. Jahrh. gedich das *Mönchthum doch vortrefflich*. Zahlreiche Klöster wurden gegründet und jene wunderlichsten aller Heiligen, die Styliten oder Säulenheiligen und mit ihnen Schwärmer aller Art schossen pilzartig auf. Das Jahrhundert, dessen flüchtige Übersicht wir vorstehend gaben, ist für die katholische Kirche das wichtigste seit der Gründung des Christenthums, denn in ihm wurde der Unterbau für das Riesengebäude der römischen Hierarchie, das Papstthum, vollendet. Allerdings hat die Kirche in diesem Jahrhundert an Ausdehnung auch ausserordentlich gewonnen, ebenso wurde von Seiten der römischen Bischöfe das möglichste gethan, um das rechtgläubige christliche Symbol zur Anerkennung zu bringen. Trotzdem war dies jetzt schon und sind fortan die reinen Aufgaben des Christenthums nur noch Nebendinge; das Hauptstreben der römischen Bischöfe geht mit einer Energie, Ausdauer und Rücksichtlosigkeit, welche, lägen ihm edlere Absichten zu Grunde, der Bewunderung werth wären, nur noch nach Einem Ziele: die oberste Stellung in der Christenheit und die Herrschaft über die Welt zu gewinnen. Roms Primat ist nicht auf einmal entstanden. Still, dunkel beginnt er, leise, verstohlen, aber sicher und unbeirrt durch den Gang aller äussern Ereignisse, verfolgt er seinen Weg. Es ist zuerst eine Quelle, dann ein Bach, dann ein Fluss, dann ein Strom, dann ein Weltmeer. Zuerst sehen wir von den Aposteln Gemeinden, Brüdergemeinden, gegründet, diese erhalten Vorsteher, die aus ihrer Mitte gewählt werden. Wo alle Gläubigen vom Geiste erfüllt waren, bedurfte es keiner Geistlichen. Bald aber hebt

sich das Vorsteheramt als ein besonderes über die Gemeinde heraus, tritt es sogar in schneidenden Gegensatz zu den bisherigen Verhältnissen. Vorsteher und Lehrer werden Priester, d. h. Mittler zwischen Gott und den Menschen. Dann hierarchisirt sich dieser Zustand, es entsteht schon ein Unterschied zwischen Klerikern und Klerikern. Die fortlaufenden Glieder von unten nach oben: Diakon, Presbyter, Bischof theilen sich ab. Je mehr die Glieder sich häufen, desto tiefer treten die Untern zurück, die Obern hervor. Die Gemeinden verbinden sich nun. Der Verband streckt sich über Provinzen und Länder hin. Der Bischof der Hauptstadt wird das Haupt der andern, der Bischof der Diözese. Aus dem Diözesen-Verband treibt eine neue Spitze hervor, die Metropolitan-Verfassung. Sie gewinnt schon politische Bedeutsamkeit. Aber noch sind die Geburtswehen nicht überstanden. Höher und höher heben sich aus den Metropoliten vier hervor (Rom, Alexandria, Antiochia und Konstantinopel), die Patriarchate hiessen. Das Gebäude ist fertig, es fehlt nur noch der Giebel.

Cyprian, der um des Episkopates willen den Presbyterianismus niedergedrückt hatte, fand die Einheit der Kirche noch im gesammten Episkopate. Alle Bischöfe sollten unter einander gleich sein, wie es die Apostel waren. Allerdings konnte er nicht in Abrede stellen, dass Petrus unter den Aposteln der Erste, der Einigungspunkt Aller war, aber eine faktische Gewalt wollte er ihm dennoch nicht einräumen. Sollte der fromme Vater, als er seine Ansichten niederschrieb, nicht schon eine Ahnung der Ziele Roms gehabt haben? Es scheint, dass er bereits für die Machtstellung seiner, der afrikanischen, Kirche fürchtete.

§. 3. Leo I. Im J. 440 wurde Leo, ein Mann dunkler Herkunft (sogar sein Geburtsjahr ist unbekannt), Bischof von Rom. Schon unter seinen Vorgängern Coelestin und Sixtus III. war er ein hochgeachtetes Glied der römischen Geistlichkeit; mit dem Patriarchen Cyrill von Alexandria (412—444), jedoch ihn weit überragend, ist er der bedeutendste Mann der Kirche in diesem Jahrhundert. Er ist der erste Papst. Für Rom, als Sitz der höchsten geistlichen Behörde, vereinigten sich alle günstigen Vorbedingungen. Die mächtige, angesehene Stadt, noch immer von politischer Bedeutung, mit allen grossen Erinnerungen des Weltreiches und der Weltherrschaft verknüpft, lag in der Mitte zwischen Osten und Westen. Durch die Übersiedlung des Kaiserhofs nach Konstantinopel und die Verlegung der Residenz der abendländischen Kaiser nach Mailand und Ravenna wurde der Bischof die wichtigste Person der Stadt. Von jeher erwiesen sich die römischen Bischöfe konsequent und unerschütterlich in der Aufrechthaltung und Verfechtung der christlichen Dogmen. Während in der Kirche des Orients die heftigsten Kämpfe tobten, die auffälligsten Meinungsverschiedenheiten sich geltend machten, herrschte hier beständige Stabilität. Man stritt sich weniger um Grundlehren der Kirche, die unverrückt im nicänischen Bekenntnisse lagen, als

man vielmehr bedacht war, das Kirchenregiment zu kultiviren, und mit einem gewissen Takte wusste man auch hier mehr wie anderswo herauszufinden, was kirchlich war, was nicht. Dann war die römische Kirche eine unmittelbare apostelische Stiftung und zwar die einzige des Abendlandes; der römische Bischof war der Nachfolger Petri, des Felsens, auf welchen der Herr seine Gemeinde gegründet hatte, dies fühlte, in demüthig stolzem Bewusstsein persönlicher Unwürdigkeit zu solchem Amte, kein anderer Bischof mehr als Leo, der stets in dem Glauben handelte, der heilige Petrus wirke selbst in ihm. Keine andere Kirche der Christenheit hatte von Anfang an einen so unläugbaren Vorrang in der öffentlichen Meinung, ein so ideales Übergewicht, besass ein so allgemeines Vertrauen, ein so hohes Ansehen als die römische, aber auch keine wusste jede Gelegenheit sich wichtig und einflussreich zu machen, so klug zu benützen, jeden Anlass, der ihrem Vortheil sich darbot, so schlau auszubeuten. Wenn man die Sendschreiben des Papstes an die Kaiser und an die Bischöfe liest, so wird man fortwährend an eine Katzenpfote erinnert, die eben so sanft streicheln, als blutige und schmerzhafte Wunden schlagen kann. Da fliesst der Mund über von Betheuerungen christlicher Liebe, von Versicherungen väterlicher Milde, von Verheissungen göttlicher Gnaden und himmlischer Segnungen. Aber wehe dem, der sich nicht gutwillig unter die Gewalt beugt, die sich wie ein Alp auf ihn zu legen versucht. Wie kann da der nämliche Mund, der soeben segnete, drohen, einschüchtern, fluchen und vernichten! Derselbe Leo, der fortwährend Gehorsam, Demuth, Unterordnung predigt, führt die Sprache der ehrgeizigsten Herrschsucht bei jedem leisen Versuch, der sich seinen weitgreifenden Planen, sich zum Herrn der Kirche aufzuwerfen, in den Weg stellt. In seinem Ich sieht er alle göttliche Gewalt über die Christenheit vereinigt, von sich spricht er mit einer Art Selbstvergötterung, die wie absoluter Ehrgeiz erscheint. Angriffe auf ihn gelten ihm als die höchsten Sünden. Wie eine Löwin für ihre Jungen, so kämpft er für seine Rechte. Es erscheint wie die schneidendste Ironie, wenn er fortwährend gegen den Ehrgeiz seiner Kollegen eifert.

Zuerst vorsichtig herumtastend, suchen die Päpste einen geeigneten Punkt, an dem sie sich festklammern können. Ein solcher Punkt fand sich. Sie ernannten den Bischof von Thessalonich zu ihrem apostolischen Vikar über die Kirchen Griechenlands und Daciens. Den illyrischen Bischöfen wollte das gar nicht behagen, aber sie vermochten nicht den nöthigen Widerstand zu leisten. Wie Illyrien, so zogen sie bald auch Afrika und Gallien an sich. Dort fehlte den Bischöfen leider jetzt die Energie Augustins, hier aber traf Leo auf einen ebenbürtigen Gegner, den B. Hilarius von Arles. Mit kräftigen Worten, unbekümmert um die Zartheit römischer Ohren, vertheidigte dieser die Freiheit der gallikanischen Kirche gegen die Übergriffe und eigen-

mächtigen Einmischungen des Römers, wollte er keinen Richter über sich jenseits der Alpen anerkennen. Das hiess aber den Papst an seiner empfindlichsten Stelle kitzeln. Es kam ob „der unerhörten Anmassung“ des Hilarius zu hartem Streit, in welchem Leo geistliche und weltliche Gewalt zur Verfolgung und Unterdrückung seines Gegners aufrief, ja sogar den Bann ihm zuschleuderte. Hilarius, uneingeschüchtert und ungebeugt, behauptete seine Rechte bis zu seinem Tode (449).[1]) Wie hier, so misslang es ihm auch über die alexandrinische Kirche sich zu erheben. Man liess ihm wissen, dass die alexandrinischen Bischöfe gewohnt wären, selbst zu befehlen, nicht sich befehlen zu lassen.

Mit der härtesten Unduldsamkeit, die den Verfolgten, wollte er sich nicht gutwillig unterwerfen, zuletzt in den Tod der Verzweiflung jagte, schritt Leo gegen alle Sektirer ein, nicht eher ruhend, bis sie vertilgt waren, und so nahm er denn auch keinen Anstand, die ganze weltliche Gewalt und mit ihr alle Brutalität einer zügellosen Soldateska auf die Unglücklichen zu hetzen — zur Ehre Gottes! Die Manichäer, die Pelagianer, wie die Priszillianisten, Nestorianer und Eutychianer wurden so von ihm bis in ihre letzten Schlupfwinkel verfolgt, und doch war es noch nicht so sehr lange her, seit Tertullian geschrieben hatte: „Mag der Eine Gott verehren, der Andere den Jupiter, der Eine seine flehende Hand zum Himmel, der Andere zum Altar der Treue ausstrecken — sehet wohl zu, ob das nicht den Namen der Irreligiosität verdiene, wem man die Freiheit der Religion raubt und die freie Wahl der Gottheit untersagt, so dass es mir nicht freistehen soll, zu verehren, was ich will, sondern gezwungen das verehren muss, was ich nicht will. Niemand, selbst kein Mensch, wird wider Willen verehrt werden wollen. Es ist ja keine Religiosität, die Religion erzwingen wollen, aber allgemeines Menschenrecht ist es, und es gehört zur natürlichen Gewalt eines Jeden, zu verehren, was er selbst für gut hält.“ Mit Tertullian waren Ambrosius und Hilarius von Poitiers gleicher Meinung; jeder Billigdenkende wird derselben Ansicht sein. Leo's letzter heftiger Kampf war gegen den Patriarchen von Konstantinopel gerichtet, dem man auf dem Konzile zu Chalzedon (451) mit Vorbehalt des Vorsitzes für Alt-Rom die gleichen Vorrechte mit ihm zugesprochen

---

[1]) Valentinian III. hatte 445 durch ein Gesetz den römischen Bischof zur höchsten gesetzgebenden und richterlichen Behörde der ganzen Kirche gemacht. Leo selbst hatte dies Gesetz diktirt und dem Kaiser dargethan, dass es weise sei, die schon sich vom Reiche loslösenden Provinzen durch ein neues Band, das kirchliche, wieder mit demselben zu verknüpfen. Das Gesetz galt nur dem Abendlande, konnte aber nicht einmal gegen Hilarius durchgeführt werden und durch den Verfall des Reichs jenseits der Alpen von selbst aufgehoben, ward es bald nur noch ein Rechtstitel, aus dem die römischen Bischöfe zu gelegener Zeit immerhin wieder etwas zu machen wussten.

hatte. Damit ward aber dem stolzen Leo ein ewigquälender Dorn ins Fleisch gedrückt. Es ist wahrhaft ergötzlich zu lesen, wie er unermüdlich seinem Bruder in Christo, dem Patriarchen Anatolius vorhält, welche Sünde für einen Priester der Ehrgeiz sei, und wie Unrecht er gehabt habe, sich mit ihm auf gleiche Stufe zu erheben. Glücklicher Weise erwies sich Anatolius, wenn auch geschmeidig und äusserlich willfährig, in der Hauptsache doch so zäh, dass alle von Rom aus auf ihn abgeschossenen Pfeile wirkungslos abprallten.

Wie für die Kirche, so hat Leo auch für den Staat in entscheidenden Krisen Bedeutendes gewirkt. Nachdem 451 in der furchtbaren Schlacht auf den Ebenen von Chalons sur Marne Attila durch Aetius wohl besiegt, aber, was so leicht möglich gewesen wäre, unklugerweise nicht völlig vernichtet worden war, so dass er stolz und langsam über den Rhein sich zurückziehen und schon im folgenden Jahre in Italien mit übermächtigen Streitkräften einbrechen konnte, wagte es nur Leo, ihm mit einem Muthe, der den Priester und Mann gleicherweise ehrt, entgegenzutreten. Das starke Aquilea, die Vormauer Italiens, das dem Hunnenkönige zu trotzen wagte, ward so von Grund aus zerstört, dass das nachfolgende Geschlecht sogar seine Spur nicht mehr erkannte. Bald waren Padua, Verona, Bergamo, Mailand, Pavia und viele andere berühmte Städte nur *noch* rauchende Trümmerhaufen. Der Kaiser hinter den starken von Sümpfen umgebenen Mauern Ravenna's, der Senat Roms, die Völker Italiens zitterten vor dem Namen Attila's, des fluchwürdigen und unersättlichen Würgers, dem jetzt Aetius keine sieggewohnten Legionen mehr, sondern nur schwache Heerhaufen in den Weg zu stellen vermochte. Da, im Vertrauen auf Gottes Beistand, ergriff Leo seinen Bischofsstab und begab sich mit Avienus, dem Konsul, und Trigetorius, dem Präfekten, ins hunnische Lager. Die würdige Erscheinung des Bischofs, seine Unerschrockenheit und Beredtsamkeit, der allgemein herrschende Aberglaube, der dem Eroberer Roms unfernen Tod voraussagte, die dargebotenen Geschenke endlich, bestimmten den Barbaren zur Umkehr und zur Schonung der in Angst vergehenden Stadt. Mag eine spätere Zeit diese muthige That Leo's noch so sehr mit frommen, fabelhaften Mährlein ausgeschmückt haben, die Grösse und Wirkung derselben konnte durch dergleichen nicht erhöht werden.

Ähnliches wiederholte sich, als 455 Genserich mit seinen scheusslichen Vandalenhorden gegen Rom zog, um seine ausschweifende Habsucht zu befriedigen. Alles flüchtete vor ihm in die Gebirge, in die Felsenhöhlen und Wälder. Ganz Kampanien, die Paläste, die berühmten Gärten und schönen Landhäuser der Scipionen, Lukull's, des M. Tullius und beider Plinier, Kapua und Nola wurden zerstört. Wiederum trat Leo für die dem Untergange Preis gegebene Stadt ein. Jetzt aber erreichte er nur, dass in dem eroberten Rom nicht gemordet und

gebrannt werden sollte. Die Gräuel einer 14tägigen Plünderung, der schrecklichsten, die es je zu erleiden hatte, vermochte er nicht von ihr abzuwenden. Dagegen hat er später gethan, was nur in menschlicher Gewalt lag, um die Spuren dieser Heimsuchung möglichst zu verwischen. Er schmückte die beraubten Kirchen aufs Neue, unterstützte die Nothleidenden und tröstete und erhob die Tiefgebeugten. Leo starb 461, nachdem er noch die Unterdrückung der menophysitischen Partei, die seit dem Konzile von Chalzedon die morgenländische Kirche verwirrte und die Herstellung des Kirchenfriedens in Palästina (453) und in Ägypten (460) erlebt hatte.

§. 4. Dichter der morgenländischen Kirche. Synesius.

Man sollte glauben, dass ein Jahrhundert, das wie das fünfte von den fürchterlichsten religiösen und politischen Stürmen durchtobt wurde, zu poetischen Leistungen wenige oder keine Anregungen finden konnte. Dem ist jedoch nicht so. Mitten unter den Gräueln der Völkerwanderung blühte der Baum der geistlichen Dichtung unbehindert fort. Leider sind die Nachrichten aus diesem Jahrhundert, besonders über die Dichter der morgenländischen Kirche, sehr unsicher und unzureichend. Es werden uns hier die Namen Anthimus, Timokles und Romanus genannt, ob mit Recht als die Namen von kirchlichen Liederdichtern lässt sich nicht entscheiden, da von ihren Werken nichts auf uns gekommen ist. Nur von einem Dichter des Orients besitzen wir zehn schwungreiche Hymnen, die jedoch in Folge einer gewissen Hinneigung des Verfassers zur neuplatonischen Philosophie und trotz ihres ausgezeichneten Rufes nicht zum gottesdienstlichen Gebrauche gelangten. Synesius, geboren zu Cyrena in Nordafrika, wurde i. J. 410 Bischof zu Ptolomais in Syrien und starb um 430. Seine Lehrerin war die berühmte heidnische Philosophin, die gelehrte, liebenswerthe Hypatia, Theons Tochter (415 zu Alexandria bei einem Volksauflauf nicht ohne Schuld des B. Cyrillus in einer Kirche auf grässliche Weise getödtet). Die Hymnen des Synesius nennt Herder ein Gemisch heidnisch-morgenländischer Philosophie und christlicher Anschauungen. Sie besitzen Geist und Gefühl, Würde der Gedanken und Geschmack in der Darstellung, aber es geht ihnen das ab, wodurch ein christliches Lied so wohlthuend und ergreifend auf das Gemüth wirkt: kindliche und lebendige Glaubensüberzeugung.[2])

§. 5. Dichter der abendländischen Kirche. Prudentius.

In der abendländischen Kirche finden wir auch in diesem Jahrhundert wiederum einen der hervorragendsten Dichter. Aurelius

---

[2]) I. Hymnus auf die Gottheit. VIII. 20. XVI. 17.
II. Morgengesang. VIII. 316.
V. Loblied von E. F. K. Rosenmüller übersetzt. I. 1, 70. VIII. 41. XII. 1, 99. XVI. 19.
IX. Himmelfahrtshymnus. (Die schönste der Hymnen des Synesius.) VIII. 150.

Prudentius Klemens zu Kalagurris (Kalahorra in Altkastilien), oder Cäsar-Augusta (Saragossa), um die Mitte des 4. Jahrh., unter der Regierung der Kaiser Honorius und Arkadius, als Philippus und Salius Konsuln waren, geboren, gestorben um (405) 413, war ein Zeitgenosse der Dichter Decius Magnus Ausonius und Claudius Claudianus, sowie der Kirchenväter Ambrosius, Augustinus und Hieronymus. Seine wissenschaftliche Bildung befähigte ihn zu bedeutenden öffentlichen Ämtern, seine Treue und sein Muth zu Ehrenstellen in der Armee, seine Gelehrsamkeit und Tugend zu hohen Hofbedienstungen. Sieben und fünfzig Jahre alt, legte er jedoch seine Würde als Oberst der kaiserlichen Leibwache und andere weltliche Ämter freiwillig nieder, um fortan den Rest seines Lebens in stiller Zurückgezogenheit und frommen Übungen verbringen zu können. Nach Spanien zurückgekehrt, schrieb er seine Hymnen und Lehrgedichte, die ihm für immer einen Platz neben den grössten christlichen Dichtern des Alterthums sichern. Seine Schriften sind: 1) Liber Cathemerinon (Tägliche Lieder), 12 Hymnen für verschiedene Zeiten und Geschäfte des Tages. 2) Libri perestephanon (Siegeskronen), 14 Hymnen zum Preise der Martyrer. 3) Psychomachia (Seelenkämpfe), eine allegorische Darstellung des Kampfes der Tugenden und Laster in der Menschenseele. 4) Hamartigenia (Vom Ursprunge der Sünde), gegen die Irrlehre der Marcioniten gerichtet. 5) Apotheosis, über Christi Person und Würde, gegen die Häretiker. 6) Zwei Bücher wider Symmachus, der vom Senate an die Kaiser Valentinian, Theodosius und Arkadius abgeschickt worden war, um im Interesse des alten Götterdienstes zu wirken.[3]) Die drei letztgenannten Werke umfassen beinahe die Summe der damaligen Theologie, weshalb Erasmus auch behauptete: Prudentius sei den wichtigsten Kirchenlehrern beizuzählen.

Kein anderer der gleichzeitigen Poeten hat wie er so mannigfaltige Gegenstände der religiösen Betrachtung mit so vielem Geschmack, in einer so reinen, gewählten, fliessenden Sprache und in so abwech-

---

[3]) Seit Theodosius wurden, was bisher nicht geschehen war, die Heiden verfolgt und in der Ausübung ihrer Religion belästigt. „Gratian liess den Altar der Victoria vor der Kurie des römischen Senats wegnehmen. Vergebens flehte Symmachus im Namen der Senatoren, dass ihrem ergrauten Alter nicht jener Siegesaltar von froher Vorbedeutung genommen werde, der den Knaben schon werth war, vergebens im Namen der ewigen Roma selbst, dass bei der Ungewissheit der Dinge das altväterliche Herkommen geachtet, und ein Glaube nicht vertilgt werde, mit dem sie die Welt erobert habe. Theodosius machte jede Art des Götzendienstes zum Verbrechen, die Erforschung der Zukunft aus Opferthieren zum Majestätsverbrechen. Begeisterte Kirchenlehrer, welche den Sieg des Evangeliums seiner Geisteskraft vertrauten, wurden von Eiferern überstimmt, die dem Kaiser Feuer und Schwert gegen das Heidenthum zur Gewissenssache machten. Gewaltthätige Mönche reizten das Volk gegen die Tempel.“ (Hase.)

selnden und wohlgebildeten Versarten besungen. In den Stoffen und in der Behandlung seiner Dichtungen spricht sich jene fromme praktische Gemüthsrichtung aus, die ihn auch sein spät geübtes poetisches Talent als eine rechte Gnadengabe des heiligen Geistes erscheinen liess. Mit andern Dichtern seiner Zeit hat er allerdings gewisse Schwächen, so ein Überwiegen des reflektirenden Elementes, besonders aber eine nicht selten ermüdende Weitschweifigkeit gemein, aber er entschädigt dafür durch ein warmes, inniges Gefühl für Religion und durch eine ungewöhnliche Kraft seiner feurigen, begeisterten Darstellung. So sehen wir alle Eigenthümlichkeiten der spanischen Poesie in ihm bereits ausgeprägt. „Das Feuer der Empfindung, sagt Fortlage, das im altrömischen Gesange nie zu unmittelbarem Ausbruch kam, sprühete in Spanien desto heller auf, besonders in den Dichtungen des Prudentius als Gluthen einer mit Vorliebe dem Martyrerthume geweihten Empfindung, die oft wie in schrecklich schönen Farbenspielen gleichsam vulkanisch aus der Erde hervorbrechen, in ungewohnter Weise Fremdartiges offenbarend, Wunder einer unerhörten Welt enthüllend. Wenn die Schmucklosigkeit der Ambrosianischen Gesänge an das Gebet Mosis erinnert, Gott nicht auf behauenen Altären zu opfern, so kommt in Spanien dagegen eine Wiedergeburt flammender Psalmenpoesie zum Vorschein, brennend in buntfarbigen Lichtern gleich dunkel klarer Glasmalerei. Es wälzt sich die Seele in tiefen und starken Empfindungen und es entsteht hieraus das Hervorragendste, Prächtigste und Köstlichste, was die geistliche Poesie des Christenthums erzeugt hat. Ein Himmel und Erde durchtönendes Orgelwerk scheint im Gange zu sein, das mit Schauern innerer Unwürdigkeit, mit Flehen und Zerknirschung, mit Frohlocken über Gottes Güte, mit Klagen und Seufzern über den menschlichen Fall und Triumphtönen der Erlösung das Weltall durchzittert. Oder das Feuer der Todestrunkenheit sprüht aus Triumphliedern der Martyrer, glühendfremd, im Gewande des buntgefleckten Tigers und bildet so die Höhe dieser freieren und mehr ekstatischen Tonart entgegen der mehr gemessenen und gedämpften altrömischen, ähnlich wie sich auch in der profanen Dichtung des Südens Calderons buntflammende Lichter von Dante's düsterer Strenge und Tasso's gesättigtem Farbenschmelz unterscheiden." Die Kirche hat viele (14) Hymnen des Prudentius in den Gottesdienst aufgenommen, aber bei allem ihnen innewohnenden Ideenreichthum, ihrer bilderreichen, lebendigen Darstellung, wie anspruchslosen Einfalt und Klarheit, bei ihrem oft mächtigen Schwung der Empfindungen und der Phantasie, gepaart mit Kühnheit und Kraft der Gedanken und des Ausdrucks, mussten sie doch erst für den Gebrauch der Kirche zugerichtet, einzelne Verse und Strophen mussten umstellt, andere weggestrichen werden. In einem Hymnus findet sich nicht selten der Stoff zu mehreren, die, wo ihre selbstständige Sonderung

gelingt, in überraschender Schönheit und Macht des Eindrucks hervortreten. [4])

---

[4]) Ades pater supreme. VIII. 327.
Ales diei nuntius. D. 1, 103. W. 27. 28. I. 1, 76. II. 18. IV. 1, 16. VI. 61. VIII. 306. X. 48. XI. 16. XII. 1, 87. XIII. 15. XIV. 27. XVI. 46. XVII. 15. XVIII. 2.
Antiqua fanorum parens. VIII. 235. XVI. 51.
Apparebit repentina. D. I, 161. I. I, 126. VIII. 173. IX. 192. XI. 334. XV. 113. XVI. 196. XIX. 95.
Audit tyrannus anxius. XIV. 73.
Beate martyr, prospera. D. 1, 114. IV. 3, 276.
Christe servorum regimen tuorum. VI. 80.
Corde natus ex parentis. D. 1, 106. W. 39. I. 1, 78. IV. 1, 183. IX. 27. XI. 48. XIII. 40. XVII. 25.
Cultor Dei memento. D. 1, 110. W. 36. IX. 37. XIX. 61.
Da puer plectrum, choreis. W. 38. I. 1, 78. VIII. 36. X. 40. XV. 48.
Deus ignee fons animarum. D. 1, 115a. W. 40. 41. VI. 84. VIII. 269.
Ecce modesta gravi stabat Patientia vultu. VI. 99.
En martyris Laurentii. D. 1, 113. W. 47.
Festum nunc celebro. D. 1, 187. I. 1, 172. VIII. 149. IX. 83. XIII. 65. XVI. 202.
Forte per effusas inflata superbia turmas. VI. 103.
Germine nobilis Eulalia. XVI. 55.
Hymnum Mariae virginis. D. 1, 118.
Jam moesta quiesce querela. D. 1, 115. W. 42. I. I, 82. III. 82. VIII. 267. IX. 34. X. 44. XI. 312. XIV. 430. XV. 97. XVI. 50. XVII. 29.
Jam toto subitus. D. 4, p. 307. VIII. 92. XII. 1, 319. XIV. 196.
Insignem meritis virum. VI. 95.
Inventor rutili, dux bone luminis. D. 1, 111. W. 34. 35. IV. 1, 227. VIII. 121.
Laudes salvatori voce. D. II. 9. W. 177. Mone 1. 200.
Lux, ecce, surgit aurea. D. 1, 105. W. 31, I. 1, 77. II. 22. IV. 1, 20. XII. I, 91. XIII. 20. XIV. 39. XVII. 19. XIX. 53.
Noctis terrae primordia. D. 1, 116.
Nox et tenebrae et nubila. D. 1, 104. W. 29. 30. II. 20. IV. 1, 18. VI. 66. VIII. 309. XII. 1, 89. XIII. 18. XIV. 33. XVII. 17. XIX. 59.
Obsidionis obvias. D. 1, 117.
O crucifer bone, lucisator. VIII. 320. XVI. 47.
O Dee cunctiparens. VIII. 281.
O Nazarene, dux Bethlem. D. 1, 109. W. 37. IX. 32.
O quot undis lacrymarum. D. 4, p. 306. VIII. 94. XII. I, 317. XIV. 194.
O sola magnarum urbium. D. 1, 108. W. 45. IV. 1, 33. XII. 1, 96. XIV. 78. XIX. 57.
Pastis visceribus, ciboque sumpto. W. 32. 33. VI. 73.
Quicunque Christum quaeritis. D. 1, 112. W. 43. 44. IV. 1, 107. XIV. 175. XIX. 55.
Salvete flores martyrum. D. 1, 107. W. 39. I. 1, 78. IV. 1, 83. IX. 27. XI. 48. XIII. 20. XVII. 25.
Sancti, venite. D. 1, 160. I. 1, 116. VIII. 77. IX. 189. XI. 232. XVI. 197.
Scripta sunt coelo duorum. VIII. 238.
Sperne Camoena. VIII. 34. XVI. 48.

§. 6. Paulinus. Ein Zeitgenosse des Prudentius war der bereits p. 90 genannte P. M. Paulinus, ein Schüler des Dichters Ausonius. Paulinus, aus einer der angesehensten Familien Aquitaniens stammend, wurde in Bordeaux 353 (354) geboren. Durch seine treffliche Gattin, Theresia, ward er, der bereits wichtige Staatsämter verwaltete, 389 für den Übertritt zum Christenthum gewonnen und von B. Delphinus von Bordeaux getauft. Bald darauf ging er nach Spanien, und nachdem er 393 Mönch geworden war, nach Italien. Hier ward er 409 zum Bischof von Nola erwählt, welches Amt er bis zu seinem Tode (432) segensreich verwaltete. Wir wissen, dass dieser ächt christliche, hochgebildete Mann ein Hymnarium geschrieben hat, das aber leider verloren gegangen ist. Doch besitzen wir noch einige seiner Psalmenübersetzungen. Über ihn und seine Poesie sagt Bähr: „Mildthätigkeit und Freigebigkeit gegen Arme, dabei ein kindlich frommer Sinn scheinen hervorstechende Eigenschaften in seinem Charakter gewesen zu sein. Für manche Fehler in Überladung, Spielerei, Allegorie u. s. w. entschädigt das edle, erhabene Gemüth des Dichters, das auch in einzelnen seiner trefflichen poetischen Schilderungen hervortritt." Von seinen Dichtungen ist keine in kirchlichen Gebrauch übergegangen.[5])

§. 7. Sedulius. Nächst Prudentius ist Cölius Sedulius der wichtigste christliche Dichter dieses Jahrhunderts. Leider wissen wir über sein Leben so viel wie nichts. Er soll in Irland, dem Scotia der alten Welt, geboren sein und abwechselnd in Frankreich, Italien und Griechenland sich aufgehalten haben. Manche nennen ihn Presbyter, andere Bischof. Ort und Zeit seiner Geburt sind ebenso unbekannt, wie die seines Todes. Sedulius erreicht den Prudentius nicht an Dichtertalent, übertrifft ihn aber an Reinheit der Sprache und Erhabenheit der religiösen Vorstellungen. Wir besitzen von ihm noch ein grösseres Gedicht in 5 Büchern: Mirabilium divinorum libri quinque (Über die göttlichen Wunder), bekannt unter der Bezeichnung Paschale carmen, das an Anmuth und Zierlichkeit der Form und Sprache die altklassischen Muster erreicht. Eine Stelle aus diesem Gedichte bildet den Hymnus: Salve sancta parens. Andere Werke des Sedulius sind: das 110 Verse umfassende Lehrgedicht: Vergleichung des alten und neuen Testaments und ein Hymnus auf das Leben Christi in 23 vierzeiligen Strophen, mit alphabetisch fortlaufenden Anfangsbuchstaben. Die

---

Superba tecta civium. VIII. 226.
Tibi, Christe, splendor patris. D. 1, 189. VIII. 208. XII. 1, 132. XIII 95. XIV. 328. XIX. 137.

5) Ps. I. Beatus ille, qui procul vitam suam. VI. 114.
Ps. II. Cur gentes fremuere, et inania cur meditati. VI. 116.
Omnipotens, quem mente colo, Pater unice rerum. VI. 110.
Das poetische Lebewohl, das Paulinus seinem scheidenden Freunde Nicetas aus Dacien nachrief, theilt Ozanam p. 52 mit.

erstere Dichtung, — starrend gleichsam von Erhabenheit und tiefsinnigem Nachdruck, wie Fortlage sagt, — ist in einer eigenthümlichen Art von Distichen abgefasst, bei welchen die zweite Hälfte des Pentameters mit der ersten des Hexameters gleichlautet, einer im Mittelalter sehr beliebt gewordenen Form, carmen paracterieum genannt. In diesem Gedichte, für dessen geistvolle Parallelismen in präcisester und nachdrucksvollster Gestalt die genannte Versart sich vorzugsweise eignet, bekundet sich die Sprachgewandtheit und das epigrammatische Talent des Poeten am glänzendsten. Aus der zweiten Dichtung hat die Kirche für den gottesdienstlichen Gebrauch zwei ihrer bekanntesten und schönsten Hymnen gebildet, die in Übersetzungen frühe schon auch in den Gebrauch der protestantischen Kirche übergegangen sind.[6])

Von Dichtern der christlichen Kirche des 5. Jahrh. werden noch genannt: Prosper Aquitanius († um 463), der Freund und Rathgeber Leo's I., Verfasser einer Sammlung von 112 Epigrammen über Sentenzen des Augustinus.[7]) Claudianus Mamertus († 473), ein gelehrter und beredter Priester und Chorbischof zu Vienne in der Dauphiné. Von ihm, dessen Verdienste um den Kirchengesang sein Freund Sidonius in einem Gedichte rühmt: Carmen contra vanos poetas, und: Hymnum de passione Domini.[8]) Papst Gelasius I. († 496), ein kräftiger und entschlossener Mann und Freund der Poesie, wie er denn besonders die Dichtungen des Paulinus hochschätzte. Er ist der Vorarbeiter Gregors I. durch seine trefflichen liturgischen Anordnungen, und alte

---

[6]) A solis ortus cardine. D. 1, 15. 119. W. 48. 49. 52. 53. I, 1, 85. IV. 1, 30. VI. 119. VIII. 59. IX. 39. X. 53. XII. 1, 100. XIII. 34. XIV. 71. 397. XVI. 58. XVII. 37.

Cantemus socii Domino. (Ritornell zur Vergleichung des alten und neuen Bundes.) VIII. 44. IX. 43. XVI. 60.

Crudelis Herodes Deum. (Hostis Herodes impie.) D. 1, 119. W. 48. 50. II. 35. IV. 1, 32. VI. 121. VII. 92. IX. 41. X. 57. XII. 1, 102. XIII. 41. XIV. 76. XVI. 59.

Fit porta Christi pervia. D. 1, 15. W. 51. 52. XI. 94. XIII. 44.

Hymnum dicamus Domino. D. 1, 78. W. 62. IV. 3, 266. XIX. 64.

Omnipotens, aeterne Deus, spes unica mundi. (Der Anfang des Carmen paschale.) VI. 124.

Qui Dominum coeli Patrem memoramus, in ipso. (Der Schluss des zweiten Buches.) VI. 126.

Salve sancta parens. IV. 1, 161. XVI. 60. XIX. 62.

[7]) Vier Epigramme: Ut perdunt propriam.
Scrutari legem possunt.
Saepe quidem Dominus.
Esse volens, gaudere. VIII. 301 u. 302.

[8]) Lustra sex qui jam peregit. (Der Hymne: Pange lingua entnommen.) W. 627. IV. 1, 41. XIV. 97. XIX. 84.

Schriftsteller versichern, er habe selbst Hymnen nach Art der Ambrosianischen verfertigt.[9])

§. 8. Deutschland im 5. Jahrh. Das 5. Jahrh. war für alle Länder Europas ein grauenvolles; aber während in Gallien, in Spanien und Afrika, in Italien und Griechenland sich die Stürme austobten, in Deutschland, damals wie heute noch, zogen sich die gewitterschwarzen Wolken zusammen, zündeten die ersten vernichtenden Blitze. Ein Volk um das andere ward verdrängt und verschwand, entweder vom Schwerte verzehrt, oder von den Siegern verschlungen. Wer kennt, wer zählt die Namen aller der Stämme, die im Strome der Völkerwanderung versanken? Kaum hatte ein Land einen neuen Herrn gefunden, als auch schon wieder der Besitz wechselte und diejenigen, die erst noch Sieger waren, von andern unter die Füsse getreten wurden. Durch Deutschland hin, von Osten nach Westen, ging die grosse Heerstrasse der Völker. Da Attila mit seinen 300,000 Streitern, mit seinem Gefolge von Königen und Fürsten, die sich wie Knechte vor ihm beugten, mit all den Völkern, die ihm dienstbar waren, durch Deutschland hinstürmte, verheerend wie kein Barbarenführer mit seinen Schaaren vor ihm, — denn wo er zog, blieb eine Sandwüste zurück, selbst das Gras war verschwunden, — da wurden auch die letzten Spuren der jungen Kultur vernichtet, die eben ihre ersten Sprossen getrieben hatte. Strassburg, Worms, Mainz, Besançon, Metz, Toul, Langres und Trier fielen in Trümmer. Andere Heerstrassen zogen sich von Norden nach Süden. Jenseits der Alpen lag für alle barbarischen Völkerstämme das ersehnte Land ihrer Hoffnungen und Träume. Entweder drängten sie im Rheinthale aufwärts, oder durch Norikum und Rhätien hin. Die Kultur und mit ihr die Trägerin derselben, das Christenthum, konnten in solcher Zeit nicht gedeihen. Priester und Bischöfe wurden gemordet, die kaum errichteten Kirchen zerstört. Von den Hunnen sagt man, dass sie ohne Religion gewesen seien. Sachsen, Franken, Gepiden und Alanen waren noch Heiden. Wohl hatten einzelne der grossen Völkerschaften, deren staunenswerthe Erfolge uns die Geschichte erzählt, Heruler, Rugier, Sueven, Vandalen bereits das Christenthum angenommen, aber sie bekannten sich fast ohne Ausnahme zum Arianismus, einer christlichen Anschauung, die von der orthodoxen Kirche mehr gehasst und verabscheut wurde, als selbst der Götterdienst des Heidenthums. Im ersten Anblick stellen sich also die Verhältnisse der Kirche ziemlich trostlos

[9]) Als in dieses Jahrhundert gehörig führt Wackernagel noch folgende Hymnen an, deren Verfasser unbekannt sind:

Aeternus orbi conditor. W. 54. M. I. 31.
Inluxit orbis jam dies. W. 58. M. I. 77.
Primatis aulae coelicae. W. 73. M. III. 503.
Unam duorum gloriam. W. 74. M. III. 250.

dar; dennoch wirft der Name einzelner Lehrer derselben auch in diesem finstern Jahrhundert helles Licht in die Nacht der Zeiten, und weithin leuchtend strahlt ihre Thätigkeit für die Sache Gottes inmitten des Jammers und der Noth, von denen die Tage erfüllt waren. Wir wissen, wie am Mincio Leo I. dem siegreichen Attila entgegentrat. Ähnliches geschah vor Orleans, wo der B. Agnanus und vor Troyes, wo der B. Lupus für die geängstigten Städte um Gnade flehten. In Irland und Schottland predigten Palladius und Patricius; letzterer starb als Bischof von Armagh 460. In Rhätien und Nerikum lehrte ein morgenländischer Anachoret, Severin († 482), das Christenthum. Er verkündete dem Jünglinge Odoaker seine künftige Grösse, wusste die Herzen der siegreichen Könige der Alemannen und Rugier zur Milde gegen die Besiegten zu stimmen und war des Landes guter Engel in bösen Tagen. Wie ihm, der den Einfall der Alemannen nach Italien abgelenkt hatte, gelang es dem B. Germanus von Auxerre dieselben in Gallien aufzuhalten. Einzig erwies sich in diesem Jahrhunderte Köln als eine Burg des Glaubens unter den deutschen Städten. Es allein hatte den Hunnen getrotzt, da es von ihnen hart belagert ward. Bald auch erhob sich Trier wieder aus der Asche. Zum wirklichen Gewinn für die Kirche wurde die Bekehrung der Markomannen unter der Königin Fritigil und die der Franken unter dem staatsklugen, aber nichtswürdigen Klodwig. Von segensreichstem Erfolge war bei den Franken die Missionsthätigkeit des frommen Remigius. Trotzdem man in Rom noch immer von den Deutschen als von Barbaren sprach, trotzdem man sie in Unglauben, Aberglauben und Irrglauben versunken wusste, ein langes Umherirren unter täglichem Kampfe und immerwährender Todesgefahr ihre ursprüngliche Wildheit nur vermehrt haben konnte, hörte man doch dort nicht auf, die Hoffnung für die Zukunft des Christenthums auf sie zu setzen. „Die Gothen, sagt Salvian in seiner Schrift: „de gubernat. Dei", sind treulos, aber züchtig; die Alanen wollüstig, aber getreuer; die Franken lügnerisch, aber gastfreundlich; die Grausamkeit der Sachsen erregt Abscheu, aber man lobt ihre Keuschheit, — — und wir, wir wundern uns, dass Gott unsere Provinzen in die Hände der Barbaren gegeben hat, wenn ihre Schamhaftigkeit die Erde von dem Schmutze römischer Ausschweifungen reinigt? Wir sind wohl durch unsern Glauben besser als sie, aber durch unser Leben, mit Thränen sage ich es, sind wir viel schlimmer."

Vorläufig war es die Mission der Germanen, die Welt mit dem Schwerte sich unterthan zu machen, den Ruf ihrer Stärke durch gewaltige Thaten der Tapferkeit zu begründen. Wie bald wurden sie aber immer wieder des Schwertes müde, wie gerne vertauschten sie die Pflugschar damit, suchten sie sich aus früheren Feinden und Gegnern Freunde und Bundesgenossen zu machen. Wo sie sich niederliessen, wurden sie gelehrige Schüler höherer Gesittung, gaben sie sich

willig den Segnungen der Kultur und des Friedens hin. Als sie wieder auszogen, um aufs Neue die Welt zu bezwingen, geschah es nicht mit dem schneidigen, todtbringenden Schwerdte des Kriegers, sondern mit den Waffen des Geistes, der Bildung, der Humanität. Der segensreiche, unermüdliche Fleiss Deutschlands hat alle Flecke der Erde kultivirt und besiegt, und von Deutschland aus verbreitete sich nach der Reformation zugleich jener Geist ächter Freiheit, der die Welt umgestaltet hat.

War die Zeit der Völkerwanderung gleich verderblich für die Kultur des Alterthums, wie für das neuaufstrebende Christenthum, so musste sie sich ungleich nachtheiliger erweisen für die Kulturzustände der im fortwährenden Kampfe dahinwogenden deutschen Stämme. Es wurde bereits darauf hingedeutet, dass die Deutschen von den Urzeiten her den Gesang liebten und pflegten, dass sie die Thaten ihrer Helden im Liede verherrlichten, dass solche Dichtungen, von den wandernden Sängern bewahrt und weitergetragen, Gemeingut aller Stämme wurden. Das 5. Jahrh., obwohl fruchtbarer an wunderbaren Thaten und göttergleichen Heldengestalten, als irgend ein anderes der Geschichte, konnte den Gesangesschatz des Volkes nicht bereichern. Das tägliche Bedürfniss, auf Abwehr oder Erwerb allein gerichtet, liess die der Dichtkunst günstige Ruhe und eine von der Aussenwelt sich lossagende Träumerei nicht aufkommen. Wir haben also aus diesem Jahrhunderte nichts zu berichten von poetischen Leistungen. Möglich, dass auch in dieser Zeit in Deutschland einzelne von Priestern oder Mönchen gedichtete geistliche lateinische Lieder entstanden sind, wie deren in Italien und Spanien viele geschrieben wurden[10]), von deutschen Liedern jedoch hat sich auf die Nachwelt nichts vererbt. Dagegen aber gewann die Legende und die Sage um so reicheren Stoff gerade in diesem 5. Jahrh. und spätere ruhigere Zeiten haben nicht verfehlt, denselben anzubauen und auszubeuten. Von den Legenden führen wir hier nur das merkwürdige, in uralten heidnischen Sagen gründende Mährlein von den 11,000 Jungfrauen an, die unter der Führung der h. Ursula, angeblich eine Königstochter aus England, unbelästigt in dieser schrecklichen Zeit die Reise von England, den Rhein aufwärts nach Basel und von da nach Rom machen und glücklich wieder bis Köln zurückkommen konnten, wo sie nun aber alle, sammt einem ungeheuern Tross von Bischöfen, Liebhabern, Matronen und Kindern, durch die die Stadt eben belagernden Hunnen ihren Tod fanden.[11])

[10]) Wackernagel (Mone) hält die Hymne in natali sanctorum Chrysanthi et Dariae: „Unam duorum gloriam", für eine solche, die in Deutschland selbst gedichtet und vielleicht für die Kirche zu Münster-Maienfeld in der Eifel gemacht wurde, deren Patrone die beiden Heiligen sind.

[11]) Siehe darüber O. Schade: Die Sage v. d. h. Ursula u. den 11,000 Jungfr. Han. 3. Aufl. 1854. — Man hat in derartigen frommen Sagen in der unglaublichsten Weise übertrieben. Die zehn Christenverfolgungen, die man in der Regel annimmt, lassen sich schwer historisch feststellen. Sie waren kaum so schrecklich, als man sie später darstellte, mit Ausnahme vielleicht der Verfolgungen unter Decius und

Die Zeit, welche Attila, den Etzel der Dichtung, und Theodorich den Grossen, den Dietrich von Bern, sah, ist zugleich auch diejenige, in welche die Sage jene wundersamen Heldengeschichten von Gudruu, den Nibelungen, den Amelungen und andern deutschen Heroengeschlechtern verlegt. Im 5. Jahrh. wurzeln alle jene grössteu deutschen Epopöen, die, bis der Sagenkreis Karls des Grossen sie momentan verdrängte, der Stolz und der Trost der Nachkommen herrlicher Heldengeschlechter waren.

Wenn auch von nicht unbedeutenden Fortschritten auf dem Gebiete kirchlicher Dichtung während des 5. Jahrh. Mittheilung zu machen war, dasjenige was man von der Ausbildung der Tonkunst, besonders der geistlichen, weiss, ist dagegen um so geringer. Es darf jedoch angenommen werden, dass trotz der Stürme, welche wie über die Welt im allgemeinen, so auch über die Kirche hinzogen, der Kirchengesang in einer, wenn auch langsamen und unterbrochenen, doch stetigen Entwicklung begriffen war, und dass besonders die Bischöfe zu Rom dem liturgischen Ausbau des Gottesdienstes eine aufmerksame und eifrige Sorgfalt unausgesetzt zuwandten. Als besondere Förderer dieser Angelegenheit gelteu die Päpste Leo I. und Gelasius I. Aber auch die Bischöfe Oberitaliens, Galliens und Spanieus suchten auf diesem Gebiete zu thun, zu erhalten und zu fördern, was unter so ungünstigen Umständen irgend möglich war.

VII. Der Kirchengesang im sechsten Jahrhundert.

Die Stürme, die in den letztvergangenen Jahrhunderten sich erhoben hatten, durchtobten noch, wenn auch nicht mit gleichem Wüthen, das sechste. Die hervorragendste Königsgestalt desselben ist der tapfere §. 1. Politischer Überblick.

Diocletian. Wer sich solchen Verfolgungen entziehen wollte, konnte es ohne grosse Mühe; wer nicht etwas darein setzte, sein Leben hinzugeben, oder wer nicht gerade, um als abschreckendes Beispiel zu dienen, dem Tode überliefert wurde, konnte sich wohl verbergen. Aber die Freudigkeit der Bekenner war vielfach so gross, dass sie auf eine von besonnenen Kirchenlehrern missbilligte Weise sich zum Tode drängten. Selbst Kinder hatten Lust am Sterben und edle Jungfrauen duldeten schwereres als den Tod. Noch zur Zeit des Origenes war die Zahl derer, die als Martyrer gestorben waren, leicht zu berechnen. So ist die Sage von der Vernichtung der thebaischen Legion in den Engpässen von Wallis (287) die nach dem Abendlande transferirte Geschichte von der Todesmarter des im Orient mit 70 Soldaten getödteten Mauritius. Die eigentlich barbarischen und haarsträubenden Christenverfolgungen beginnen erst von der Zeit an, wo die Päpste dieselben ins Werk setzten und die Inquisition sie leitete.

und kühne Frankenkönig Klodwig, der Stifter des mächtigen Frankenreichs, aus dem Geschlechte des westfränkischen Königs Pharamund entstammend, ein Enkel des Meroväus, der Sohn Childerich's I., des schönsten und stärksten Mannes seiner Zeit. Klodwig trat 482, ein Jüngling von nur 20 Jahren, aber ein Mann seinen geistigen Eigenschaften nach, die Regierung eines verhältnissmässig kleinen Landes an. Im höchsten Grade ehrgeizig, wie alle Franken, ein kühner, glücklicher Feldherr, ein listiger, heuchlerischer Staatsmann, gewissenlos und tückisch, ohne Treue und Glauben, grausam bis zur Unmenschlichkeit, vereinte er die Urkraft der Barbaren mit der trügerischen Staatskunst der übercivilisirten Römer. Seinem Erbtheil fügte er nach der siegreichen Schlacht bei Soissons zunächst das unter dem wackern Statthalter Syagrius stehende gallisch-römische Gebiet, den letzten Rest des ehedem so mächtigen weströmischen Reiches, hinzu. Striche des belgischen Landes, im Osten das Land der Tungern zwischen Niedermaas und Mosel, im Westen das zwischen Loire und Seine, vergrösserten alsdann seine Macht. Von höchster Wichtigkeit für ihn war aber sein Sieg über die Alemannen bei Zülpich 496, der ihn in den Besitz des Rheins und der angrenzenden Länder setzte. Klodwig, ein germanischer Konstantin, nahm bekanntlich zufolge eines in dieser Schlacht gethanen Gelübdes und wohl auch auf das Andringen seiner christlichen Gemahlin Klotilde (Chrodichilde, die Krimhilde der Sage?), einer burgundischen Prinzessin, — schön und verständig, aber auch rachsüchtig, grausam und unversöhnlich — das Christenthum an, und ward mit 3000 seiner Genossen noch am Weihnachtsfeste desselben Jahres von dem B. Remigius in der Marienkirche zu Rheims getauft.[1]) Wir übergehen die fromme Fabel, nach welcher eine weisse Taube vom Himmel herab die Ölflasche zur Taufhandlung des nichts weniger als christlich gesinnten, oder überhaupt einer solchen wunderbaren Auszeichnung würdigen Barbaren überbracht haben soll, und machen hier nur noch darauf aufmerksam, welche Ausdehnung durch diesen Übertritt die orthodoxe Kirche, zu der Klodwig sich bekannte, jetzt gewonnen hatte, und welch ein wichtiger Zuwachs dadurch der christlichen Gesellschaft überhaupt wurde. Es ist begreiflich, dass man in Rom über dieses Ereigniss in lautes Frohlocken ausbrach, dass man fortan von Seite der katholischen Geistlichkeit Alles aufbot, um des Königs ehrsüchtige Vergrösserungspläne zu unterstützen, seine Schandthaten zu bemänteln, — indem er die arianischen Burgunder und Westgothen besiegte, wurden ja auch die Feinde der Kirche niedergeworfen — und dass man ihn, dessen dunkelste Thaten in die Zeit nach seiner Bekehrung fallen, zuletzt als den Helden des wahren Glaubens pries und hinstellte.

[1]) Klotilde und ihren Enkel, den schwachen Guntram, hat die dankbare Kirche unter die Heiligen aufgenommen.

Der Papst, in der Freude seines Herzens, ertheilte dem Barbaren den Beinamen: „allerchristlichster König", einen Namen, den er durch jede seiner Handlungen schändete und auf den er nur Unehre brachte. Und Gregor von Tours, der anderseits ehrlich dessen Unthaten aufzählt, sagt von ihm: „Gott warf täglich seine Feinde vor seiner Hand zu Boden und vergrösserte sein Reich, weil er rechtschaffenen Herzens vor ihm wandelte und that, was Wohlgefallen fand vor seinen Augen". (!) [2]) Mochte seine Habsucht von nun an heischen, was sie wollte, mochte er seine Gier auf die ungerechtesten Güter richten, seinen Zielen über die Leichen seiner Verwandten, Freunde und Kampfgenossen hinweg zuschreiten, immer fand er im Klerus dienstwillige und ergebene Vertheidiger seiner Thaten. 497 unterwarf er sich die Bretagne, 500 kämpfte er mit Erfolg gegen die Burgunden, 507 gegen die Westgothen, mit deren König, dem toleranten Alarich II., er noch kurz vorher ein Bündniss des Friedens und der Freundschaft aufgerichtet hatte. Aber es ärgerte den allerchristlichsten König, dass arianische Ketzer die schönsten Striche in Gallien besassen, darum sprach er: „Lasset uns hinziehen und mit Gottes Hilfe ihr Land erobern." Freund Alarich ward in der Schlacht bei Vonglé geschlagen und erschlagen, und Klodwig nahm das Land von der Loire bis zu den Grenzen Languedoc's in seinen Besitz. Noch fehlte aber zur Sättigung des Tyrannen der Erwerb der fränkischen Stämme, die von seinen Verwandten beherrscht wurden. Der gewissenlose König räumte letztere alle durch den empörendsten Verrath sammt Söhnen und Brüdern aus dem Wege und sass nun fortan allein auf dem blutbefleckten Throne des weiten Landes, ohne sich jedoch lange dieses Glückes erfreuen zu können, denn schon 511 starb er, erst 45 Jahre alt.

Die Einheit des durch die unnatürlichsten Verbrechen erkauften Reiches ging mit seinem Tode wieder verloren. Klodwig wurde der Stammvater eines Königsgeschlechtes, das einzig in der Geschichte dasteht, unübertroffen in äusserster Niederträchtigkeit, durch die schauderhaftesten Gräuel der Habsucht und des Mordes, die Frevel vom Hause des Tantalus überragend. Seine vier Söhne, den Vater in seinen Lastern überbietend, theilten sich in dasselbe. Thiederich,

[2]) „Als der letzte Schimmer römischer Macht erloschen war, scheint sie an dem Tage, wo Klodwig als Besieger der Westgothen von den Abgesandten des Papstes Anastasius den Titel und Ehrenschmuck eines römischen Patricius empfing, in der Person des fränkischen Häuptlings wieder aufzuleben. In der Basilika von Tours, vor dem Grabe Martins, von Priestern und Kriegern umringt, bekleidete sich der langhaarige König mit der purpurnen Toga und der Chlamys, setzte er sich die Krone auf das Haupt und zu Pferde gestiegen, warf er Gold und Silber unter das dicht gedrängte Volk. Von dieser Stunde an nannten ihn die Seinen Konsul und Augustus. Die civilisirende Macht der Cäsaren schien in den Fürsten der Franken sich erneuern zu können." Ozanam.

der älteste von ihnen, König von Austrasien, der in Metz residirte, und sein Sohn, Theudebert, die Erben der Ländergier Klodwigs, unterwarfen sich Thüringen (530) und vollendeten die Eroberung Alemanniens. Bis nach Oberitalien hinab verbreitete sich der Schrecken ihres Namens und der Abscheu vor den Gräueln fränkischer Kriegsführung. Theudebert ward nach der Heimkehr von einem wilden Stiere getödtet (547), sein Sohn, Theudebald, starb ohne Erben (554).

Der zweite Sohn Klodwigs, Klodomir, König von Aurelien, zu Orleans wohnend, durch seine in unversöhnlichem Hasse gegen ihren Oheim Gundobald, den Mörder ihres Vaters, glühende Mutter, die heilige Klotilde, zum Kriege gegen Burgund aufgestachelt, überzog das Land des Königs Siegismund, Gundobalds Sohn, mit seinen wilden Heerhaufen, besiegte ihn in einer grossen Schlacht (524), schleppte den von den Seinen Verrathenen nach Orleans und liess ihn mit Frau und Kindern in einen Brunnen stürzen. Solche Thaten unter diesen christlichen Frankenkönigen reichen sich förmlich die Hand. Klodomir fiel im Kriege mit Gundomar, Siegismunds Bruder, der noch zehn Jahre den Kampf gegen die Franken fortsetzte. Im J. 534. nachdem es seit 414 bestanden hatte, verlor Burgund seine Selbstständigkeit. Klodomirs drei Söhne wurden von ihren beiden neustrischen Oheimen ermordet. Nachdem auch der dritte Sohn Klodwigs, Childebert I., König von Frankreich, zu Paris 558 gestorben war, sah sich der jüngste Lothar I. von Soissons, wieder im Alleinbesitz des nun bedeutend vergrösserten Reiches. Aber bereits nach seinem Tode (561) theilten sich aufs neue vier Erben in das Land, von denen, nachdem der König von Paris, Charibert, ohne Nachkommen gestorben war, noch Guntram zu Orleans, Chilperich I. zu Soissons (Neustrien) und Siegebert zu Metz (Austrasien) übrig blieben. Ist bisher schon die Geschichte des fränkischen Königshauses eine mit Blut befleckte und von den erdenklichsten Gräueln und von Schande jeder Art angefüllte, so treffen wir nun erst recht auf Abscheulichkeiten in dieser fluchwürdigen Familie. Selbst der beste der vier Söhne Lothars I., Guntram, durch den Beinamen der Fromme ausgezeichnet, war grausam und treulos. Aber in den Häusern Chilperichs I. und Siegeberts häuften sich Unthaten auf Unthaten. Der erstere, nachdem er seine erste Gemahlin, Andoveda, hatte ersäufen, seine zweite, Galesuintha (eine Schwester der Brunhilde), hatte hängen lassen, hatte sich zuletzt mit der Buhlerin Fredegunde vermählt. Des andern Weib war Brunhilde, eine Tochter des westgothischen Königs Athanagild, eine Frau, begnadet von Gott mit seltener Schönheit, mit Verstand und Unternehmungsgeist, mit heroischer Entschlossenheit und tiefer Staatswissenschaft, aber durch und durch verderbt, sitten- und gewissenlos. Beide Namen, Fredegunde und Brunhilde, sind in der Geschichte auf ewig gebrandmarkt. Diejenigen, die sie trugen, gehören zu jenen grässlichsten unter den menschlichen

Scheusalen, von deren Gräuelthaten nur mit Widerstreben der Geschichtsschreiber berichtet. Diese verworfenen Weiber nährten und schärften zuerst den verbrecherischen Hader, der alsbald nach Chariberts Tod um dessen Erbe unter den Brüdern entbrannte. In dem deshalb ausgebrochenen Kriege ward Siegebert (576) getödtet und Brunhilde in Paris mit ihren Töchtern gefangen genommen. Aber sie entkam und beherrschte nun 38 Jahre lang als Vormünderin ihres verderbten und unfähigen Sohnes Childebert II. und ihrer Enkel Theudebert II. und Thiederich II. Austrasien unter Schandthaten und Verbrechen ohne Zahl und Maass. Kinder, Neffen und Enkel hetzte sie in blutigem und vernichtendem Kampfe gegeneinander, mordete ohne Rücksicht auf die innigsten Bande der Natur und brach die heiligsten Eide. Wie sie, ebenso herrschsüchtig als wollüstig und grausam, gebehrdete sich in Soissons Fredegunde, die Mörderin ihres Gatten, des grausamen und tückischen Chilperich I. (584) und seiner drei rechtmässigen Söhne. Ihr Sohn, Lothar II., der Grosse genannt, unersättlicher Herrschsucht voll, wie alle seines Geschlechtes, bekriegte nach dem Tode seiner, von der rächenden Nemesis nicht erreichten Mutter (597), die greise, aber in ungeschwächter Wildheit und Zügellosigkeit noch immer regierende Brunhilde, nahm sie gefangen und liess sie mit ihren Urenkeln schmählich unter den haarsträubendsten Martern hinrichten. Brunhilde, der man den Tod von zehn Königen und königlichen Prinzen schuld gab, ward drei Tage nach einander gemartert, dann verkehrt auf ein Kameel gesetzt und zur Schau durchs Lager geführt, zuletzt mit den Haaren, mit einem Fusse und einem Arme an den Schweif eines wilden Pferdes gebunden und zu Tode geschleift. Selbst dadurch ward der Hass gegen sie nicht gestillt, ihr Leichnam noch wurde verbrannt (613).

Zum dritten Male war nun in eines Mannes Hand wiederum die Macht über das ganze Frankenreich gelegt. Lothar II. berief jene denkwürdige Reichsversammlung nach Paris (615), auf welcher die Rechte der Nation (vielmehr diejenigen der Grossen des Reichs und der Bischöfe) festgesetzt und erweitert, Ruhe und Ordnung für das weite Reich begründet, aber auch der Grund zu der immer mehr aufstrebenden Macht der geistlichen und weltlichen Vasallen gelegt wurde. Lothar schuf für seinen tapfern Kampfgenossen Warnacher und dessen Geschlecht die Würde eines königlichen Hausmeyers oder Grossmeisters (Majordomus). Die allgewaltigen Minister, zu denen sich diese Hausmeyer allmälig emporrangen, von Königen, die immer mehr erschlafften, bis sie zuletzt nur noch als „königliche Schlafmützen" figurirten, während jene regierten, strebten zuletzt selbst nach der Königswürde. Das mit Blutschuld beladene Geschlecht der Merovinger endete mit Childerich III. 752, der, von seinem Majordomus Pipin dem Kurzen in ein Kloster gesteckt, sein ruhmloses Leben in Vergessenheit beschloss.

Die Geschichte des fränkischen Reiches unter den Karolingern gehört späteren Jahrhunderten an.

Während so im 6. Jahrh. das Frankenreich entstand und in einer alle Nachbarstaaten verzehrenden Grösse sich ausbreitete, erlag (555) das Vandalenreich in Afrika und nach heldenmüthigem Widerstande auch das ostgothische in Italien dem Kriegsglücke und Geschicke der berühmten Feldherrn des oströmischen Kaisers Justinian I., **Belisar** und **Narses**; aber auf den Trümmern des letzteren erhob sich alsbald in Norditalien wiederum ein neuer mächtiger Staat. Neben den Avaren, die sich in Mösien festsetzten (um 548) und von da aus weiter ausbreiteten, machte sich ein anderes aus dem Norden herdrängendes Volk bemerklich, die Longobarden, die zuerst Pannonien und von da aus, von dem mit Undank für seine Thaten gelohnten Narses hergelockt, unter ihrem Könige **Alboin** (568) Ober- und das westliche Unteritalien eroberten. Mit den Longobarden waren Schaaren von Sarmaten, Gepiden, Baiern und Sachsen gekommen. Pavia, nach langwieriger Belagerung erstürmt, wurde die Hauptstadt des neuen Reiches. Die Barbaren, die kaum noch mit wilder Verheerungslust über die Alpen hereingebrochen waren, zeigten sich rasch zu ihrem Vortheile umgeändert und in kurzer Zeit gesittet. Ackerbau und Viehzucht begannen in dem von ihnen zuerst verwüsteten Lande aufzublühen, und bürgerliche Gewerbe wurden mit Glück und Eifer betrieben. Um die Heldengestalten der longobardischen Könige **Alboin**, **Autharis**, **Agilulf**, **Grimoald**, **Bertharit**, **Luitprand**, bis zu den unglücklichen **Aistulf** und **Desiderius** herab hat die Sage ihre reichsten und schönsten Kränze gewunden. Das blühende Reich der Longobarden, eines starken, tapfern, freien, durch weise Gesetze regierten Volkes, erlag endlich dem Hasse der Päpste und der Übermacht der Franken. Schon Aistulf war zweimal von Pipin besiegt und schwer gedemüthigt worden (754 und 756). Sein Nachfolger Desiderius verlor nach 18jähriger Regierung (774) an Karl den Grossen sein Land und endete ruhmlos im Kloster, trotzdem Karl der Gatte seiner Tochter Desiderata war und Karls Bruder, Karlmann, deren Schwester Bertha zum Weibe genommen hatte. Der Staatsklugkeit des Frankenkaisers galt die Freundschaft des Papstes höher, als die Bande der Blutsverwandtschaft. Der Untergang des Longobardenreiches zog denjenigen des Baierlandes nach sich, dessen Herzog **Tassilo** mit Luitberga, ebenfalls einer Tochter des Desiderius, vermählt war.

§. 2. Kirchliche Zustände.

Mitten unter all diesen politischen Stürmen und Umwälzungen befestigte sich die Macht der Kirche zusehends, gewann die christliche Religion nicht unbeträchtliche Ausbreitung. Die **Alemannen**, die Schotten und Angelsachsen wurden allmälig bekehrt. **Graitis**, der König der Heruler, und **Gorda**, der König der Hunnen, liessen sich

in Konstantinopel taufen. Der Bischof Leander in Sevilla bekehrte den König Reccaret (587), der von Gregor nach England gesandte Mönch Augustin den König Ethelbert von Kent (598). St. Goar, der Einsiedler, predigte mit Erfolg am Rhein.

Der Arianismus, mehr und mehr beschränkt, findet nur noch in den longobardischen Königen energische Beschützer. In Afrika und Spanien schloss man den Arianern ihre Kirchen, nachdem die Könige der Sueven und Westgothen zum Katholicismus übergetreten waren. Childebert II., König von Austrasien, das schwache Werkzeug in den Händen seiner schlimmen Mutter Brunhilde, zwang sogar die Juden seines Reiches, sich taufen zu lassen. Die christliche Kirche — obwohl innerlich noch immer nicht beruhigt, denn die Parteien im Orient standen sich noch in ungeschwächtem Hasse gegenüber und die in zahllose Verzweigungen gespaltene Sekte der Monophysiten verwirrte die Gemeinden — strebte ihren Zielen Europa zu christianisiren mit aussergewöhnlichem Erfolge nach. Allerdings darf man sich gegenüber der vorkommenden Massenbekehrungen keinen Illusionen hingeben. Wenn auf einmal Tausende barbarisch gesinnter wilder Menschen das Christenthum annahmen, ohne darin auch nur die oberflächlichste Belehrung erhalten, ohne von dessen Wesen einen Begriff bekommen zu haben, so konnte der Gewinn, den die Kirche davon hatte, momentan nur ein äusserlicher genannt werden. In ihrem Herzen blieben diese Stämme noch für Jahrhunderte hinaus die dicksten Heiden, wie denn Spuren heidnischen Aberglaubens in manchen Gegenden bis zur Stunde nicht völlig auszurotten waren. Wir haben einen flüchtigen Blick in die mit Blut geschriebene Geschichte des fränkischen Königshauses geworfen. Wenn auch nicht eben so ungeheuren Schandthaten wie hier, doch ähnlichen Ereignissen, begegnen wir fast in jeder Fürstenfamilie der damaligen Zeit. Überall wilder Blutdurst, Grauen erregende Grausamkeit, trotzige Begehrlichkeit, ungezügelte Herrschsucht, alle schlimmen Leidenschaften des Menschenherzens in erschreckender Entfesselung. Mörder, Verräther, Treubrüchige, Gewaltthätige, Wollüstlinge finden wir auf allen Königsthronen der aus der Völkerwanderung hervorgegangenen Reiche. Hatten nur diese Hochgestellten eine Berechtigung dazu, sich in Schandthaten und Lastern aller Art zu wälzen, oder war das Volk noch schlimmer wie sie? Bei der offenbaren Bestialität der Grossen erscheint es kaum möglich, dass das Volk sie übertroffen haben könnte. Die grössere Masse, ohnedem durch die Gesetze im Zaum gehalten, über die jene so leicht sich hinwegsetzen können und dürfen, wird nie so völlig verkommen, so tief sinken als diejenigen Personen, denen Rang, Reichthum, Macht es gestattet, jeder Leidenschaft den Zügel schiessen zu lassen. Aber nachdem nun doch einmal das Christenthum, diese Religion der Liebe, des Friedens und der Gesittung allenthalben öffentlich gepredigt wurde, so muss es uns gegenüber von

solchen Zuständen erlaubt sein zu fragen, ob dasselbe auch überall in der rechten Weise gelehrt wurde? Waren die christlichen Priester und Bischöfe dem Volke auch stets Vorbilder ächt christlicher Gesinnungen? Waren sie noch immer erhabene Zeugen christlicher Liebe, Milde und Demuth? War es ihnen in erster Linie nur darum zu thun, aus den Bestien und Barbaren, die zu ihnen kamen, um sich taufen zu lassen, Menschen und Christen zu machen? Oder lief ihr Bestreben mehr auf Verbreitung und Befestigung äusserer Macht, ihr Genügen darauf hinaus, ein geistiges Übergewicht über die Bekenner der christlichen Lehre zu erhalten, sie als Vormünder zu beherrschen, anstatt sie zu erheben, zu bilden, zu entwickeln? Wir werden auf diese Fragen noch oft zurückkommen müssen und die Antwort wird selten günstig für die Kirche ausfallen.

Einstweilen wenden wir unsere Aufmerksamkeit den Nachfolgern Leo I. zu. Die Kirche, indem sie immer nur die Fähigsten aus ihrer Mitte auf den Bischofsstuhl zu Rom erhob, durch Familienrücksichten und Erbansprüche nie behindert war, hatte vor allen weltlichen Staaten unendliche Vortheile voraus und man muss anerkennen, dass sie diese Vortheile mit grosser Klugheit und Weisheit auszunutzen verstand. Allerdings hat es auch einzelne schwache und unwürdige Päpste gegeben, aber wir begegnen in der Aufeinanderfolge derselben doch nicht jenem jämmerlichen Verkommen und Ausarten, jenem beklagenswerthen Herabsinken zu völliger Unfähigkeit, das uns bei dem Überblicken der Dynastenfamilien sofort auffällt. Eine ganze Reihe untauglicher, ja blödsinniger Kirchenfürsten, wie sie uns die genealogischen Tabellen auf den weltlichen Thronen in abschreckender Weise aufstellen, ist nicht denkbar. Daher finden wir denn auch unter den römischen Bischöfen viele ehrwürdige, fromme, kluge, starke, energische Männer, die, war ja unter einem Vorgänger etwas versäumt worden, rasch wieder Hilfe und Rath fanden.

§. 3. Gregor I. Unter den Päpsten des 6. Jahrh. ist **Gregor I.**, gen. der Grosse, der hervorragendste. Wahrscheinlich um 540 in Rom geboren, dem damals ältesten Adelsgeschlecht der Stadt, dem ainzischen, entstammend, war er der Sohn vornehmer und sehr reicher Eltern. Sein Vater Gordianus bekleidete das Amt eines Regionarius, seine fromme Mutter Sylvia trat nach des Gatten Tode in ein Kloster. Gregor erhielt eine, wenn auch einseitige, doch sorgfältige Erziehung, zunächst auf das Rechtsstudium gerichtet. Von alter Herkunft, reich und angesehen, seltene Vorzüge des Herzens und Geistes in sich vereinigend, auf eine glänzende Zukunft hingewiesen, schien ihm die Erlangung der bedeutendsten Ehrenstellen und Ämter im Staate sicher zu sein. In fast noch jugendlichem Alter finden wir ihn auch schon als kaiserlichen Präfekten Roms, also im Besitz der damals höchsten Würde eines Civilbeamten und geehrt durch das Vertrauen und die Liebe seiner

Mitbürger. Eine weltliche Laufbahn aber und der damit verbundene Ruhm konnten seine Seele nicht befriedigen, deren innerste Neigung der Welt abgewandt, dagegen der stillen Beschaulichkeit und den frommen Übungen des Klosterlebens zugethan war und blieb. Nach langem innern Kampfe zwischen Beruf und Neigung entsagte er endlich seinem Amte, verkaufte seine Güter und verwandte den Erlös aus denselben zu Werken der Barmherzigkeit und Frömmigkeit. In Sicilien, wo seine grössten Ländereien lagen, stiftete er sechs Klöster, in Rom richtete er sein eigenes Haus zu einem dem Apostel Andreas geweihten Kloster ein, in das er selbst später (575) als Mönch eintrat, mit grösster Strenge und exemplarischem Eifer allen ascetischen Übungen und jeden Vorschriften mönchischer Selbstpeinigungen sich unterziehend. Die Folge seiner übertriebenen Geisselungen, Wachen und Fasten war ein lebenslängliches Siechthum. Diese in seinen Augen glücklichste Zeit seines Lebens, nach der er stets mit Sehnsucht und Wehmuth zurückblickte, sollte jedoch nicht lange dauern. Papst Pelagius II. schickte ihn, nachdem er ihn wider seinen Willen vorher zum Diakon geweiht hatte, als Nuntius nach Konstantinopel (578—585). Ungern gab er dem Wunsche dieses seines Vorgesetzten nach und nur der Umstand, dass viele seiner Klosterbrüder ihm aus Anhänglichkeit an den Ort seiner Bestimmung folgten, er also auch dort sein klösterliches Leben fortsetzen konnte, machte ihm das Scheiden von Rom erträglich. Gregor, dessen Stellung in Konstantinopel eine sehr ehrenvolle und einflussreiche und von dem segensreichsten Erfolge für die Interessen der römischen Kirche wurde, ward nach seiner Rückkehr von Pelagius aufs Freundschaftlichste empfangen und bald darauf zum Abte des von ihm gestifteten Klosters erwählt. Als Pelagius (590) an einer durch die ausgetretene Tiber veranlassten Pest starb, bezeichnete ihn das einstimmige Verlangen des römischen Volkes und der Geistlichkeit zu dessen Nachfolger. Vergebens suchte er, in der Meinung seiner Untüchtigkeit und in der Sorge für sein innerliches Leben, sich auf jede Weise der Annahme dieser Würde zu entziehen. Er blieb bis zum Jahre 604, wo er starb (12. März), also dreizehn und ein halbes Jahr hindurch, eine Zierde des päpstlichen Stuhles, dessen Ansehen er auf eine bisher nicht gekannte Höhe zu heben wusste, denn es gelang ihm, die Vereinigung sämmtlicher abendländischer Kirchen unter die Obergewalt des römischen Bischofs einzuleiten und, wie er, der sittliche Reformator seiner Zeit, am Schlusse der alten Kirche steht, so hat er, indem er für deren innere und äussere Gestaltung die Bahn vorzeichnete, die sie fortan durch ein ganzes Jahrtausend einschlagen sollte, zugleich auch den Grundstein gelegt, auf welchem sich die neue christliche Welt aufbauen konnte.

Gregor hatte eine imponirende Gestalt, eine schlanke Figur, ein längliches Gesicht, einen kahlen Scheitel, eine hohe Stirn und eine

Habichtsnase. Als Mensch und Christ war er vielleicht der edelste und frömmste unter allen römischen Bischöfen. Er hatte die reinsten und höchsten Meinungen von der Heiligkeit des Priesterthums und der Wichtigkeit des Seelsorgeramts. Seines Predigeramtes wartete er mit grosser Gewissenhaftigkeit. Ein unvergängliches Zeugniss für seine ächt christlichen Gesinnungen ist seine vortreffliche Schrift: „Über das Hirtenamt", in der er den Grundsatz aufstellte, dass derjenige, der vermöge seines Amtes das Höchste auszusprechen habe, nothwendig auch das Höchste in seinem Leben darstellen müsse. Demgemäss verlangt er von einem Priester Einsicht und gründliches Wissen, Reinheit des Herzens und der Sitten, Gottesfurcht, Demuth und willigen Gehorsam der Welt und den Vorgesetzten gegenüber, Wohlwollen und Milde gegen die Gläubigen wie gegen die Irregeleiteten, Achtung und Liebe vor der Wahrheit, Klugheit und Menschenkenntniss. Daher ging denn auch sein nächstes Bestreben auf Begründung und Wiederherstellung des kirchlichen Lebens, der kirchlichen Zucht und Ordnung und Heranbildung eines neuen Priesterstandes. Er drang strenge auf die Ehelosigkeit der höheren Geistlichen. Das von ihm in Rom gestiftete Kloster ward eine Pflanzschule von trefflichen Bischöfen und Priestern, die sich durch ihre Kenntnisse, edlen Sitten und Bestrebungen auszeichneten. Was uns besonders verehrungs- und rühmenswerth an ihm erscheint, liegt in dem Umstande, dass er nie als Verfolger Andersgläubiger auftrat. Er selbst, von der Wahrheit und Herrlichkeit des christlichen Glaubens durchdrungen, wie wenige Andere seiner Vorgänger und Nachfolger, übte die seltenste, edelste Toleranz, wollte von Anwendung einer Gewalt in Glaubenssachen nichts wissen, war ein abgesagter Feind jeder Ketzerriecherei. „Was man durch Gewalt erzwingt, sagt er, gilt nach Kirchen- und Staatsgesetzen für ungiltig." So sehr ihm auch die Ausbreitung des katholischen Glaubens eine Herzensangelegenheit war, immer mahnt er ab von Gewaltmassregeln, räth er zu Milde und Schonung, will er nur durch Überzeugung und Liebe, durch den sanften Weg der Predigt Arianer, Juden und Heiden bekehrt wissen.

Unausgesetzt war er besorgt, Armen, Kranken und Gefangenen, mochten sie nun einem Stande angehören, welchem sie wollten, zu helfen, sie in jeder Weise zu unterstützen. Mit der grössten Genauigkeit überwachte, leitete und ordnete er die damals schon sehr angewachsenen Güter und das Einkommen der Kirche. Nicht das Unbedeutendste entging seiner Aufmerksamkeit und auch hier muss es gerühmt werden, wie er immer auf eine gerechte, billige, gütige Behandlung der Pächter und ihrer Familien, der Kolonisten und untergeordneten Dienstleute hielt. Unausgesetzt ermahnt er die mit der Verwaltung der Güter betrauten Männer zur Milde und billigen Berücksichtigung obwaltender Umstände.

Er war es aber auch, der zuerst eine weite Kluft zwischen Klerus und Laien errichtete, welche letztere er vollständig von allen thatsächlichen Beziehungen zur Kirche schied. Dass er bei seiner ausgesprochenen Neigung dafür stets ein Freund des Mönchthums blieb, weshalb man ihm auch den Namen: „Vater der Mönche" gab, ist erklärlich. So sehen wir denn auch seine liebende Sorgfalt den Klöstern stets zugewendet; immer ist er bereit Stiftungen solcher Anstalten zu unterstützen oder dazu zu ermuntern. Doch trennte er scharf den geistlichen vom Mönchsstande; jenem sollte allein die praktische Seelsorge verbleihen, diesem die ungestörte innere Kontemplation.

Fügen wir noch hinzu, dass Gregor für seine Person einfach, anspruchslos, ein Feind alles Aufsehens und äusseren Glanzes war, dass er, trotz seiner schweren körperlichen Leiden, die ihn oft Jahre lang aus Schmerzenslager fesselten, und die er mit bewundernswürdiger Geduld ertrug, eine rastlose Thätigkeit entfaltete, so haben wir die eine Seite seines Charakterbildes gegeben. Seine Fehler, auf die wir jetzt zu sprechen kommen, wurzeln in seiner Erziehung, in seiner Stellung und in den damaligen für die Kirche so sehr misslichen Zeitverhältnissen. Einen grossen Theil seiner Mühen und Kräfte verlor er in dem nutzlosen Kampfe mit dem Patriarchen von Konstantinopel in der Behauptung vermeintlicher Rechte und Vorrechte des päpstlichen Stuhles, und hier finden wir bei ihm wieder, wie bei Leo I., Worte und Lehre in lebhaftestem Widerspruche mit seinen Gesinnungen. Während er Demuth predigt und sich selbst servus servorum Dei nennt, verfolgt er die ehrgeizigsten Pläne, während sein Mund von gottgefälliger Unterwerfung überfliesst, strebt er in Wahrheit nach der alleinigen und unbegrenzten Herrschaft der Welt. Dem Patriarchen Johannes von Konstantinopel, bekannt unter dem Beinamen der Faster, wollte er durchaus nicht den ihm von einer Synode zu Konstantinopel (587) beigelegten Titel eines ökumenischen Bischofs gestatten. Nur der Bischof von Rom sollte der erste und angesehenste des Erdkreises sein. Vergebens wandte er sich deshalb in zahllosen Briefen an Johannes selbst, an den Kaiser und die Kaiserin, an die Patriarchen und Bischöfe Ägyptens, Asiens und Griechenlands. Man wusste in Rom zu gut, welche Rechte und Vortheile sich an anfänglich ganz unschuldig klingende Titel im Verlaufe der Zeit knüpfen liessen. Gregor hatte den Schmerz zu sehen, dass man auf seine Briefe gar keine Antwort gab, oder ihm höchstens erwiederte, er möge doch um solcher Dinge willen, die keiner Worte verlohnten, der Kirche kein Ärgerniss geben. Nach des Johannes Tod nahm auch dessen Nachfolger Cyriakus den Titel eines ökumenischen Bischofs an und er verblieb den Patriarchen Konstantinopels bis heute.

Nach der Besiegung der Gothen durch Narses hatten die griechischen Kaiser aus ihren italienischen Besitzungen eine Statthalter-

schaft, ein Exarchat, gemacht. Der Exarch hatte seinen Sitz zu Ravenna; Rom und Neapel wurden durch zwei ihm untergebene Herzöge verwaltet. Als die Longobarden in Italien eingebrochen und nach und nach siegreich bis Tarent vorgedrungen waren, wurde auch das sogenannte Exarchat bis auf wenige Städte (Ravenna, Rom, Perugia u. s. w.) von ihnen in Besitz genommen. Die Statthalter waren entweder nicht mächtig genug, die Eroberer aufzuhalten, oder es fehlte ihnen an der nöthigen Thatkraft und dem guten Willen, die Besitzungen des Kaisers zu vertheidigen und die Ehre des römischen Namens aufrecht zu erhalten. Anstatt mit gewaffneter Hand dem Feinde entgegenzutreten, zogen sie es vor in Ravenna ein bequemes, schwelgerisches Leben zu führen, Intriguen anzuzetteln und die Schuld der Verluste Andern zuzuschieben. Die Longobarden unterwarfen sich wohl scheinbar am Ende dem griechischen Kaiser und nahmen das von ihnen bezwungene Land zu Lehen von ihm an, aber in ihrem Übermuthe schalteten sie wie Feinde in demselben und hörten nie auf, die einzelnen Städte, welche sich ihrer erwehrt hatten, die zudem weit von einander entfernt und von lombardischem Gebiete eingeschlossen waren, zu beunruhigen und zu belästigen. Besonders litt Rom unter diesen Verhältnissen. Dem fernen Kaiser unterthan und doch von ihm in jeder Weise blossgestellt, ohne eigene Macht sich der Dränger zu erwehren, blieb es allen Stürmen preisgegeben. In dieser schlimmen Zeit war Gregor der Ernährer und Schutzengel seiner Vaterstadt. Vergebens suchte er einen dauernden Frieden zwischen den streitenden Parteien zu vermitteln. Kaum war es ihm gelungen, die Longobarden zu günstigen Bedingungen und einem friedlichen Abkommen zu bewegen, so brachen die Exarchen wieder die festgestellten Friedensklauseln und nicht allein den Unwillen der Fremdlinge, auch den des Kaisers hatte er alsdann zu erdulden. Gregor schildert selbst mit tiefem Schmerze in einem Briefe an den Kaiser (595), wie einst Agilulf vor den Thoren Roms erschienen sei und Römer, so viele er deren habhaft werden konnte, wie Hunde, an den Hälsen mit Stricken zusammengebunden, nach Frankreich führen und dort habe verkaufen lassen. Und in einem Briefe an die Kaiserin Konstantia sagt und klagt er: „Nun sind es schon 27 Jahre, dass wir in dieser Stadt unter den Schwertern der Longobarden leben und ich vermag nicht zu sagen, wie viel ihnen aus dem Seckel der Kirche alltäglich hat bezahlt werden müssen, nur damit wir unter ihnen das Leben fristen können. Aber andeuten darf ichs, dass, wie der Kaiser bei seinem ersten Heer Italiens in Ravenna einen Seckelmeister hat, der für die laufenden Bedürfnisse sorgt, so in dieser Stadt ich sein Seckelmeister bin in solchen Angelegenheiten.“ Trotz dieser schlimmen politischen Zustände und dieser fortgesetzten Klagen über dieselben und trotz der Spannung, die zwischen den römischen und den Bischöfen von Byzanz täglich grösser wurde, war im Ganzen das Verhältniss

zwischen dem Kaiser Mauritius und Gregor ein freundliches. Letzterer war während seines Aufenthaltes in Konstantinopel von der kaiserlichen Familie sehr ausgezeichnet worden, ja er hatte sogar deren ersten Sohn aus der Taufe gehoben. Mauritius, der Nachfolger des trefflichen Tiberius II., war wie dieser gerecht, tugendhaft und fromm, nur minder energisch. Nach langer Zeit wiederum hatte das oströmische Reich eine Reihe guter Regenten gesehen (518—602). Seit des Justinus I., eines dardanischen Bauers Geschlecht auf dem Throne sass, folgten sich Justinianus Magnus, Justin II., Tiberius II. und Mauritius. Dennoch ging der Staat seinem Ruine entgegen. Vergebens erschienen alle Bemühungen, die Feinde von den Grenzen abzuhalten oder die siegreichen Barbaren für das Interesse des Landes zu gewinnen. Eine Provinz nach der andern ging entweder völlig verloren, oder dasjenige, was man noch zu behaupten gewusst hatte, lag in Folge der verwüstenden Einfälle barbarischer Völkerschaften verödet. Schon waren die Türken, die 900 Jahre später dem griechischen Reiche völligen Untergang bringen sollten, an der Grenze erschienen, wussten sie sich durch siegreiche Kämpfe einen gefürchteten Namen zu machen. Besonders reich an Verlusten nach allen Richtungen hin war des Mauritius Regierung. Was Belisar, Narses und andere Feldherrn in glücklichen Heerzügen dem Reiche zurückgewonnen hatten, ging jetzt allmälig wieder verloren. Nun, da der Kaiser das schlechtgesinnte und schlechtgeführte Heer durch strengere Kriegszucht tüchtiger zu machen suchte, ward er ihm verhasst. Die Truppen wählten aus ihrer Mitte einen Centurio, den Phokas, zum Herrscher. Mauritius, auf der Flucht vor dem Gegenkaiser ergriffen, ward, nachdem er fünf seiner Söhne hatte sterben sehen müssen, ebenfalls enthauptet, auch sein ältester Sohn, seine Gattin und seine drei Töchter wurden später auf derselben Stelle hingerichtet (602). Sein Freund Koshru II. von Persien wurde der Rächer dieser haarsträubenden blutigen That, aber erst nach acht Jahren einer blutigen und tyrannischen Herrschaft unterlag Phokas (610).

Den Regierungsantritt dieses Mörders Phokas nun begrüsste Gregor in einem Gratulationsschreiben, das mit den Worten beginnt: „Ehre sei Gott in der Höhe, der, wie geschrieben steht, die Zeiten ändert, und die Reiche auf Andere überträgt. Nach der unbegreiflichen Ordnung des allmächtigen Gottes wechseln, wie die Lebenstage der Menschen, so auch die Regierungen. Zuweilen, wenn Vieler Sünden zu strafen sind, wird Einer erhoben, durch dessen Härte die Untergebenen heimgesucht werden, was wir in unserer Noth längere Zeit haben erfahren müssen. Zuweilen aber, wenn der barmherzige Gott beschlossen hat, die trauernden Herzen Vieler aufzurichten, erhebt er einen Andern und giesst durch dessen Barmherzigkeit Freude aus in Vieler Gemüther. Mit solchem Strome des Trostes erquickt zu werden, hoffen wir bäldest, die wir uns freuen, dass Eure Güte und Frömmigkeit

zum kaiserlichen Ruhme gelangt ist.“ Und so fährt er fort in diesem und andern Briefen den Blutmenschen mit Schmeicheleien zu überschütten. Dergleichen sind ekelerregend in dem Munde eines Hofmannes, spricht sie aber der oberste Bischof der Kirche aus, so wenden wir uns mit Schmerz und Abscheu von solcher Verirrung des menschlichen Geistes hinweg. Soweit konnte die Selbstsucht einen sonst grossen und edlen Menschen bringen. Auch an Brunhilde, die Wittwe Siegeberts von Austrasien, sandte er ähnliche Briefe, in denen er es nicht genug rühmen kann, wie vortrefflich sie ihre Enkel erzöge, ihre Staaten in blühendem Zustande erhalte und dem wahren Glauben ein Schirm und Schutz sei!

Eine Folge der einseitigen Erziehung Gregors war es wohl, dass er ein Verächter der weltlichen Wissenschaften blieb, gegen die Klassiker der alten Literatur eine stete Abneigung bekundete, ja, wo sich Gelegenheit bot, gegen das Studium derselben eiferte. Sein Styl ist auch durchaus kein solcher, der an die guten Zeiten der lateinischen Sprache erinnerte, er wird sogar nicht selten fast unverständlich durch die zahlreichen Barbarismen, die sich in ihm finden. Die geistige Unfreiheit Gregors erkennen wir aber zumeist, abgesehen von seinen mönchischen Vorurtheilen, von denen er sich nie loszusagen vermochte, an seiner Leichtgläubigkeit. Bei einem Manne seiner Stellung, Bildung und Tüchtigkeit ist der wahrhaft kindische Glaube an Wundergeschichten und die abergläubische Verehrung, die er Amuleten und Reliquien erwies, geradezu unerklärlich. Wer die aller vernünftigen Thatsachen baren märchenhaften Heiligengeschichten liest, die er oder sein Zeitgenosse Gregor von Tours († 595), durchdrungen von der Wahrheit derselben, niederschrieben, der wird in diesen schwachen Schriften vergebens nach jener Klarheit und Tiefe suchen, welche z. B. in dem Buche Gregors über das Hirtenamt so bewundernswerth sind.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die Missionsbestrebungen Gregors, in denen er wahrhaft gross und verehrungswürdig ist, und in welchen uns das eigentliche welthistorische Moment seines Lebens und Strebens erst entgegentritt. Zunächst wandte er seine Aufmerksamkeit den Longobarden zu, die noch Arianer oder Heiden waren, dann den Franken, dem ersten deutschen Volke, das sich zur katholischen Kirche bekehrt hatte und dem von den arianischen Westgothen bewohnten Spanien, das durch den Übertritt König Reccarets zum ersten Male in Verbindung mit Rom trat. Das Schoosskind seiner Sorgen und Mühen war und blieb jedoch England, dessen Christianisirung er unermüdlich anstrebte. Er selbst wollte als Missionar einst dahin gehen. Ungern nur hatte ihm Pelagius die Erlaubniss dazu gegeben, heimlich hatte er, von wenigen Mönchen begleitet, Rom verlassen. Aber die Nachricht seiner Abreise hatte die Stadt in Bewegung gebracht, das Volk glaubte sich nach seinem Weggange seiner besten Stütze beraubt.

Pelagius sandte dem Gregor rasch Eilboten nach, die ihn zu ungesäumter Rückkehr auffordern mussten. Im Jahre 595 nahm er den alten Plan wiederum auf. Er befahl dem Presbyter Canditus in Gallien englische Knaben aufzukaufen und sie in Klöstern christlich erziehen zu lassen, damit sie einst ihrem eigenen Volke Missionare werden könnten. Dann schickte er 596 den Prior seines Klosters zum heiligen Andreas in Rom, Augustinus, mit einigen Mönchen zur Bekehrung der Angelsachsen ab. Ethelbert von Kent hatte sich eben mit Bertha, der Tochter Chariberts von Paris, vermählt. Sie wurde für die Angelsachsen, was die bairische Prinzessin Theudelinde, die Gattin Agilulfs, für die Longobarden war. Das Häuflein der Glaubensboten verstärkte sich unter Wegs; es landeten ihrer vierzig an der englischen Küste. Der König nahm sie freundlich auf. Am Weihnachtsfeste 597 konnte Augustin 10,000 Angelsachsen auf einmal taufen. Wiederholt sandte Gregor, der die Seele und der Geist dieser Mission fortwährend blieb und die kirchliche Organisation des Landes mit väterlicher Sorgfalt leitete und überwachte, neue Gesellschaften von Missionaren nach. Er ernannte zuletzt zwei Erzbischöfe, den einen zu York, den andern zu London (später Kanterbury), die wieder zahlreiche Bischöfe unter sich hatten. Die Erfolge, welche die Ausbreitung des Christenthums in England hatte, waren der Trost und die Freude seines Alters. Fortan schien auch die Möglichkeit gegeben, die germanischen Völker dem christlichen Glauben zu gewinnen. Von drei Seiten lag Deutschland nun dem Einflusse der Bekehrung offen. Wir werden bald sehen, was von Italien, Gallien und England aus für die Verbreitung des Christenthums unter den deutschen Stämmen geschah. England war nach 92 Jahren vollständig christianisirt.

Leo I. hatte der kirchlichen Macht eine feste Grundlage gegeben, Gregor I. that dasselbe für den katholischen Kultus. Jener hatte in Innocenz, dieser in Gelasius einen Vorläufer gefunden. Die Thätigkeit Gregors für den Kultus ist eine dreifache: für den Ritus, für die Kirchenmusik, für das Kirchenlied. Er selbst hat ein Sacramentarium (Sammlung liturgischer Präfationen und Gebete) und ein Antiphonarium (Sammlung von Messgesängen), hinterlassen. Ob er auch einen Responsalis und ein Benedictionale geschrieben, ist zweifelhaft. Gregors Antiphonar wurde in der Peterskirche zu Rom niedergelegt und wie deren köstlichster Schatz lange Zeit bewahrt und hochgehalten. Es hatte seine Stelle neben dem Altar und war mit einer Kette an das Kästchen befestigt, in welchem es lag. Hier sollte man jeden über die Kirchengesänge entstehenden Zweifel berichtigen, jede Abweichung auf das Original zurückführen können. Von den wichtigen von Gregor herrührenden musikalischen Veränderungen werden wir in der Folge sprechen, hier sei zunächst noch seiner Thätigkeit als Hymnendichter gedacht. Man schreibt ihm viele Kirchenlieder zu (mit grösserer

Gewissheit legt man ihm acht bis neun bei), die meist noch jetzt im katholischen Gottesdienste gesungen werden. [3]) Den Hymnus: Rex Christe factor omnium, erklärte Luther in seinen Tischreden für den allerbesten christlichen Hymnus, ein Urtheil, bei welchem jedenfalls die Rücksicht auf dessen Lehrgehalt entscheidend war. Bähr spricht sich über den poetischen Charakter Gregors, in dem man übrigens stark den harten Mönch und die Hinneigung zur Ascese herausspürt, also aus: „Im Ganzen zeigen seine Lieder viele Ähnlichkeit mit denen des Ambrosius. Sprache und Ausdrucksweise ist zwar minder rein, aber doch immer einfach und natürlich zu nennen. Dem Inhalte fehlt es

---

[3]) Audi benigne conditor. D. 1, 149. W. 100. I. 1, 112. II. 37. IV. 1, 36. VI. 154. VII. 96. X. 75. XI. 92. XII. I, 118. XIII. 53. XIV. 86.

Clarum decus jejunii. D. 1, 148. W. 96. IV. 1, 86. XIII. 52.

Ecce jam noctis tenuatur umbra. D. 1, 147. W. 103. I. 1, 111. II. 12. IV. 1, 12. VI. 154. VIII. 305. IX. 58. XII. 1, 117. XIII. 7. XIV. 10. XIX. 103.

Ecce tempus idoneum. D. 1, 152.

Ex more docti mystico. D. 1, 86. W. 107. I. 1, 170. IV. 1, 123. VII. 76. XII. 1, 69. 79. XIII. 117. XVI. 223.

Grates nunc omnes reddamus (Notker?). D. 2, p. 5. W. 88. I. 1, 211. VIII. 54. XVI. 88. XIX. 128.

Immense coeli conditor. D. 1, 50. W. 90. II. 17. IV. 1, 15. VI. 35. XII. 1, 36. XIII. 14. XIV. 23. XIX. 10.

Lignum crucis mirabile. D. 1, 253. W. 105. IV. 2, 234. IX. 238. XVII. 73.

Magno salutis gaudio. D. 1, 150. W. 101. IV. 3, 238.

Maria castis osculis. IV. 1, 105. XII. 1, 120. XIV. 265.

Nocte surgentes vigilemus omnes. D. 1, 146. W. 95. II. 8. IV. 1, 11. IX. 59. X. 77. XII. 1, 116. XIII. 6. XIV. 6.

Noctis tempus iam praeterit. D. 1, 154.

Nox atra rerum contegit. D. 1, 45. W. 94. II. 22. IV. 1, 20. X. 12. XII. 1, 27. XIII. 19. XIV. 37. XVII. 71.

Nunc tempus acceptabile. D. 1, 213. W. 97.

Nuntium vobis fero de supernis. D. 1, 211. X. 77. XII. 1, 214.

Primo die quo Trinitas. (Primo dierum omnium.) D. 1, 145. W. 89. I. 1, 109. II. 7. IV. 1, 1. VI. 155. X. 79. XII. 1, 114. XIII. 3. XIV. 3.

Rerum creator optime. D. 1, 44. W. 92. II. 20. IV. 1, 17. X. 10. XI. 14. XII. 25. XIII. 417. XIV. 15. XVII. 69. XIX. 24.

Rex Christe factor omnium. D. 1, 151. W. 102. I. 1, 113. IV. 1, 189, VI. 157. VIII. 76. IX. 60. X. 73. XI. 106. XIII. 58. XVI. 67. XVII. 66.

Summi largitor praemii. D. 1, 153. W. 98. IV. 3, 108. XIX. 107.

Telluris alme (ingens) conditor. D. 1, 51. W. 91. II. 19. IV. 1, 17. VI. 36. XIII. 16. XIV. 29. XIX. 12.

nicht an einem gewissen Schwung und an einer Erhabenheit der Gedanken, die uns ebenso von dem christlichen Gemüthe des Dichters, wie von seinem wahrhaft poetischen Talent überzeugen und seinen Liedern, in denen überhaupt der Charakter des Kirchenliedes festgehalten ist, eine vorzügliche Stelle in der christlichen Lyrik anweisen."

Ausser Gregor sind im 6. Jahrh. nur noch wenige Dichter kirchlicher Hymnen aufzuführen.

Dem Magnus Felix Ennodius — geboren zu Arles in der Provence 473, zuerst Rhetoriker, seit 511 Bischof von Ticinium (Pavia), † 521 — dem unermüdlichen Arbeiter an der dauernden Vereinigung der morgen- und abendländischen Kirche, weshalb er mehrmals die Reise nach Konstantinopel machte, schreibt man eine Anzahl von Hymnen zu, von denen jedoch keine in kirchlichen Gebrauch überging. [4]) Rambach sagt von ihnen, dass sie weder durch Kraft und Würde der Gedanken, noch durch Wärme der Empfindung ausgezeichnet, im Gegentheil häufig gekünstelt und schwerfällig seien. Ebenso nennt man die unglückliche Elpis (Helpis, Helpidia), die Gattin des berühmten Staatsmannes und Philosophen Boëthius, als die Verfasserin einer Hymne. [5]) Bekanntlich schenkte der König Theodorich dem durch Gelehrsamkeit und edlen Charakter ausgezeichneten Römer grosses Vertrauen und nahm seinen Rath und seine Hilfe in politischen und gelehrten Dingen vielfach in Anspruch. Von seinen Neidern aber ward er dem Kaiser verdächtigt und des verrätherischen Einverständnisses mit dem oströmischen Hofe angeklagt. Theodorich, im zunehmenden Alter misstrauisch und hart geworden, beraubte ihn auf solche Beschuldigungen hin zuerst seines Vermögens und seiner Würden und schickte

§. 4. Ennodius. Elpis.

4) Angustae vitae tempora. D. 1, 132.
Christe lumen perpetuum. D. 1, 123.
Christe lux mundi, salus et potestas. D. 1, 125.
Christe praecamur annue. D. 1, 122.
Christe salvator omnium. D. 1, 124.
Coelo ferunt Ambrosium. D. 1, 129.
Cum gesta Martini loguor. D. 1, 134.
Deus perenne gaudium. D. 1, 136.
Dionysio Christus dedit. D. 1, 135.
Et hoc supernum mundus est. D. 1, 127.
Jam Christus ascendit polum. D. 1, 130.
Nigrante tectam pallio. D. 1, 121. I. 1, 94. VIII. 331. IX. 47. *XVII. 51.* XIX. 66.
Quae lingua possit, quis vallat stilus. D. 1. 131.
Quid Stephano potentius. D. 1, 128.
Ut virginem foetam loguor. D. 1, 133.

5) Aurea luce et decore roseo. D. 1, 137. W. 75. I. 1, 96. IV. 3, 232. VII. 102. VIII. 219. IX. 49. XIII. 76. XVI. 61. XIX. 70.

ihn ins Exil. Nicht genug damit, diesen Strafen folgte bald der Befehl zu seiner Hinrichtung (526). Elpis, die dem Gatten in die Verbannuug gefolgt war und seiner Enthauptung beigewohut hatte, starb zu Palermo 530. Theodorich, der nur zu bald den Verlust seiues ergebenen Freundes und aufrichtigen Rathgebers empfunden und seine Unschuld erkannt hatte und vergebens die Gewissensqualen, die ihm sein ungerechtes, vorschnelles Urtheil zuzogen, zu beruhigen strebte, starb bald nach ihm.

§. 5. Fortunatus. Bedeutender, als die beiden letztgenannten, wurde für die kirchliche Hymnendichtung Venantius Honorius Clementianus Fortunatus. Er hat zwar nur weuige, aber ausgezeichnete Hymnen geschrieben, und sie allein sind es, die durch ihre Aufnahme in den Gottesdienst sich in der Erinnerung der Nachwelt erhalten und seinem Namen einen dauernden Ruhm zugebracht haben, denu seine in elf Büchern gesammelten sonstigen Poesien würden dies nicht vermocht haben. Fortunatus wurde um 530 in der Nähe von Ceneda, im trevisanischen Gebiete, geboren und zu Ravenna erzogen. Mit Eifer verlegte er sich hier auf das Studium der Rhetorik und Poesie. Ausgezeichnet durch Kenntuisse und Bilduug, die er bei leichter Auffassungs- und Reproduktionsgabe aus der Bekanntschaft mit den Werken der Schriftsteller des klassischen Alterthums sich angeeignet hatte, war er der Gegenstand der Bewunderung seiner Zeitgenossen, die ihm den Beinamen Scholasticissimus gaben. Im J. 565, wohl veranlasst durch den Einfall der Longobarden in Italien, unternahm er eine Wallfahrt nach Tours zum Grabe des Martinus. Am Hofe Siegeberts zu Metz, dessen Gemahlin damals noch nicht ihre schlimmsten Seiten herausgekehrt hatte, deren frühere Züchtigkeit und edle Sitte sogar viele Geschichtschreiber rühmen, fand er freundliche Aufnahme, besonders aber erwarb er sich die Gunst der edlen und frommen Radegunde, der ersten von den sechs verstossenen Weibern Klodwigs I., die in einem von ihr gestifteten und von ihrer Pflegetochter Agnes geleiteten Kloster zu Poitiers in andächtigeu Übuugen und wissenschaftlichen Bestrebungen ihr trauriges Geschick zu vergessen suchte. Auf ihr Zureden wurde Fortunatus Kleriker, 599 sogar Bischof von Poitiers. Er stand mit dem B. Gregor von Tours und vielen andern Gelehrten seiner Zeit in freundschaftlichem Verkehr. Bei dem hohen Ansehen, das er in Gallien und über dessen Grenzen hinaus genoss, drängte sich alles, was auf Bildung Anspruch machte, um ihn, wie er denn Poitiers und das Kloster Radegundens, deren vertrauter Rathgeber er blieb, zum Mittelpunkt wissenschaftlicher Anregungen und reicher geistiger Thätigkeit erhob. Er starb 609 (600). Über seine Dichtungen urtheilt Bähr: „Fortunatus besass ein wahres Talent für die Poesie, und seine Dichtungen sind bei allen Mängeln in der Form, in dem oft schwerfälligen und gekünstelten Ausdruck, bei zahlreichen Verstössen in Sprache und Versbau zu den bessern

und vorzüglicheren Erzeugnissen christlicher Poesie zu rechnen, wie dies namentlich von seinen Hymnen gilt.“ [6])

Zur Vervollständigung der Dichternamen dieses Jahrhunderts führen wir auch noch die zweier gekrönter Häupter an: Kaiser **Justinian** I. (527—565) soll eine Hymne auf die Gottheit Christi gedichtet haben, die im Orient noch jetzt bei der Messe im Gebrauch ist und König **Chilperich** I. (561—584), der Gatte Fredegundens, jener grausame, heimtückische und wollüstige Fürst, von dem wir weiter oben bereits gesprochen haben, schrieb ausser zwei grösseren Gedichten mehrere Hymnen, an denen wir aber nach dem Zeugniss Gregors von Tours, der sie gekannt hat, nichts verloren haben, denn sie sollen schlecht gerathen und auf keine Weise für den gottesdienstlichen Gebrauch würdig und zulässig gewesen sein.

Auch aus dem 6. Jahrh. besitzen wir eine Anzahl Hymnen, deren Verfasser nicht zu ermitteln sind. Bei den kirchlichen Dichtungen, die in so ferne Jahrhunderte zurückgehen, ist die Urheberschaft vieler überhaupt sehr zweifelhaft und es ist nur selten mit voller Bestimmtheit der wirkliche Urheber sehr vieler von ihnen zu nennen. Ebenso ist es bei den Hymnen, deren Dichter ganz unbekannt sind; ja es wird sich nicht einmal mit unumstösslicher Gewissheit angeben lassen, aus

---

[6]) **Agnoscat omne saeculum.** D. 1, 138. W. 76. I. 1, 98. IV. 1, 181. VI. 130. X. 60. XI. 44. XIII. 31. XIV. 400. XV. 3. XVI. 62. XVII. 63.
Crux benedicta nitet. D. 1, 141. W. 77. VIII. 113. IX. 55. XIV. 410. XVI. 64.
Crux fidelis, inter omnes. W. 79. XIV. 350.
Fortem fidelum militem. D. 4, p. 107. W. 86.
Mons in praecipiti suspensa mole tumescit. VI. 142.
Omne bonum velox fugitivaque. VI. 144.
Omne bonum velox fugitivo. VI. 146.
Pange lingua gloriosi (lauream) proelium certaminis. D. 1. 140. W. 61. 346. I. 1, 100. II. 41. IV. 1, 40. VI. 132. VII. 60. VIII. 108. IX. 155. XI. 108. XII. 1, 108. XIII. 117. XIV. 95. 350. XV. 87. XVI. 65. XVII. 54. XIX. 78.
Qua Christus hora sitiit. D. 1, 142. XIII. 54.
Quamvis longa seni ducatur in ordine vita. VI. 145.
Quem terra, pontus, aethera (sidera). D. 1. 144. W. 63. II. 62. IV. 1, 71. X. 63. XI. 252. XII. 1, 112. XIII. 84. XIV. 185. XV. 47.
Regibus occurrens ubi Mettica moeni pollent. VI. 148.
Salve festa dies, hoto venerabilis. D. 1, 143. W. 83, I. 1, 106. II. 106. IV. 1, 190. VIII. 137. IX. 57. XI. 182. XVI. 65.
Tempora florigero rutilant distincta sereno. W. 64. VI. 136.
Tibi laus perennis, auctor. D. 4, p. 159. W. 87.
Vexilla regis prodeunt. D. 1, 139, W. 80. I. 1, 104. II. 40. IV. 1, 39 VI. 134. VII. 64. VIII. 111. IX. 52. X. 64. XI. 102. XII. 1, 106. XIII. 56. XIV. 93. XVI. 63. XVII. 60. XVIII. 15.
Victor ab occasu, quem laus extendit in ortum. VI. 146.

welchem Jahrhundert sie eigentlich stammen. Die Meinungen der Forscher sind darüber sehr verschieden. Viele der Hymnen des 6. Jahrh. werden noch zu den Ambrosianischen, oder anderseits zu denen des 9. oder 10 Jahrh. gestellt. [7])

§. 6. Der christliche Kultus im 6. Jahrh.

Durch Gregor den Grossen erhielt, wie wir es bereits aussprachen, der Kultus eine feste Regelung, eine sichere Grundlage, eine geheimnissvolle Pracht. Längst schon besassen die Christen herrliche Gotteshäuser, einen überaus reichen und glänzenden Gottesdienst, einen viel gepriesenen Kirchengesang, einen Schatz köstlicher Dichtungen. An die Basiliken wurden nun Thürme gebaut, auf denen weithinschallende Glocken hingen [8]). Das Kreuz, früher ein Gegenstand allgemeiner Verachtung, ward das Symbol des Christenglaubens. Die Priester stellten sich während des Gottesdienstes der Gemeinde nur im Schmucke der herrlichsten Festgewänder dar. Aus den Tempeln war der Weihrauch und manche altväterliche Sitte des Heidenthums in die Kirchen eingezogen. Kerzen und ewige Lampen vereinten die Nachtfeier mit dem Tageslichte. Es wurde Gebrauch, dass der Papst den Metropoliten zum Zeichen der Kirchengemeinschaft und Abhängigkeit vom römischen Stuhle das Pallium, einen Umwurf von weisser Wolle, als Sinnbild des wiedergefundenen und vom guten Hirten auf den Armen getragenen Lammes überschickte, dass er die Bischöfe mit der Tiara oder Mitra, mit Ring und Stab belehnte und schmückte. Aus Demuth schor sich der Klerus, nach der Sitte der Isispriester, der Mönche und Sklaven,

[7]) Hymnen unbekannter Verfasser aus dem 6. Jahrh.:

Ad coenam agni providi. (Ad regias agni dapes.) D. 1, 81. W. 116. II. 43. IV. 1, 45. XII. 1, 65. XIII. 59. XIV. 99. XVI. 41. XIX. 34.

Alma Christi quando fides. D. 1. 264. W. 109.

Aurora lucis rutilat. (Aurora coelum purpurat.) D. I, 79. W. 64. II. 45. IV. 1, 47. VIII. 130. X. 16. 18. XI. 178. XII. 1, 60. XIII. 61. XIV. 103. XVI. 40. XVII. 232. 78. XVIII. 33.

Deus, qui coeli lumenes. D. 1, 58. W. 110.

Deus tuorum militum. D. 1, 97. W. 107. IV. 1, 123. VII. 76. XII. 1, 69. 79. XIII. 117. XVI. 223.

Hic testis ore protulit. W. 108.

Jam Christe sol institiae. D. 1, 214. W. 114. IV. 1, 38.
(O sol salutis, intimis.)

Psallat plebis sexus omnis. W. 106.

Rex gloriose martyrum. II. 74. IV. 1, 126. XII. 1, 231. XIII. 117. XIV. 232.

Rex sanctorum angelorum. D. 1, 261. W. 117.

[8]) Die Erfindung der Glocken und der dazu gehörigen Thürme (vorher hatte man die Gläubigen durch das Zeichen eines Hammerschlages auf Metall zusammengerufen) schreibt man mit Unrecht dem B. Paulinus von Nola zu († 432). Um 550 hatte man jedoch in Frankreich schon Glocken. Papst Sabinian († 607), der Nachfolger Gregors, verordnete zuerst, dass die Stunden durch Glockenschläge angedeutet werden sollten. In England bediente man sich der Glocken um 680, in Deutschland erst im 11. Jahrh.

das Haar. Seit Konstantin (351) war die Sonntagsfeier eingeschärft worden; Gerichtsverhandlungen und öffentliche Arbeiten wurden für diesen Tag strenge verboten; 100 Jahre später untersagte ein noch ernsteres Gesetz die Abhaltung aller Schauspiele und öffentlichen Lustbarkeiten an ihm. Durch die Synoden zu Arles und Nicäa wurde, nach zwecklosen Streitigkeiten darüber, für die Osterfeier die gleiche Zeit für die gesammte Kirche festgesetzt. Ihr ging eine vorbereitende 40tägige Fastenzeit voraus. Seit dem Anfange des 4. Jahrh. wurde das Himmelfahrtsfest gefeiert, von dem B. Mamertus von Vienne (474) waren die drei Bettage eingeführt worden. Muthmaasslich stammt aus diesem Jahrhundert auch die Feier des Epiphanias- oder Erscheinungsfestes. Das Weihnachtsfest (25. Dec.) ward zuerst im Abendlande festlich begangen und unter dem B. Liborius von Rom (352—366) allgemein; im Orient wurde es etwas später, zur Zeit des Chrysostomus, eingeführt. Seit dem 7. Jahrh. ging ihm die vorbereitende Adventszeit voraus. Diesen Hauptfesten schlossen sich allmälig die übrigen dem Andenken Christi, der Maria, der Apostel und Martyrer geheiligten Feiertage an.

§. 7. Die älteste Messfeier.

Mit der immer reicheren Entwicklung der Kultusformen musste die ursprüngliche Einfachheit des christlichen Gottesdienstes verschwinden. Es wurde zugleich Aufgabe der mit der Leitung der kirchlichen Angelegenheiten betrauten Personen, die äussern Gebräuche, denen man stets einen tiefen Sinn zu unterlegen wusste, zu überwachen, sie zu vermehren, abzurunden, durch die höchste Symbolik zu verschönern und für alle Zeiten festzustellen. Die einzelnen Abschnitte des öffentlichen Gottesdienstes in der Urkirche bestanden in gemeinsamem Gebet und Gesang und in Anhörung eines vom Priester vorgelesenen und erläuterten Schriftstückes. Den eigentlichen Brennpunkt des Kultus fand man jedoch allmälig in der gemeinsamen Feier des heiligen Abendmahls. In den ersten Zeiten brach man unter den einfachsten Formen das Brod hin und her in den Häusern. Allein schon im 2. Jahrh. fing man an nach dem Vorgange der Kirche zu Alexandria das Abendmahl als ein tremendum mysterium zu betrachten, dessen Begehung auf höhere, geheimnissvollere Weise zu geschehen habe. Die Abendmahlsfeier bestand in den ersten Zeiten aus zwei Haupttheilen. Während des ersten Theiles durften die Katechumenen, ja selbst Juden und Heiden anwesend sein, dem zweiten konnten nur bereits getaufte Gläubige beiwohnen. Der erste Abschnitt, die Messe [9]) der Kate-

[9]) Das an sich unverständliche und nichtssagende Wort Messe (missa), für die Bezeichnung der Abendmahlsliturgie, des täglich und fast stündlich in der Abendmahlsfeier durch den Priester allein wiederholten unblutigen, für die Sünden der Welt dargebrachten Opfers, soll den Worten, mit denen die gottesdienstliche Handlung schliesst: Ite, missa est (Gehet, ihr habt eure Entlassung), entnommen sein. Über die zahlreichen Ableitungen des Wortes Missa siehe A. H. Gräser: Die römisch-katholische Liturgie. Halle 1829.

chumenen genannt, begann je nach den verschiedenen Liturgien[10]) mit Psalmengesang und Vorlesung aus der heiligen Schrift. Die Psalmen wurden entweder einstimmig gesungen oder es waren die Anwesenden in zwei Chöre getheilt, welche die Psalmen als Antiphonen sangen, oder auch respondirte die Gemeinde dem Priester. Der erste Psalm glich dem Introitus der heutigen Messe; ihm folgte das Flehen um Erbarmen (Kyrie eleison), und der Lobgesang (Gloria) in mannigfachen Abweichungen. Mit den Worten: „Friede sei mit euch!" (pax vobiscum), grüsste der Bischof die Gemeinde und sprach dann in deren Namen ein Gebet (Collecta), worauf er auf seinem Stuhle Platz nahm, der Lektor am Pulte die Epistel verlas und wieder ein Psalm gesungen wurde (Gradualis). Darnach wurde vom Lektor, seit dem 6. Jahrh. vom Diakon, das Evangelium gelesen, das der Bischof in einer Homilie oder in einer längeren Rede (Sermon) erklärte[11]), wonach der Diakon die Ungläubigen, und nach den letzten, über die Katechumenen und Büssenden gesprochenen Gebeten auch diese entfernte, die Thüren schloss und die Zurückgebliebenen zum Gebete für die Entlassenen, für die Kirche, für Freunde und Feinde aufforderte. Die Umstehenden gaben sich nun den Friedenskuss, damit begann der zweite Theil der Feier, missa fidelium genannt. Von den durch die Gemeindeglieder dargebrachten Opfergaben an Brod und Wein, bereits bei der Darbringung als Sühnopfer für die Sünden bezeichnet[12]),

[10]) Liturgie bedeutet bei den ältern griechischen Schriftstellern ursprünglich ein Amt oder Geschäft, das ein Bürger nach der Reihe oder auf Befehl übernehmen und auf eigene Kosten bestreiten musste; dann aber auch jeder dem Staate geleistete Dienst, jede Arbeit überhaupt. Von den griechischen Christen wurde damit der Dienst des Geistlichen bei der öffentlichen Gottesverehrung, das Vorlesen und Erklären der Schrift, das Vortragen der Gebete und Bekenntnisse, das Abhalten des Abendmahls bezeichnet. Als endlich der ganze Gottesdienst sich gleichsam in der Messe conzentrirte, blieb die Bezeichnung Liturgie ausschliessend für diese Handlung. Bei den Protestanten wird dieses Wort im altchristlichen Sinne gebraucht als Inbegriff der beim Gottesdienste vorgeschriebenen Gebete und Gesänge. Die verschiedenen Liturgien der abendländischen Kirche waren ausser der römischen die mailändische, gallische und mozarabische; die wichtigsten der in der morgenländischen Kirche gebräuchlichen waren die von Jerusalem (von Jacobus und Cyrill), von Konstantinopel (von Basilius und Chrisostomus) und von Alexandria (von Markus und Klemens). Die Liturgien der Armenier, Syrer, Kopten, Maroniten und anderer christlichen Parteien des Morgenlandes übergehen wir hier. Näheres über die verschiedenen Liturgien findet sich im Anhange.

[11]) Fühlte sich das Volk besonders ergriffen, so wagte es nach heidnischem Theatergebrauche wohl auch Beifall zu klatschen, was Chrysostomus wiederholt tadelte, indem er sagte: „Es ist hier kein Theater und ihr sitzt nicht hier um Komödianten zu sehen. Ihr habt mir lauten Beifall gerufen, ich aber möchte weinen."

[12]) Es war eine aus den Apostelzeiten herstammende Sitte, dass alle Christen, deren Vermögensumstände dies zuliessen, Brod und Wein nebst anderen Nahrungsmitteln zum Altare brachten. Brod und Wein wurden zur Kommunion verwendet, das Übrige gemeinschaftlich mit den Armen in Privathäusern verzehrt oder an

sonderten nun der Diakon und der Subdiakon das zur Kommunion Nöthige und Geeignete aus. Sodann reichte der Diakon dem Bischof das Wasser zum Händewaschen, worauf die Ermahnung und Frage (Präfation) erfolgte, ob keiner der Anwesenden dem Andern zürne und das Gebet: „Erhebet eure Herzen!“ (sursum corda) und die Antwort der Gemeinde: „Zum Herrn haben wir das Herz erhoben“ (habemus ad Dominum). Dann der Bischof: „Danken wir dem Herrn, unserm Gott“ (gratias agamus Domino, Deo nostro) und die Gemeinde: „Es ist würdig und gerecht“ (dignum et justum est). Einem nun folgenden langen Dank- und Lobgebet auf die Güte und Allmacht Gottes schloss sich das: „Heilig, heilig, heilig ist Gott der Herr“ an, in welches das Volk einstimmte. Nun erst begann der Haupttheil der Messe, seit Gregor Kanon genannt.

Bei der Konsecration der Opfergaben standen die Priester dem mit einem prächtigen Gewande bekleideten Bischofe zur Rechten und Linken wie Schüler, zwei Diakonen an den Seiten des Altars wehrten mit Pfauenwedeln kleine Thierchen ab, dass sie nicht in den Kelch fielen. Nach einem längern, vom Bischof gesprochenen Gebete, den Doxologien, Liturgien, dem Vaterunser und Agnus Dei, denen sich respondirend das Volk anschloss, folgte nun die Austheilung des Abendmahls. Zuerst kommunicirte der Bischof, dann die Priester, Diakonen und Subdiakonen, die Vorleser, Sänger und Asceten, die Diakonissen, Jungfrauen und Wittwen, die Knaben und der Reihe nach das ganze Volk. Der Bischof reichte das Brod mit den Worten: „Der Leib Christi“. Der Empfänger: „Amen“. Der Diakon sprach beim Darbieten des Kelches: „Das Blut Christi, der Kelch des Lebens“. Der Empfänger: „Amen“. Nach einem abermaligen Gebete und dem Segen wurde die Gemeinde entlassen. In den frühesten Zeiten beging man an jedem Sonntage, an den Gedächtnissfesten der Martyrer, und zwischen Ostern und Pfingsten täglich, die Feier des Abendmahls, es gab Orte wo man während des ganzen Jahres dasselbe täglich genoss, wie in Karthago, Rom und anderwärts. Allein mit der Zeit riss durch den zu häufigen Gebrauch eine gewisse Lauheit gegen dieses Sacrament ein,

---

Wittwen und Waisen, Kranke und Gefangene vertheilt. Die gemeinschaftlichen Mahlzeiten, die Reiche und Arme, Hohe und Niedere in liebevoller Weise zusammen genossen, nannte man Agapen oder Liebesmahle. Nur tadelsfreie, völlig unbescholtene und zugleich wohlhabende Christen durften dazu beitragen. Ausser Brod und Wein wurden Milch und Honig am Tage vor Ostern (der feierlichsten Taufzeit), im Herbste die Erstlinge von Trauben und Getreide, sowie Öl zur Beleuchtung und Weihrauch zum Räuchern dargebracht. Vom 6. Jahrh. an, in dem der Gebrauch der Agapen längst abgekommen war, wurde bestimmt, dass die eine Hälfte der dargebrachten Gaben dem Bischofe, die andere dem übrigen Klerus gehören solle. Die Namen der Geber nannte der Diakon der Gemeinde und forderte zum Gebet für sie auf.

und schon Chrysostomus klagt: „Es ist vergeblich, dass wir täglich das Abendmahl feiern. Vergeblich stehen wir am Altar, Niemand ist da, der es genösse.“ Dies gab Veranlassung zu dem Gebote, dass jeder Christ wenigstens dreimal des Jahres kommuniciren solle; später ward nur ein jährlicher Genuss des heiligen Mahles zur Pflicht gemacht.

Von den gelegentlich der Abendmahlsfeier dargebrachten Opfergaben erhielt dieselbe den, aus dem jüdischen und heidnischen Gottesdienste herübergenommenen Namen: Opfer. Dort war es bekanntlich das einzige Mittel der Sühne gegenüber der erzürnten Gottheit, hier wo das gläubige zu Gott gerichtete Gebet, eine Anbetung im Geist und in der Wahrheit, an die Stelle des einst blutigen Opfers trat, bildete nun das Abendmahl den neuen geläuterten Opferdienst. Bald tauchte die Lehre auf, dass Christus sich mit dem Brode und Weine vereinige und dadurch diese zu seinem eigenen wahren Leibe und Blute und zu einer dem Körper der Geniessenden Unsterblichkeit mittheilenden Speise umschaffe. Diese von der alten Anschauung einer nur symbolischen Gegenwart des Leibes und Blutes Christi sehr abweichende Ansicht verfochten schon Justinus, der Martyrer, und Irenäus im 2. und 3. Jahrh. Nur sehr langsam vermochte sie sich Geltung zu verschaffen; doch hatte sie im 4. Jahrh. bereits zahlreiche Anhänger und Vertheidiger, obgleich die Kirche mit ihrer Entscheidung darüber noch zurückhielt. Im 9. Jahrh. sammelte endlich der Korveysche Mönch Paschasius Ratbert († 851) alle darauf bezüglichen Ansichten, aber erst Innocenz III. erhob auf dem Lateran-Konzil (1215) unter dem barbarischen Namen der Transsubstantiation die Verwandlung des Brodes und Weines in den wirklichen Leib und das Blut Christi zum bedeutungsvollen Dogma, welches vom Konzil zu Trident im 16. Jahrh. von Neuem bestätigt wurde.

§. 8. Die Stillmessen. Eine geistliche, sehr wichtige Spekulation späterer Zeiten wurden die sogenannten Stillmessen. Da im Verlauf der Tage die anfängliche Unbefangenheit, mit der man das Abendmahl genossen hatte, gewichen war — man fabelte dem Volke beständig davon vor, welche Strafen ein unwürdiger Genuss nach sich zöge, so dass die Furcht die Leute abschreckte, dasselbe unbefangen und häufiger zu geniessen — und die Kommunikanten nur noch sehr spärlich sich dazu einzufinden pflegten, begannen die Priester allein zu kommuniciren. Bald erkannte die Geistlichkeit, welch ungeheurer Nutzen daraus für die Kirche zu ziehen war. Man suchte den Laien die höchsten Meinungen von der Wichtigkeit der Still- oder Privatmessen beizubringen. Das vom Priester Gott dargebrachte, vom Laien aber bezahlte Opfer, war vermögend Christi Verdienst auf alle Sünden der Menschen überzutragen, Gottes gerechten Zorn zu versöhnen, und für jede Bitte Gewährung in Aussicht zu stellen. Jetzt, da nun der Priester für Andere kommuniciren konnte,

vermehrten sich die Stillmessen ins Unendliche, man verkaufte sie, man trieb Handel damit, der Kirche, wie der Klerisei hatte sich hier eine Fundgrube des Reichthums aufgethan. Der Beweggrund, hergenommen von der Sorge für die armen im Fegfeuer gepeinigten Seelen, für welche durch die in der Messe für sie eingeschobenen Gebete und die verdienstliche Messhandlung selbst Milderung und Erlösung zu hoffen sein sollte, findet sich in frommen Schenkungsbriefen vom 7. Jahrh. an immer häufiger als der der Veranlassung zu Stiftungen und Schenkungen angegeben. Nun erst wurden die zur Vollbringung solcher Opfer befähigten Geistlichen Priester im vollsten Sinne des Wortes, vollmächtige Nachfolger der Priester des alten Testaments, nur von noch erhabenerer Würde, Mittelspersonen zwischen Gott und den Menschen, deren Opfer Lebenden wie Verstorbenen von grösstem Segen, ja deren alltäglich wiederholtes Opfer der Sohn Gottes selbst war. Die Messe trat allmälig so in den Vordergrund, dass alle andern gottesdienstlichen Handlungen bedeutungslos neben ihr erschienen.

Fassen wir das über die allmälige Entwicklung des Kultus Gesagte ins Auge, so lassen sich dreist jene frommen Sagen — müssige Fabeln späterer Zeiten — zurückweisen, nach welchen Petrus schon die erste Messe in Jerusalem gelesen und die Urkirche bereits den Messdienst organisirt gehabt habe. Weiter aber dürfte sich klar herausgestellt haben, dass eine allgemein eingeführte gleichmässige Abendmahlsliturgie in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche nicht existirt hat. Jeder Bischof konnte in seinen Diöcesen nach eigenem Gutdünken und Gefallen darüber Anordnungen treffen. Erst von der Zeit an, da die römischen Bischöfe sich den Primat über die Kirchen des Abendlandes anzumassen begannen, als sie Rom als den Sitz des ächten Christenthums, als die Pflanzschule der Geistlichkeit hinzustellen strebten, sich selbst zum ersten, gemeinsamen Oberhirten der Kirche und zum stellvertretenden Nachfolger Christi, zum Bischof der Bischöfe aufwarfen, da begannen sie auch darauf zu dringen, dass eine gleichlautende Gottesdienstordnung und eine gemeinsame Sprache in die Kirche eingeführt wurde. Sobald sie es einmal so weit gebracht hatten, dass sie der geistig beschränkten Zeit die Überzeugung aufzuzwingen vermochten, dass Alles, was von Rom ausging, das Beste und Ächteste in Lehre und Gebräuchen war, konnte keine von daher kommende neue Einrichtung, keine neue Maassregel ferner mehr undurchführbar sein und so musste, nachdem man einmal erkannt hatte, dass es für das päpstliche Regiment vortheilhaft war, wenn Gott überall nach römischem Normalritus angebetet würde, auch die Einführung der römischen Liturgie durchzusetzen sein. §. 9. Ausbildung und Verbreitung der Kultusformen.

Die in Italien verbreitetste Liturgie war bisher die Ambrosianische. Es ist zweifelhaft, ob sie bis Rom vorgedrungen war, wenigstens behauptete Innocenz I., dass die dort eingeführte direkt vom Apostel §. 10. Gregors Bemühungen dafür.

Petrus herrühre. Mit dieser Behauptung allerdings lief man der mailändischen und venetianischen[13]) den Vorrang ab. Leo I. und besonders Gelasius I. beschäftigten sich vielfach mit der Herstellung einer neuen Liturgie. Letzterer wird sogar als der Verfasser einer vollständigen Gottesdienstordnung genannt. Die Gelasianische Sammlung fand Gregor vor, als er Papst wurde, und da er noch mehr als jeder seiner Vorgänger sich für diese Angelegenheit interessirte, begann er auf Grund der ihm vorliegenden Materialien eine neue Liturgie auszuarbeiten. Er sammelte zunächst die gebräuchlichsten Kirchengesänge, vermehrte ihre Anzahl, ordnete sie nach den Zeiten des Kirchenjahrs, änderte, kürzte und dehnte an ihnen, wo es ihm passend erschien, und sorgte dafür, dass sie in dauernden Tonzeichen niedergeschrieben wurden. So, indem er nun auch den Gesang in bestimmten Charakteren fixirte, konnte er demselben eine feste, unveränderliche Grundlage geben und ihn vor Abweichungen und vor Ausartung schützen. Der von ihm eingeführte und unter dem Namen Gregorianischer Gesang bekannte, ist, mit geringen Veränderungen, heute noch der Ritualgesang der katholischen Kirche. Man hat vier verschiedene Ausgaben des Gregorianischen Sacramentariums von Jac. Pamelius. Colon. 1571 (1676), Ang. de Rocca. Rom. 1597 (1745), Nic. Hugo Menardus. Par. 1641, L. A. Muratorius. Venet. 1748, welche sämmtlich aus andern und zwar durch spätere Zusätze sich sehr unähnlich gewordenen Handschriften abgedruckt sind. Welche dieser verschiedenen Rezensionen die älteste und ächteste ist, lässt sich schwer ermitteln. In der Folge wurden die liturgischen Formulare zum öftern revidirt und dabei bald die Gelasianische, bald die Gregorianische Liturgie zu Grunde gelegt, doch gewann letztere schliesslich den Vorrang. Eine Revision des alten Gregorianischen Sacramentariums wurde von dem Konzil zu Trident dem Papste Pius IV. († 1566) übertragen; nach dessen Tode übergab sein Nachfolger Pius V. dieses Geschäft mehreren gelehrten Theologen, welche mit Hilfe der im Vatikan und andern Bibliotheken aufbewahrten Manuscripte, das 1570 erschienene und durch ein päpstliches Breve sanctionirte römische Messbuch zusammenstellten. Vom Tage der Publikation an (14. Juli 1570) sollten die Priester in Rom binnen einem Monat, die diesseits der Alpen binnen drei, die jenseits derselben binnen sechs Monaten nach demselben Messe halten, alle andern Messbücher wurden für aufgehoben erklärt, ein Verbot, das übrigens den fortwährenden Bestand und Gebrauch von Partikularmessbüchern nicht völlig zu verhindern vermochte. Als Klemens VIII. den päpstlichen Stuhl bestieg, hatten sich in die an den verschiedensten Orten zahllos veranstalteten Ausgaben des Messbuchs

[13]) In Venedig hatte theilweise die dem Apostel Jacobus zugeschriebene Liturgie Eingang gefunden und wird an gewissen Tagen dort heute noch davon Gebrauch gemacht.

wiederum viele Irrthümer und Änderungen eingeschlichen, weshalb schon 1604 (7. Juli) ein erneuertes und gereinigtes Messbuch ausgegeben und der Gebrauch anderer nochmals aufs Strengste untersagt wurde. Eine fernere Revision wurde von Urban VIII. angeordnet, in Folge deren 1634 das römische Messbuch seine letzte Gestalt erhielt. [14])

---

14) Das Gregorianische Messbuch gilt im Allgemeinen für ein Meisterwerk menschlichen Verstandes und Scharfsinns und man hat deshalb sogar behauptet, dass eine so vollkommene Arbeit nur unter unmittelbarem Einfluss göttlichen Beistandes (vom heiligen Geist selbst eingegeben) entstanden sein könne, d. h. man hat auch hier wie bei so vielen andern kirchlichen Vorgängen die einfachste Sache mit einer Wolke frommer Fabeln umgeben. (Paulus Diakonus, der Biograph Gregors, versichert ganz ernsthaft, dass man eine himmlische Taube auf der Schulter des schreibenden Papstes sitzen gesehen habe.) Wir lassen, nun auch entgegenstehenden Ansichten Gehör zu geben, einige und zwar aus dem Schoosse der katholischen Kirche selbst von einsichtsvollen Männern veröffentlichte Kritiken des Gregorianischen Messbuches hier folgen, ohne dieselben weiter mit eigenen Bemerkungen zu begleiten.

„Unsere abendländische Liturgie hat ihr Dasein, ihre Vergrösserung und ihre geschmacklose Zusammensetzung meistens den Päpsten und andern römischen Gelehrten zuzuschreiben. Sie hat alle Fehler, die die Liturgie nur immer haben kann. Simplicität, Einheit der Begriffe, Ordnung der Theile und Schönheit des Ganzen mangeln ihr überall. Dagegen stellt sie uns ein verworrenes, unzusammenhängendes Ganzes vor, worin der Geist der Kleinfügigkeit überall herrscht. Wo es nur immer möglich war, sind römische Prinzipien angebracht, die den andächtigen Priester für Roms Anmassungen einnehmen und ihm dieselben unter der Gestalt christlicher Gebete als wahres Christenthum einflössen sollen. Wie allmälig durch Päpste vermehrt, so ist sie auch durch Päpste mehr verdorben worden. Sie trägt unverkennbare Spuren aller rohen Jahrhunderte, deren jedes von seinen Hefen etwas an die Liturgie ansetzte oder einen uns den ersten Zeiten des Christenthums übrig gebliebenen Zug der Schönheit wegwischte." Maria von Werkmeister, Benediktiner, geistlicher Rath und Pfarrer zu Steinbach in Würtemberg. Beiträge zur Verbesserung der Liturgie. Ulm. 1789.

„Das Messbuch ist ein reichhaltiges Magazin des Unglaubens, Aberglaubens und des religiösen Afterdienstes. Es enthält eine Menge von Messen, die sich auf historische Irrthümer, oder wohl gar auf falsche lügenhafte Nachrichten und Märchen gründen. — Die gemeinschaftliche feierliche Gottesverehrung der ersten Christen besteht aus gemeinschaftlichen Gebeten und Gesängen, Lesung und Erklärung der heiligen Schrift, Darbringung der Opfergaben, Feier des Andenkens an den Tod Jesu durch das heilige Abendmahl und einer Sammlung für die Armen. Die Messe, um derselben den erträglichsten Anschein zu geben, sollte eigentlich eine kompendiöse Darstellung der verschiedenen gottesdienstlichen Handlungen sein, welche die alten Christen in ihren Versammlungen verrichteten. Was nun ehemals die ganze Gottesverehrung ausmachte, alle die verschiedenen, von einander ganz unabhängigen Theile, dies alles ist in das Messbuch zusammengedrängt. Dies muss ein jeder Priester in einer halben Stunde ohne Endzweck gleichsam en miniature durchmachen. Der Geist des Alterthums ist verschwunden, die leere Hülle ist geblieben, und aller Aufklärung, allem Fortschreiten zum Trotz, bleibt man dabei stehen. Was für eine Erbauung kann das Volk (selbst, wenn dieses elende römische Messbuch ins Deutsche übersetzt würde), oder auch nur der Priester aus dieser Vermischung der Gebete, Ceremonien, Lesestücke, Psalmen u. s. w. ziehen? Die

Der Kultus der Kirche hatte schon längst sich in der Messe zusammengedrängt; auch Gregor „der Vater der Messe“ sah in ihr den Höhepunkt des kirchlichen Kultus. Seine liturgische Thätigkeit konzentrirt sich daher in dem von ihm zusammeugestellten Sacramentarium. Die drei Hauptbestandtheile der Messe waren schon gegeben, Gregor vervollständigte sie, ordnete an, welche Gebete und in welcher Folge sie gebetet werden sollten, von wem (vom Volke, Chor oder Priester) und wie (gesungen oder gesprochen, laut oder leise). Das was die Kirche im Laufe der Zeit an Einfachheit und ächtem Geiste verloren hatte, suchte er zu ergänzen durch desto reichere äussere Zuthaten, durch eine ceremonienreiche, geheimnissvolle Pracht. Auch die liturgische Feier der stillen Wochen hat er angeordnet und die Buss- und Bittandachten mit feierlichen Umgängen und neuen Ceremonien ausgestattet. Gleichwohl war er selbst im Rituellen durchaus nicht für eine absolute Gleichheit in allen Kirchen, dazu dachte er zu bescheiden von sich und seinem Werke. Wenn nur der Glaube der rechte und ächte war, das Übrige galt ihm minder wichtig. Alle jene auf die Centralisation der Kirchengewalt durch einerlei Sprache, Ritus und Anschauung gerichtete Bestrebungeu der Kirche gingen erst von seinen Nachfolgern aus.

§. 11. Der Gregorianische Kirchengesang.

Über den Ambrosianischen und sein Verhältniss zum Gregorianischen Kirchengesang ist viel gestritten und geschrieben worden. Bestimmtes und Erschöpfendes über diese Sache ist jedoch nicht zu geben, da sich Reste Ambrosianischen Gesanges, d. h. zunächst Notationen von ihm, nicht erhalten haben. Man ist berechtigt vorauszusetzen, dass die Ambrosianische Singweise gegenüber der Gregorianischen rhythmischer und melodischer, lebhafter und aumuthiger war. Erstere ging unmittelbar aus dem Volksgesange, letztere mehr aus dem düstern Gesange, wie er in den Klöstern von den Mönchen geübt wurde, hervor. Frühe schon scheinen sich beide Gesangsmanieren oppositionell gegenüber gestandeu zu haben. An den Orten, die von jeher vorzugsweise

einzelnen Theile einer jeden Messe haben ganz und gar keine innere Verbindung, sind ohne Wahl und Geschmack aneinandergereiht und können keine zusammenhängende Erbauung, keine Ordnung und Deutlichkeit der Begriffe, keine bestimmte, auf einen gemeinsameu Punkt hinzielende Gesinnung der Religion erzeugen. — Erst in den Jahrhunderten der Finsterniss zwängte man die ganze Gottesverehrung in die Gestalt des Messbuches hinein. Der Stolz der Bischöfe, die Unwissenheit des Klerus, die gänzliche Ausschliessung des Volks von der Theilnahme am Gottesdienste, die grenzenlose Thorheit, Menschen in einer fremden Sprache belehren und erbauen zu wollen, die unerleuchtete Privatfrömmigkeit einzelner Bischöfe und Priester, — das waren die Ursachen so vieler einzelner Ceremonien, Gebete und das Aggregat so vieler Stücke des Messbuches; ein Werk des Zufalls, des Aberglaubens, wird vom römischen Hofe als ein vollkommenes Werk der katholischen Kirche, allen Begriffen von Gottesverehrung und allen Rechteu der Bischöfe zum Hohn, vorgeschrieben.“ Die katholische Kirche Schlesiens.

den Ambrosianischen Gesang angenommen hatten, wusste er sich Jahrhunderte hindurch zu behaupten. Der Theoretiker Franchinus Gafor spricht noch in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. von Ambrosianern und Gregorianern als von Parteien. Dass ein fühlbarer Unterschied zwischen beiden Gesangsweisen herrschte, geht aus dem Zeugnisse Rudolfs von Tongern hervor, der im 14. Jahrh. den Ambrosianischen Gesang noch hörte und darüber sagt, dass er ganz verschieden vom Gregorianischen gewesen sei. Jener war feierlich und kräftig, dieser einfach-süsstönend und wohlgeordnet. Diese Charakterisirung spricht wohl für einen auffälligen Unterschied zwischen beiden, macht diesen aber nicht ganz klar, denn feierlich und kräftig ist unbestreitbar auch der Gregorianische Gesang.

Da es unzweifelhaft ist, dass Gregors liturgische Schriften Sammelwerke sind, in denen Alles, was frühere Jahrhunderte erzeugt und gefördert hatten, wenn auch in neuer Redaktion zusammengestellt war, so ist auch anzunehmen, dass Ambrosianische Melodien von ihm aufgenommen worden sind. Damals standen ja beide Singweisen sich noch nicht so zu sagen feindlich gegenüber, wie später. Der Ambrosianische Gesang, der durch Tonzeichen nicht fixirt war, mochte allerdings in Folge der trostlosen Zeitumstände verwildert und verweltlicht sein, aber da in Mailand wenigstens der christliche Gottesdienst nie ganz aufgehört hatte, dürfte dort eine völlige Entstellung desselben auch nicht eingetreten sein. Nach einem spätern Zeugnisse des Joh. de Muris aus dem 14. Jahrh. soll Gregor insbesondere die allzusehr ausgedehnten Ambrosianischen Gesänge auf ein geringeres Maass beschränkt haben.

Eine charakteristische Eigenheit des Gregorianischen Gesanges mag diese sein, dass er sich im Gegensatze zu den metrischen, die Quantitäten der Silben genau beobachtenden Ambrosianischen in nur gleichmässig lang ausgehaltenen Noten bewegte, dass er also die gleiche Dauer aller einzelnen Töne einführte, während der andere mehr die Längen und Kürzen unterschied. Richtiger noch könnte man vielleicht sagen: der Ambrosianische Gesang beruhte wesentlich auf der poetischen, der Gregorianische auf der musikalischen Metrik. (Ambros.) Die gleichmässigen Noten gaben dem Gregorianischen Gesange jenes streng Feierliche, ernst Gemessene, würdevoll Ruhige und voll Austönende, das ihm unwidersprechlich eigen ist und das ihn zugleich so sehr geeignet zum Chorgesange macht. Hier ist jedoch ins Auge zu fassen, dass, je nachdem ein Gesang vom Priester allein am Altare oder vom Chore gesungen wurde, Vortrag und Ausführung desselben Stückes sehr verschieden sein konnte. Zur Zeit Gregors war die antike Metrik schon fast ganz in Vergessenheit gekommen; in den Chorgesängen war es durchaus zweckmässig, jede Überschreitung der Längen und Kürzen der Silben zu beseitigen; es lag in der Gleichdauer der Töne ein

Mittel, den Chor zu einer präcisen Vortragsweise zu gewöhnen, denn dem natürlichen Gefühle entspricht zunächst die Unterscheidung der beiden Hauptmomente, der Arsis und Thesis. Indem Gregor darauf den Plan zur Reorganisirung des Kirchengesanges gründete, kam er dem natürlichen musikalischen Sinne des Volkes entgegen. Grosse Massen bewegen sich stets in gleichen Takttheilen am anständigsten und würdevollsten. Anders also erschien der Gregorianische Gesang im Munde des Priesters, wenn er am Altare Psalmen, Gebete und Evangelientexte singend oder im Singleseton vortrug. Hier war eine lebendige Deklamation, eine sorgfältige Betonung der Silben unerlässlich. Man bediente sich dabei einer Menge von Vortragsmanieren und Modifikationen, und es war gestattet, einzelne Stellen des cantus planus oder cantus choralis, wie man den Gregorianischen Gesang auch hiess, bald rasch, bald gehalten, bald einfach, bald mit reichen Ausschmückungen von Vorschlägen, Trillern, Doppelschlägen und Grupettis wiederzugeben. Die Sänger hatten ihre Quilismen — einen tremulirenden Tonansatz, den Engelbert von Admont mit dem Schmettertone der Trompete vergleicht (in der neuern Gesangschule trillo caprino genannt), — sie hatten ihre Vinculae, — wo sich der Ton gleich Weinranken um den Ton schlang, also etwas dem Triller ähnliches. — Diese Feinheiten des Vortrags, diese zahlreich angebrachten Verzierungen waren es ja auch, die das Erlernen des Gregorianischen Gesanges den rauhen Kehlen der fränkischen und deutschen Sänger so erschwerte. Dabei ist nun noch zu beachten, dass der Gregorianische Gesang überhaupt kein im strengen Takt ausgeführter war. In die Fesseln des Taktmaasses ward er erst zu der Zeit gezwängt (12. und 13. Jahrh.), da die Mensural- oder Figuralmusik aufkam und es nöthig wurde, genaue Notenwerthe einander gegenüber zu setzen. „Nicht Gregor, sagt Franchinus Gafor, sondern die Musiker haben seine Noten in gleichmässig langer Dauer geordnet.“ Vorläufig richtete man sich bei der Bestimmung des Tonwerthes nach den Bedürfnissen der musikalischen Metrik, welche mit der poetischen Ähnlichkeit hatte. Wie nämlich ein Gedicht aus Versen, diese aus Versfüssen und letztere wieder aus Silben bestanden, so theilte man einen Gesang in sogenannte aus grösseren oder kleineren Notengruppen bestehende Distinktionen, eine Distinktion in Neumen, und diese endlich in einen oder mehrere Töne ab, so dass nun einem metrischen Verse die musikalische Distinktion, einem metrischen Fusse das musikalische Neuma und einer Silbe der Ton entsprach. Nicht in der taktmässigen, gleichlangen Dauer jedes Tones, sondern in der Berücksichtigung der Gesetze der natürlichen Deklamation, in der alle Silben ohne Rücksicht auf Prosodie sich gleichbedeutend folgen, so zwar, dass nach den rhythmischen Bedürfnissen die prosodisch lange Silbe auch in der Geltung einer kurzen genommen werden kann und umgekehrt, liegt die Eigen-

thümlichkeit des Gregorianischen Gesanges, in welchem zugleich der erste Schritt zur Befreiung der Melodie von den Fesseln der Prosodie gemacht wurde.

Gregor liess es nicht dabei bewenden, eine Sammlung von Gesängen herzustellen, die fortan der Kirche eine Grundlage heiliger Weisen sein sollten, er war auch zugleich bedacht, das begonnene Werk praktisch zu fördern, indem er Sänger bilden liess. Er richtete zu einer Singschule zwei ansehnliche Gebäude in Rom ein, das eine in der Nähe der Peterskirche, das andere beim Lateran, dotirte die Anstalt mit den nöthigen Einkünften und setzte ihr tüchtige Lehrer vor. Er nahm solches Interesse an dem Fortgange der Sache, dass er in den Lehrstunden häufig selbst erschien, ja sich persönlich am Unterrichte lebhaft betheiligte. Noch lange Zeit nach Gregors Tode wurden in einem der Lehrzimmer als kostbare Reliquien das Ruhebett aufbewahrt, auf das sich der von argen Gichtschmerzen geplagte Papst niederzulassen pflegte, wenn er kam, um den Lektionen beizuwohnen, und die Geissel, mit der er unaufmerksame Knaben bedrohte oder strafte. [15] §. 12. Gregors Singschule.

Gregor begann seine bedeutenden musikalischen Reformen zunächst damit, dass er das von Ambrosius eingeführte griechische Tonsystem theilweise beseitigte, theils erweiterte und umformte. Er schaffte die griechischen Tetrachorde [16]) und die schwerklingenden griechischen Tonbenennungen ab und setzte an deren Stelle eine vollständige Tonleiter, die er mit den Buchstaben A B C D E F G benannte; für die folgende Oktave nahm er kleine Buchstaben a b c u. s. w. und die weiter aufwärts gehenden bezeichnete er durch doppelte aa bb cc u. s. w., eine Einrichtung, die neben der leichteren Fasslichkeit auch noch den Vortheil hatte, dass das Oktavensystem darin klar zu Tage trat. Dann §. 13. Gregors Tonsystem.

---

[15]) Für den christlich-kirchlichen Sinn dieses trefflichen Papstes spricht es, dass ihm auch hier das allgemeine Interesse der Kirche über seine persönlichen Wünsche ging. Er verordnete, dass nur Subdiakonen, nicht Diakonen zu Sängern aufgenommen wurden; es sollten diese dem Predigtamt und dem Dienste der Armen obliegen, das sei ihr Amt. Dann warnt er davor, dass während man zum heiligen Dienst eine liebliche Stimme suche, man darüber nicht ein entsprechendes Leben zu suchen vernachlässigen solle. Der geistliche Sänger, während er das Volk mit seinen Tönen ergötze, dürfe nicht Gott durch seine Sitten reizen. Ebenso schloss er Kastraten aus. Von beiden Verfügungen ist die römische Kirche bekanntlich später abgewichen.

[16]) Unter **Tetrachord** versteht man ein System von 4 Tönen, das die Griechen ihrem Tonsysteme zu Grunde gelegt hatten. Man nahm 5 Tetrachorde an (Hypaton: H—e, Meson: e—a, Synemmenon: a—d, Diezeugmenon: h—e und Hyperbolaeon: e—a), die man gewöhnlich in der Weise verband, dass die letzte Stufe des einen zugleich die erste des nächsten bildete (H c d e f g a) oder man fügte auch deren zwei unmittelbar an einander (e f g a b c d e). Erstere hiess man **verbundene**, letztere **unverbundene** Tetrachorde.

fügte er zu den vier authentischen Kirchentönen des Ambrosius vier Neben- oder vielmehr Seitentöne, die mit der Unterquarte beginnenden plagalen Scalen hinzu, oder besser gesagt, er leitete sie von jenen ab. Diesen plagalen Tönen setzte er das Wort hypo (unter) vor.[17])

Sobald einmal die Bahn gebrochen war und eine Erweiterung der musikalischen Theorie stattgefunden hatte, konnte man bei den einfachen Zuthaten Gregors nicht mehr stehen bleiben. An ihn stets wieder anknüpfend, suchen nun auch die Theoretiker während der folgenden tausend Jahre sein System unermüdlich zu erweitern und

---

[17])

I. Ton.	d e f g a h c d	(dorisch).
II. Ton.	a h c d e f g a	(hypodorisch).
III. Ton.	e f g a h c d e	(phrygisch).
IV. Ton.	h c d e f g a h	(hypophrygisch).
V. Ton.	f g a h c d e f	(lydisch).
VI. Ton.	c d e f g a h c	(hypolydisch).
VII. Ton.	g a h c d e f g	(myxolydisch).
VIII. Ton.	d e f g a h c d	(hypomixolydisch).

Der Unterschied zwischen den plagalen und authentischen Scalen liegt darin, dass letztere zusammengesetzt sind aus Quinte und Quarte, erstere aus Quarte und Quinte. Der Ausgangston der Tonleiter, ihr eigentlicher Schwerpunkt ist bei den plagalen nicht in der ersten, sondern in der vierten Stufe zu suchen. Während daher die authentischen mit dem Hauptton beginnen und schliessen, liegt derselbe (der Finalton) bei den plagalen in der Mitte. Jeno gehen vom Grundton zur Quinte und Oktave, diese von der Unterquarte zum Grundton und zur Quinte. In einem der vier Finaltöne D E F G musste jedes kirchliche Gesangstück schliessen. Die plagalen Tonleitern, durch den Ansatz der Unterquarte aus den authentischen heraus konstruirt, geben also keine eigentlich neuen selbstständigen Tonfolgen, sondern nur Unterarten dieser. Ihr Charakter ist ein schwankender, der Stütze bedürftiger, aufwärts dem Mittel- als ihrem Grundtone zustrebender, während dem entgegen der des authentischen Tones ein Bild der Kraft und Festigkeit zeigt. Die Abhängigkeit des Plagaltones vom authentischen bestätigt sich weiter darin, dass er nur mit diesem und mit keinem andern sonst verbunden werden kann. So erhalten also durch die zweifache Lage des Grundtones, abgesehen von der Eigenthümlichkeit, die zufolge der verschiedenen Lage der Halbtöne schon jede Tonart an und für sich hatte, Tonsätze, je nachdem sie in einem authentischen oder plagalen Tone stehen, einen ganz verschiedenen Charakter, machen sie eine durchaus andere Wirkung; den authentischen Ton könnte man sagen, treibt es hinaus aus der Ruhe in die Bewegung, der plagale strebt aus der Bewegung in die Ruhe zurück. Die oben angegebenen Tonreihen nennt man die Kirchentonarten (Toni, Modi, Tropi, Tenores); unter ihnen war die lydische, die keine reine Quarte hatte, die unbrauchbarste, während dagegen der 2., 4. und 5. Kirchenton eine Art Doppelnatur zeigen. Diese Tonreihen erscheinen als plagale einerseits von ihren authentischen Tönen abhängig, anderseits aber können sie vermöge der in keiner der authentischen Scalen in gleicher Weise sich findenden Stellung der Halbtöne, als selbstberechtigte Oktavengattungen betrachtet werden, ja als solche sogar die Bildung von drei neuen plagalen Scalen zulassen. Die Verschiedenartigkeit zwischen authentischen und plagalen Tonreihen dürfte am deutlichsten aus dem Vergleiche des ersten und achten Tones hervorgehen, die beide zwar dieselben Töne und Intervalle haben, aber doch nichts weniger als identisch sind.

auszubauen. Zunächst fügte man den acht Tönen, aus welchen eine Scala bestand, unten und oben noch einen Ton, später oben zwei Töne zu. Dann half man sich, um reichere Tonfarben zu gewinnen, durch Transpositionen der Tonarten und endlich musste man nothgedrungen auch sogenannte Mischtöne (tonus commixtus und permixtus) gelten lassen.

§. 14. Die Neumenschrift.

Um die zum Kanon erhobenen Gesangsweisen für alle Zeiten fixiren zu können, war es nöthig, eine Tonschrift, eine Notirung für sie zu erfinden. Zeichen für die Accente, ja wohl auch für die Töne hatten bereits die alten Völker gekannt und angewendet. Auf derartige Zeichen war die neue Tonschrift, oder wie man sie hiess, Neumenschrift, ebenfalls gegründet. Gregors Originalantiphonar, trotzdem es mit ängstlicher Sorgfalt gehütet wurde, hat sich leider dennoch nicht bis auf unsere Tage erhalten. Das älteste Denkmal eines Antiphonars, wohl eine Abschrift des Gregor'schen, ist das in der Klosterbibliothek zu St. Gallen aufbewahrte. Ekkehard IV. berichtet über die Art, wie es um das Jahr 790 in den Besitz des Klosters gekommen war, Folgendes: „Als der Kaiser Karl, mit dem Beinamen der Grosse, in Rom war (774 oder 786), fand er, dass der Gesang in den Kirchen jenseits der Alpen vielfach vom römischen abweiche. Er bat also den Papst Hadrian (weil ja die einst von Gregor geschickten Sänger längst gestorben), er möge abermals solche, die des römischen Gesanges wohl kundig seien, in das Frankenland senden. So wurden denn Petrus und Romanus, des Gesanges und der sieben freien Künste wohl kundig, zur Kirche nach Metz abgeschickt, um dort die Sache zu leiten. Als sie nun vom Comersee an, von dem gegen die Luft Roms verschiedenen, rauhen Himmel zu leiden hatten, erkrankte Romanus, so dass er sich kaum bis zu uns (nach St. Gallen) fortzubringen im Stande war. Von den zwei mitgegebenen Antiphonaren behielt er eines, trotz der Einwendungen seines Gefährten Petrus, in St. Gallen zurück, wo er mit Gottes Hilfe allmälig wieder genas. Jetzt sandte der Kaiser einen Boten, der ihm die Weisung brachte, nach seiner Genesung bei uns zu bleiben und uns den Gesang zu lehren, was jener auch, um die Gastfreundschaft der Väter zu lohnen, sehr gerne that. Der Kaiser aber schrieb: „Vierfach habt ihr euch an mir, ihr frommen Männer, göttlichen Lohn verdient: er war fremd, ihr habt mich in seiner Person beherbergt; er war krank, ihr habt ihn besucht; er hungerte, ihr gabt mir in ihm zu essen; ihr gabt ihm zu trinken.“ — Romanus aber gedachte unserem St. Gallen eine Ehre zu, wie sie Rom schon genoss, wo nämlich die Anstalt getroffen war, dass das in ein Kästchen gelegte authentische Antiphonar an einem Orte, der Cantarium hiess, zur Einsichtsnahme eines Jeden aufbewahrt wurde. Romanus veranstaltete eine ähnliche Hinterlegung des mitgebrachten authentischen Antiphonars am Apostelaltare, und so oft über eine Singweise ein Zweifel entsteht,

dient es bis heute dazu, darein zu sehen wie in einen Spiegel und jeden Fehler zu verbesseru." Das Exemplar, welches Petrus nach Metz mitgenommen hatte, ist im Laufe der Jahrhunderte abhanden gekommen. Das von Romanus mitgebrachte Antiphonar, oder doch eiue sehr alte, auf keinen Fall über das 11. Jahrh. hinaus zu datireude Kopie desselben bildet, wie wir oben schon sagten, noch jetzt den werthvollsten Schatz der Bibliothek des Klosters zu St. Gallen.

Wie bereits angedeutet wurde, bestehen die Neumen aus gewissen über den Textzeilen angebrachten Strichelehen, Häkchen, Punkten, Bogenlinien und ähnlichen Zeichen. Gregor hat diese Schreibart, die nichts weniger als deutlich und leicht lesbar ist, wohl desswegen gewählt, weil sie oder ähnliche Notationen zu seiner Zeit den Säugern schon geläufig waren. Jedenfalls zeigt das St. Galler Antiphonar eine bereits völlig ausgebildete uud komplizirte Schrift, so dass bei ihr von ersten Aufängen in dieser Schreibweise keine Rede sein kanu. Man wird wohl annehmen dürfen, dass seit der Zeit des Ambrosius diese Schrift, in der die Samenkörner unserer heutigen Tonschrift zugleich zu suchen sind, sich allmälig aus unbedeutenden flüchtigeu Aufängen bis zu reichster Mannigfaltigkeit in Gestalt und Form entwickelt hatte. Ein Kodex von St. Blasien zählt 40 Neumenformen mit ihren sonderbar klingenden Namen auf. Ein Manuscript aus dem Kloster Murbach reduzirt die Anzahl dieser Charaktere schon auf 17, J. von Muris (um 1325) giebt noch weniger an. Ambros (Gesch. der Musik, Bd. 2, von p. 69 an) liefert eine sehr eingehende, klare und lesenswerthe Darstellung der Entstehung der Neumen und unserer Notenschrift. Er fasst erstere in vier Klassen zusammen; in solche, die einen einzelnen Ton bedeuten, die in Einem Zeichen zwei oder mehrere Töne darstellen, die besondere Singmanieren ausdrücken und die ganze Notenformeln abbilden.

Durch die Neumen vermochte mau zunächst das Steigen und Fallen der Stimme auszudrücken. Aber bei dem verwirrenden Reichthum an Formen und Namen war das Erlernen derselben eine äusserst schwierige Sache. In Gregors Schule brauchte ein Sänger bis er ausgebildet war 10—15 Jahre. Es scheiut jedoch bei diesem Gesangunterrichte mehr auf ein Auswendiglernen jedes einzelnen Gesanges, als auf ein nach bestimmten Tonzeichen geordnetes Siugen abgesehen gewesen zu sein. Letztere dürften vorläufig uur den Zweck gehabt haben, dem Gedächtnisse nachzuhelfen. Guido von Arezzo spottet über das Uusichere der ältern Unterrichtsweise: „Die Sänger lernen ewig und werden doch nie fertig und kaum stimmt einer mit dem Andern, nicht der Meister mit dem Schüler, nicht dieser mit dem Mitschüler." Und Guidos Commentator, Joh. Cottonius, schildert humoristisch eine Zankscene zwischen einigen Sängern, wo jeder anders singt und jeder Recht zu haben behauptet, also: „Sagt Einer: so hat

nicht Meister Trudo gelehrt, so wendet der Zweite ein: so habe ich es von Meister Albinus gelernt, und der Dritte schreit: Meister Salomo singt ganz anders. Wo Einer die kleine Terz oder Quarte singt, lässt ein Anderer die grosse Terz und Quinte hören. Es stimmen wunderselten nur ihrer Drei überein, weil sich jeder auf seinen Lehrer beruft und es endlich so viele Singemanieren in der Welt giebt, als einzelne Singemeister." Die Neumen blieben also, ob sie gleich eine Tonschrift vorstellen sollten, doch nur eine sehr nothdürftige Gedächtnisshilfe, etwas, das nur durch lange Übung zu erlernen und wozu die Unterweisung des Lehrers unentbehrlich war. Alle theoretischen Schriftsteller des Mittelalters haben Zeit, Mühe und Fleiss aufgeboten, um Licht in diese Sache zu bringen und die Notenschrift zu verdeutlichen und zu vereinfachen. Die Traktate des **Notker Balbulus** († 912), des **Hucbald** von St. Amand († 930), des Abtes **Berno** von Reichenau († 1008), des Scholastikers **Aribo** von Dreien, des **Hermannus Contraktus** († 1054), des **Walther Odington**, Mönch von Evesham (um 1240), des **Franco** von Köln, **J. de Muris**, **Fra Angelico Ottobi** und vieler Anderer verbreiten sich weitläufig und mit mehr oder minderer Klarheit über die zu ihrer Zeit üblichen Tonzeichen und über deren allmälige Vervollkommnung. Wir werden später im Jahrhunderte des Guido von Arezzo auf ihre fernere Entwicklung zurückkommen.[18])

[18]) Die griechische und lateinische Tonschrift, obwohl einerlei Ursprungs, verliert mit der immer schroffer werdenden Spaltung zwischen der morgen- und abendländischen Kirche ihre Ähnlichkeit und die gemeinsamen Grundformen mehr und mehr. Schon zu Ende des 4. Jahrh. soll Ephräm, der Syrer, eine ganz eigene, aus 14 zierlichen Zeichen bestehende Notenschrift erfunden, Joh. Damascenus im 8. Jahrh. sie vervollkommnet und die jetzige griechisch-liturgische Neumirung zuerst gebraucht haben. Doch dürfte diese Schrift kaum vor dem 11. oder 12. Jahrh. allgemein bekannt geworden sein. In Manuscripten des 10. und 11. Jahrh. machen sich schon neben der Minuskelschrift des Textes parallel damit fortlaufende Notenzeichen als ein gleich Wichtiges geltend. Für den ersten Anblick haben sie Ähnlichkeit mit dem Charakter arabischer Schrift. Die Lage der Zeichen ist meist horizontal, viele spitzwinklige, aber auch elliptische Figuren mit und ohne beigesetzte Punkte, Bogen, Doppelstriche u. s. w. reihen sich ziemlich enge aneinander. Vom 13. Jahrh. an wird die neugriechische Schrift immer derber und aufdringlicher; es sind die hergebrachten Zeichen, aber energisch, gross, kräftig, gehäuft; zuletzt wird das Ganze ein verwunderliches Gemenge, das beinahe wie die Arbeit nagender Holzwürmer aussieht, so dass der in kleinen dünnen Minuskeln dazwischen geschriebene Text dagegen fast verschwindet. Langathmige Koloraturen häufen sich mehr und mehr, denen zu Liebe die Worte wunderlich gereckt erscheinen; das Respirationskreuz findet sich dabei oft mitten zwischen die endlos gedehnten Silben gesetzt. Die Nähe und der Umgang mit den mohamedanischen Nachbarn hat nicht nur die Musik der Neugriechen, sondern auch ihre Tonschrift in ungünstiger Weise beeinflusst. Statt sich gleich den Neumen in den christlichen Abendländern Europas zu einer deutlichen Tonschrift zu entwickeln, verliefen sie sich dort in eine wüste

§. 15. Das Priesterthum. Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass der Gregorianische Gesang zweierlei Vortragsweisen, je nachdem er vom Priester oder von der Gemeinde gesungen wurde, zuliess. Die Masse des Volkes ward naturgemäss zuerst auf die einfachsten Formen beschränkt und, nachdem das priesterliche Ansehen im Laufe der Zeit immer mehr hinauf geschraubt worden war, allmälig fast ganz von der Mitthätigkeit an der gottesdienstlichen Handlung, also auch vom Gesange ausgeschlossen, zuletzt nur noch auf ein andächtiges Schauen und Hören, ein stilles Gebet hingewiesen. In dem Maasse, in welchem die lateinische als alleinige Kirchensprache allenthalben eingeführt und für den Haupttheil der gottesdienstlichen Feier, der Messe, ausschliesslich benutzt wurde, musste die Gemeinde, die diese Sprache ja nicht mehr verstaud, jeder eigenen Thätigkeit ohnedem entsagen. Der Gottesdienst wurde zu einer prächtigen, die Sinne fesselnden Ceremonie, in der aller Nimbus sich um die Person des Priesters concentrirte, auf ihn waren Aller Augen, auf seine Bewegungen, auf seinen Gesang, auf seine Worte Aller Aufmerksamkeit gerichtet. Umgeben von Wolken süss duftenden Weihrauchs, hoch empor gestellt über die Versammlung, aufmerksam bedient von Subdiakonen und Ministranten, bekleidet mit den köstlichsten Gewändern, in eine täuschende Ferne entrückt, erschien er unter Tausenden als der Alleinige, der mit Gott sich in unmittelbare Verbindung setzen konute und durfte. In einer rohen, barbarischen Zeit, wo ausserdem alles, was von Bildung uud Gesittung übrig geblieben, fast ausschliesslich im Priesterstande geborgen schien, wo die Geistlichen zugleich die Lehrer des Volks, die Männer des Wissens, die Hüter der Sitte, die Leiter und Berather der Fürsten waren, musste ein solch äusserer Pomp und eine gewisse Abschliessung von der Masse des Volks von deppelter Wirkung sein und es musste bei einiger Konsequenz — und die Kirche hat deren von jeher eine nicht geringe zu bethätigen gewusst — endlich gelingen, die Priester als Wesen höherer Art, als unverletzliche, unfehlbare, von Gott ganz besonders begabte und gesegnete Persönlichkeiten hinzustellen. Als dann freilich eine Zeit kam, die klarer sah, deren Blicke durch die Weihrauchwolken hindurchdrangen, die sich durch die leere Pracht unverstandener Ceremonien nicht mehr täuschen liess, als eine Zeit kam, in der die Priester nicht mehr die Pfleger des Wisseus und der Sitte, die erhabenen Beispiele der Tugend und Selbstverleugnung waren, als Herrschsucht, Habgier, Sittenlosigkeit und Übermuth diesen hochgestellten Stand mehr demoralisirt hatten, als alle übrigen Stände der bürgerlichen Gesellschaft, als der Witz der Gelehrten und des Volkes vorzugsweise und gleichmässig vernichtend jenen künstlichen Nimbus zu untergraben und zu zerstören

---

Schnörkelei, mühsam zu erlernen, arm, ungeschickt und selbst dem damit Vertrauten schwerlich sehr deutlich. Ambros. (II. p. 87—89.)

bemüht war, der allmälig den Begriff der Religion verschwinden gemacht und nur den der Priesterschaft übrig gelassen hatte, da musste der Rückschlag um so empfindlicher und auffallender sein. Und wie heute das Papstthum nur noch ein täglich mehr verbleichender Schatten ehemaliger Grösse ist, so ist auch jene eingebildete Selbstbevorzugung, jene zäh festgehaltene und mit allen Mitteln vertheidigte Ausschliesslichkeit des Priesterthums, gegenüber einer milderen, christlicheren Religionsanschauung, einer lebendigeren Humanität, einer allgemeiner verbreiteten und alle Schichten der Gesellschaft durchdringenden Bildung, einer freieren Entfaltung geistiger und wissenschaftlicher Bestrebungen, gegen die weder Bann noch Acht, weder Ketten noch flammende Scheiterhaufen hemmend mehr aufzutreten vermögen, nur noch ein Phantom, das Niemanden mehr Furcht und, ist dieselbe nicht durch die persönlichen ächten Tugenden eines christlichen Priesters hervorgerufen, selbst nicht einmal mehr Achtung einzuflössen vermag. Immerhin aber, wie auch der stolze, von Leo und Gregor gegründete Bau morsch geworden ist und aus den Fugen zu gehen droht, so viel müssen wir stets bewundernd anerkennen, dass ihre Schöpfung eine der mächtigsten Bethätigungen menschlichen Geistes war und dass sie trotz der heftigen Stürme, die daran gerüttelt, sich eine hübsche Zeit hindurch erhalten und gefristet hat.

§ 16. Das Alleluja.

Sobald einmal die Melodie von der Fessel der Metrik sich befreit sah, konnte sie ihren selbstständigen Weg gehen und nach Belieben auf einzelnen dehnbaren Silben verweilen, ja in bunter Mannigfaltigkeit zu reichen Gängen und Ausschmückungen sich formen und neu gestalten. Alle nichtgriechischen Völker hatten an solchen Figurationen von jeher ihr Gefallen und aus der asiatischen und afrikanischen Kirche[19]), in der sie sich zunächst ausgebildet haben mögen, gingen sie, in würdiger Umgestaltung, endlich auch in die römische über. Besonders bildet das Wort **Alleluja** die Grundlage solcher zierlich dahingleitenden Koloraturen. **Durantus** erzählt, dass man von Alters her das Alleluja mit dem Pneuma, d. h. mit ausgesponnenen Figurationen, die des Sängers Athem in Anspruch nahmen, sang. „Es ist aber das Pneuma oder der Jubellaut eine unaussprechliche Freude des Gemüthes über das Ewige, und wird es einzig auf die letzte Silbe der Antiphon gemacht, um anzudeuten, dass Gottes Lob unaussprechlich und unbegreiflich ist. Das Pneuma bedeutet die Freude des ewigen Lebens, die kein Wort auszudrücken vermag, daher es auch eine Stimme (ein Gesang) ohne bestimmte Bedeutung (eine Vocalise) ist. An Festtagen pflegte das ganze in der Kirche versammelte Volk den stets neu ertönenden Versen der Sänger mit dem Rufe: Alleluja! wie mit einem

[19]) Heute noch bringen die Kopten, die Bewahrer der Traditionen der alexandrinischen Kirche, endlose Gurgeleien in ihrem Ritualgesange an, so dass sie ein blosses Alleluja oft zu viertelstündiger Dauer ausdehnen. Auch in der griechischen Kirche hat sich das Gefallen an langathmigen Figurationen erhalten.

Gute, dessen man nicht satt wird, zu respondiren (Cassiodor). Als man die Gradual-Responsorien auf ausgewählte Psalmverse (selecti versus) und zuletzt auf das blosse antwortende Alleluja verkürzt hatte, konnten und durften wegen des immer künstlicher werdenden Gesanges der darauf angebrachten Melismen, die nicht schulgerecht geübten Laien nicht mehr mitsingen. Es trat also der Sängerchor, der vermöge seiner Bildung und Übung dem Alleluja den rechten Ausdruck geben und das in Worte nicht zu Fassende der geistigen Freude versinnlichen konnte, an die Stelle des Volkes, das sich fortan nur mit dem einfach und kunstlos gebliebenen Psalmengesange begnügen musste.“ [20])

§. 17 Der Gregorianische Messkanon. Wir kommen nun zur Betrachtung der durch Gregor eingeführten, von der ganzen römisch-katholischen Christenheit, mit geringen Ausnahmen, bis zum heutigen Tage festgehaltenen gottesdienstlichen Handlung: der Messe. Die einzelnen Theile derselben sind: 1) Introitus, 2) Litanei oder Kyrie eleison, 3) Gloria, 4) Graduale. 5) Halleluja, 6) Traktus, 7) Credo, 8) Offertorium, 9) Praefation, 10) Sanctus, 11) Pater noster, 12) Agnus Dei.

In jener frühen Zeit der christlichen Kirche, da wegen der in Aussicht stehenden Verfolgungen möglichste Stille und Heimlichkeit für die gemeinschaftlichen Gebetsversammlungen geboten erschienen, wurde der Gottesdienst ohne Gesang abgehalten. Später sang die Gemeinde ihre Psalmen und respondirte singend dem Priester. Es ward ferner die Einrichtung getroffen, dass der Lektor die Evangelien und die Episteln Pauli in einem eigens dazu ausgebildeten Singleseton vortrug.

Papst Cölestin I. (422—432) verordnete das allmälige Absingen der 150 Psalmen als Antiphonen. [21]) Aus diesen alternirend auf das

---

[20]) Ein bestimmtes Verbot gab Theodor von Kent: „Kein Laie darf in der Kirche das Alleluja anstimmen, sondern nur Psalmen und Responsorien ohne dasselbe.“

Die Ausdehnung der Schlusssilbe des Alleluja bezeichnete man in der Folge spöttischer Weise mit dem Allelujahaha, eine wahrscheinlich durch ungeschicktes Athemholen der Sänger, wodurch das einfache ja, zum haha wurde, hervorgerufene Bezeichnung.

[21]) Die Psalmen, herübergenommen aus dem jüdischen Kultus, wurden entweder von einem Vorsänger allein gesungen und das Volk fiel am Ende der einzelnen Verse ein, oder vom ganzen Volke gemeinschaftlich oder alternirend, so dass die Versammlung, oder der Sängerchor in zwei Theile getheilt war, deren jeder aber immer nur einen Vers sang. Im Gegensatz zu den von allen Sängern gleichzeitig gesungenen Psalmen hiessen die alternirend vorgetragenen Antiphonen. Wann und wo dieser Wechselgesang zuerst in der Kirche eingeführt wurde, ist nicht zu bestimmen. In Antiochien sang man mit zwei Chören schon zur Zeit des Konstantius († 340). Basilius der Grosse spricht von einem solchen Gesang, als von einem allgemein üblichen. Theodosius II. († 450) sang jeden Morgen mit seiner Schwester Lobgesänge in alternirendem Wechsel. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, dass schon die Juden Wechselgesänge hatten und dass also auch der Gebrauch dieser aus den Synagogen in die christlichen Kirchen überging.

ganze Jahr vertheilten Psalmodien wählte Gregor die einzelnen Antiphonen für den Introitus, das Gradual, das Offertorium und die Kommunion aus und stellte sie in seinem Antiphonarium oder Graduale (liber gradualis), auch Responsarium genannt, da es ebensowohl die Antiphonen als Responsorien enthält, zusammen. Alle Sonntage des Kirchenjahres hatten ihre besonderen Psalmenverse, Introitus, die immer mit der kleinen, früher von der Gemeinde, später nur vom Chor gesungenen Doxologie schlossen. Nach den Anfangsworten dieser Psalmtexte werdeu noch heute die sechs Sonntage vor und nach Ostern benannt.[22]) Nur für einzelne Festtage sind die Worte des Eingangs nicht aus den Psalmen genommen. Durch den Introitus war die Wahl der von Gregor im Lektionarium zusammengestellten Lektionen bedingt, nach welchen Karl d. Gr. in dem auf seinen Befehl von Paulus Diakonus bearbeiteten Homiliarium die sonntäglichen Perikopen hatte ordnen lassen.[23]) Sieht man der Wahl dieser Perikopen recht auf den Grund, so muss man staunen über den eben so schönen als bedeutungsvollen Zusammenhang, in welchen Gregor seine Lektionen mit der Geschichte des Heidenthums, des frühesten Christenthums und den Erscheinungen des das Kirchenjahr begleitenden natürlichen Jahres zu bringen wusste.[24])

Die Litanei, zunächst nur aus den seit uralten Zeiten als Gebetsformel bekannten Worten Kyrie eleison bestehend, erhielt durch Gregor erst seine rechte Bedeutung. Das Kyrie eleison ist die demüthigste, inhaltreichste Bitte eines vor Gott sich beugenden Menschen-

---

[22]) Invocavit. Reminiscere. Oculi. Lätare. Jndica. Misericord. dom. Jubilate. Cantate. Rogate. Exaudi.

Dem Introitus geht noch voran der zwischen Priester nnd Ministranten nach dem römischen Missale von 1550 in der Sakristei zu betende 43. Psalm, der durch die Antiphon: Introibo eingeleitet und durch das Adjutorium geschlossen wird. Jetzt wird es am Fusse des Altars gesprochen und bildet dieser Psalm mit dem nachfolgenden Confiteor das sogenannte Staffelgebet.

[23]) Die Perikopen sind aus der heiligen Schrift ausgewählte, mit dem Tage, an welchem sie gelesen werden, in genaue Verbindung gebrachte Abschnitte. Die Meinnngen über ihren Verfasser sind sehr getheilt. Einige lassen sie gegen alle historische Möglichkeit von den Aposteln abstammen, doch scheint die Annahme Glauben zu verdienen, dass sie bis zum 5. Jahrh. der freien Wahl der Bischöfe anheim gegeben waren. Das römische Perikopensystem, auf die Hauptfeste berechnet, soll von Hieronymus auf des Damasus Befehl angelegt worden sein. Auch ein gewisser Musäns von Marseille (500) wird für den Verfasser einer Perikopenordnung gehalten. Aus dem 5. Jahrh. liegen noch eigene Verzeichnisse vor mit Angabe der Schriftstellen, die an jedem Tage eines Jahres benutzt werden können. Die noch in der römischen Kirche gebrauchten Perikopen erhielten durch Pins V. (1570) ihren Abschluss.

[24]) Vergleiche dagegen Gräser, p. 89. Die katholische Kirche Schlesiens, p. 259.

herzens. Schon die Heiden bedienten sich dieser Worte als Anrufungen ihrer Gottheiten, alle ältern christlichen Liturgien jeder Nation enthalten sie ebenfalls. B. Sylvester († 335) nahm sie in die lateinische Kirche herüber. Die Legende erzählt, dass während eines heftigen, vier Monate anhaltenden Erdbebens die Bewohner Konstantinopels, den Kaiser Theodosius II. (um 430) und den B. Proklus an der Spitze, eine feierliche Prozession veranstalteten. Als sie, Gott um Gnade und Erbarmung bittend, um die Stadt zogen, wurde plötzlich ein Knabe aus ihrer Mitte vor aller Augen in die Luft entführt, aber auf den allgemein erhobenen flehendlichen Ruf „Kyrie eleison" nach einer Stunde unverletzt wieder herabgelassen. Derselbe verkündete nun, dass er den Gesang der Engel gehört habe, lautend: „Heiliger Gott! Heiliger und Starker, Heiliger und Unsterblicher! erbarme Dich unser!" Darauf hin soll es Gebrauch geworden sein, diese Formel in Zeiten allgemeiner Noth als Wechselgesang, zwischen Priester und Volk vertheilt, zu singen. Das Kyrie wurde (seit dem 3. Jahrh.) als Responsorium vom Volke nach jeder Bitte des Fürbittengebetes gesprochen. Gregor löste es davon ab, erhob es zu einem selbstständigen liturgischen Stücke, vertheilte es antiphonirend zwischen Chor und Gemeinde, und um es in Beziehung zur Trinität zu setzen, verband er das Christe eleison damit, es zwischen zwei Kyrie eleison stellend. Dieses dreigliederige Kyrie liess er dreimal wiederholen. Daneben kommt wohl auch noch ein 3-, 6- und 12maliges Kyrie vor, ja zuweilen ward es vom Volke unzählige Male gesprochen oder gesungen, doch ist das neunmalige vorzugsweise im Gebrauch geblieben. Man hat eine grössere und eine kleinere Litanei. Letztere schreibt man dem B. Mamertus von Vienne († 446) zu, der sie in Tagen, in denen sein Bisthum von schweren Unglücksfällen heimgesucht wurde, in die Liturgie aufgenommen haben soll. Die andere (litania septiformis) rührt von Gregor her. Sie wurde veranlasst durch eine in Folge einer Überschwemmung in Rom ausgebrochene Pest und bestand aus einem siebenchörigen Gesang der Geistlichen, Männer, Mönche, Nonnen, Frauen, Wittwen, Armen und Kinder. Jeder Chor ging von einer andern Kirche aus und alle fanden sich zu gemeinschaftlicher Prozession an einem bestimmten Orte zusammen. In der griechischen Kirche beantwortet das Volk (oder der Chor) 6 kleinere Gebete des Diakonus jedes mit Kyrie eleison, der Priester selbst spricht es nicht. Die ursprüngliche Anordnung Gregors, wonach die Menge am Gesange des Kyrie sich betheiligen konnte, liess man bald wieder fallen und es von den Klerikern allein ausführen. In Deutschland aber liess es sich die Gemeinde nicht nehmen, selbst in das Kyrie einzustimmen und schon seit dem 10. Jahrh. fing man hier an, dasselbe als Refrain mit deutschen Festliedern in Verbindung zu bringen, woher solche Lieder den Namen Leisen erhielten. Die verbreitetste und

älteste dieser Leisen, „Christ ist erstanden“, wurde selbst in deutsche Missalien der römischen Kirche aufgenommen.

Auf das Kyrie folgt die grosse Doxologie (hymnus angelicus), das Gloria in excelsis Deo. Dieser von den Engeln in der heiligen Nacht angestimmte Lobgesang wurde später erweitert und bildete schon frühe einen Theil der Abendmahlsliturgie. So wie er uns jetzt vorliegt, gehört er zu den ältesten und vorzüglichsten Hymnen der christlichen Kirche. Der römische B. Telesphorus (126) soll ihn in den Weihnachtsgottesdienst eingeführt, B. Symmachus (um 500) verordnet haben, dass er an allen Sonn- und Martyrertagen angestimmt würde. Aber auch zum Frühgebet, in den Kirchen und Häusern, und besonders von solchen, die ein beschauliches Leben führten, ward er täglich gesungen. Seit dem 4. Jahrh. kam die Erweiterung durch das Laudamus hinzu. Zur Zeit Leos I. wurde das grosse Gloria (mit dem Laudamus) nur an Weihnachten gesungen. Nach Gregors Sacramentarium sollte es nur der Bischof (mit Ausnahme des Ostertages, wo es auch andere Priester singen durften) singen. In der neueren Messordnung folgt das Gloria unmittelbar auf das Kyrie, so den zweiten Theil der Messe bildend.

Nach dem Gloria begrüsst der Priester die Versammlung mit den Worten: „Dominus vobiscum“, worauf (ursprünglich von der ganzen Gemeinde, seit dem 12. Jahrh. vom Ministranten) die Antwort erfolgt: „et cum spiritu tuo.“ Der Salutation schliesst sich die Kollekte[25]) und die Verlesung der Epistel und des Evangeliums an. Die Epistel wird gegenwärtig bei einer feierlichen Messe, wenn Geistliche genug vorhanden sind, vom Subdiakonus, das Evangelium vom Diakonus gelesen. Vor dem 2. Jahrh. las beide der Diakon, dann wurden eigene Lektoren dafür aufgestellt. Ehemals war es Gebrauch, Epistel und Evangelium vor einem, auf der dem Hochaltare entgegengesetzten Seite des Chores aufgestellten grossen Pulte (ambon) abzulesen, zu welchem auf zwei Seiten Stufen (gratibus) emporführten. Auf der einen Seite stiegen die Diakonen, auf der andern die Subdiakonen hinauf, oder beide auf einer Seite hinauf, auf der andern herunter; doch durfte das Evangelium nur auf der obersten Stufe verlesen werden. Am Fusse dieses Lesepultes hatten die Sänger, die das Responsorium und Alleluja sangen, ihren Platz, woher ersteres den Namen Graduale (Stufen- oder Staffelgesang) führt. Den Ort, an welchem die übrigen Gesänge

[25]) Die Kollekte oder Oration ist ein Gebet, in dem die Anliegen der Gemeinde kurz in einer Bitte zusammengefasst sind. In bestimmter Form kommt sie zuerst (vor 450) in der gallischen Liurgie vor. Papst Gelasius I. nahm sie in die Messe auf. Im Leonianum, einem aus dem 6. Jahrh. stammenden Messbuch, finden sich zwei Kollekten für jede Messe, die mittelalterliche Kirche aber gebraucht deren mehrere. Man sang sie in der römischen Kirche nach drei bestimmt unterschiedenen Tönen, doch sind in einzelnen Provinzen auch andere Weisen gebräuchlich.

ausgeführt werden sollten, konnte die Geistlichkeit willkührlich bestimmen. Das Graduale besteht fast durchgehends aus einigen in den verschiedenen Messen verschiedenen Psalmenversen, die für jeden Tag genau festgesetzt sind. Es wird gesungen, während der Priester nach Vorlesung der Epistel sich anschickt, das Evangelium vorzutragen.

Zu den ältesten christlichen Weisen gehört der in Jubellauten ausklingende uralte Refrain des Halleluja. Dieses hebräischen Wortes gedenken schon die älteren Kirchenväter, darunter das Alleluja schlechthin, oder die 20 sogenannten Allelujapsalmen (psalmi allelujatici) verstehend, die dieses Wort zur Aufschrift haben. Das Halleluja wurde, je nachdem man es in den frühesten Psalmengesängen entweder bei jedem wechselnden Gedanken, oder am Schlusse des Psalms, oder auch in dreimaliger Wiederholung zu Ehren des dreieinigen Gottes anstimmte, verschieden intonirt. Man behielt das hebräische Wort, seines schönen und vollen, zum Gesange so vortrefflich sich eignenden Klanges wegen in allen christlichen Kirchen bei, ohne es zu übersetzen. In einigen Kirchen, z. B. in Jerusalem, wurde das Alleluja nur in der Osterzeit und 50 Tage nachher gebraucht, in der ältesten römischen Kirche, in welche es durch Damasus eingeführt worden sein soll — Hieronymus hatte es aus dem Oriente mitgebracht — wurde es alljährlich nur ein Mal, zu Ostern, später nur zwischen Ostern und Pfingsten gesungen. Gregor setzte es für alle Zeiten ein, mit Ausnahme vom Sonntage Septuagesima bis zum Osterabend. Am Sonntage Septuagesima wird, wie man zu sagen pflegt, das Halleluja begraben und erst am Ostermorgen damit wieder der Auferstandene begrüsst. Früher ward es mehr gerufen, bald aber bildete sich auf ihm ein reicher melismatischer Gesang aus, dem besonders Gregor Fülle, Wohlklang und Mannigfaltigkeit zu geben suchte, ohne seine Würde zu beeinträchtigen. Man nannte in der Folge jeden durch das Halleluja feierlicher und volksthümlicher gemachten Gesang einen cantus allelujaticus, wenn auch der Refrain nur durch die Vocale a e u i a ausgedrückt wurde.[26]) Statt des in der Fastenzeit ausfallenden Halleluja wurde nach Gregors Anordnung der Traktus (gedehnter Gesang), aus einigen Psalmenversen, bisweilen auch aus ganzen Psalmen bestehend, gesungen. Es ist dies ein langsamer, ernster, der Trauerzeit angemessener, aus Psalmenversen gebildeter Gesang, der unmittelbar auf das Graduale folgt.

Das Vorlesen des Evangeliums geschieht auf der rechten Seite des Altars unter besonders feierlichen Ceremonien. Es werden Lichter

---

[26]) Der jubelvolle, lange hinausgedehnte Schluss des Alleluja heisst Prosa (prosa oder sequentia). Ursprünglich bloss auf a gesungen, legte man später (seit dem 10. Jahrh.) diesem Gesange eigene Worte unter, welche den Namen Sequenzen erhielten.

angebraunt, zum Zeichen, dass das Heil vom Evangelium ausgehe. Klerus und Volk, die bei der Epistel sitzen, erheben sich. Eine alte Sitte, noch um 1434 vorkommend, heischte, dass während desselben die Männer Mäntel, Stöcke und Waffen, die Frauen die Schleier ablegten. Die geistlichen Ritterorden und die Ritter überhaupt legten dagegen die Hand auf den Schwertgriff, zogen wohl auch das Schwert, um damit ihre Bereitwilligkeit, für den Glauben zu kämpfen, anzudeuten.

Dem Evangelium soll nach Gregors Messkanon die Predigt folgen, in früherer Zeit nur vom Bischofe und zwar sitzend gehalten, während die Gemeinde stehend zuhörte. Später wurde es üblich, dass sich die höhere Geistlichkeit, aus Unwissenheit oder Bequemlichkeit dazu veranlasst, eigene Prediger hielt, trotzdem noch die Väter des Konzils zu Trient gegen solchen Unfug ernstlich eiferten. Schon in den ältesten Zeiten war die römische Kirche bei Griechen und Afrikanern aus dem Grunde übel berüchtigt, weil weder ihre Bischöfe, noch ihre Priester zu predigen verstanden, und in der Folge hat sich dieselbe nicht besonders bemüht, dem Predigtwesen aufzuhelfen. Pius V., durch seine Nachtmahlsbulle (1567) und die in ihr herrschende Frechheit bekannt, fand eine solche Schlaffheit unter den Geistlichen, unter denen das Predigen fast ganz ausser Gebrauch gekommen war, dass er die strengsten Verordnungen, durch die er sich den Dank der Römer erwarb, desfalls erlassen musste. (Gräser, p. 114.) Nach der Predigt folgte ursprünglich die Fürbitte für die Katechumenen, worauf die missa fidelium begann, der nur Gläubige beiwohnen durften; doch hörte seit dem 7. Jahrh. die Sitte auf, das Abendmahl bei verschlossenen Thüren zu feiern. Gegenwärtig wird der Gebrauch, die Messe durch die Predigt zu unterbrechen, nur in einigen wenigen Bisthümern noch aufrecht erhalten. Gewöhnlich beginnt die Predigt erst nach Beendigung jener oder sie wird auf den Nachmittagsgottesdienst, die Vesper, verschoben.

Den dritten Abschnitt der Messe bildet das Credo, das von den Kirchenversammlungen zu Nicäa (325) und Konstantinopel (381) festgestellte und mit wenigen Änderungen in der Redaktion von allen christlichen Kirchen angenommene Glaubensbekenntniss. B. Petrus Fullo zu Antiochia (471) und nach ihm B. Timotheus zu Konstantinopel (511) sollen das Sprechen desselben am Charfreitag oder Passionssonntag zuerst angeordnet haben. Im Abendlande haben die Spanier auf Veranlassung König Reccareds (? gemäss Beschluss der Synode von Toledo 589) und nach ihnen die Gallier und Deutschen das Credo in die Liturgie aufgenommen; erst viel später nahm es die Kirche an. Berno von Reichenau berichtet als Augenzeuge darüber: „Als 1014 Heinrich II. in Rom zum Kaiser gekrönt wurde, wunderte er sich, das Glaubensbekenntniss nicht singen zu hören und forschte nach dem Grunde dieser Weglassung. Man antwortete ihm, dass die römische Kirche, nie durch Ketzereien gefährdet und bei der Rechtgläubigkeit

aller ihrer Glieder, dasselbe für unnöthig halte. Aber der Kaiser hörte nun nicht auf in Benedikt VIII. zu dringen, bis er ihn bewogen, das Credo in der Messe singen zu lassen." In keinem Sacramentarium, das vor 1014 geschrieben wurde, wird desselben gedacht.

Nach dem Credo begrüsst der Priester die Versammlung, aus der in früherer Zeit die Katechumenen und alle Nichtschristen von nun an ausgeschlossen waren, wieder mit „Dominus vobiscum" und fordert sie durch das „oremus" zum Gebete auf, das durch ihn mit den Worten: „per omnia saecula saeculorum. Amen", geschlossen wird. Während desselben soll der Chor einen feierlichen, ernsten Gesang ausführen: das Offertorium, eine aus einem Psalmverse bestehende Antiphon, so genannt, weil während desselben in den frühesten Zeiten die Gläubigen, Männer und Frauen, ihre Gaben an Brod und Wein in weissen Tüchern, Priester und Diakonen in Brod, zuletzt die Sänger in Wasser, später, als an die Stelle des gewöhnlichen, ungesäuertes Brod trat, an Geld und Naturalien am Altare darbrachten (offerre).

Gregor hat die bei der Messe abzusingende Antiphon des Offertoriums genau festgesetzt, ob er aber den Gesang für diese Stelle der Liturgie auch zugleich angeordnet hat, lässt sich nicht mit Gewissheit nachweisen. In seinem Antiphonar sind dieser Antiphon immer noch mehrere Verse, zuweilen auch ein ganzer Psalm beigegeben; nach jedem einzelnen Verse pflegte die Antiphon wiederholt zu werden, um dem Volke Zeit zur Opferung zu lassen.

Nach dem Offertorium verrichtet der Priester nach den in der Messordnung vorgeschriebenen Ceremonien und Gebeten die feierliche Opferung des Brodes und Weines. Letzterer wird nach uraltem Gebrauche immer mit etwas Wasser vermischt. Die Griechen mischen dem Weine sogar zwei Mal Wasser zu, kaltes und warmes, um das Feuer des heiligen Geistes vorzustellen und um den Wein so dem aus Christi Seite geflossenen Blute ähnlicher zu machen.

Es gab schon in der alten christlichen Kirche Sonderlinge, die sich aus frommer Enthaltsamkeit den Wein im Abendmahle versagten und dafür nur Wasser tranken. Andere nahmen nur dann Wein, wenn sie die Kommunion des Abends feierten, da sie fürchteten, sich des Morgens durch den Weingeruch den Heiden zu verrathen. Noch Andere mischten Milch und Honig unter den Wein, oder genossen bloss Milch. Die Sekte der Artotyriten hat den eigenthümlichen Gebrauch, mit dem Brode immer zugleich einen Käse zu consecriren.

Nach der Entstehung der Transsubstantiationslehre (nicht vor dem 13. Jahrh.) wurde der Missbrauch herrschend, den Laien den Wein zu versagen und ihn vom Messpriester allein geniessen zu lassen. Welche Kämpfe, besonders seit Wikleffs Zeiten, diese Kelchentziehung im Schoosse der Kirche hervorrief, werden wir später sehen.

Aufs Neue begrüsst der Geistliche das Volk mit „Dominus vobiscum“, worauf unmittelbar vor der wichtigsten Messhandlung, der Consecration und Kommunion, die Präfation folgt. Diese vor der eigentlichen Abendmahlsfeier gesprochenen oder gesungenen Gebete sind uralt, schon Cyprian und Augustin gedenken ihrer als solcher. Es ist also irrthümlich, die Päpste Gelasius I. und Gregor für deren Verfasser zu halten. Der Priester, damit er das Opfer würdig vollbringe, beginnt mit den Worten: „Sursum corda!“ Responsorium: „Habemus ad Dominum.“ — „Gratias agamus!“ Responsorium: „Dignum et justum“ u. s. w. Darauf folgt das ebenfalls schon aus den Zeiten der Apostel herrührende Sanctus, das Dreimalheilig (Trisagium). Die abendländische Kirche, entgegen der griechischen, die nur eine Präfation hat, besass deren eine Menge, fast für jedes Fest, für jede Gelegenheit eine besondere. Eine Sammlung aus späterer Zeit enthält 240 früher üblich gewesene Präfationen. Pelagius II. († 590) beschränkte deren Zahl auf neun; wer sie später auf eilf erweiterte und wann dies geschah, lässt sich mit Bestimmtheit nicht angeben. Das Sanctus, dessen Einführung man dem Bischof Ignatius von Antiochia zuschreibt, wurde von dem römischen Bischof Sixtus I. († 130) der Liturgie einverleiht; der Priester sollte es beginnen, das Volk einstimmen. Im 4. Jahrh. wurde ihm das Benediktus und Hosianna hinzugefügt. Die Kichenversammlung zu Valence (529) setzte in einem Kanon fest, dass das Trisagium in allen Messen gesungen werden solle. Es giebt noch ein zweites Dreimalheilig, das nur am Charfreitag in der römischen Kirche gebraucht wird, wo es alsdann zwei Chöre zuerst griechisch, dann lateinisch singen und zwar letzteres um anzudeuten, dass die römische Kirche ihre Oberherrschaft über die Christen aller Zungen auszudehnen berechtigt sei.

Der Nerv und die Seele der ganzen Messhandlung ist der Messkanon (canon missae), die sogenannte Stillmesse, der Theil der Abendmahlsliturgie, der die Consecrationsgebete enthält und durch alles Vorausgehende nur vorbereitet wird. Während diese Gebete still gesprochen werden, setzt sich der Priester gleichsam in unmittelbare Verbindung mit Gott, so der ganzen Handlung einen grössern Anstrich von Heiligkeit und geheimnissvollem Wesen gebend. Es ist dies eines jener feinen Mittel, wodurch der Priesterstand sein Ansehen in der Meinung des in Verblendung gehaltenen Volkes klug zu vermehren wusste. Der Kanon ist aus Worten des Erlösers, aus apostolischen Traditionen und spätern Zuthaten und Anordnungen der Päpste zusammengesetzt und besteht aus folgenden Theilen: 1) Das Gebet: Te igitur. 2) Commemoratio pro vivis. 3) Communicantes et memoriam. Die Gebete: 4) Hanc igitur und 5) Quam oblationem. 6) Die Einsetzungsworte: Qui pridie. Die Gebete: 7) Unde et memores. 8) Supra quae propitio und 9) Supplices te rogamus. 10) Commemoratio pro defunctis. Die Gebete: 11) Nobis quoque peccatoribus und 12) Per quem haec omnia. Den

eigentlichen Verfasser des Kanons kennt man nicht; nachweislich ist er vor dem 5. oder 6. Jahrh. nicht im Gebrauch gewesen. Man giebt muthmasslich an, dass er von (Alexander I.) Damasus, (Siritius) Leo I., Gelasius oder Gregor I. herrühre. Was letzterer daran veränderte und ergänzte, ist so unbedeutend, dass von ihm als Urheber nicht die Rede sein kann. Er spricht sich darüber auch selbst in einem Briefe an J. Syracus ganz deutlich aus. Gregor war nur der einsichtige und verständige Reformator der römischen Liturgie, der dasjenige, was im Laufe der Zeiten sich gebildet hatte, was die orthodoxe Kirche als der reinen Lehre gemäss anerkannte, sorgfältig sammelte, redigirte und zusammenstellte. Nach ihm hat keiner der Päpste am Kanon mehr eine Änderung gemacht, obwohl Gregor VII., Pius V. und Andere formelle Reformen später wiederholt daran vorgenommen haben.

In der ältern Kirche, wie in allen christlichen Kirchen, mit Ausnahme der römischen, bestand und besteht noch die Consecration in der lauten Vorlesung der Einsetzungsworte und in einigen Gebeten an Gott, dass er seinen Geist senden und Brod und Wein zu Leib und Blut Christi möge werden lassen. Das Aufheben der Monstranz, um sie dem Volke zur Anbetung vorzuzeigen (ursprünglich sollte diese Aufhebung die Aufrichtung des Kreuzes, Christi Martertod und die Auferstehung symbolisch vorstellen) kam erst im 7. oder 8. Jahrh. in Gebrauch. Der erste christliche Schriftsteller, der ihrer gedenkt, ist der B. Germanus von Konstantinopel (715). In den Schriften lateinischer Theologen geschieht davon erst im 11. Jahrh. Erwähnung, und viel später (1386) spricht Durandus davon, dass diese Ceremonie die Gläubigen zur Anbetung der Hostie veranlassen solle. Die alten römischen Sacramentarien wissen nichts von einer Aufhebung der Monstranz. In Deutschland führte die Sitte des Aufhebens und Klingelns Kardinal Guido ein, da er als päpstlicher Legat 1203 bei der Wahl Kaiser Otto IV. in Köln anwesend war.

Die Neuerung des stillen Gebets hat nicht vor dem Jahre 1000 stattgefunden, obwohl die Geistlichen schon früher auf diesen Gedanken gekommen waren. Justinian erliess ein kräftiges Ausschreiben an alle Bischöfe und Priester, worin sie ernstlich angewiesen wurden, die Einsetzungsworte und Consecrationsgebete mit lauter Stimme zu verlesen, damit das ganze Volk sie hören könne.

Wie die meisten Gebete der Messe, ist auch das Vaterunser (pater noster) und seine Verwendung in der Abendmahlsliturgie ein aus den apostolischen Zeiten sich herschreibender Gebrauch. Es wird vom Priester gesprochen (in feierlichen Messen gesungen) mit Hinweglassung der Doxologie und mit dem Responsorium der Gemeinde oder des Chores: „Amen.“ Unter der gewöhnlichen Schlussformel dieses Gebetes: „per eundem dominum“ bricht der Geistliche nach den im Messbuche vorgeschriebenen Ceremonien, nach uraltem jüdischen und christ-

lichen Gebrauche das Brod (die Hostie) in der Mitte durch[27]), taucht einen dieser Theile nach dem Grusse: „Der Friede des Herrn sei mit euch immerdar", in den Kelch und spricht: „Diese Vermischung und Weihung des Leibes und Blutes unseres Herrn Jesu Christi müsse uns, die wir es nehmen, zum ewigen Leben gedeihen."

Ursprünglich bediente man sich beim Abendmahle des gewöhnlichen gesäuerten Brodes; die Einführung des ungesäuerten rief (1154) zwischen der griechischen und römischen Kirche die heftigsten Streitigkeiten hervor. Als der Kommunikanten weniger, die Brode schlechter und zum heiligen Gebrauche untauglicher wurden und zuletzt der Messpriester allein kommunicirte, man also nur eine sehr kleine Quantität an Brod und Wein benöthigte, die Sorge für deren Beschaffung zudem dem Geistlichen anheimfiel, bereitete man ungesäuertes Brod (um d. J. 1000). Die Abendmahlsbrode waren von jeher rund, weswegen sie Zirkel- oder Kranzbrode hiessen, mit frommen symbolischen Verzierungen und so hart, dass sie vor dem Gebrauch erst in Stücke gebrochen oder geschnitten werden mussten. Im J. 1054 kommunicirten Priester und Volk noch solche Weizenbrode; 1089 hatte sich aber die Form derselben schon verändert, da nach einer Verordnung die Abendmahlsbrode aus einer Hand voll Mehl bereitet werden sollten. Man machte sie klein und dünn wie eine der grössern gebräuchlichen Geldmünzen, eine Sitte, wogegen verschiedene Kirchenlehrer heftig eiferten. Um d. J. 1130 hatte das Brod die Form und Grösse eines Denars angenommen, daraus bildeten sich noch im Laufe des 12. Jahrh. die Hostien, wie sie heute noch gebraucht werden. Die griechische, anglikanische und reformirte Kirche hat den Gebrauch des Weizenbrodes beibehalten.

Nach der Vermischung von Brod und Wein im Kelche spricht der Priester das Agnus Dei (nach Joh. 1, 29). Zur Zeit des Papstes Sergius I. (688) war dies noch ein blosser Ausruf, er wandelte denselben durch den Zusatz der Worte: „miserere nobis", in ein Gebet um. Schon früher war das Agnus dei in den römischen Kirchen vom Chor gesungen worden. In den über d. J. 1000 hinausgehenden Messbüchern steht dreimal: miserere nobis, spätere haben statt des dritten: dona nobis pacem, was in der Folge von allen Kirchen, die nach römischem Ritus consecriren, angenommen wurde.

Vor der Kommunion werden noch drei traditionell aus der ältesten Kirche vererbte Gebete gesprochen, nach deren erstem in früheren Zeiten der schon in der Urkirche übliche Friedenskuss gegeben wurde. Nach vorgeschriebenen Ceremonien erfolgt nach Ertheilung des Friedens die Kommunion des Priesters oder, wenn solche vorhanden sind, der

---

27) Nach der griechischen Liturgie wird das Brod in vier, nach der mozarabischen in neun, nach der römischen in drei Theile gebrochen.

Kommunikanten. Während dessen singt der Chor die Antiphon, welche den Namen der Kommunion führt und die wie der Introitus, das Graduale und Offertorium von Gregor herrührt, d. h. von ihm aus Psalmenversen festgesetzt wurde. Nach der Kommunion folgt das Gebet: „Quod ore sumpsimus“, worauf ein Ministrant nicht consecrirten Wein in den Kelch giesst, der vom Priester mit den Worten: „Corpus tuum, Domine“ getrunken wird; dann wäscht er sich die Hände, trocknet den Mund und den Kelch ab und verfolgt die Messe bis zum Schlusse, der nach verschiedenen Gebeten, und der Verlesung des Ev. Joh. 1, 1—14 der Gemeinde durch die Worte: „Ite missa est“, kundgegeben wird. Am Busstage geschieht dies durch: „Benedicamus Domino“; bei Todtenmessen soll das Volk noch eine Absolution empfangen, und dann mit: „Requiescat in pace“, geschlossen werden. Schon Chrysostomus sagt, dass Niemand, der die Kirche betreten habe, sie eher verlassen solle, als bis er durch den Priester entlassen sei.

Mag man nun über Gregors Messordnung nach persönlicher Meinung urtheilen wie man will, so viel steht fest, dass die auf innern Ausbau unablässig bedachte katholische Kirche in 12 Jahrhunderten Zweckmässigeres nicht aufzustellen vermochte. Es ist dies gewiss ein Beweis für die innere Vortrefflichkeit dieser Arbeit und für des Verfassers hohe Einsicht und bewundernswürdige geistige Überlegenheit.[28])

[28]) Wir haben s. Zeit eine Kritik der Gregorianischen Sammelwerke gegeben, die sich nicht günstig darüber aussprach. Gregor selbst hat, wie wir bereits bemerkten, seine Verdienste um die Liturgie gar nicht so hoch angeschlagen, wie es in späterer Zeit geschah, am allerwenigsten aber daran gedacht, sich eine Unfehlbarkeit beizulegen. Trotz gegenseitiger Meinungen haben seine Anordnungen bei vielen Beurtheilern, und wohl mit Recht, ungetheilte und laute Bewunderung gefunden. Wir lassen aus der Zahl vieler Stimmen, die sich günstig darüber aussprechen, das Urtheil folgen, das Ambros in seiner Musikgeschichte gibt: „Gregor hat in seinem Sanctuarium die Gesänge in einer Weise nach Geist und Inhalt zu einem wahren, grossen Gesammtkunstwerke geordnet; es ist eine Mosaikarbeit, deren Fugen und Junkturen man nirgends wahrnimmt. — Über den Werth des Gregorianischen Gesanges als Bestandtheil des Ritus kann im Allgemeinen bemerkt werden, dass sich kaum eine allen Anforderungen besser entsprechende, zweck- und sachgemässere Singart dafür denken lässt. Der Ton des festlichen Hymnus klingt im Magnifikat, im Te Deum, der Ton feierlichen innigen Gebetes in der Präfation, im Pater noster. In den Choràlen, in denen sich Ton neben Ton, ausgehalten, gleichmässig, fest, streng wie in einem Basilikenbau eine Granitsäule neben die andere, hinstellt, in den, reichem Ornamente vergleichbar, in kolorirten Tongängen sich ergebenden Intonationen des Ite missa est, des Alleluja ist es stets ein und derselbe Geist, der sich in den verschiedensten Formen und Stimmungen ausspricht. Die innere Lebenskraft dieser Gesänge ist so gross, dass sie auch ohne alle Harmonisirung sich auf das Intensivste geltend machen und nichts weiter zu ihrer vollen Bedeutung zu erheischen scheinen, während sie doch anderseits für die reichste und kunstvollste harmonische Behandlung einen nicht zu erschöpfenden Stoff bieten und Jahrhunderte lang einen Schatz bildeten, von dessen Reichthümern die Kunst zehrte. Die Musik

Um ein vollständiges Bild der liturgischen Anordnungen gewinnen zu können, ist es nöthig, auch den Nebengottesdiensten einige Aufmerksamkeit zu schenken. Das Leben der Christenheit erscheint der Kirche als eine stete Feier, weshalb sie ausser den von ihr als Tag des Herrn ausgezeichneten Sonntag (Domenica) auch die Wochontage mit dem Namen Feiern (Feriae) bezeichnete. Unter den Wochentagen waren einzelne andern wieder vorangestellt. Der Sabbath, im Orient ein Tag der Freude, war im Occident ein Tag der Trauer, ein Fasttag; seit dem 11. Jahrh. wurde er speciell der Maria, um sie Christo in der Verehrung möglichst nahe zu rücken, geweiht. Der Mittwoch, weil an ihm Christus verurtheilt, der Freitag, als Christi Todestag, waren dies stationum, an denen gefastet und knieend gebetet wurde. Die kirchliche Berücksichtigung des ersteren Tages verschwindet im 5. und 6. Jahrh. wieder, die des letzteren ist bis heute geblieben. Die Sonntagsfeier wurde seit dem 3. Jahrh. mit einem Frühgottesdienst (Matutine, Mette) begonnen und mit einem Abendgottesdienst (Vesper) geschlossen. Die Mette hob an mit dem 63. Psalm und dem grossen Gloria als Morgengebet, die Vesper mit dem 141. Psalm, dem Agnus und Nunc Dimittis und dem Abendgebete: Lobet, ihr Knechte, den Herrn. Im 5. Jahrh. trat an die Stelle des Agnus das Kyrio, später kamen noch die Responsorien dazu. Seit Gregor haben die Mette

ist an der gewaltigen Lebenskraft des Gregorianischen Gesanges erstarkt, sie hat sich an seinen Melodien von den ersten ungeschickten Versuchen des Organums, der Diaphonie nnd des Faux bourdon an bis zu höchster Vollendung im Palestrinastyle herangebildet und wunderhar genug neben den höchsten Resultaten, welche von den begabtesten Geistern in Jahrhunderte langer Arbeit auf diesem Gebiete gewonnen worden sind, steht die Gregorianische Melodie in ihrer einfachsten Urgestalt nicht als rohe erste Kunststufe, sondern als ein Gleichberechtigtes da; nach dem hinreissenden seraphischen Stimmengewebe eines Kyrie von Palestrina ergreift das ganz einfache Gloria in excelsis Deo aus des Priesters Munde mit dem Tone majestätischer Grösse und zugleich eines juhelvollen Aufschwunges, werth den Ruhm des Allerhöchsten zu verkündigen. Das Mittelalter sah in diesen Gesängen geradezu Werke göttlicher Inspiration. — Die Unsicherheit der Notirungsweise durch Neumen und manche andere Umstände hewirkten, dass sich in den Gregorianischen Gesang mannigfache Abweichungen von seiner ursprünglichen Fassung einschlichen. Aber die Fassung dieser Gesänge blieb, trotz aller Abweichungen im Einzelnen, doch im Ganzen immer dieselbe, und was wir noch jetzt zu hören bekommen, ist im Wesentlichen noch immer die alte ehrwürdige Tonweise Gregors. Es kommt dabei mehr auf den eigenthümlichen Styl dieser Gesänge im Allgemeinen als auf die Note im Einzelnen an, und deshalb hat die Änderung und Feststellung dieser oder jener Phrase, haben Modifikationen in den Tonschlüssen u. s. w. nicht so sehr geschadet, dass wir besorgen müssten, statt der ächten alten Cantilena nur einen ungenügenden Nachklang derselben zu besitzen. Die Überlieferung und die tägliche Übung in der Kirche ist für die Erhaltung weit einflussreicher gewesen, als die schriftliche Aufzeichnung in Neumen, welche der Überlieferung und Übung doch auch nicht entbehren konnten."

und Vesper ihre bestimmten Theile: Eingangs-Antiphonen[29]), Psalmen[30]), Hymnen[31]), Lektionen, Responsorien[32]), das Tedeum und

[29]) „Deus in adjutorium meum intente." Resp.: „Domine ad adjuvandum me festina." — „Domine, labia mea aperies." Resp.: „Et os meum annuntiabit laudem tuam." (Finden sich bereits in der Horen-Ordnung Benedikts und im Breviarium Gregors mit dem Abschluss: „Gloria patri", dem man jedoch zum Unterschied vom Introitus der Messe noch Alleluja hinzufügt. In der Passionszeit kommt an des letzteren Stelle: „Laus tibi, domine, rex aeternae gloriae!" — Das Deus in adjutorium kommt ausserdem noch im Introitus am 12. Trinitatissonntage, das Domine labia mea als Antiphone an Invocavit vor.) Der Mette eigenthümlich (mit Ausnahme von Epiphanias und den drei letzten Tagen der Charwoche) ist das Invitatorium (Einladung zum Lohe Gottes), Psalm 95, in Verbindung mit der Antiphone Venite oder Venite adoremus und einem auf die kirchliche Zeit bezüglichen, dieses Lob motivirenden Zusatz, wobei der Psalm durch die Antiphone und diesen Zusatz nicht blos eingeleitet und abgeschlossen, sondern auch immer nach je zwei Psalmversen unterbrochen wird.

[30]) Der Psalmengesang, aus dem jüdischen Gottesdienste beibehalten, nahm eine hervorragende Stelle in der alten Kirche ein, wie er sie in der römischen noch einnimmt. Es war ursprünglich gebräuchlich, dass ein Sänger den Psalm vorsang und die Gemeinde entweder mit den Schlussworten der Verse oder Abschnitte (hypophonisch), oder mit Amen, Alleluja oder dem Gloria patri zuletzt einfiel (epiphonisch) oder jede erste Hälfte eines Verses mit deren zweiter erwiederte (antiphonisch). Letztere Vortragsweise, obwohl sicherlich schon früher bekannt, schreibt der Kirchenhistoriker Theodoret den antiochenischen Mönchen Florian und Diodor zu. Gregor bestimmte 8 antiphonische Weisen (Psalmentöne), nach denen die Psalmen gesungen werden sollten, zu denen als 9. der sogenannte Pilgerton (für Psalm 114 und 115) noch hinzukam. Diese Psalmentöne sind keine Melodien; die Verse werden auf Einem Tone (Dominante) gesungen; am Schlusse eines jeden geht die Stimme in eine melodische Kadenz (Finale) über, der in der Mitte des Verses, im Anschluss an den den Psalmen eignenden Parallelismus der Versglieder, eine andere Basis (Meditation) entspricht, die mit jener ein in jedem der Psalmtöne besonderes musikalisches Ganze ausmacht. Ausserdem kann auch im ersten Chor die Dominante durch einige Noten eingeleitet werden (Intonation), wodurch sich die an hohen Festen übliche Weise von der gewöhnlichen unterscheidet. Die auf die Dominante treffenden Worte werden im gewöhnlichen Redeaccent gesungen, Intonation und Kadenz verlangen einen etwas gedehnteren Vortrag. Die beiden respondirenden Chöre lösen sich Vers um Vers ab. Die Antiphone, die auf den bestimmten Psalmenton leitet, schliesst zu diesem Zweck im Grundton, nachdem sie noch die Dominante des Psalms und die Schlussnoten des betreffenden Psalmtones, denen die Vocale aus der Finalformel des Gloria patri: „saecula saeculorum. Amen" unterlegt sind, intonirt hat (das Evovae). Das nach Wiederholung der Antiphone jeden Psalm abschliessende Gloria patri geht aus demselben Ton. Der Psalmgesang der katholischen Kirche ist blosser Chorgesang und war ursprünglich nur unisono. Im Laufe des Mittelalters haben die besten Meister vielfach ihre Kraft darauf verwendet, die einfachen Psalmtöne in mehrstimmiger Figuration zu bearbeiten.

[31]) Die Hymnen werden seit Gregors Anordnung nur vom Klerus gesungen. Die spanische und gallische Kirche verwendete sie ausser in den Horen auch in der Messe, die römische nur in den Horen; jede derselben hat ihre besonderen Hymnen.

[32]) Mit Ausnahme der Schriften des neuen Testaments, die in der Messe gelesen und der Psalmen, die immer gesungen werden, ist es Regel, vom Sonntage

die Cantica de evangelio et de prophetis.[33]) Die nächtlichen Gottesdienste (Vigilien), ursprünglich von den Christen während der Verfolgungen eingeführt, fanden später nur noch an Sonntagen statt, bis sie allmälig auf die grossen Feste beschränkt wurden. Ausser Mette und Vesper am Sonntage und den besonders geheiligten Tagen beging man auch einzelne Tagesstunden durch Gebet. Seit dem 2. Jahrh. waren es mit Rücksicht auf Christi Kreuzigung die 9., 12. und 3. Stunde, die man der Privatandacht widmete, im 3. Jahrh. kam noch die Mitternachtsstunde dazu, endlich wurden, um den Worten der Schrift nachzukommen (Psalm 119. 164), 7 Gebetsstunden festgesetzt. Benedikt von Nursia in seiner Klosterordnung bestimmt sieben Tag- und eine Nachtstunde, jede mit einer besondern Ordnung von Gebeten, Psalmen, Hymnen und Lektionen. Diese Horen, wie man sie hiess, waren die Vigiliae (2 Uhr Nachts), die Matutine (bei Tagesanbruch), die Prima (6 Uhr), Tertia (9 Uhr), Sexta (12 Uhr), Nona (3 Uhr), Vespera (6 Uhr) und das Contemplatorium (9 Uhr). Grodegang von Metz führte dieselbe Ordnung für den von ihm gestifteten Chorherrnorden ein. Die jetzt üblichen Horen sind (nach den von Pius V. vorgenommenen Veränderungen): die Matutine und die Laudes (officium nocturnum), die Prim, Terz, Sext, Non sammt der Vesper und dem Contemplatorium (officium diurnum).

Es bleibt uns aus der Musikgeschichte des 6. Jahrh., nachdem wir Gregors Verdiensten eine eingehende Würdigung zu Theil werden liessen, nur noch Weniges nachzuholen und beizufügen. Mit der weitern Verbreitung des Christenthums verbreitete sich auch die Pflege und Übung der Musik. Mit der Verfeinerung der Sitten und Lebensweise trat auch ein edleres Kunststreben wieder in seine Rechte ein. Nicht allein war es der Kirchengesang, der aufmerksame Beachtung fand, auch die weltliche Musik ward geübt und als ein das Leben schmückender und verschönernder Gegenstand betrachtet. §. 19. Allgemeine musikalische Zustände im 6. Jahrh.

Septuagesimae an bis zu dessen Wiederkehr die ganze Bibel während der verschiedenen Gottesdienste durchzulesen, nebenbei wohl auch Homilien und Schriftauslegungen der Väter oder, an den Heiligenfesten, das Leben der betreffenden Heiligen der Gemeinde vorzutragen. Die Lektion schliesst mit den Worten: „Du aber, o Herr, erbarme dich unser!" Resp.: „Gott sei gedankt." An jede Lesung reiht sich ein Responsorium des Chors, d. i. ein kurzer, sententiöser Satz, aus zwei Theilen bestehend, dem eigentlichen Responsorium und dem Versus, der wiederholt wird und so eingerichtet ist, dass sein Schluss zu jedem Theile des Responsoriums passt.

[33]) Unter Cantica versteht man die in den Horen ausser den Psalmen gebräuchlichen Gesänge, deren das Breviarium 7 alttestamentliche (2. Mos. 15. 5. Mos. 32. 1. Sam. 2. Jes. 12 u. 38. Hab. 3 und der Ges. der 3 Männer) und 3 neutestamentliche (Luc. 1, 46—55. Luc. 1, 68—79 und Luc. 2, 29—32) enthält. Sie werden alle auf Psalmentöne gesungen (die neutestamentlichen stehend), nur etwas langsamer und höher.

Mit der musikalischen Theorie hatten sich schon von jeher zahlreiche Gelehrte befasst, nun begannen auch die Kleriker sich der Sache anzunehmen und eine Fülle werthvoller musikalischer Schriften ging als Frucht mühevoller Arbeit und ernsten Nachdenkens aus einsamen Klosterzellen hervor.[34])

Eine besonders interessante Thatsache für die Musikgeschichte dieser Zeit dürfte diejenige sein, die uns von Klodwig I. erzählt wird. Derselbe, als er zu Ende des 5. Jahrh. zum Christenthume übergetreten war, sandte alsbald einen Boten an seinen Schwager, den König Theodorich, nach Ravenna, mit der Bitte, ihm einen Sänger und Citherspieler zu schicken, der ihm Musik im italienischen Geschmacke machen und an dessen Gesang und Spiel er sein Herz erfreuen könne. Wie sehr beweist dieses Verlangen des barbarischen Frankenkönigs, dass mit der Annahme des Christenthums, mochte ein solcher Schritt noch so äusserlich und oberflächlich geschehen sein, doch auch immer eine Annäherung an die höhere Kultur des christlichen Südens verbunden war. Am Hofe des Ostgothenkönigs herrschte damals ein seltener Kunstsinn, war der Kultus des Schönen und Edlen unter sorglicher Pflege neu emporgeblüht. Theodorich selbst war nicht nur ein kräftiger, tüchtiger Regent, der über Italien den heiteren Sommerglanz früheren Glückes wieder zu verbreiten und seinen Bewohnern jenes Gefühl der Ruhe und Sicherheit zu geben wusste, die zu allseitiger

---

[34]) Zu den hedentenderen Theoretikern der ersten 6 Jahrhunderte zählen: Marens Pollio Vitruvius, der herühmte verouesische Baumeister. Caj. Sec. Plinius, ehenfalls zu Verona i. J. 23 geh., † 79. Der gelehrte Plutareh, geh. zu Chäronea in Böotien um 49, † um 120. M. Fab. Quintiliau, der berühmte römische Redner (um 80), geb. zu Calahorra in Spanien. Claudius Ptolomäus, Geograph, Astronom und Mathematiker, geh. nm 70 zn Pelusium in Ägypten. Der Platoniker Theon aus Smyrna, berühmter Mathematiker (um 120). Aristides Quintilianus aus Adria in Mysien, um 130 in Smyrna. Baechius Senior, griechischer Schriftsteller und Musiker. Der Philosoph Gaudentius. Aelius Gellius, Grammatiker in Rom (um 140). Lucius Apulejus, der hekannte Neuplatoniker, geh. zu Medara im Tunesischen um 150. Lucian, Philosoph und Redner, zu Samosata in Syrien geb. Nikomachus aus Gerasa in Arahien, ein pythagoräischer Philosoph. Athenäus, ein griechischer Grammatiker und Julius Pollux, heide geh. zn Naukratius in Ägypten um 170. Tit. Flav. Klemens von Alexandria, † nm 215. Pausanias, herühmter griechischer Schriftsteller, geb. um 170 zu Cäsarea in Kappadocien. Sextus Empiricus, ein Arzt aus Afrika, um 190. Der Sophist Claudius Aelian, Oberpriester zu Präneste, um 225. Censorius, Grammatiker in Rom, nm 230. Die Platoniker Porphyrius, geh. zu Tyro 233, und dessen Schüler: Jamhlichius aus Chalcis in Cölesyrieu, † um 333 in Alexandria, und Chalcidius, um 325; letzterer Archidiakon in Karthago. Alypius, ein Sophist in Alexandria, um 360. Aurel. Augustinus, der herühmte Kirchenvater, † 430. Martianus Mineus Felix Kapella, ein gelehrter Karthagiuenser, um 450 in Rom. Ambrosius Aurelius Theodosius Macrohius, der berühmte Boethius und Magnns Aurel. Cassiodorus (480 geh. † 575 in einem Kloster zn Ravenna), alle drei am Hofe des Kaisers Theodorich angestellt, und Andere.

Thätigkeit ermuntern, er wollte auch ganz besonders für einen Freund der Wissenschaften, für einen Beschützer der Künste gelten. Theodorich, nachdem er die Botschaft Klodwigs empfangen, wandte sich an seinen vertrauten Rathgeber Boethius, einen gewiegten Kenner, wie in jedem Zweige des Wissens und der Kunst, so auch in musikalischen Dingen, und beauftragte ihn, einen tüchtigen Künstler auszusuchen, „denn, liess er ihm durch Cassiodor schreiben, wir kennen Dich als einen in musikalischer Gelehrsamkeit wohlbewanderten Mann; Dir und Deinesgleichen aber, die ihr den Gipfel einer so schwierigen Wissenschaft zu ersteigen vermochtet, liegt es ja auch ob, einen Wohlunterrichteten auszuwählen.“ Dann, nachdem er in gezierter, phrasenreicher Rede über Werth und Würde der Musik gesprochen, wie sie die Leidenschaften zähme und süsstönend klinge, weshalb ja auch die Saite (chorda) ihren Namen davon habe, weil ihr Klang das Herz (corda) rühre, fährt er fort: „Nachtheilige Trauer wird durch Musik erheitert, aufbrausende Wuth gedämpft, blutige Wildheit besänftigt, Trägheit und Ermattung ermuntert. Das alles bewirken unter den Menschen fünf Töne, die man nach dem Namen der Provinzen nennt, die sie erfunden haben. Denn die göttliche Gnade, deren Werke alle lobwürdig sind, hat ihre Gaben an verschiedene Orte verschieden ausgetheilt. Der dorische Ton bringt Schamhaftigkeit und Keuschheit hervor, der phrygische erregt Kämpfe und entflammt zur Wuth, wogegen der äolische die Stürme der Seele wieder beschwichtigt und den Beruhigten in Schlaf wiegt; der jastische schärft das abgestumpfte Erkenntnissvermögen und leitet den irdisch befangenen Sinn zum Verlangen nach dem Himmlischen; der lydische dagegen beruhigt die allzuschweren Sorgen der Seele, vertreibt den Verdruss und stärkt, indem er ergötzt.“ [35])

Boethius, in Rom zwischen 470 und 475 geb., der Sohn vornehmer Eltern, in Athen erzogen, macht in seiner ganzen Bildung, Schreibart, Philosophie und Gelehrsamkeit, in seinem Leben und Tod durchaus den Eindruck eines antiken Menschen; die Nachwelt nannte ihn deshalb auch bewundernd „den letzten Römer“. Er hat in seinen im Auftrage Theodorichs geschriebenen Büchern: *de musica*, der Nachwelt ein kostbares Vermächtniss hinterlassen und uns, wie kein anderer Schriftsteller des Alterthums, ein Gesammtbild des Wesens, der *Lehre*

[35]) Ambros gibt zu dieser Stelle folgende entsprechende Anmerkungen: „Saxo Grammatikus erzählt, dass Erik, der Dänenkönig, durch den Gesang eines Kitharöden in wüthende Aufregung gerieth, so dass er ihrer Vier umbrachte. Kasp. Printz in seiner historischen Beschreibung der edlen Sing- und Klingkunst (1690) macht dazu die Bemerkung: sintemal hoher Potentaten Handlungen allerdings zu fürchten, wenn sie bei gutem Verstande, geschweige denn, wenn sie wüthen, und kein schädlicher Ding für den Unterthan ist, als dem Könige auch nur für etliche Minuten lang seinen Verstand zu verwirren. Wer denkt übrigens bei diesen Beispielen nicht an David und Saul, an Farinelli und Philipp V. von Spanien, und Ähnliches.“

und der Eigenheiten der alten Kunst gegeben, ehe sie im Strom der Zeiten völlig versank. Alle musikalischen Theoretiker des Mittelalters sind einstimmig im Preise dieses seltenen Mannes und seines Werkes. Boethius ist ihnen der Repräsentant aller künstlerischen Einsicht, der Theoretiker aller Theoretiker. Seine Schrift wurde ein Gegenstand der mühseligsten Arbeiten und Forschungen, eine Art Fundamentalkodex der Musik für alle nachfolgenden Jahrhunderte. Sein, obwohl tief gelehrtes, doch äusserst schwer verständliches Werk wurde mit einer bewundernswerthen Geduld und Ausdauer von allen spätern Gelehrten unermüdlich immer wieder kommentirt, analysirt und citirt und mit einer fast abergläubischen Verehrung betrachtet und behandelt.[36])

Andere musikalische Thatsachen knüpfen sich wieder an den kirchlichen Gesang und dessen mit Eifer erstrebte Verbreitung. Nachdem Gallien dem Christenthume gewonnen war, kamen mit den dorthin geschickten Geistlichen und Mönchen auch einzelne Sänger hin, die es sich sehr angelegen sein liessen, den römischen Choralgesang zu lehren und einzuführen. Nun aber hatte schon die ganz eigenartige Natur der alten Gallier, die sich wohl klug, anstellig und gelehrig, aber auch leichtsinnig, veränderlich und neuerungssüchtig erwiesen, die Verwunderung der alten Römer erregt, die gekommen waren, das Land zu unterjochen. Auch jetzt erschien es gar nicht leicht, den rauhen Kehlen der Franken den römischen Gesang beizubringen, aber dennoch lernten sie singen, nur war, als man endlich meinte, zu Ende gekommen zu sein, ein ganz eigenthümlicher Gesang entstanden, der weder Ambrosianisch, noch Gregorianisch war, und den man wohl am geeignetsten Cantus Gallicanus nannte. Er verbreitete sich später von Frankreich aus nach Spanien.

Von einigen Sängern erzählt uns Gregor von Tours in seiner kirchlichen Geschichte der Franken. Einer seiner Geistlichen, Armentar, vermochte mit grosser Leichtigkeit alle Melodien aufzufassen, so dass er sie auch dann erlernte, wenn er anscheinend ausschliesslich in seine klösterlichen Beschäftigungen versunken schien. Bei der Taufe von Chilperichs I. ältestem Sohne mussten die von den zahlreich herbeigekommenen Bischöfen mitgebrachten Sänger bei Tafel im Wettkampf singen. König Guntram von Orleans liess (585) mitten unter dem Mittagsmahle von einem Diakon ein Graduale wiederholen, das er in der Messe von ihm gehört und das ihm ausnehmend gefallen hatte, und dann mussten auf seinen Wunsch die sämmtlichen anwesenden Geistlichen ihre Psalmen und Responsorien anstimmen. König Dagobert I. wurde durch den Gesang der schönen Nonne Nanthilde in der Abtei zu Romilly, den er während der Vesper einst hörte, so bezaubert, dass er sie aus dem Kloster nahm und zu seiner Frau, oder vielmehr zu

[36]) Eingehend bespricht diese wichtige Schrift Ambros II. 39—43.

einer seiner Frauen machte; denn er hatte deren mehrere; sie wurde die Mutter Klodwigs II. Aus den angeführten Beispielen dürfte der Schluss zu ziehen sein, dass der gallische Kirchengesang kaum jener ernste, feierliche Gesang war, wie ihn Gregor erstrebte; dass er vielmehr einen ziemlich weltlichen Beigeschmack hatte. Doch wird noch erzählt, dass die fränkischen Sänger in dem Psalm „in exitu Israel" eine Weise gebrauchten, die den später nach Frankreich gekommenen römischen Sängern so gefiel, dass sie sie als die vorzüglichere erkannten und gegen die ihrige austauschten. Den ächten Gregorianischen Gesang führten erst Pipin und besonders Karl d. Gr. in Frankreich ein.

VIII. Der Kirchengesang im siebten und achten Jahrhundert.

§. 1. Politischer Überblick.

Die wichtigsten historischen Thatsachen dieser Jahrhunderte — im Abendlande der Untergang der merovingischen Königsfamilie, der Eintritt eines neuen Kaisergeschlechts in die Geschichte und der Fall des Longobardenreiches — haben wir bereits früher schon berührt. Andere bedeutende Ereignisse dieses Zeitraums waren im Morgenlande die Stiftung einer neuen Religion, des Islam durch Mohammed[1]) und die Gründung neuer Weltreiche, des arabischen und fränkischen.

Die Nachkommen Klodwigs I., welche, besonders seit Klodwig II., eine mit den weitgreifendsten Privilegien ausgestattete Aristokratie geschaffen hatten, wurden immer unbedeutendere Persönlichkeiten und bald geleitet, überragt und beherrscht von den Grossen ihres Reiches, namentlich ihren höchsten Palastbeamten, den Hausmeiern, die alle Regierungsgeschäfte besorgten, die zugleich Feldherrn und die Vorsteher des königlichen Haushalts waren. Klug wussten sie ihre Würde in ihrem Geschlechte allmälig erblich zu machen und bald schon glaubten sie es wagen zu dürfen, selbst die Hand nach der Krone auszustrecken. Derartige Versuche waren allerdings in der ersten Zeit nicht vom Glücke begünstigt. Durch Nichterfolge gewitzigt, zogen sie es daher später vor, willenlose und unschädliche Puppen, denen man den Königsnamen liess,

[1]) Mohammed, der Prophet, Poet, Priester und König Arabiens, geb. 571, trat als Verkünder einer neuen Lehre 611 auf, floh vor dem Schwerte seiner Mitbürger aus Mekka nach Medina, 15. Juli 622, und starb an einem langsamen Gifte 632. Seine Nachfolger, die Chalifen, eroberten Syrien, Kleinasien und Palästina 633—638 und Ägypten 640, Persien 651, die afrikanischen Provinzen 707, Spanien 711. Ihrem weiteren Vordringen setzte die Schlacht bei Poitiers Grenzen, 732.

auf den Thron zu setzen, sich aber mit dem weitgreifendsten Einfluss auf alle Geschicke des Reiches, mit der thatsächlichen Macht und Herrschaft zu begnügen. Kaum dürfte in einer andern Dynastie eine ähnliche Verkommenheit je wieder vorgekommen sein, wie in der Merovingschen im 7. und in der ersten Hälfte des 8. Jahrh.

Wie hat sich doch in ihr die blutige Grundlage, auf der sie sich erhob, wie haben sich alle die unzähligen Schandthaten, Morde und Ehebrüche gerächt! Alle Nachfolger Dagoberts I. († 638) waren blödsinnige Schwachköpfe, meist Knaben, die, durch Ausschweifungen und niedre Lüste frühe entnervt, gewöhnlich jung hinstarben. Sein Sohn Klodwig II. schon war zur Regierung ganz unfähig; lange Kind, dann mehr Thier als Mensch, wurde er zuletzt von unheilbarem Wahnsinn befallen. Dessen Nachkommen, Spielzeuge in der Hand ihrer allmächtigen Vormünder, heute auf den Thron erhoben, morgen ihres königlichen Abzeichens, ihrer langen Haare, beraubt und in ein Kloster gesteckt, dann wieder aus unwürdigem Dunkel hervorgezogen zu neuem empörenden Spiele, zuletzt ermordet, sind nur im Stande, Bedauern und Verachtung zu erwecken. Das fränkische Reich bildete drei Haupttheile: Austrasien (mit Alemannien und Baiern), Neustrien (mit Armorika) und Burgund. Jeder dieser Landestheile hatte einen besondern Hausmeier. Nach und nach, je nachdem die verschiedenen Linien ausstarben oder sonstige Thronwechsel erfolgten, gelang es den Ministern der sich behauptenden Zweige, ihre Gewalt auch über andere Reichstheile auszudehnen. Unter den austrasischen Hausmeiern nennt als hervorragend die Geschichte zuerst einen gewissen Karlomann und dessen Söhne, Pipin von Landen und Arnulf, Bischof zu Metz. Pipins Sohn, Grimoald, machte (665) den Versuch, seinen Sohn Childebert zum Nachfolger Siegeberts III. von Austrasien zu erheben und den rechtmässigen Erben Dagobert II. in ein irisches Kloster zu stecken. Der Plan schlug jedoch fehl, der Übermüthige ward mit seinem Sohne von dem Adel Austrasiens gestürzt, gefangen genommen und an Klodwig II. nach Paris ausgeliefert, der ihn im Kerker hinrichten liess.

In Neustrien herrschte um diese Zeit weise und gerecht der Major Domus Erchinoald. Sein Nachfolger Ebroin war dagegen ein habsüchtiger, grausamer, sittenloser Mann, der 670 besiegt und verjagt, später wieder restituirt, 681 ermordet wurde, nachdem er zahllosen Verrath und Treuebruch, Gewaltthaten und Schändlichkeiten aller Art verübt, besonders aber der Geistlichkeit sich als ein unlieber Regent bemerkbar gemacht hatte. Nun trat der Hausmeier Austrasiens Pipin von Heristal, ein Nibelunge, Enkel jenes B. Arnulf, dessen wir oben gedachten, an die Spitze der Geschäfte. Nach der siegreichen Schlacht bei Testri wider Thiederich III., König von Neustrien und dessen Hausmeier Berchar (687), erweiterte er seine Herrschaft auch über den von ihm besiegten Fürsten und dessen Land, d. h. er übte alle

Handlungen höchster Macht ohne Widerspruch unter dem Titel: Fürst und Herzog der Franken, in beiden Reichen aus. [2]) Pipin wusste durch seine Tapferkeit das Heer, durch seine Gerechtigkeit das Volk, durch seine Milde und Freigebigkeit den Klerus für sich zu gewinnen. Nach erfolgreichen Kämpfen gegen die Friesen, Sachsen, Alemannen, Baiern, Britonen, Aquitanier und Vaskonen erlebte er den Schmerz, seine Söhne Drogo, Herzog von Burgund (708) und Grimoald, Herzog von Neustrien (ermordet 714), vor sich sterben zu sehen. Er selbst, nach einem ruhm- und thatenreichen Wirken, schied 714, 16. December, vom Leben. Nach seinem Tode übernahm seine Wittwe Plektrudis die Vormundschaft über ihren Enkel Theodwald, den Sohn Grimoalds, der Pipins Nachfolger werden sollte, und die Regentschaft des Landes. Den Sohn der schönen Alpais, einer Geliebten Pipins, den kühnen Jüngling Karl und einen andern ihrer Stiefsöhne, Hildebrand, hielt sie in Köln gefangen. Aber der Gewalt eines Weibes wollten sich die stolzen fränkischen Grossen nicht beugen. Theodwald, der mit König Dagobert III. nach Paris gegangen war, wurde verjagt, der König starb 715 in der Gefangenschaft. Nun bestieg der vorgebliche Sohn Childerichs II., Chilperich II. (Daniel) den Thron, den tapfern Raginfried als Hausmeier zur Seite. Der mühsam aufgeführte Bau Pipins drohte zu zerfallen. Alle Feinde des Reiches erhoben sich gegen das unter der Herrschaft eines Weibes schlecht geschützte Land, im Innern herrschte Hader und Streit, von Aussen drängten Friesen und Sachsen gegen die Grenzen. Da gelang es Karl seiner Haft zu entfliehen. Seine schöne Gestalt, sein kühner Sinn, seine Klugheit gewannen ihm die Herzen der bedrängten Austrasier, so dass er einstimmig von ihnen zum Herzoge erwählt ward. 717 besiegte er in der Schlacht bei Vinci, 719 bei Soissons den Raginfried (Chilperich II. starb 720 zu Attigny), dann lag er (718—39) in alljährlich sich wiederholenden Heerzügen gegen die Sachsen, Friesen, Alemannen, Baiern, Aquitanier und gegen die Burgunder zu Felde. Alle seine Thaten aber übertraf sein grosser Sieg über die Mauren, die schon 721 in Aquitanien und 725 in Burgund Einfälle gewagt hatten und jetzt unter ihrem Feldherrn Abd Errahman in zahllosen Schaaren über die Pyrenäen herüber-

[2]) Nur einmal jährlich durfte fortan der König noch seine Wohnung verlassen, wenn er nämlich, wie es die Sitte heischte, auf dem mit Stieren bespannten Wagen auf das Märzfeld fuhr. Da sass er, dem nichts übrig geblieben war als der eitle Königsname, bekrönt, mit fliegendem Haupthaar auf dem goldenen Stuhle seiner Väter, umgeben vom Adel und dem Heere, die seit alter Zeit üblichen Geschenke empfangend. Der Major Domus stand vor ihm, sprach für ihn, bestätigte die Beschlüsse der Versammlung und ordnete für das laufende Jahr das Nöthige an. Dann fuhr der König wieder zurück, um bis zum nächsten Jahre ein ruhmloses Leben inmitten seiner Weiber und Buhlerinnen und der nur zu den nothwendigsten Dienstleistungen ausreichenden wenig zahlreichen Dienerschaft, wohlbewacht auf dem einzigen ihm übriggebliebenen ärmlichen Hofe zu führen.

gekommen und verheerend und plündernd im südlichen Frankreich eingefallen waren. Karl schlug sie in der sechstägigen mörderischen Schlacht bei Poitiers 732 (wie später nochmals bei Narbonne 737) vollständig. Seit dieser Zeit nannte ihn sein Volk Karl Martell (Karl, den Hammer).

Als er, der gleich gross und bedeutend als Politiker, wie als Feldherr gewesen war, auf der Rückreise von St. Denis zu Carisiacum, einem königlichen Gute an der Issera, sein Ende nahen fühlte (741, er starb im kräftigsten Mannesalter, kaum 50 Jahre alt), theilte er unter Zuziehung der Grossen die Verwaltung des Reiches unter seine Söhne Karlomann (Austrasien und Deutschland) und Pipin den Kurzen (Neustrien und Burgund). Ein dritter Sohn, Grippo, wurde mit einzelnen diesen Ländern entnommenen Strichen bedacht. Die Regentschaft Karls war eine für das Land ruhmreiche und eine kräftige, wie sie die Zeit heischte. Aber in den fortwährend von ihm geführten Kämpfen verwilderte das Volk und die glücklichen Anfänge einer höheren Kultur, die in den letzten Jahrhunderten zur Entwicklung gekommen waren, drohten wieder vernichtet zu werden. Da sich Karl, um seine nie endenden Kriege mit Erfolg führen zu können, zuletzt genöthigt sah, ein stehendes Heer zu unterhalten, das er ungeachtet aller unter dasselbe vertheilten Kriegsbeute dennoch nicht zu befriedigen vermochte, so griff er zu dem sonderbaren Mittel, den Anführern seiner Kampfgenossen, zur Belohnung ihrer Dienste, freigewordene Bischofssitze zu verleihen. Da sah das Volk der Franken Bischöfe auf den altehrwürdigen Sitzen des Landes, die mehr die Jagd und den Krieg, als die Kirche und die Seelsorge liebten und übten. Klöster und Gotteshäuser zerfielen, Mönche und Nonnen begannen ein ausschweifendes, wildes Leben zu führen, das Volk floh die Kirchen und begann einen geordneten Lebenserwerb zu verabscheuen. Karl, der ein besserer Soldat als lenksamer Christ war, wurde, obgleich wir in ihm den Retter christlich-germanischer Bildung zu verehren haben, zur Strafe für seine an der Kirche verübten Sünden, nach den Berichten geistlicher Historiker, auch vom Teufel geholt. Karlomann und Pipin setzten auf den von Karl seit vier Jahren erledigt gelassenen Königsthron wiederum einen dem Kloster entnommenen Knaben, Childerich III. (742), und regierten in dessen Namen in brüderlicher Eintracht das weite Reich. Wie bei jedem Regierungswechsel, so dachten auch jetzt die von dem starken Karl unterworfenen Völker, dass die Stunde der Befreiung für sie geschlagen haben möchte. Daher waren die ersten Regierungsjahre beider Brüder wieder mit unausgesetzten Kämpfen gegen Alemannien, Baiern, Sachsen und Aquitanien ausgefüllt. Dem Karlomann gefiel solches Leben auf die Dauer nicht. Müde der unablässigen Kriege, wohl auch von Gewissensbissen gepeinigt ob des harten Gerichtes, das er zum öftern in der Leidenschaft des Zorns

über die Besiegten gehalten hatte, übergab er (747) Pipin seinen Antheil an der Herrschaft, wanderte mit seinem Sohne Drogo nach Rom, bat den Papst Zacharias um die Priesterweihe und beschloss sein Leben demüthig büssend als Benediktinermönch des Klosters Monte-Casino (er starb auf einer Gesandtschaftsreise zu Vienne, 754).

Nicht in gleicher Eintracht wie mit Karlomann vermochte Pipin mit Grippo zu leben. Es war die erste Handlung der verbundenen Brüder, dass sie gegen den letztern zogen, ihn verfolgten, belagerten und gefangen nahmen und seine Mutter, die bairische Prinzessin Sonechildes, ins Kloster Kala verwiesen. Nach sechs Jahren erhielt er zwar seine Freiheit wieder, aber das Herz des jungen Mannes blieb mit unbesiegbarer Bitterkeit gegen seine Brüder, seine Unterdrücker erfüllt. Er entfloh zu den Gegnern derselben, den Sachsen (748) und Baiern (749), welche letzteren, mit den Alemannen verbunden, unter ihrem Herzoge Odilo, in einer grossen Schlacht am Lech von Pipin total besiegt wurden, zu Waifar von Aquitanien und Aistulf, dem Longobardenkönige, und obwohl ihm nach der Niederlage seiner Bundesgenossen wiederum grossmüthig verziehen, und er mit Städten und Gütern reich beschenkt ward, vermochte er eine brüderliche Zuneigung zu Pipin und Karlomann doch nie mehr zu fassen. Während eines neuen Fluchtversuches nach Italien fiel er durch die Hand fränkischer Grafen im Thale von Maurienna (753). Pipin schloss sich enge an den Klerus an und trat besonders in die freundschaftlichsten Beziehungen zum päpstlichen Stuhle. Müde endlich, nur der Stellvertreter eines unfähigen Königs zu sein und in der Voraussetzung, dass ihm mit dem Königstitel noch höheres Ansehen, mit dem Schimmer der Krone noch grössere Gewalt werden müsse, wandte er sich, um seiner Handlung wenigstens einen Schein des Rechtes zu geben, durch den Abt Fulrad von St. Denys an den ihm bereits zu Dank verpflichteten Papst Zacharias mit der Frage: „Welcher (bei dem dermaligen schutzbedürftigen Zustande der fränkischen Kirche) der wahre und rechtmässige König sein solle, der, welcher den leeren Namen trage, oder der, welcher die Gewalt des Reiches und dessen Sorge in Krieg und Frieden führe?" Der Papst entschied für Pipin und entband die fränkischen Stände von dem Eide gegen ihren König (752). Der letzte Merovinger und dessen Sohn wurden entthront, geschoren und ins Kloster gesteckt, der Usurpator als König begrüsst [3]). Mit Childerich III. († 754), und seinem Sohne Thiederich, der als Mönch im Kloster Fontenelle in der Normandie starb, erlosch das schon seit 116 Jahren ruhmlos vegetirende Geschlecht des Meroväus.

[3]) Auf derselben Ebene von Soissons, wo einst Klodwig durch seinen Sieg über die Römer die Macht seines Hauses und Reiches begründet hatte, verlor sie 266 Jahre später sein letzter Nachkomme; denn hier empfing Pipin die Antwort des Papstes und ward er von den Grossen des Landes jubelnd nach altgermanischer Sitte auf die Schilde erhoben und als König ausgerufen.

An der Thronbesteigung Pipins hatte Bonifazius, der Apostel der Deutschen, grossen Antheil. Er zunächst veranlasste den neuen König zu dem überraschenden Schritte, sich mit einer Anfrage bezüglich seines Vorhabens an den Papst zu wenden, den er als das alleinige Haupt der Christenheit, als den Stellvertreter Gottes auf Erden pries. Pipin war auch der erste christliche König des Abendlandes, der sich von einem Papste salben und krönen liess. Hätte er doch geahnt, wie verhängnissvoll solche Krönungen und die Rechte, welche die Päpste an ihre Gefälligkeiten in der Folge knüpften, seinen Nachfolgern werden sollten! Bei Gelegenheit der Krönung Pipins (im Medarduskloster zu Soissons) sprach Stephan II. einen schweren Bannfluch über alle diejenigen aus, die es je wagen würden, von dem durch die Kirche geweihten Fürsten oder seinem Hause auch in der spätesten Folgezeit abzufallen. Solche Macht, solches Ansehen hatten die Päpste sich bereits zu erringen gewusst.

Das Haus der Pipine war dem herrschenden Königsgeschlechte nahe verwandt, ja es hatte nähere Ansprüche auf den Thron als dieses, denn es entstammte direkt jenem alten König Klodio, dessen Söhne von ihrem Vetter Meroväus, der ihr Vormund sein sollte, ihrer Rechte beraubt und verjagt worden waren. Wenn also Pipin die Nachkommen des Usurpators verstiess und seinem Stamme die Thronfolge wieder sicherte, so beging er eigentlich kein so grosses Verbrechen. Zudem war ja das Geschlecht Klodwigs bis zu völliger Unfähigkeit entartet und eine Änderung der Dynastie höchst wünschenswerth. Dennoch mochten ihm nach so langer Dienstbarkeit seiner Vorfahren seine Ansprüche zweifelhaft erschienen sein, oder sein Gewissen ihm auch wohl gesagt haben, dass er Unrecht handle. Man begreift es schwer, dass er sich um grösserer Sicherheit willen so sehr von dem Ausspruche des Papstes abhängig machte. Indem er zur Beschönigung seiner Handlungsweise die Hilfe der Kirche in Anspruch nahm und sich ihr verpflichtete, verband er die rächende Nemesis seinem Hause. Schon war es den Päpsten gelungen, sich durch kluge Benutzung günstiger Umstände in den Besitz glänzender Hoheitsrechte zu setzen. Jetzt, nach so überraschender Ausübung kirchlicher Machtvollkommenheit — Ab- und Einsetzung von Königshäusern — erhielten sie so zu sagen die feierlichste Anerkennung der von ihnen so beharrlich Jahrhunderte hindurch angestrebten Weltmacht, auf diesen Akt gründeten sie in der Folge ihre Hoheitsansprüche über alle Throne der Christenheit. Welchen Missbrauch die Nachfolger des Zacharias von diesen ihren eingebildeten Rechten machten, und wie schwer auf den deutschen Kaisern und den Beherrschern anderer Reiche dio Konsequenzen der unmoralischen und unbedachten Handlungsweise Pipins lasteten, werden wir noch oft Gelegenheit haben zu beobachten.

Das Verhältniss Pipins zu dem päpstlichen Stuhle sollte noch ein innigeres werden, als Stephan II. (752—57) römischer Bischof wurde. Wiederum waren die alten Streitigkeiten zwischen letzterem und dem Longobardenkönige (Aistulf) entbrannt. Obwohl in Zeiten der Noth die Päpste es nicht verschmähten, in Pavia Hilfe zu suchen, so hatten die Longobardenfürsten doch keine zäheren und ingrimmigeren Feinde, als sie. Schon Gregor III. hatte sich, um Schutz gegen die unangenehmen und verhassten Nachbarn bittend, an Karl Martell gewandt, ihm für seinen Beistand das Patriciat über Rom angeboten und durch eine ansehnliche Gesandtschaft sogar Petri Schlüssel und Ketten überreichen lassen (740), dennoch aber eine ablehnende Antwort erhalten. Nun, da sich die alten Misshelligkeiten erneuert hatten, die Verhältnisse des päpstlichen Stuhles zu dem neuen Frankenkönige aber der Art geworden waren, dass eine abschlägliche Antwort nicht wieder zu befürchten war, kam der greise Stephan II. Hilfe begehrend mitten im Winter selbst nach Frankreich, wo König Pipin zu Pont-Yon Hof hielt. Er warf sich demselben in häreuem Kleide, das Haupt mit Asche bestreut, mit den Worten zu Füssen: „Nicht eher werde ich dich loslassen, bis du der Mutterkirche deine Dienste zusagst, der Kirche, die dich erhöht hat auf den Königsthron!" Der König versprach Alles, und Stephan erlebte sofort die Genugthuung, dass ihn Pipin achtungsvoll erhob, auf sein eigenes Pferd setzte und dasselbe wie ein gehorsamer Knecht selbst am Zügel führte. Bei Gelegenheit der Anwesenheit des Papstes in Frankreich wurden Pipin und seine Söhne Karl und Karlmann in St. Denys von Stephan gekrönt und gesalbt, ihnen das römische Patriciat ertheilt, Karl getauft, wobei der Papst die Pathenstelle vertrat, und der König zum Schutzherrn der Kirche ernannt. Seit langer Zeit schon standen die fränkischen und longobardischen Fürstenhäuser in den intimsten Freundschafts- und Verwandtschaftsverhältnissen. Auch Karl Martell, der König Luitprands Hilfe in seinen vielen Kriegen, besonders aber in den Kämpfen gegen die Saracenen so nöthig gehabt hatte, schloss eine aufrichtige und innige Freundschaft mit ihm. Pipin war sogar an Luitprands Hofe erzogen worden. Dennoch gelang es dem Papst, jetzt den König zum Heerzuge gegen seine ehemaligen Freunde, die Longobarden und Luitprands Nachfolger, zu bereden. Auf dem Reichstage zu Braine ward einstimmig die Kriegsfahrt nach Italien beschlossen. Hartnäckig weigerte sich Aistulf, den Forderungen des Papstes und dem Andringen Pipins nachzugeben. Er wurde besiegt und genöthigt, seinen Ansprüchen auf Rom zu entsagen. Aber kaum war Pipin zurückgekehrt, als auch (755) Aistulf schon wieder feindlich vor Rom stand. Stephan beschwor den Frankenkönig aufs Neue um Schutz, ihm im Namen Petri für seine Hilfe das Paradies des Himmels, im andern Fall aber die ewige Verdammniss in Aussicht stellend. Pipin, gehorsam, zog mit grosser

Heeresmacht wiederum über die Alpen. Aistulf, nochmals besiegt, schloss unter den früheren Bedingungen Frieden. Der Frankenkönig beschenkte den Papst mit den eroberten Städten Ämiliens, Flaminiens und der Pentapolis. Aistulf, der die erlittenen Niederlagen und Verluste nicht verschmerzen konnte, starb über der Herausgabe der ihm abgerungenen Länder, zu der er sich nur mit äusserstem Widerstreben entschloss (756). Sein Nachfolger Desiderius war unter Pipins und des Papstes Zustimmung zum Könige der Longobarden erwählt worden; trotzdem zeigte auch er sich anfangs widerhaarig, lebte jedoch nach Erfüllung der Friedensbedingungen mit dem Papste bis zu Pipins Tode (768) in leidlichem Frieden.

Erwies sich schon der erste Karolinger als lenksames und williges Werkzeug in den Händen der Geistlichkeit, als ein Beschützer und Fundator der Kirche, so wurde dies sein Sohn Karl, gen. d. Grosse, in noch höherem Maasse. Pipin und Karl aber waren Heldenerscheinungen, die selbst dem Klerus imponiren mussten. Liessen sie sich auch bestimmen und leiten, und fühlten sie sich angezogen, vielleicht auch übertölpelt von einem Stande, in dem Bildung, Klugheit und Gelehrsamkeit, wie feine List, weise Berechnung und wohlbedachte Benutzung aller Verhältnisse so zu sagen erblich schien, so wussten sie doch im ungeschmälerten Besitze der weltlichen Macht sich zu erhalten, ja sie waren und fühlten sich noch als Herren der Kirche und wurden als solche selbst von den Päpsten anerkannt. Den Dank für das, was sie derselben gethan, erndteten erst ihre Nachkommen, als das Geschlecht entartet war.

Karlmann, zu Soissons gekrönt, erhielt nach des Vaters Bestimmung Austrasien und Burgund, der 27jährige Karl, zu Noyon zum Könige ausgerufen, Neustrien und das nach jahrelangen Kämpfen eroberte und mühsam behauptete Aquitanien. Gegen den alten Herzog Hunold von Aquitanien, der plötzlich wieder gekommen war, um von dem Jünglinge Karl sein Land zurückzugewinnen, hatte er die ersten Kämpfe zu bestehen. Er besiegte ihn und seinen Neffen, den Herzog Lupus von Vaskonien und sicherte sich den Besitz dieser Länder, indem er sie in kleine Grafschaften eintheilte, mit deren Verwaltung er seine Anhänger belehnte. Schon Pipin hatte auf diese Weise begonnen, die Selbständigkeit unruhiger Stämme zu vernichten und, indem er keine Fürsten mehr über sie setzte, sondern nur Grafen über kleinere Parzellen, hoffte er das Nationalgefühl allmälig zu untergraben. Auf diesem Wege gelang es ihm wirklich, sich zuletzt den ruhigen Besitz von Alemannien und anderen Ländern zu sichern.

Obwohl Karl die Grenze gegen die Lombardei durch die Erbauung des festen Schlosses Fronsac schützte, lebte er doch mit Desiderius in anscheinend gutem Einvernehmen, ja er vermählte sich sogar auf Betreiben seiner Mutter, der alten Königin Bertha, mit dessen Tochter

Desiderata. Das war nun aber dem römischen Bischofe und dem ganzen Klerus ein Gräuel, und der ungezähmte Priesterhass gegen den alten Erbfeind der Kirche, wofür man den Longobardenkönig anzusehen gewohnt war, loderte jetzt in hellen Flammen empor. Stephan III. erliess sofort an Karl und Karlmann, der Franken Könige und Patricier der Römer, als er von deren Absichten, mit dem longobardischen Hause in so intime Verhältnisse zu treten, vernommen hatte, folgendes Schreiben: „Wir hören mit grosser Betrübniss, wie der Longobardenkönig Desiderius Eure Herrlichkeit bereden will, seine Tochter mit Einem von Euch zu vermählen, was, wenn es also ist, wahrlich aus der Eingebung des Teufels stammt und kein ehelich Bündniss, sondern eine Gemeinschaft recht schwarzer Erfindung zu sein scheint. Wie weit, meine glorreichen Söhne, ginge der Wahnwitz, wenn sich Euer berühmtes fränkisches Volk, das alle Völker überstrahlt, und das so edle und vom Glanze überfliessende Geschlecht Eurer königlichen Macht mit der treubrüchigen und stinkenden Nation der Longobarden besudeln wollte, mit einer Nation, die man gar nicht unter die Völker rechnet und von denen ganz gewiss die Aussätzigen stammen. Niemanden von gesundem Verstande kann es auch nur einfallen, dass sich so berühmte Könige mit einer so abscheulichen und verworfenen Seuche beflecken sollten; denn was *hat das Licht für Gemeinschaft* mit der Finsterniss, oder was für einen *Theil hat der Gläubige* mit dem Ungläubigen?" Ja der Papst hatte die Frechheit, den Königen für den Fall der Eingehung einer Ehe mit longobardischen Prinzessinen mit dem Banne zu drohen. Der Ton dieses Schreibens bedarf keines Kommentars. Er enthält kein Wort des Tadels über das Unrecht, das Karl durch die unbegründete Verstossung seiner ersten Frau, Himiltrud, begangen hatte, es suchte nur den tiefgehassten Feind zu vernichten und zu beschimpfen.[4]) Leider kam es zu spät in Karls Hände, aber es mag ihm, der in der Liebe sehr wankelmüthig war uud fortwährend in sinnlichem Verlangen nach Abwechslung der von ihm geliebten Frauen trachtete, ein willkommener Grund gewesen sein, sich auch seiner zweiten, wie man sagt, kränklichen Frau zu entledigen, sie 771 oder 772 ihrem Vater wieder zurückzuschicken und sich zum dritten Male mit des schwäbischen Herzogs Gottfried Tochter, Hildegarde, zu verehelichen. Am Hofe des Desiderius lebte der von Karl vertriebene Herzog Hunold von Aquitanien, dahin flüchtete sich zu ihrem Vater nach Karlmanns Tode (771) dessen besorgte Wittwe Gilberga (Gerberge) mit ihren beiden Söhnen. Karl und Karlmann hatten nicht in gutem

[4]) Andere Historiker lassen Karl zuerst mit Galiena, einer spanischen Fürstentochter, verheirathet sein. *Himiltrud*, ein fränkisches Fräulein, war die Mutter von Karls ältestem Sohne, dem missgestalteten, unglücklichen Pipin, der, nachdem seine hochverrätherischen Pläne gegen seines Vaters Leben gescheitert waren, als Mönch im Kloster Prüm endete.

brüderlichem Einvernehmen mit einander gelebt; man beschuldigte ersteren sogar, dass er die Ursache des Todes seines Bruders gewesen sei. Seine Neffen wenigstens schloss er sofort von der Thronfolge aus. Durch sein rücksichtsloses Benehmen hatte Karl ferner den Baiernherzog Tassilo gereizt und sich entfremdet, der eine andere Tochter des Desiderius, Luitberga, geheirathet hatte. Es lässt sich leicht ermessen, dass unter solchen Umständen die grösste Bitterkeit am Hofe des Longobardenkönigs und der mit ihm befreundeten Häuser gegen den gewaltigen Frankenkönig herrschte, und dass der Papst wohl auch nicht gesäumt hat, seinerseits die glimmende Zwietracht zu schüren. Ein Krieg schien unvermeidlich. Vorläufig handelte es sich ja für Karl zugleich auch darum, seine kampfeslustigen Unterthanen in auswärtigen Unternehmungen zu beschäftigen, so einen gefährlichen Gährungsstoff im Innern seines Reiches abzuleiten und die östlichen Grenzen gegen einen unruhigen Nachbarn zu sichern. Karl beschloss zuerst einen Heerzug gegen die Sachsen (772). Die Kämpfe gegen dieses muthige und ausdauernde Volk hatten seit den Zeiten Childerichs I. die Frankenkönige schon beschäftigt. Karl unternahm im jugendlichen Alter seinen ersten Angriff auf sie, und erst nach 32 Jahren, als seine Haare gebleicht waren, konnte er sich ihrer völligen Besiegung rühmen. Karls Heer überschritt bei Mainz den Rhein. Zahllose Geistliche und Mönche folgten dem Zuge; es galt ja auch Heiden zu bekehren, „die Sachsen mit heiligen Lehren im Glauben unter das sanfte und leichte Joch des Heilandes zu bringen.“ Karls Waffen waren sieghaft, die von ihm errungenen Erfolge aber nicht von Dauer. Fast alljährlich sah er sich zu einem neuen Kriegszuge nach Sachsen genöthigt. Das Volk dieses Landes, immer wieder von Karl besiegt, beugte sich mit neuen Eidschwüren nach jeder Niederlage seiner Oberherrschaft, um sofort, wenn er anderswo beschäftigt war, wieder in wilder Empörung aufzustehen. Selbst die Unterwerfung der Herzoge Wittekind und Alboin unter des Kaisers Gewalt und ihre Annahme des Christenthums (beide wurden 785 zu Attigny getauft) vermochte einen dauernden Frieden nicht zu begründen. Die Kämpfe zogen sich bis zum Jahre 804 hinaus.

In Rom waren nach Paul I. (757—767) Tode heftige Unruhen ausgebrochen. Der heilige Stuhl, wie so oft vor und nach dieser Zeit, war ein Zankapfel der ehrgeizigen Grossen geworden. Die vornehmen Familien Unteritaliens wünschten stets das einflussreiche Amt durch Glieder aus ihrer Mitte besetzen zu können. So war es denn auch jetzt dem Herzoge Toto von Nepi gelungen, sich mit Waffengewalt der Stadt Rom zu bemächtigen und seinen Bruder Konstantin, einen Laien, auf den päpstlichen Stuhl zu erheben. Die Geistlichkeit, wie die Patricier in gleicher Weise darüber aufs Höchste erbittert, riefen nebst andern italienischen Fürsten auch den Desiderius zu Hilfe. Den Longobarden konnte nichts willkommener sein, als eine Gelegenheit,

sich wiederum in die römischen Streitigkeiten mischen zu können. Sie überrumpelten Rom und setzten einen frommen Presbyter, Philipp, als Papst ein. Nachdem derselbe aber seine Würde bald darauf freiwillig wieder niederlegte, ward, während die Freunde und Anhänger Konstantins und Philipps von den Gegnern aufs Grausamste misshandelt und getödtet wurden, Stephan III. (767—772) gewählt, ein sanftmüthiger Mann, wie die Geschichte der Kirche sagt (siehe den oben mitgetheilten Brief).

Auf Stephan III. folgte Hadrian I. (772—795), ein kluger, energischer Priester von vornehmer Herkunft. Desiderius, der Rom besetzt gehalten, sich auch sonst wohl manche Übergriffe zu Schulden hatte kommen lassen, erkannte sofort, dass der neue Papst sein Gegner war; denn eine an denselben geschickte Gesandtschaft, die ihm Friede und Freundschaft anbieten sollte, wurde von Hadrian mit harten Worten abgefertigt, auch eine persönliche Unterredung, die Desiderius begehrte, verweigert. Der König wünschte nun, Hadrian solle Karlmanns Söhne zu Königen weihen und ihnen zu ihrem rechtmässigen Erbe verhelfen, ein Ansuchen, das, so gerecht und billig es war, von der Kirche, der es nur noch um ihr eigenes, nicht aber um das Recht Anderer zu thun schien, hartnäckig zurückgewiesen wurde. Karl, von Hadrian in seinen Bedrängnissen zu Hilfe gerufen, brach 773 mit zwei gewaltigen Heerhaufen über den Mont Joux (Bernhardsberg) und Mont Cenis in die Lombardei ein, belagerte den Desiderius in Pavia und dessen Sohn Adalgis in Verona. Während seine Heere vor den beiden Städten lagerten, machte er selbst seinen ersten Besuch in Rom (Ostern 774). Er nahte mit einem grossen Gefolge geistlicher und weltlicher Herren. Hadrian schickte ihm ein Empfangsgeleite 30 Meilen weit entgegen. Als der König am Charsamstage vor Rom ankam, empfing ihn eine zahllose Menge mit Kreuzen und Fahnen, mit Öl- und Palmenzweigen, mit begeisterten Lobgesängen. Tausend Schritte von der Stadt entfernt stieg Karl vom Pferde und schritt mit seinem Gefolge zu Fusse der Kirche des heiligen Petrus auf dem Vatikan zu, jede der Stufen, die zu derselben emporführte, im frommen Wahne andächtig küssend. In der Vorhalle der Kirche stand der Papst, umgeben von der ganzen römischen Klerisei. Er küsste und umarmte den König und führte ihn, während der Chor das Benediktus sang, zum Grabe des Apostels, über dem sich beide feste gegenseitige Freundschaft gelobten. Es wurde selbstverständlich dem Papste leicht, den König, der von den Festen und Aufmerksamkeiten, deren Mittelpunkt er war, in die glücklichste Stimmung versetzt wurde, zur Bestätigung aller Schenkungen, die Pipin der Kirche einst gemacht hatte, zu bewegen und ihn das Gelöbniss thun zu lassen, ein treuer Schirmvogt derselben zu sein. Bald nach seiner Rückkehr von Rom öffnete Pavia, durch Mangel und Krankheiten erschöpft, den Belagerern seine Thore.

Desiderius und seine Gemahlin Ansa, die einstigen Schwiegereltern Karls, wurden dem Sieger ausgeliefert. Der unglückliche Fürst endete als Mönch im Kloster Korbie. Adalgis floh nach Konstantinopel, wo er lange vergebens um Hilfe gegen den Unterdrücker bat. Er starb 788. Mit ihm erlosch der Stamm der Longobardenkönige. 203 Jahre hatte das von Alboin gestiftete Reich bestanden.

Mit dem Falle Pavias waren jedoch die Unruhen in Italien nicht gedämpft. Desiderius war auch der Schwiegervater des Herzogs Arigis von Benevent und in naher Verwandtschaft mit dem Herzoge Hildebrand von Spoleto und andern italienischen Grossen. Sobald Karl den Rücken gekehrt hatte, begannen diese sich aufzulehnen. Der geängstete Papst musste schon 775 an den König, der in Schlettstadt Winterrast hielt, wiederum berichten, was seine Kundschafter ihm zugetragen hatten: Die verschiedenen Herzoge Italiens wollten ein Schutz- und Trutzbündniss schliessen, und Adalgis mit einer griechischen Flotte zu ihrem Beistande kommen. Alsdann solle Rom zu Wasser und zu Land angegriffen, alle Kirchen Gottes geplündert, der Papst gefangen und das Longobardenreich wieder hergestellt werden. Karl raffte an Mannschaft zusammen, so viel er deren aufzutreiben vermochte, zog im Januar und Februar über die Alpen, stritt mit jedem der überraschten Fürsten besonders, besiegte jeden und stiftete Frieden. Ähnliche Aufstände waren wiederholt (786 und 794) niederzuwerfen.

Karls gefährlichster Kriegszug war der 778 nach Spanien unternommene. Er erreichte zwar was er wollte, d. h. er blieb Sieger in allen Schlachten, aber sein Heer wurde auf dem Rückzuge von den Vaskonen angegriffen und fast vernichtet und viele seiner tapfersten Helden fanden den Tod in den Gebirgsthälern der Pyrenäen, namentlich in jener durch die Sage so wunderbar verherrlichten Schlacht im Thale von Roncevall.

Sonst kämpfte er stets siegreich gegen die Friesen, Sorben, Britonen, Avaren und Slaven. Einen Schatten auf seine Regierungshandlungen wirft, abgesehen von seinem Verfahren gegen seinen Bruder und dessen Söhne, und gegen seine Schwiegereltern, sein Benehmen gegen den Baiernherzog Tassilo III. Dieser, ein edler Mann und trefflicher, tapferer Fürst, von seinem Volke geliebt, von der Kirche gepriesen, aus einem Geschlechte, das mit dem Hause Karls seit Jahrhunderten verwandt und befreundet war, hatte das Unglück, des mächtigen Königs Missfallen und Argwohn auf sich zu ziehen. Wohl mochte er sich im Gefühle seiner Selbstständigkeit und der Macht seines Stammes weigern, Karls Oberhoheit so anzuerkenen, wie es dieser wünschte und den Eid der Treue mit jener Unterwürfigkeit zu leisten, wie es andere Fürsten thaten. Karl aber, dem der Gedanke, wie vortheilhaft er durch den Besitz Baierns die Grenzen seines Reiches abrunden könne, im Sinne lag, behandelte ihn nicht wie einen

Verwandten und Freund, sondern in schroffer Weise wie einen Dienstmann und Untergebenen und demüthigte ihn auf dem Reichstage von Worms, wohin Tassilo gekommen war, um sich mit ihm zu versöhnen, tief. Das konnte der Baierfürst nicht vergessen. Als er sechs Jahre später (787) wieder nach Worms geladen ward, um seine Eidschwüre zu erneuern, erschien er nicht, ja man klagte ihn sogar eines hochverrätherischen Einverständnisses mit Arigis von Benevent an, was Karl bewog, mit gewaffneter Hand in Baiern einzufallen und den Herzog zu einem schimpflichen Frieden zu nöthigen. Vom Könige mit Spähern umgeben, von Verräthern bewacht und beschuldigt, sah sich der Erbitterte, der in seinem Unmuth seine Reden wohl auch nicht gehörig überlegen mochte, endlich der Rache seines Feindes völlig preisgegeben. Auf dem Reichstage von Ingelheim (788), wohin er mit seinen Vasallen gezogen kam, gewiss im Gefühle völliger Schuldlosigkeit, ward er plötzlich von seinen Begleitern getrennt, entwaffnet und gefangen genommen.

Zur selben Zeit wurden auch seine Gemahlin und Kinder in Regensburg überfallen und als Gefangene mit den geraubten Schätzen des Herzogs nach Ingelheim gebracht. Treulose Verräther, ehemalige Räthe und Diener Tassilo's, traten nun gegen ihren Herrn auf, der, schutzlos dem mächtigen Feinde preisgegeben, zu stolz war, ein Wort zu seiner Vertheidigung zu sagen. Karl liess ihm die Wahl zwischen der Todesstrafe oder dem Kloster. Leider wählte der Gebeugte statt des freiheitbringenden Henkerbeiles das ruhmlose Ende eines Mönches. Im Kloster St. Goar ward er eingekleidet und dann nach Jumiége bei Rouen geschickt. Des Vaters tiefer Fall vermochte die unschuldige Familie nicht zu retten. Ohne Milde vertilgte der grosse König seines Feindes ganzes Geschlecht. Tassilo's Söhne, Theodo und Theodobert, sein Weib und seine Tochter verschwanden, hinter finstern Klostermauern begraben, spurlos von der Erde. So ging das altgermanische Haus der Agilolfinger, das einst die Römer besiegt, die Grenzen muthvoll gegen Avaren und Slaven vertheidigt, die Kirche geschirmt und durch weise Gesetze um sein Volk sich verdient gemacht hatte, jammervoll unter. Noch einmal erschien Tassilo vor Karl auf dem Reichstage zu Frankfurt (794), ein Bild gänzlichen Verfalles, demüthig seinen rücksichtslosen und harten Feind um Verzeihung bittend und für sich und die Seinen auf Recht und Eigenthum für alle Zeiten verziehtend.

Karl machte ausser dem schon berührten Römerzuge deren noch mehrere. Im Spätherbst 780 brach er mit seiner Gemahlin Hildegarde, seinen beiden Söhnen Pipin und Ludwig und seiner Tochter Rotrude nach Italien auf, hielt Weihnachten in Pavia und Ostern in Rom. Hadrian taufte und salbte bei dieser Gelegenheit die Prinzen. Pipin wurde zum Könige der Longobarden, Ludwig zu dem von Aquitanien gekrönt. Rotrude ward dem 10jährigen Sohne der griechischen Kaiserin Irene, Konstantin VI. Porphyrogenitus verlobt, eine Brautschaft, die sich später

wieder zerschlug. Zwei Jahre darauf (30. April 783) starb Hildegarde. Nach wenigen Monaten schon vermählte sich Karl mit der schönen, aber stolzen und bösartigen **Fastrada**, des fränkischen Grafen Radolf Tochter (der Mutter einiger Töchter, deren Ruf nicht der beste war). Nach ihrem 794 erfolgten Tode nahm er seine fünfte Frau, **Luitgarde** von Schwaben, die er ebenfalls überlebte († 800). Die Geschichte zählt noch mehrere Namen schöner Frauen auf, die die Gunst des Königs besassen und die ihm Söhne und Töchter schenkten.[5] Karl hatte sogar die Absicht, sich zum sechsten Male zu verheirathen und zwar mit der schönen, aber nichtsweniger als tugendhaften Kaiserin **Irene**, die man beschuldigte, ihren Gatten durch Gift, ihren Sohn durch gedungene Mörder aus dem Wege geräumt zu haben. Karl wollte durch die Vereinigung des ost- und weströmischen Reiches in seiner Hand und durch die Wiederherstellung des römischen Weltreichs seinen Bestrebungen die Krone aufsetzen. Eine Verschwörung, welche eine Anzahl byzantinischer Höflinge anzettelten, denen diese Verbindung gefährlich schien, brachte den Kanzler **Nikephorus** auf den Thron und die Kaiserin ins Kloster. Wiederum finden wir Karl zu Ostern 787 in Rom. Er unterwarf in dieser Zeit den, mit seinem Schwager Adalgis, dem Sohne des Desiderius, verbundenen und von den Griechen unterstützten Herzog Arigis von Benevent, und pflog Unterhandlungen mit dem von ihm dem Verderben längst bestimmten Tassilo von Baiern. Zum letzten Male war diesmal Karl mit seinem Freunde Hadrian († 789) zusammengetroffen. Ehe er dessen Nachfolger Leo III. († 816) in Rom besuchen konnte, kam dieser, dem Verwandte des Hadrian hart zusetzten, Beistand suchend selbst zu dem Könige nach Paderborn (799). Schon im folgenden Jahre rüstete sich Karl zu einer neuen Römerfahrt, die für ihn die wichstigste und folgenreichste werden sollte. Hatte man schon bei früheren Gelegenheiten in Rom Alles gethan, um die Sinne des Kaisers zu umnebeln und ihm den Kopf schwindlich zu machen, so suchte man jetzt das Dagewesene möglichst zu überbieten. Was man hervorzubringen vermochte, wurde aufgeboten, um den Empfang, den Einzug und den Aufenthalt des mächtigen Beschützers zu verherrlichen; dieser selbst ward als wirklicher Oberherr der Stadt behandelt. Es sollte aber noch besser kommen. Als am Christfeste Karl

[5] **Himiltrud** den Pipin; **Hildegarde** die Söhne Karl, Pipin und Ludwig und die Töchter Rotrude, Bertha und Gisla; **Fastrada** zwei Töchter, Theodorada und Hiltrud; eine Konkubine die Tochter Rothaid; **Gersvinda**, die Sächsin, die Tochter Adaltrud; **Regina** die Söhne Drogo, Bischof von Metz und Hugo, Abt von St. Quentin und **Adallind** den Sohn Theodorich, Bischof von Cambray. Karl hatte also 14 Kinder, 7 Söhne und 7 Töchter; besonders liebte er letztere so sehr, dass er sich nie entschliessen konnte, sie zu verheirathen und dass er, nur um sie um sich behalten zu können, lieber über ihre Verirrungen und zahlreichen, nicht ohne Folgen gebliebenen Liebesverhältnisse hinwegsah.

in der Peterskirche andächtig der vom Papste celebrirten Messe beiwohnte, trat dieser plötzlich vor den König hin, goss Öl auf sein Haupt, setzte ihm eine goldene Krone auf und rief wie von Gott begeistert unter dem Zujauchzen des gesammten Volkes: „Heil und Sieg dem von Gott gekröuten Karolus Augustus!“ Karl gewann durch den Kaisertitel keinen unmittelbaren wirklichen Machtzuwachs, aber eine Würde in der Vorstellung der Völker, durch die sein Ansehen über das ganze Abendland so zu sagen geheiligt wurde. „Es war nichts als ein Gedanke, aber die Welt wird mehr durch Gedanken als durch Schwerter regiert. Erkannte der Papst durch solche Erneuerung des Reiches im Abendlande feierlich einen Herrn über sich an: so schien doch er diesen Herrn gemacht zu haben.“ (Hase.) Der Keim weltherrschaftlichen Strebens lag schon in allen Handlungen des Papstthums, und man schien bereits darüber in den betreffenden Kreisen einig zu sein, wem die endliche Oberherrschaft zufallen müsse. Hatte man nicht den traurigen Verfall glorreicher Königs- und Heldengeschlechter schon vielfach erlebt und ergänzte sich nicht die Kirche in ungeschwächter Kraft aus den hervorragendsten Geistern aller Nationen? Und hatte nicht Alkuin, der Lehrer und Freund Karls, von diesem noch auf der Durchreise in Tours besucht, vielleicht in der Absicht die wichtige Angelegenheit, die sich vorbereitete, zu besprechen, selbst folgende Rangordnung aufgestellt: Papst, Kaiser, König? Karl erwies sich dankbar gegen die Päpste und die Kirche; er nannte sich deren demüthigen Beschirmer und Beschützer, wogegen man ihn als Souverän des Kirchenstaates anerkannte. Der Kaiser schwur dem Papste den Eid der Huld, der Papst dem Kaiser den der Lehnstreue. Die beiden Fürsten, ebenbürtige Persönlichkeiten, gingen noch friedlich nebeneinander hin. Das Verhältniss sollte sich bald ändern, die Zinsen für die gespendeten Gnadenbezeugungen schlug man in Rom einstweilen noch zum Kapital. Karl blieb bis Ostern 801 in Rom; dann kehrte er nach Aachen zurück. Alle Fürsten beeilten sich ihm ihre Ergebenheit kundzuthun. Nicht nur aus den seiner Herrschaft bereits unterworfenen Ländern kamen Gesandtschaften, die ihm neue Huldigungen darbrachten, sondern England und Dänemark, die christlichen Könige von Asturien und Galizien wie die muhamedanischen Fürsten Spaniens, die Kaiserin Irene und ihr Nachfolger Nikephorus, wie auch der gepriesene Kalif von Bagdad Harun al Raschid[6]) und die Chane der Avaren und Slaven schickten Friedenserbietungen und reiche Geschenke an den mächtigsten Fürsten und Helden der Christenheit. Alle diese ehrenvollen Auszeichnungen vermochten aber seinem über Gebühr ausgedehnten, weiten Reiche den

[6]) Harun al Raschid ordnete zwei Gesandtschaften an Karl ab; die erste überbrachte nebst vielen andern herrlichen Gaben dem Kaiser einen Elephanten, die zweite ein überaus kunstreiches Uhrwerk.

Frieden nicht zu sichern. Nacheinander und oft gleichzeitig hatte Karl gegen die verschiedenen Stämme der Sachsen, Sorben, Dänen, Normannen, Böhmen, Avaren, gegen den griechischen Kaiser, die Sarazenen und Araber Land- und Seekriege zu führen. Auch häuslicher Jammer blieb ihm nicht erspart, sein zweitgeborener Sohn, Pipin, König von Italien, seine Tochter Rotrude und sein hoffnungsvollster, tüchtigster Sohn, der ruhmwürdige Träger seines Namens, König Karl, starben rasch nacheinander. Schon der Tod Pipins beugte den Kaiser so tief, dass er diesen Verlust nicht mit der ihm eigenen Seelengrösse zu ertragen vermochte, sein Schmerz war aber grenzenlos, als Karl starb. Seit dieser Zeit hat man den alten Vater nicht mehr froh gesehen.[7] Übrig blieb nur noch der schwächste und jämmerlichste seiner Nachkommen, König Ludwig, den die Kirche in der Folge den Frommen nannte.

Kampfesmüde und lebenssatt zog der Kaiser am Ende seiner Tage sich nach Aachen zurück, dessen warme Quellen seinem alten Körper wohl thaten. Um die Zukunft seines Reiches sicher zu stellen, berief er eine grosse Reichsversammlung, die auf seinen Vorschlag die Kaiserwürde einstimmig auf seinen Sohn Ludwig übertrug, der denn auch im November 813 in der Liebfrauenkirche zu Aachen sich selbst die Krone aufsetzte. Der alte Löwe, ein 70jähriger Greis, verschied, nach einer 47jährigen ruhmvollen Regierung, am 28. Januar 814.

Werfen wir einen Blick auf sein langes Leben zurück. Karl hatte eine höchst ungenügende Erziehung genossen, aber ungeachtet seines in beständigen Kriegen verbrachten Lebens, ein Streben nach höherer Bildung, eine seltene Verehrung für die Wissenschaften und Künste und einen bewundernswürdigen Grad politischen Scharfblicks und hoher Regierungsweisheit stets bethätigt. Wie alle Eroberer war er manchmal ungerecht und grausam. Wo es ihm galt sein Reich auszudehnen, oder wie man heute sagt abzurunden, da gab es für ihn keine Bande der Verwandtschaft und Freundschaft, keine menschlichen Rücksichten. Den Sachsen und andern Völkern gegenüber, die mit heldenmüthiger

[7]) Karl beabsichtigte sogar die Regierung ganz niederzulegen. Auf diese gebeugte Stimmung wälzt man auch die Schuld seines 812 gemachten unerklärlichen Testaments. Mag sein, dass ihm der Tod zweier seiner ehelichen Söhne als eine Strafe für die Sünde erschien, so viele uneheliche Kinder gezeugt zu haben. Statt diese, wie sichs gebührt hätte, in seinem letzten Willen väterlich und gerecht zu bedenken, schob er vielmehr der Kirche fast seine ganze Habe in die Tasche und verkürzte so in tadelnswürdiger Verblendung die eigenen Kinder. Er theilte sein ganzes Vermögen in drei Theile; zwei derselben wurden wieder in 21 Theile geschieden und unter die 21 Erzbisthümer des Reiches verschenkt. Den dritten Theil behielt er für sich, nach seinem Tode sollte derselbe wieder in vier Theile zerlegt werden, von denen nur einer seinen natürlichen Kindern zu Gute kommen durfte, die drei übrigen waren nochmals unter die Kirchen, die Armen und die Hofbedienten zu vertheilen.

Ausdauer ihre nationale Selbstständigkeit und ihren väterlichen Glauben vertheidigten, erwies er sich geradezu als ein blutiger Schlächter. Allerdings war es ihm nach Anwendung haarsträubender Gewaltmittel endlich gelungen, ein ungeheures Reich zu gründen, aber vermochte er, der Starke, Einsichtsvolle, Unbeugsame kaum dessen Grenzen zu schirmen, wie sollte dies seinen schwachen Nachfolgern möglich werden? Und in der That, wenn auch das Geschlecht der Karolinger nicht ganz so schmachvoll endet, wie das der Merovinger, dennoch ist Karl der letzte grosse Fürst seines Stammes und seine Erben geben uns nur wieder das traurige Bild allmäligen Verkommens und hinterlassen uns eine mit Blut und Schande reichlich ausgestattete Geschichte. Karls Gedanke und lebenslanges Streben ging darauf hinaus, alle germanischen Völker der Civilisation entgegenzuführen und mit den Resten des Römerreiches in einen christlichen Staat unter seiner Herrschaft zu verbinden. Das konnte ihm bei dem tiefen Stand der damaligen Kultur nicht gelingen. Als er die Regierung antrat, war nur erst Frankreich, Süddeutschland und Italien dem noch sehr ungenügend erkannten Christenthum zugethan; wie mangelhaft waren vielfach noch die christlichen Begriffe. Die grossen Völkerschaften des nördlichen, mittleren und östlichen Deutschlands, die er mit Gewalt zum Christenthume zwang, blieben noch für Jahrhunderte hinaus in ihrem Sinnen und Denken, in ihrem Hasse gegen die neue Lehre Heiden. Es gelang ihm allerdings, die Zustände Frankreichs durch weise Gesetze und deren strenge Beobachtung zu heben, der Geistlichkeit Ansehen und Einfluss, den Wissenschaften und Künsten, die er so sehr begünstigte und behufs deren Pflege er viele Schulen gründete, denen er die besten Lehrkräfte seiner Zeit vorsetzte, Eingang zu verschaffen. An Anerkennung seines Strebens hat es ihm während seines Lebens nicht gefehlt und für die Nachwelt ist er wirklich die lichteste, von hellem Strahlenglanze umflossene Erscheinung des Mittelalters. Nach seinem grossen Siege über die Avaren (796), als deren Königsburg und mit ihr ein unermesslicher, seit Jahrhunderten darin aufgespeicherter Schatz in die Hände der Franken fiel, Gold und Silber in Hülle und Fülle nach Aachen gebracht wurde, kam endlich auch ein gewisser Wohlstand unter das Volk. Die Länder, die man bis dahin arm nennen konnte, wurden nun plötzlich reich und der edlen Metalle und anderer Schätze waren so viele, dass sie fast einen Drittheil ihres früheren Werthes verloren. Nun begann auch der Handel rasch aufzublühen und der Kunstfleiss, wenigstens in den von den Grenzen abgelegenen Ländern, sich zu heben.

Karl hat aus politischen Gründen und wohl auch in Folge der Achtung, die ihm Kenntnisse, wie Wissen und höhere Bildung stets einflössten, die Kirche, als deren Haupt er sich ansah und deren demüthigen Beschützer er sich nannte, vielfach begünstigt, den Päpsten stets Ehrfurcht bewahrt und ihre Macht wesentlich gemehrt, aber

dabei sie in gebührender Abhängigkeit zu erhalten gewusst[8]), ja als das fränkische Reich in den in der römischen Kirche entbrannten Bilderstreit mit hereingezogen wurde, da entschied sich der geistesklare Kaiser gegen jede Bilderverehrung, seinen Grundsatz einer alleinigen Verehrung im Geiste den Beschlüssen der zweiten nicänischen Synode entgegen aufrecht erhaltend (Kirchenversammlung in Frankfurt 794). „Die Päpste fanden es angemessen, diese Ketzereien an den Franken milder zu beurtheilen als an den Griechen."

Zu Karls Zeiten sassen zwei tüchtige Päpste auf dem römischen Stuhl: Hadrian I., ein energischer, kräftiger, und Leo III., ein durch Gelehrsamkeit und Frömmigkeit hervorragender Mann. Klug wussten sie beide das nächstliegende Ziel aller päpstlichen Bestrebungen, die Befestigung der weltlichen Macht der Kirche, unverrückt im Auge zu behalten und zu erreichen. Seit Pipin 754 dem Papste Stephan II. das den Longobarden abgenommene Exarchat nebst der Pentapolis geschenkt und daraus (mit sehr unsichern Grenzen) einen neuen Staat, das Patrimonium Petri gemacht und Karl 774 und 787 die väterliche Schenkung bekräftigt und vermehrt hatte, war nicht eher an Ruhe zu denken, als bis jeder Überrest der kaiserlichen Macht in Rom unterdrückt war. Schon Leo III. wollte die ihm übergeordnete höhere kaiserliche Behörde, den kaiserlichen Misso, nicht mehr neben sich dulden.

---

[8]) Konstantin hatte, erkennend was die Zeit von ihm forderte, der Kirche in bedächtiger Steigerung Sicherheit, Reichthum, Vorrechte und allmälig alle Mittel der Anlockung, die ein unumschränkter Herrscher seinen Lieblingswünschen zu geben vermag, verliehen. Die Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion, die endliche Lösung des Glaubenszwiespaltes schien ihm eine ebenso strenge Forderung der Politik, als es ein Werk seiner Neigung war. Schon frühe, ehe er zum verabscheuungswürdigen Tyrannen entartete, hatte er eine Theilnahme an den kirchlichen Angelegenheiten bethätigt, welche die blosse Herrscherklugheit weit überstieg. Sich für einen Liebling der Gottheit achtend, glaubte er sich dazu berufen, dem Kreuze, das er nicht zu entweihen fürchtete, durch seine tief in Blut, in des eignen Sohnes Blut getauchten Hände, die Weltherrschaft zu erwerben. Aber bei alledem sah er in seiner Person auch zugleich den Herrn der Kirche (Pontifex Maximus). Auf seinen Münzen treffen sich die Zeichen Christi und des Sonnengottes (die Kirche nannte ihn den Grossen, das Heidenthum versetzte ihn unter seine Götter), er berief die allgemeinen Kirchenversammlungen, seine Gesandten leiteten sie und erhoben ihre Beschlüsse zu Reichsgesetzen, er hatte auf die Ernennung der Bischöfe und Metropoliten entscheidendsten Einfluss. Unter Konstantins Nachfolgern hatte sich das weltliche Übergewicht über die Kirche allerdings gelockert; besonders wussten die weit von Byzanz entfernt wohnenden Bischöfe von Rom zu einer gewissen Selbstständigkeit zu gelangen, ja aus den im Laufe der Zeit erschlichenen Vortheilen Rechte abzuleiten und zu behaupten, die ihnen diese sicherten. Kaiser Karl war der letzte Monarch, vor dem sich die Kirche nochmals scheu in die ihr gebührenden Grenzen zurückzog. Unter seinen schwachen Nachfolgern erhob sie sich zu immer grösserer Macht und bald waren es die Kaiser, die vor ihr zitteren und selbst die Regierung der energischsten unter ihnen war nur ein langer nutzloser Kampf gegen die Übermacht des Priesterthums.

§. 2. Ausbreitung des Christenthums.

Nach diesem historischen Überblicke der beiden letzten Jahrhunderte wenden wir uns zunächst zur Ausbreitung der christlichen Kirche in Deutschland in dieser Zeit. Nicht mehr langsam durch Lehre und Überzeugung sucht das Christenthum neue Anhänger zu werben, mit Waffengewalt wird es in entfernte Gegenden getragen, Tausende, denen nur die Wahl zwischen Tod oder Taufe bleibt, werden zu dessen Annahme gezwungen, ganze Völkerschaften in die Flüsse getrieben, um auf Einmal die Taufe zu erhalten. Dem Heere der Eroberer und Unterdrücker folgen Schaaren von Mönchen und Priestern, immer geschäftig sich sofort in jedem unterworfenen Landstriche Hütten zu bauen. All den Völkern, die so gezwungen den neuen Glauben annahmen, musste er im höchsten Grade verhasst sein. Im Herzen hingen sie noch durch Generationen hindurch den alten Göttern an, und keine noch so schwere Strafe war im Stande, die Götzendienste völlig auszurotten. Erst allmälig, nachdem die Gemüther sich beruhigt, die Geistlichkeit Zeit gewonnen hatte zur Unterweisung und Überzeugung, konnte von einer wirklichen Bekehrung, von einem thatsächlichen Gewinne für die Lehre des Heils die Rede sein. Stets gab es heldenmüthige, hochbegeisterte Priester, die todesmuthig als Missionare zu den Heiden hinauszogen. Im 7. Jahrh. vollendete sich nach der Bekehrung von Westessex und Sussex die vollständige Christianisirung Englands. Um 710 liess sich bereits der König der Pikten, Naitau, taufen. In dieser Zeit war, wie wir schon früher zu bemerken Gelegenheit hatten, die fränkische Geistlichkeit, wie sie leider später dominirend im fränkischen Reiche wurde, äusserst demoralisirt. Bischöfe und Äbte lebten, umgeben von Jägern, Hunden und Falken, oft weder Regel noch Lehre mehr kennend das Heiligthum zur Burg, die Krippe von Bethlehem zum Stall für Streitrosse erniedrigend, ein nichts weniger als musterhaftes Leben, doppelt anstössig in einer Zeit, in der das Christenthum Propaganda zu machen hatte, in der alle Augen auf die hehren Beispiele der Priester und Lehrer gerichtet waren. Von dieser Seite nun hatte Deutschland nichts zu erwarten. Das Licht des Evangeliums sollte ihm wo anders herkommen, von Irland und England aus.

Amandus von Vermandois, Bischof von Mastricht († um 670) und Eligius, Bischof von Noyon, predigten in Flandern und Friesland (um 640), Emmeran (Bischof von Poitiers, † 654) in Baiern (um 648). [9]

[9] Von Emmeran geht die Sage, dass er während seines Aufenthaltes in Regensburg am Hofe des Baiernherzogs mit dessen Tochter, der schönen Uta, in verbotenem Umgange gelebt habe, der endlich Folgen hatte. Kaum hatte sich der Bischof von Regensburg entfernt, um eine Reise nach Rom zu machen, als die Schande Uta's zu Tage kam. Ihr Bruder Landepert erzwang von ihr den Namen ihres Verführers, jagte ihm nach, erreichte ihn am dritten Tage und tödtete ihn, indem er ihn auf eine Leiter binden und ihm nach und nach alle Gliedmassen abhauen liess. Anders erzählt die Legende den Vorfall. Darnach hatte sich Uta mit Sigibald, einem

Wenige Jahre später (651) wurden die östlichen Sachsen bekehrt. Wilfried, Erzbischof von York, und nach ihm Wigbert, ein irischer Mönch, lehrten (um 670) in Friesland. Kilian († 689) mit zwei Gehilfen, Karlomaun und Totuan, in Ostfranken (685); Kilian taufte den Herzog Gozbert. König Eghert von England sandte (688) unter dem Schutze Pipins eine ganze Gesellschaft frommer Männer zu den Friesen: Willibrord, der auch 695 wiewohl vergebliche Bekehrungsversuche bei den Dänen machte, Ewald, Suithert (nachmals Bischof von Utrecht, † 717 in dem von ihm gestifteten Kloster Kaiserswerth), Wulfram (später Bischof von Sens, † 720 im Kloster Fontinella) und noch acht Andere. Im J. 696 taufte Rupert (Bischof von Worms, nachmals von Salzburg, † 718) den Herzog Theodo II. von Baiern; er gründete die Abteien St. Peter in Salzburg, Weltenburg und St. Max im Pongau. Korbinian († 730) wirkte in Freising (718).

§. 3. Kolumban und Gall. Die hervorragendsten Verbreiter des Christenthums waren jedoch zu Anfang des 7. Jahrh. Kolumban und Gall, im 8. Jahrh. Bonifazius, gen. der Apostel der Deutschen. Noch war nicht einmal Italien vollständig der römischen Kirche unterworfen, — denn erst 662 wurden die letzten heidnischen Longobarden von dem B. Barbatus von Benevent bekehrt und 670 trat endlich auch der Arianer, König Grimoald, zur römischen Kirche über, — dennoch hebt mit dem Wirken der oben zuerst genannten heiden Männer für das Christenthum eine neue Zeit an. Die Geschichte der alten Kirche erscheint abgeschlossen, das Mittelalter beginnt.

Das Christenthum war in der morgenländisch-griechischen Kirche seinem Lehrinhalte nach zum Bewusstsein gebracht und in festen Gedanken und Formen ausgeprägt, in der abendländisch-römischen zur pädagogischen, die Völker erziehenden Macht ausgebildet worden. Jetzt sollte es eine Heilsanstalt werden, die geistiges Leben, Gesittung und Bildung allen Völkern bringen konnte. Ahnend hatte schon Gregor der Grosse darauf hingewiesen, wo diese dritte Periode des kirchlichen Lebens ihren Schauplatz haben würde. Wie sich Rom und Italien regenerirt hatten durch germanische Einwanderung, so waren auch jetzt die germanischen Völker — frisch, kräftig, naturwüchsig, ohne Überbildung und unverdorben, — auserlesen, den kommenden Geschlechtern ein Kulturvolk zu werden. Über die zerfallenden Ruinen der alten Welt, die aller Lebenskräfte bar, nicht mehr zu retten war, führte die Vorsehung ein neues jugendliches Geschlecht heran.

Nachdem nach der Völkerwanderung die germanischen, dem Arianismus zugethanen Stämme in Italien, in Südfrankreich, Spanien und

schönen adeligen Jünglinge, vergangen. Die Liebenden klagten ihr Leid dem frommen Bischof, der sonderbarer Weise keinen andern Rath für das trostlose Mädchen wusste, als den, alle Schuld auf ihn selbst zu schieben, und so verlor er sein Leben für das Vergehen Anderer.

Afrika sich festgesetzt und hier allmälig mit den Ureinwohnern verschmolzen hatten, so die romanisch-germanische Völkergruppe bildend, trat aus den im Zentrallande zurückgebliebenen Völkerschaften die der Franken hervor, dazu berufen, das Zentralvolk für Mitteleuropa zu werden. Von Klodwig an bis zu Karl dem Grossen verfolgt die Staatsraison aller fränkischen Herrscher das Ziel, einen christlichen Staat zu schaffen und dessen Grenzen auszudehnen, soweit menschliche Gewalt es im Stande ist. Zu den Alemannen, Baiern, Thüringern, Friesen, Sachsen bis ferne zu den Slaven, Avaren und Dänen war in stetigem Vordringen mit der weltlichen Macht zugleich das Christenthum gelangt.

Das, was durch Waffengewalt nur offensiv erreicht worden war, sollte nun befestigt werden. Was früher römische und deutsche Bischöfe bewerkstelligt hatten, unternahmen jetzt die Mönche, diese gehorsamen, keuschen, arbeitsamen Genossenschaften des früheren Mittelalters. Nicht äusserer Prunk, nicht grosse Gelehrsamkeit zog zunächst mit ihnen. Gegenüber der wilden Natur und den verwilderten Menschen thaten Männer und Helden noth, die aller sinnlichen Bedürfnisse sich entäussert hatten und fähig waren, durch ihr Beispiel in gleicher Weise zu wirken, wie durch ihre Lehre. Eigenthümlich hatte sich das Mönchswesen entwickelt. An dem äussersten Ende des römischen Reiches, in den fernen Wüsten Oberägyptens und Palästinas hatten sich zuerst zahlreiche Mönchskolonien gebildet. An einem ganz entgegengesetzten Ende derselben weitgreifenden Monarchie, in Irland, wiederholten sich die Vorgänge des Morgenlandes. So wurde, als Europa während und nach den Stürmen der Völkerwanderung in die alte Barbarei zurückzusinken drohte, die davon wenig berührte freie und einsame grüne Insel der Nordsee der lichte Punkt, wohin sich christliche Kultur wie in ein Asyl zurückzog, woher sie mit reichen Zinsen an Zentraleuropa zurückgegeben wurde. Der fromme Patrik († um 465), ein Schüler der B. Martin von Tours und Germanus von Auxerre, in den Mönchsschulen von Marmoutiers und den lerinischen Inseln gebildet, wurde der geistliche Vater Irlands, das in wenigen Jahren von Klöstern bedeckt war, von denen einzelne (Bangor, Lismore, Clonard) bei 3000 Mönche zählten, und das daher auch die Insel der Heiligen genannt wurde. Abgeschlossen von aller äussern Verbindung führten diese irischen Mönche ein patriarchalisches, religiöses, ernstes, bis zum Rigorismus sittliches Leben. Dem bedeutendsten dieser irischen Klöster, dem von Komgall gestifteten Kloster von Bangor, entstammten Kolumban und Gall.

Der erstere, in der Provinz Leister geboren, ausgerüstet mit allem Wissen seiner Zeit, schön von Körper und mit seltener Begeisterung für seinen Beruf erfüllt, strenge gegen sich und Andere, energisch, furchtlos und ausdauernd, kam, von zwölf Freunden begleitet — unter

ihnen Gall, — in der ersten Hälfte der siebziger Jahre des 6. Jahrh. nach Gallien. Hier fand er wohl ein christliches Volk, aber seine Sitten waren verwildert, sein Glaube ausgeartet. es that ihm strenge Zucht noth. König Siegebert I. nahm den Missionär freundlich auf und unter seinem Schutze bezog er das in den wilden, unwirthbaren Gegenden der Vogesen gelegene alte Schloss Anegray. Hier lebte er mit den Seinen ein Leben voll Entbehrungen und Arbeiten, voller Kämpfe mit rohen Menschen, wilden Thieren und einer unkultivirten Natur. Aber inmitten aller Mühen und Entsagungen waren seine Bestrebungen, Volk und Land zu veredlen, von dem schönsten Erfolge begleitet, ward sein Ansehen nach Aussen mächtig, seine Thätigkeit für das Christenthum unermüdet und gesegnet. Aus der Nähe und Ferne zog der Ruf seiner Frömmigkeit und Thaten Gläubige herbei, so dass das Kloster deren Zahl nicht mehr zu fassen, das Land sie nicht mehr zu nähren vermochte. Er gründete daher ein zweites Kloster in den Ruinen einer benachbarten Burg. in Luxeuil, in der Franche-Comté, und ein drittes in Fontaines. Nach zwölfjährigem Walten gerieth er in einen scharfen Konflikt (über die Zeit der Osterfeier) mit der, seinen wachsenden Ruhm schon längst eifersüchtig betrachtenden fränkischen Geistlichkeit und endlich auch mit dem von seiner bösen Grossmutter schlimm geleiteten König Thiederich II. von Burgund. Dieser, sich glücklich preisend, solch trefflichen, frommen Mann in seiner Nähe zu haben, kam oft nach Luxeuil, um sein Gebet und seinen Rath zu erbitten, aber daheim führte er ein anstössiges Leben mit Beischläferinnen und Zechgenossen. Die alte Brunhilde, nur darauf bedacht, die Herrschaft in den Händen zu behalten und den Einfluss einer rechtmässigen Gemahlin fürchtend, liess es nicht zu, dass ihre Enkel sich vermählten. So wusste sie diese methodisch zu demoralisiren, und umsonst war Kolumbans Bemühen, des armen missgeleiteten Fürsten guter Schutzgeist zu werden. Gegen das listige, jeder Schandthat fähige Weib kämpfte der arme Mönch vergebens, ja endlich ward er sogar auf ihr Betreiben mit Gewalt von Luxeuil entfernt (610) und unter militärischer Bewachung nach Nantes gebracht. Statt aber von hier, wie es des Königs Befehl war, nach Irland zurückzukehren, zog er zu König Lothar II. nach Soissons, der ihn mit Freuden empfing und von da zu dem Bruder seines Verfolgers, den König Theudebert II., nach Metz, der ihn dringend einlud, in seinem Reiche sich einen bleibenden Wohnort zu wählen. Kolumban wanderte nun mit seinen Gefährten den Rhein aufwärts bis in die Schweiz. Dem Laufe der Limmat folgend, kam er nach Zürich und von da zum Dorfe Tuggen am Zürichersee, wo er zu weilen beschloss. Allein die heidnischen Bewohner, die er durch seinen Bekehrungseifer und das Ungestüm, mit dem er gegen ihre Götter vorgegangen war, gereizt hatte, vertrieben ihn wieder und nun wandte er sich nach dem, zum Bisthume Konstanz gehörigen Arbon

am Bodensee, das in Willimar bereits einen frommen Priester besass, der ihm herzlichen Willkomm und Herberge bot. Nach siebentägigem Aufenthalte schiffte er mit seiner kleinen Gesellschaft nach Bregenz, um sich da fortan bei einem alten, der heiligen Aurelia geweihten Kirchlein anzusiedeln, das die umwohnenden Alemannen sich für ihren heidnischen Gottesdienst eingerichtet hatten. Nicht gewitzigt durch die in Tuggen gemachten Erfahrungen, nahm auch hier der die Predigt haltende Gall zuletzt die im Kirchlein aufgestellten Götzenbilder und zerschlug sie vor den Augen der anwesenden, noch unbekehrten Versammlung. Allerdings gelang es den Missionaren, eine Anzahl ihrer Zuhörer zu überzeugen, aber der grössere Theil nährte ihren tödtlichen Hass und auf ihr Betreiben befahl der in Überlingen residirende Herzog Cunzo den Fremdlingen, die Gegend zu meiden (612). Kolumban, einem alten Zuge seines Herzens folgend, wandte sich nun nach Italien. König Agilulf empfing ihn freundlich und gab ihm die Mittel, das Kloster Bobbio in den Apenninen zu gründen. Hier starb er 615.

Von seinen aus Irland mit herübergekommenen Begleitern gelangten nur wenige mit ihm über die Alpen. Einzelne waren gestorben, andere ermordet worden. Zuletzt musste er auch noch seinen Lieblingsschüler Gall zurücklassen. Als nämlich Kolumban von Bregenz hinwegzog, erkrankte Gall am Fieber. Weinend warf er sich zu des Meisters Füssen und bekannte, dass er ausser Stande sei, ihm zu folgen. Der strenge Mann meinte, Gall wollte nicht weiter mit ihm ziehen und schied im Zorne von ihm, ja er verbot ihm sogar die Messe zu feiern. Gall wurde von Willimar gepflegt; genesen, führte ihn ein Diakon desselben, Hiltibod, auf sein Begehren in eine einsame, wilde Berggegend, wo er sich eine Zelle erbaute und fortan bis zu seinem Tode (zwischen 630–40) als Eremit, weithin hochgeachtet, lebte.[10] Aus der unscheinbaren Ansiedlung Galls entstand, an der Grenzmark der Helvetier, Alemannen und Rhätier gelegen, das nachmals so berühmte St. Galler Kloster, ein Kulturort wie wenige andere, und Jahrhunderte hindurch eine helle Leuchte hoher Bildung und christlicher Wissenschaft. Galls Schüler und Nachfolger, Mang, gründete das Kloster zu Füssen, ein anderer seiner Gefährten, Theodor, das zu Kempten. Von Luxeuil aus wirkten in Baiern ausserdem noch der Abt Eustasius, Kolumbans Nachfolger, und der Mönch Agil. Im folgenden Jahrhundert predigte in Alemannien und den umliegenden

[10]) Ein anderer Schüler Kolumbans blieb in Hochrhätien zurück und gründete Disentis 614. — Als Gall zwölf Schüler gewonnen hatte, schenkte ihm Graf Talto die Wildniss, die er zu kultiviren begann. Nach seinem Tode hiess der Ort St. Gallen Zell. 650 ward sie von Räubern ausgeplündert und zerstört. B. Boso von Konstanz tröstete die beiden zurückgebliebenen Jünger Galls, Mang und Theodor, die nachmals das Algäu bekehrten, und verschaffte ihnen die Mittel, die zerstörte Ansiedlung neu herzustellen.

Gegenden ein Franke, der fromme Pirminius († 754), der Stifter der berühmten Klöster Reichenau am Bodensee (724), Murbach (727), Weissenburg, Maursmünster, Neuweiler, Schwarzach und Gengenbach, auf beiden Seiten des Rheins, Pfeffers in Rhätien, Nieder- und Oberaltaich an der Donau (740), Monsee am Mondsee, Osterhoven und Pfaffenmünster in Baiern, Amorbach in Franken, Hornbach in der Pfalz, in welchem Lande bereits das von Disibod gegründete Kloster Disibodenberg und die von Remigius, dem Erzbischof von Rheims fundirte Abtei in Kusel blühten.

§. 4. Bonifazius. So wichtig das Wirken Kolumbans für seine Zeit war, so bedeutender Einfluss bald von St. Gallen ausging, so Grosses einzelne der von uns genannten Missionare auch erreichen mochten, sie alle hat an nachhaltigen Erfolgen Bonifazius übertroffen. Weder Gelehrter, noch Denker, noch Theologe erscheint er, eine mächtige, sittlich-religiöse Persönlichkeit, Achtung gebietend inmitten seiner Zeitgenossen. Voll Willenskraft, ein Mann der That, ängstlich gewissenhaft in der Erfüllung seiner Pflichten und ausdauernd seine Ziele verfolgend, war es ihm beschieden, sich den Ehrennamen eines Apostels der Deutschen zu erwerben. Sehen wir aber auch die Kehrseite dieses merkwürdigen Charakters. Wie alle energischen Naturen war er leicht zum Zorne fortgerissen, konnte er solche, die anderer Meinung als er selbst waren, bis aufs Äusserste verfolgen. In seinen Vorstellungen war er abergläubig, in Äusserlichkeiten engherzig, gegen Untergebene herrisch, vor den Päpsten demüthig und unterwürfig.

Zu Anfang des 8. Jahrh. zog sich an den Grenzen Deutschlands schon ein Kranz frommer Anstalten hin, viele derselben waren bereits nach dem Innern des Landes zu, nach Baiern, Alemannien, Thüringen und Sachsen vorgeschoben; noch aber galt es im Herzen Deutschlands, die Fahne der christlichen Mission aufzupflanzen. Der Moment war günstig; immer weiter griff die Macht des fränkischen Staates um sich. Unterm Schutz der Waffen zog die neue Lehre mit hinaus, neue Gebiete gewinnend. Im vorigen Jahrhundert waren es meist Irländer gewesen, die als Missionare über das Meer herübergekommen waren, jetzt folgten ihnen englische Mönche. Jene hatten im Geiste der heimischen Kirche patriarchalische Verbindungen gestiftet, volksthümliche Mittelpunkte für die bekehrten Gaue, diese brachten die hierarchischen Einrichtungen ihres Landes mit sich. Die angelsächsische Kirche hatte gegen Ende des 7. Jahrh. durch Theodor von Kanterbury den vollständigen Anschluss an Rom zu Stande gebracht, jede eigene Selbstständigkeit, wie sie die irische Kirche noch besass, freiwillig aufgegeben. In dieser Zeit (um 680) war in einem edlen angelsächsischen Hause Winfried, später bei seiner Bischofsweihe in Rom vom Papste Gregor II. Bonifazius genannt, in Kirton, einem Städtchen in der Grafschaft Devonshire geboren. Seine Ausbildung erhielt er in den

Klöstern Adeskankastre in Exeter und Nhuts-Celle in Southhamptou; in letzterem war der berühmte Abt **Wynberht** sein Lehrer. Die seltene Bildung, die sich der Schüler bald erworben hatte, sein strenger sittlicher Lebenswandel, sein ernstes Streben lenkten allmälig die Aufmerksamkeit der höhern Geistlichkeit, wie die der Laien auf ihn. Man rühmte von ihm, dass dem Ernste seines Tadels nicht die Milde, seiner Milde nicht der Ernst des Wortes gebrach; den feurigen Eifer dämpfte freundliche Liebe. So der Jüngling Winfried.

Er hatte das 30. Jahr überschritten, war zum Priester geweiht worden und stand in hohem Ansehen. Da trieb es ihn unwiderstehlich hinaus, den Heiden das Evangelium zu predigen. Begleitet von nur wenigen Genossen bestieg er zu London ein nach Friesland segelndes Schiff, mit dem er zu Wyk-te-Duerstede, am Leck, in der Provinz Utrecht (716) landete.

Wir haben schon mehrmals von den Kämpfen gesprochen, welche fränkische Könige und Hausmeier gegen die Friesen zu bestehen hatten. Dieses Volk bewohnte ein unwirthliches, unfruchtbares Land zwischen dem Rhein, der Ems und dem Meere, das sich an der Küste südwestlich bis über Seeland, nordöstlich bis an die Eider hindehnte. Vorzügliche Seefahrer, waren sie roh und barbarisch, tapfer und freiheitsliebend, auf ihre Unabhängigkeit eifersüchtig. Pipin von Heristal, der austrasische Hausmeier, begann 689 die Eroberung des Landes; erst nach einem 45jährigen Freiheitskampfe unterlag es. Wie die Sachsen zeigten sie sich äusserst feindlich gegen das Christenthum, ward es ihnen ja doch von ihren Feinden, ihren Unterdrückern gebracht. Taufe und Frankenherrschaft waren ihnen gleichmässig verhasst. Besonders war ihr König **Rathod**, ein schlauer, tapferer Fürst, ein ächter alter Friese, den Fremden bis zu seinem Tode (719) ein hartnäckiger Gegner.

Pipin starb 714. Nun brach Zwiespalt in seiner Familie aus, zwischen seiner Wittwe Plektrudis und seinem Enkel einerseits und seinem natürlichen Sohne Karl andrerseits, und auch die Neustrier wählten sich einen eigenen Hausmeier und einen König, Chilperich II. Verbunden mit Ratbod zogen sie verheerend bis vor Köln. Wir haben bereits vernommen, dass Karl seiner Haft entsprang und der Retter seines Volkes wurde. Im März 716 überfiel er auf ihrem Rückzuge die Friesen bei Stubbo und schlug sie. Bald darauf landete Winfried. Er bat den König um die Erlaubniss, irgendwo in seinem Lande das Evangelium verkünden zu dürfen, erhielt aber von dem durch seine Niederlage noch Erbitterten eine abschlägliche Antwort. Winfried fand es gerathen, vorläufig wieder nach England heimzukehren. Jetzt richtete er sein Augenmerk auf Deutschland; aber nicht direkt, wie die irischen Mönche, ging er auf sein Ziel los, er nahm den Weg über Rom (718), bereitete sich hier noch weiter auf sein Vorhaben vor und

verliess mit dem apostolischen Segen und einem Missionsbrief versehen und nach der von ihm gegebenen Zusicherung, alle Ceremonien nach Form und Vorschrift der römischen Kirche, alle Erwerbungen für sie zu machen, Rom erst wieder am 15. Mai 719. Glücklich überstieg er die Alpen. Vorläufig das weite, ihm noch völlig unbekannte Land in jeder Weise auskundschaftend, kam er durch Baiern nach Thüringen. Sein eigentliches Reiseziel, Sachsen, war für jetzt nicht zu erreichen. Seine Bemühungen waren nicht ohne Erfolg, doch weilte er nicht lange, der Tod Ratbods liess ihn hoffen, jetzt in Friesland den gewünschten Wirkungskreis zu finden. Er eilte dahin. Die Siege Karl Martells, die Vorarbeiten B. Willihrords von Utrecht hatten bereits Bahn gebrochen. Als Willihrord sein Ende nahen fühlte, drang er in Winfried, das von ihm begonnene Werk fortzusetzen. Dieser, bereits allzusehr durch seine Gelübde dem Papste verpflichtet, weigerte sich, ohne dessen Einwilligung auf des Freundes Bitten einzugehen. Er kehrte deshalb nach Deutschland zurück. Unterwegs (723) sprach er im Nonnenkloster Pfalzel bei Trier ein und gewann hier seinen treuesten Anhänger, den Enkel der Äbtissin Addula, den Grossenkel des 678 ermordeten König Dagobert II., Gregor[11]), damals ein Knabe von 14—15 Jahren.

Winfried wandte sich in die Lahngegend, hier das Kloster Amoeneburg gründend, dann nach dem Hessengau. Seine Bemühungen hatten guten Fortgang, mehrere Tausende liessen sich taufen. In Folge der von ihm nach Rom übermittelten günstigen Berichte berief ihn Gregor II. zu einer persönlichen Zusammenkunft. Im Geleite seiner Schüler wanderte er durch Franken und Burgund zum zweiten Male nach Rom. Der Papst, die Bedeutung des seltenen Mannes würdigend, weihte ihn (30. November 723) zum Bischof von Deutschland und nahm ihm den Eid der Treue ab. Kein deutscher Bischof hatte bisher einen solchen Eid geschworen. Es war von der weitesten Bedeutung, in welcher Richtung Deutschland missionirt werden sollte, ob in der alten freieren irischen oder in der römischen. Indem Bonifazius, wie er jetzt hiess, so ganz in den Dienst der römischen Kirche, in ein unmittelbares Abhängigkeitsverhältniss zu ihr trat, hat er treu seinem Eide die deutsche Kirche von den Päpsten abhängig gemacht, ihre nationale Entwicklung gebrochen.

Karl Martell legte der Ausbreitung des Christenthums keine Hindernisse in den Weg. Als Bonifazius ihm im Frühjahre 724 die päpstlichen Empfehlungsbriefe vorlegte, erhielt er wohl einen offenen Schutz-

---

[11]) Später Abt und Bischof in Utrecht und Vorsteher der berühmten Schule dieser Stadt. Er wurde ein grosser Segen für Friesland und die umliegenden Länder, noch nach seinem Tode durch seine Schüler, deren berühmtester Luidger, erster Bischof von Münster († 809) war.

brief, aber bei dem geringen Interesse, das der Hausmeier an religiösen Dingen nahm, vermochte er weiter nichts zu erreichen. Er hatte auch wohl unter dem fränkischen Hofklerus hartnäckige Widersacher, denn er klagte: „was ich säe, ersticken sie."

Nach Hessen zurückgekehrt, trat er nun entschiedener gegen das Heidenthum auf, indem er an jene berühmte, wunderbar grosse Wuodanseiche, bei dem Dorfe Geismar in der Nähe Fritzlars, dem Heiligthume des Volkes, die Axt zu legen und sie mit kühnen Streichen unter der Mithilfe seiner Gefährten zu fällen wagte. Ein plötzlich sich erhebender Sturm soll dabei den Wipfel des mächtigen Baumes erfasst und ihn mit Gewalt niedergestürzt haben, so dass er in vier Theile zerbarst. Der Erfolg dieser kühnen That auf die zahlreich versammelten Heiden war ein ausserordentlicher. Die Nichtigkeit ihrer Idole war ihnen dadurch dargethan. Bonifazius liess aus dem Holze an der Stelle, da der Baum gestanden hatte, ein Bethaus errichten, aus dem später (732) das Kloster zu Fritzlar mit seiner berühmten Schule erwuchs. Von Hessen nach Thüringen gewandt, gründete er das Kloster Ohrdruf (um 725), und da es ihm nun für seine zahlreichen Stiftungen an Gehilfen mangelte, so liess er aus England von Zeit zu Zeit Männer und Frauen kommen, die er an die Spitze seiner Anstalten setzte. So kamen Burghard (später Bischof von Würzburg), Lullus, (Bischof vou Mainz), Tekla (Vorsteherin der Klöster zu Ochsenfurt und Kitzingen), Lioba, schön wie ein Engel, bezaubernd in ihren Reden, wohlunterrichtet in den heiligen Schriften und Kanones, von Kaiser Karl und seiner Gemahlin Hildegarde hochgeschätzt (Äbtissin zu Tauber-Bischofsheim). Ferner Chunihild und ihre Tochter Berathgid, die in Thüringen, Chunitrud, die in Baiern wirkten. Von Männern nennen wir noch Witta (Albinus † 786, Bischof von Bürberg), Willibald und seinen Bruder Wunebald (mit ihnen kam ihre Schwester Walpurga; sie waren Verwandte des Bonifaz; beide letztere sind Gründer des Klosters Heidenheim), Wigbert († 747, Abt zu Ohrdruf und Fritzlar) und Megingoz. Die grossen englischen Klöster Glastonbury, Malmesbury, Winburn u. A. waren nicht nur Pflanzstätten mönchischer Ascetik, sondern auch weithin berühmte Schulen, in denen alle Wissenschaften und Künste, welche die damalige Zeit kannte, eifrig betrieben wurden. Aus den diesen Klöstern entnommenen Mönchen gewann Bonifazius ebenso persönlich treue Freunde, als zuverlässige, kenntnissreiche und begeisterte Mitarbeiter.

Gregor III., Nachfolger Gregors II., ernannte den Bonifaz zum Erzbischof (732) und überschickte ihm das Pallium. Jetzt mit grösserer Macht und weitgreifenderem Einfluss ausgestattet, entwickelte er eine neue Seite seiner Thätigkeit: die kirchlich-organisirende, die seiner bisherigen missionirenden zur Ergänzung und Vollendung dienen sollte. Da Karl Martell sich aber jeder kirchlichen Organisation, wie allen

hierarchischen Bestrebungen abgeneigt erwies, ohne Mithilfe des Staats an derartiges in Frankreich nicht zu denken war, so wandte sich der Apostel nach Baiern, das um diese Zeit schon ziemlich bekehrt war, viele kirchliche Stiftungen, viele Klöster, ja bereits einige Bisthümer besass, dem aber nach der Meinung des demüthigen Knechtes Roms das organische Band der geordneten Hierarchie des Episkopats, die Einheit mit Rom fehlte. Vorläufig wollte Bonifazius hier auch nur sondiren. Die bairischen Bischöfe merkten gar bald, wo er hinauswollte und erwiesen sich seinen Bestrebungen entschieden abhold. Nachdem er die Einsicht erlangt, dass seine Hilfsmittel vorläufig noch nicht ausreichend waren, um seine Absichten zu verwirklichen, beschloss er eine nochmalige Fahrt nach Rom (738). Von einer grossen Zahl seiner Schüler begleitet, kam er dort an, mit allen Ehren aufgenommen, wie Einer, der auf dem Wege ist, Deutschland für Rom zu gewinnen. Erst im Frühjahr 739 kehrte er, nun noch fester an die Interessen des päpstlichen Stuhles gekettet, mit Empfehlungsbriefen wohl ausgerüstet, nach Deutschland, zunächst nach Baiern zurück. Das Kirchenregiment war hier seit alter Zeit entweder durch namhafte Klöster oder Bischöfe geführt worden. Für Bonifazius, vollgepfropft mit den hierarchischen Ideen, wie sie in dieser Periode in Rom ausgebildet wurden, war aber ein solches Kirchenregiment, das nicht von oben her, vom Papst ausgegangen war, vielmehr naturgemäss nach lokalen Bedürfnissen sich entwickelt hatte, ein Gräuel. Unterstützt von Herzog Odilo, begann er wie ein fremder Eroberer rücksichtslos seinen neuen hierarchischen Organismus jetzt durchzuführen, jeden auf die Seite zu schieben, der ihm nicht behagte und an die erledigten Stellen seine Werkzeuge zu setzen. So wurde die deutsche Kirche römisch. Er theilte das Land in vier Diözesen (Salzburg, Freising, Regensburg und Passau) und setzte jeder einen Bischof vor. Schon unterm 29. October desselben Jahres (739) erfolgte vom Papste die Bestätigung dieser Organisation. Dies war auch die Zeit, in der die Klöster in Baiern wie die Pilze aufschossen. Von den Stiftungen des Pirminius wurde bereits gesprochen; nun gründete ein Schotte, Alto, das Kloster Altomünster, drei Brüder aus dem Geschlechte der Agilolfinger: Lantfried, Waldram und Eliland stifteten mit ihrer Schwester Gailswinde die 7 Klöster: Benediktbeuren, Kochelsee, Schlehdorf, Staffelsee, Polling, Sandau und Wessobrun. Ihre Vettern Adelhert und Ottokar fundirten Tegernsee und Illmünster. Hatten diese Agilolfinger vielleicht schon eine Ahnung davon, dass in nicht allzuferner Zeit ihr ganzes Geschlecht ruhmlos in Klöstern erstickt werden sollte?

Von Baiern wandte sich Bonifaz nach dem vorläufig christianisirten Sachsen. Die bis jetzt mit dem Schwerte und dem Evangelium gewonnenen Erwerbungen sollten durch kirchliche Organisation gesichert werden, d. h. die neuen Bisthümer sollten jetzt, wie später in den

Tagen Kaiser Karls eben so viele kirchliche Zwingburgen werden. Glücklicher Weise schloss gerade um diese Zeit der alte, mehr heidnisch als christlich gesinnte Löwe Karl (15. October 741 zu Chiersy an der Oise) die Augen. Von seinen drei Söhnen erwies sich besonders Karlmann den Plänen des Bonifazius geneigt und dieser konnte nun ungestört, ja vom Hausmeier Austrasiens aufs Bereitwilligste unterstützt, in seinen Organisationen nicht nur rechts, sondern auch links des Rheines fortfahren. Er theilte zunächst die grossen nordwärts von Baiern gelegenen Länderstriche wieder in vier Bezirke: Südthüringen mit Erfurt als Bischofssitz, Hessen mit Bürberg (später Fritzlar, dann mit Mainz vereinigt), Ostfranken mit Würzburg, Nordgau mit Eichstädt. Die päpstliche Bestätigung erfolgte schon am 1. April 742. In Austrasien, wo seit 80 Jahren keine Synoden mehr stattgefunden hatten, die Geistlichkeit in die abschreckendste Sittenlosigkeit, das Volk in den empörendsten Aberglauben versunken war, wurden nun wieder rechtmässige Konzilien eingeführt; ein Gleiches geschah in Neustrien. Zuletzt (745?) konnte man sogar eine Gesammtsynode für beide Länder berufen. Bonifazius hatte den Höhepunkt seiner Wirksamkeit erreicht. Immer noch mit äusserster Thätigkeit seinen Aufgaben zugewendet, konnte er doch im Grunde jetzt nur wenig Anderes mehr thun, als abwarten, wie die von ihm gesäte Saat allmälig reifen würde. Bisher ohne bestimmten Bischofssitz, ward ihm nun Köln, dann aber das nur mit Widerstreben angenommene Mainz zugewiesen (747). Hier galt es zuvor noch einen missliebigen Bischof, Chewilich, zu entfernen, was nicht ohne viele ärgerliche Streitigkeiten geschehen konnte; dann kamen weitere Händel mit zwei sehr hartnäckigen Gegnern, dem B. Klemens, einem Schotten, und dem Franken Aldebert. Beide wurden, weil sie sich nicht blindlings den römischen Befehlen unterordnen wollten, von Bonifazius als Irrlehrer beim Papste verklagt und mit allem nur erdenklichen Fanatismus bis an ihren Tod verfolgt. In diese Zeit fällt auch die Gründung des Klosters Fulda, das sich Bonifazius als Zuflucht für seine spätern Tage und als Ruhestätte im Tode ausersehen hatte. Dasselbe, von vier Völkerstämmen umgeben, denen er einst das Evangelium verkündet hatte (Thüringer, Altsachsen, Hessen und Ostfranken), wurde für das mittlere Deutschland, was St. Gallen dem südlichen war, der wichtigste Kulturort, der sein Licht weithin in die umliegenden Gegenden warf, eine Pflanzschule für Kunst und Wissenschaft, aus der die tüchtigsten Männer jener Zeit hervorgingen. Der erste Abt dieses Klosters war ein Baier, Sturm, der sich Bonifazius 737 angeschlossen und den er sorgfältig hatte unterrichten lassen. Bei dessen Tode (779) hatten die dem Kloster gemachten Güterschenkungen bereits die Zahl 63 erreicht. [12])

[12]) Die Reichthümer der Kirche mehrten sich schon um diese Zeit in wahrhaft bedenklicher Weise. Die allgemeine göttliche Einsetzung des Zehnten wurde

Am Spätabend seines Lebens, im Vorgefühle baldigen Scheidens, erfasste den greisen Lehrer plötzlich eine unbezwingbare Sehnsucht, ein schwärmerisches Verlangen nach der Thätigkeit seiner Jugend. Da wo seine Missionsthätigkeit begonnen hatte, in Friesland, wollte er sie auch endigen. Es liess ihm ferner zu Mainz in seiner bischöflichen Residenz keine Ruhe mehr. Der Greis ward wieder zum Jünglinge. Mit Mühe nur konnte er sich aus den Banden seiner Stellung losmachen. Ein Engländer, Lullus, wurde sein Nachfolger (754). Dann trat er seine letzte Missionsreise an; mit 52 Begleitern fuhr er den Rhein hinab bis zur Zuydersee; in Dokum, nördlich von Leuwarden, liess er anlegen und am Flüsschen Bordne, der Grenzscheide des Oster- und Westergaues, die Zelte aufschlagen. Hier erwartete er die von ihm während der Reise Getauften zur Firmung. Statt ihrer aber drang plötzlich in den Lagerplatz eine Schaar heidnischer bewaffneter Friesen ein, die sich verschworen hatten, den Feind ihrer Götter zu tödten. Betend, ein Evangelium über dem Haupte haltend, trat ihnen Bonifazius ruhig und gefasst entgegen, so den Todesstreich empfangend (5. Juni 755).

Sein Leichnam wurde über Utrecht uud Mainz nach Fulda gebracht und unter dem Haupteingange der Domkirche beigesetzt. Des Bonifazius Nachfolger im Bekehrungswerke der Friesen wurde der Angelsachse Willchad. Nach dem Tode des Bonifazius begannen nachhaltige Bekehrungsversuche bei den Sachsen. Früher schon hatte der Mönch Liafwin erfolglos dort gelehrt. Zwei Brüder, Hewalde (Engländer) fanden als Verkündiger des Evangeliums den Martyrertod. Kaiser Karl setzte über Ostphalen den Willehad als Bischof von Bremen († 789), über Westphalen den auf der Schule in York gebildeten Friesen Liudger, den Pflegling Alkuins, als Bischof von Münster nnd über Engern das Stift Fulda. Dessen erster Abt, Sturm, unterzog sich mit solchem Eifer der ihm gewordenen Missionsaufgabe, dass man ihm den Ehrennamen: Apostel der Sachsen beilegte. Die vollständige Christianisirung der verschiedenen sächsischen und nordischen Völker erfolgte erst in den kommenden Jahrhunderten; davon also später.

§. 5. Das Mönchswesen. Die zahlreichen in den letzten Jahrhunderten gestifteten Klöster, eine mächtige Stütze des Papstthums, folgten zumeist der Regel Benedikts von Nursia (geb. 480 zu Nursia in Umbrien, † 543).[13]) Er

an vielen Orten eifriger gepredigt als das Evangelium. Freie Grundbesitzer wurden häufig Grundholden der Kirchen und Klöster gegen vertragsmässigen Zins, sei es nun um sich vor dem Feuer der Hölle, sei es um sich vor den Bedrückungen der weltlichen Macht sicher zu stellen. Schon Chilperich klagte: „Unsere Reichthümer sind der Kirche zugefallen." Bereits zeichneten sich viele Bischöfe aus durch Pracht, Schwelgerei und üppigen Lebenswandel.

[13]) Die Grundlage der Einrichtungen des ganzen bessern Mönchswesens des Abendlandes rührt eigentlich von Cassiodor her. Dieser, um 470 zu Squillaci in Kalabrien geboren und von seinen reichen Eltern für die Wissenschaften erzogen,

war der Gründer des berühmten Klosters auf dem Monte-Cassino bei Neapel, in welchem die von ihm (515) entworfene Regel zuerst eingeführt wurde. Da sie vernünftiger und wohlthätiger war als die bereits vielfach vorhandenen, auch mit der von Kolumban aus Irland mitgebrachten im Wesentlichen übereinstimmte, so dass die Benediktiner und Kolumbaner sich vereinigen konnten, ward sie bald in den meisten Klöstern angenommen. Die Äbte von Monte-Cassino, die sozusagen dem Mutterkloster vorstanden, erlangten dadurch eine gewisse Patriarchie über alle ähnlich eingerichteten Anstalten. Nach Benedikts Anordnung, der die Geschäftslosigkeit und jeden Müssiggang verbannt wissen wollte, sollten ausser Gebet und Studium die Mönche sich mit der Unterweisung der Jugend in allen nützlichen Wissenschaften, Künsten und Handwerken, mit dem Kopiren alter Handschriften, mit der Bodenkultur und der klösterlichen Ökonomie befassen. Kleidung und Leibespflege waren strenge, doch nicht übertrieben. Besonders der Verordnung, fleissig Bücher und Dokumente abzuschreiben, verdankte in der Folge die gelehrte Welt dem Benedektinerorden, in dem überhaupt die Wissenschaften immer Pflege und eine Zufluchtsstätte fanden, die Erhaltung grosser literarischer Schätze. Der Verfall der Klosterzucht seit dem 8. Jahrh. veranlasste die Verbesserungen Benedikts von Aniane in Languedoc[14]), die erneuerte Einschärfung der alten Regel und zeitgemässe Verordnungen auf dem Konzile zu Aachen 817, und die Stiftung vieler religiösen, vom Stammorden sich abzweigenden Gesellschaften, die in grösserer Strenge gegen sich selbst das Heil zu finden glaubten. Einer der wichtigsten dieser Zweige sind die Cluniacenser (aus dem 910 von Herzog Wilhelm dem Frommen von Aquitanien gegründeten Kloster zu Clugny in Burgund hervorgegangen), deren geschärfte Satzungen vielfache Nachahmung fanden[15]). Im 12. Jahrh.

---

verwaltete frühe die ersten Staatsämter mit Klugheit und Rechtschaffenheit und war Minister der ostgothischen Könige bis zur Einnahme Ravennas durch Belisar. Dann zog er sich 539 in ein von ihm in der Nähe seiner Vaterstadt gestiftetes Kloster zurück. Dasselbe nahm lebensmüde Männer zum Genusse eines ruhigen Lebens und zur Beschäftigung mit geistlichen Dingen und nützlichen Arbeiten auf und wurde ein Muster einer geistlichen Schule. Für diese Männer schrieb er ein Werk, das ihnen Anleitung geben sollte, wie sie die dürftige allgemeine Bildung der Zeit und die Pflege gewisser Theile der antiken Wissenschaft, mit einem ascetischen und beschaulichen Leben und mit nützlichen körperlichen Arbeiten verbinden könnten. Diese Schrift ward den spätern vernünftigeren Ordensregeln zu Grunde gelegt.

[14]) Der Reichthum vieler Klöster machte vornehme Laien nach den Abtsstellen lüstern. Im 9. Jahrh. standen die meisten fränkischen Klöster unter Laienäbten; Fürstinnen erhielten Abteien zur Mitgift.

[15]) Das Kloster zu Clugny stand unmittelbar unter dem Papste, war sozusagen dessen Eigenthum. Der erste Abt war ein burgundischer Graf, Berno, der zweite der berühmte Odo. Im J. 1126 zählte das Stammkloster 460 Mönche.

zählte der Benediktinerorden über 2000 meist sehr begüterte Klöster [16]). Damals waren diese Anstalten die Hüter und Bewahrer der Wissen-

16) Zur Familie Benedikts gehören folgende, auf den Stamm seines Ordens und seine Grundregeln gebaute neue Orden: Die Kamaldulenser, von dem Benediktiner Romuald, aus dem Geschlechte der Herzoge von Ravenna stammend, im Thale Kamaldoli bei Arezzo auf den Apenninen 1018 gestiftet und vom Papste Alexander III. 1072 bestätigt. Die Mönche von Vallombrosa (die grauen Mönche), 1038 von J. Gualbert in Vallombrosa in den Apenninen gegründet. Die Sylvestriner. Die Grandmontaner (1073). Die Karthäuser, von Bruno von Köln 1086 in einer von Bergen und Felsen umschlossenen schauerlichen Einöde, la Chartreuse genannt, 4 Stunden von Grenoble, gestiftet. Trotz der Strenge der Ordensregeln gab es um 1300 bereits 211 Mönchs- und Nonnenkarthäuserklöster. Die Cölestiner. Die Cistersienser aus dem Stammkloster Citeaux bei Dijon 1098 hervorgegangen; von Bernhard von Clairvaux gegründet, deshalb auch Bernhardiner genannt. Von diesem Orden zweigten sich wiederum ab: Die Barfüsser oder Feuillans, die Nonnen von Portroyal (1233), die Rekollekten und die Mönche von la Trappe (1140 von Rotrou, Grafen von Perche bei Montagne im Thal la Trappe gegründet, von de Raneé 1664 reformirt). — Die Religiosen von Fontevraud (Ebraldsbrunnen) von Robert von Arbrissel 1094 in einem Thale an den Grenzen von Poitou und Anjou, Dep. Mayenne und Anjou, für büssende Frauen und gefallene Mädchen gestiftet.

Andere berühmte (wohl auch berüchtigte) Mönchsorden sind:

Die Praemonstratenser von Norbert von Gennep aus Xanten im Herzogthum Kleve († 1134 als Erzb. von Magdeburg), zu Prémontré bei Coucy gestiftet (1120). Vor der Reformation hatte dieser jetzt fast ganz eingegangene Orden gegen 2000 Klöster, darunter an 500 Nonnenklöster. — Im 13. Jahrh. war die Zahl der Mönchsorden so sehr gestiegen, dass Innocenz III. 1215 die Stiftung weiterer untersagte. Dennoch bot er in der Folge selbst die Hand zur Gründung zweier neuer, der Bettelmönchsorden der Dominikaner und Franziskaner. Ersterer wurde (1215) durch Dominico de Guzman (1170 zu Callaroga in Altkastilien geb., † 1221 zu Bologna), letzterer durch Franziskus von Assisi (1182 zu Assisi in Spoleto geb., † 1226) ins Leben gerufen (1208). Der Dominikaner-, auch Predigerorden genannt, zeichnete sich durch seinen wüthenden und rücksichtslosen, kein Mittel, keine Gewaltthat, keine Grausamkeit scheuenden Bekehrungseifer aus. Der Franziskaner- oder Minoritenorden erhielt 1223 von Honorius III. die Bestätigung. Neben und aus ihm entstand 1212 der weibliche Orden der Klarissinnen (nach seiner Stifterin Klara von Assisi), zur Zeit seiner höchsten Blüthe 2000 Klöster zählend. Ausserdem gründete Franziskus 1221 den Orden der Tertiarier oder Bussbrüder und den der Ritterschaft Christi. Einige Vereine von Dominikanerinnen dieses Tertiarierordens verbanden sich zu förmlichem Klosterleben als wirkliche Nonnen; unter ihnen wurde die berühmteste die Färberstochter Katharina von Siena (geb. 1347, † 1380). Der Franziskanerorden spaltete sich noch zu des Franziskus Lebzeiten in zwei Parteien, deren eine die Ordensregel von der evangelischen Armuth strenge beobachtet wissen wollte (die Spiritualen, seit 1363 Soccolanti oder Barfüsser, seit 1415 Observanten, später in regulirte, strenge und strengste eingetheilt; noch strenger waren die von Franziskus von Paula (1416—1507) gestifteten Franziskaner-Eremiten oder Minimi; 1528 kamen die Kapuziner noch hinzu), während die andere nur den Schein derselben beibehielt und in der Pracht der Klöster und Kirchen und in andern Dingen sich manche Abweichungen von der ursprünglichen Strenge gestattete (an der Spitze dieser Partei stand der Bruder Elias, ein Schüler des Franziskus; seit 1415 sind ihre Anhänger unter

schaften, darf man sich wundern, dass sie nach Anhäufung ungeheurer Reichthümer ausarteten, dass sie zuletzt die Zuflucht der Faulheit und Üppigkeit wurden und Pflanzstätten der Dummheit, des Aberglaubens und aller Laster?

Chrodegang, Bischof von Metz, † 766, ein Zeitgenosse des Bonifazius, war der Stifter der regulären Chorherrn bei den Kollegiatkirchen.

Es ist bekannt, dass die Mönche mit bewunderswürdiger Klugheit bei Gründung ihrer Klöster die schönsten Punkte herauszufinden wussten. Entweder bauten sie sich in den fruchtbarsten Gegenden, an Flüssen und Seen, auf weithinblickenden Hügeln an, oder sie wussten solche Orte zu wählen, die vermöge ihrer geographischen Lage ihnen einen weitgreifenden Einfluss auf die Länder und ihre Bewohner zu sichern schienen. In auffallendem Gegensatz zu diesen Klöstern, die meist in späterer Zeit erst entstanden sind, in der schon ein Streben nach Lebensgenuss und hierarchische Absichten über die ursprünglichen Zwecke und die ascetische Weltabgeschiedenheit ein Übergewicht zu erlangen begannen, stehen die frühesten Gründungen, die fast nur wilde, einsame, oft unfruchtbare Gebirgsgegenden mit Vorliebe aussuchten. So wurden die Apenninen, die Alpen, die Vogesen die eigentlichen Stammorte der Klöster, und wenn die Kultur später auch viele jener unwirthlichen Einöden in lachende Gegenden verwandelt hat, so muss doch immer des Umstandes gedacht werden, dass es eine Zeit gab, in der nur mühsam ein gefahrvoller Weg bis zu den ersten Ansiedlungen christlicher Lehrer sich bahnen liess.

Wir haben in fast zu eingehender Weise für die eigentlichen Zwecke dieses Buches über die historischen und kirchlichen Zustände des 7. und 8. Jahrh. berichtet. Werfen wir noch rasch einen Blick auf die allgemeinen Kulturverhältnisse dieser Zeit, ehe wir weiter zur Geschichte der Dichtung und Kunst in derselben fortschreiten. Die Geschichte berichtet uns, wie nach Klodwigs I. Regierung eine mehrhundertjährige Unglücksperiode voll Brudermord und verruchter Kriege folgte, wie mächtige Königsgeschlechter und angesehene Fürstenhäuser schmachvoll verkamen und in Schwäche und Erbärmlichkeit untergingen. §. 6. Allgemeine Kulturzustände.

---

dem Namen der milden Franziskaner oder Konventualen bekannt). Die Gesammtzahl der Franziskaner betrug im 18. Jahrh noch 111,500 Mönche in 7000 Klöstern. Zu den beiden Hauptbettelmönchsorden traten in der Folge noch zwei andere hinzu: der Karmeliter- und der Augustinerorden; ersterer ein ursprünglich im Oriente (1156) gegründeter Eremitenverein, letzterer im 13. Jahrh. aus bisher zerstreut lebenden italienischen Einsiedlergesellschaften entstanden.

Alle diese Orden unterscheiden sich durch besondere Tracht und besondere Satzungen. Gemeinsam ist ihnen gegenseitiger Hass und Hochmuth. Einer verleumdet und verachtet den andern. Die goldenen Zeiten des Mönchthums sind auf immer vorüber.

Dass bei diesen, zunächst die höchsten Gesellschaftskreise bewegenden, empörenden Zuständen das Wohl und die Bildung des Volks nicht gedeihen konnte, ist einleuchtend und in der That war das Verhältniss der Völker zu den Königen kein anderes, als das der Knechte zu ihren Herren, der Sklaven zu ihren Gebietern. Jeder neue Krieg — wenn die Kriege von jetzt an auch als Religionskriege, als Kreuzzüge gepriesen werden — brachte Tausende in Gefangenschaft und auf die Sklavenmärkte, Tausende in Armuth, Elend, Noth und Verzweiflung. Dennoch lässt sich nicht verkennen, dass mit der Ausbreitung des Christenthums die Dinge sich zwar langsam, aber allmälig doch besserten. Aus den Händen der fränkischen Missionare war die civilisatorische Aufgabe an die irländischen, dann an die englischen Mönche übergegangen. Die Völker wurden einander nahe gebracht; hier der Dank für die empfangenen Gnadengaben, dort die Freude über die Erfolge traten an die Stelle früherer blutiger Kämpfe. Civilisation und Barbarei kamen in freiwilliger Annäherung sich entgegen. Mochten nun gewaltige Kriege und verheerende Einfälle (der Normannen, Ungarn, Mauren, Mongolen) zeitweise das begonnene Werk der Mission immer wieder störend unterbrechen, zu vernichten vermochten sie es nicht mehr, ja nach den heftigsten Stürmen trat nicht selten ein um so freudigeres Aufblühen, eine gewisse innere Kräftigung ein. Unter den fränkischen Völkern waren die Neustrier zuerst zu geordneteren Zuständen gelangt; sie waren weder auf Eroberungen hingewiesen, wie die Austrasier, noch konnten aufreibende Kriege ihre Grenzen allzusehr beunruhigen. Landwirthschaft, Künste und Wissenschaften begannen aufzublühen, aber mit der Ruhe kam auch die Verweichlichung. Das Barbarenthum wurde faul, ehe es reif, der sittliche Mensch erschlaffte schneller, als der geistige aufgeklärt war. Immer noch weiss Gregor von Tours die empörendsten Rohheiten, Gewaltthaten und Blutschulden aufzuzählen, aber dazwischen hindurch glänzen seltene Beispiele des Edel- und Rechtssinnes nur um so leuchtender und mit Befriedigung sehen wir allmälig die Grundlagen gesetzlicher Verhältnisse mehr und mehr festgestellt.

Noch um die Mitte des 6. Jahrh. müssen scharfe Edikte gegen Solche erlassen werden, die heimlich Götzenbilder in den Häusern hegten, welche die Nacht in Trunkenheit mit unzüchtigen Gesängen und im Tanze mit Frauen, wie es heidnischer Gebrauch war, zubringen, und zwei Jahrhunderte später noch eifert Bonifazius gegen die Sittenlosigkeit der Diakonen, welche mit fünf oder sechs Weibern zu Bette gingen, gegen das schandbare Leben der Bischöfe, welche die Kirche beraubten, um ihre Weiber und Kinder, ihre Kampfgenossen, ihre Jäger, Hunde und Falken zu erhalten.[17]) An König Dagobert I.

[17]) Die Bischöfe hielten ihre untergebenen Kleriker nicht selten wie Leibeigene in entwürdigender Abhängigkeit. Die Bisthümer wurden vielfach erkauft oder

(628—38) rügte man die Fehler Salomo's. Drei Frauen, Königinnen genannt, darunter die liebliche Sängerin Nanthilde, theilten sein Lager, die Zahl seiner Konkubinen wissen die Geschichtschreiber nicht anzugeben. So in Neustrien. Ein anderes Bild zeigt uns das nach allen Seiten hin zum Kampfe gerüstete Austrasien. Die Völker waren noch roh und wild, Götzendienst und Christenthum dicht nebeneinander gedrängt. Die Anbeter Thors sassen mit Priestern des Herrn an der gleichen Tafel und in den Speisesälen pflegten auf einer Seite die für die christlichen Gäste bestimmten Gefässe mit Bier und Meth, auf der andern die Trankopfer der Ungläubigen aufgestellt zu sein. Familien, die heute getauft worden waren, kehrten häufig morgen zu ihren früheren Göttern zurück. Heidnischer Aberglaube und die wilde Grausamkeit, in der diese Völker von jeher zu leben gewohnt waren, liessen sich überhaupt nicht durch die Taufe plötzlich vertilgen. Aber eben dieser wildkräftige Charakter der Nation, die fortwährenden Kämpfe, welche ganze Generationen rasch verschlangen und neuen die Bahn öffneten, liessen eine solche Fäulniss, wie wir sie in Neustrien erkannten, nicht zu. Endlich kamen auch hier mit dem allmäligen Siege des Christenthums höhere Bildung und mildere Sitten. Im 5. Jahrh. bestanden zu Trier nur zwei Klöster, im folgenden zwischen dem Rheine und den Vogesen schon zehn und im nächsten vermag man sie kaum mehr zu zählen. Der B. Nicetus von Trier (532—68), der den Muth hatte, die Könige Lothar I. und Theudebert I. wegen Ehebruchs in den Bann zu thun, machte die Schulen blühend und berief Baumeister aus Italien, um die Denkmale der alten viermal zerstörten Hauptstadt Galliens wieder herzustellen. Der B. Eligius von Noyon war im zierlichen Metallschneiden geübt. Amandus und seine Schüler gründeten zahlreiche Klöster und Lehranstalten in Brabant und erzogen sich aus losgekauften jungen Kriegsgefangenen Gehilfen. Von den Zuständen der Kirche und der Besetzung der Bisthümer unter Karl Martell haben wir schon gesprochen. Es war endlich höchste Zeit, dass Hilfe von auswärts, zunächst von Irland her kam, sollte Volk und Kirche in Austrasien nicht völliger Verwilderung wieder verfallen. Besonders sah es bei den, dem fränkischen Scepter später erst unterworfenen Völkerschaften des südlichen Deutschlands noch sehr schlimm aus. Der erste irländische Missionär, der (511) zu den Alemannen kam — und von diesem Zeitpunkt an ist erst der Beginn der Kultur zu rechnen — Fridolin, gründete ein Frauenkloster zu Seckingen am

erschmeichelt. Die Ehe unter den Geistlichen war so gewöhnlich als Unzucht und Ehebruch. Was man blosse Liebkosung nannte, wurde ausdrücklich für straflos erklärt. Für die verschiedenen Arten und Wirkungen der Trunkenheit war das Strafmaass sorgfältig bestimmt und doch trank sich mancher Priester um den Verstand. Die Gesetze verboten den Dienern Gottes das Tragen der Waffen und wie viele tapfere Bischöfe sind dennoch erst auf dem Schlachtfelde zur ewigen Ruhe eingegangen.

Bodensee und ein Mönchskloster in Glarus. Nach ihm wirkte segensreich der Ire Findan. Die Franken Trudpert und Wichard stifteten Klöster, aus denen die Städte Luzern und Zürich hervorgingen[18]). Zu Ende des 7. Jahrh. konnte man die Zukunft des Christenthums bei den Franken, Alemannen und Baiern als gesichert ansehen[19]). Man hatte zudem auch begonnen, die alten Volksgesetze der verschiedenen deutschen Stämme zu sammeln. So entstand das salische oder ripuarische Gesetzbuch für die Franken, auf Klodwigs I. Befehl niedergeschrieben; Dagobert I. liess die alten Gesetze der Alemannen und Baiern sammeln, ordnen und ergänzen. Die Gesetze der Longobarden galten als die vorzüglichsten.

Zwischen Deutschland und Rom begann sich ein lebhafter Verkehr mehr und mehr herzustellen. Viele deutsche Bischöfe pilgerten an den Sitz des Papstes, um sich dessen Segen und dessen Unterweisungen zu holen und um gegen die Sicherheit, die ihnen der päpstliche Schutz gewährte, ihre Unabhängigkeit zu vertauschen. Eine Reihe tüchtiger, kluger Männer zierten im 8. Jahrh. den päpstlichen Stuhl. Nachdem Bonifazius den Päpsten den Eid der Suprematie geleistet hatte, folgte bald die gesammte deutsche Klerisei und später die des ganzen Abendlandes diesem verhängnissvollen Beispiele.

§. 7. Kaiser Karl.

Dem deutschen Volke entstand zu Ende des 8. Jahrh. sein grösster Zuchtmeister: Kaiser Karl. Er sollte das begonnene Werk der Civilisation theils zu Ende bringen, theils der einstigen Vollendung desselben Weg und Ziel vorzeichnen. Im südlichen Deutschland, wo die Pfade bereits gebahnt waren, setzten sich ihm mindere Hindernisse entgegen. Hier verfuhr er auch, als es ihm galt seine Absichten durchzusetzen, von der schon einflussreichen Geistlichkeit und einer verrätherischen Hofpartei unterstützt, mit all der Rücksichtslosigkeit eines harten und übermüthigen Tyrannen. Anders im Norden. Da wohnte ein in Sitte, Denkweise, Religion und Herkommen vom süddeutschen ganz verschiedenes Volk, landsässige Stämme, wenig berührt von den Stürmen der Völkerwanderung, durch die Bande des Eigenthums, der Erbschaft, des Landbaues von uralten Zeiten her an ihre Wohnsitze gekettet. Auf diese Stämme, die sich in drei grosse Gruppen schieden: die Ost- und Westphalen, zwischen ihnen die Engern, vermochten früher weder die römische Kultur, noch später die wechselnden Geschicke

[18]) Das Bisthum Konstanz, das erste in Alemannien, war zuerst in Windisch, heute ein kleines Dorf im Aargau, errichtet (Anfang des 6. Jahrh.). 580 ward es nach der Stadt verlegt. Der erste Bischof in Windisch war Bubuleus, der erste in Konstanz Gaudentius. Er lebte noch, als Kolumban ins Land kam. — Das Bisthum Konstanz stand unter dem Bischofe von Besançon, der ausser diesem Bisthume und fast gleichzeitig mit ihm auch Lausanne und Basel gestiftet hatte. Früher schon waren die Bisthümer Genf und Chur entstanden.

[19]) Man zählte in Austrasien 23 Bisthümer. Baiern hatte 8, Alemannien 4, Ostfranken 11. Dabei sind Freising und Utrecht nicht gerechnet.

Frankens, Baierns und Alemanniens, wodurch diese Länder endlich politisch den Merovingern und Karolingern, religiös dem Papstthum in die Hände gespielt wurden, irgend welchen Einfluss zu gewinnen. Mit Entschiedenheit stand das Volk der Sachsen immer auf, wenn es galt die Grenzen zu schirmen und manch stolzes Heer fand in den weithin sich dehnenden Wäldern und Sumpfgegenden des Landes seinen Untergang. Bis zur Stunde noch hat sich eine scharfe Sonderung zwischen Nord- und Süddeutschland erhalten; sie geht durch die Jahrhunderte des Mittelalters, setzte fortwährend die alten Freiheiten, das tapfer geführte Schwert und die todesmuthige Brust dem kaiserlichen Despotismus entgegen und wurde zur scheidenden, sich täglich mehr erweiternden Kluft, seitdem Protestantismus und Katholicismus Europa in zwei grosse Gebiete trennten. Während Süddeutschland in seiner nach Rom gekehrten Richtung einer unausbleiblichen Zersetzung entgegentreibt, nährt der Norden die Vorstellung uralter Unabhängigkeit, teutonischen Volksthums, stolzer Verachtung fremder Einflüsse. Seit Karl die Sachsen niedergeworfen hat, ist mehr als ein Jahrtausend verflossen. Jetzt erst scheinen die Tage der Vergeltung gekommen zu sein. Die Sachsen, die Männer mit dem grossen Messer, freie Bewohner eines freien Landes, die Familienväter, Fürsten in ihrem Hause, im Kriege unter frei gewählten Führern vereint, wachten mit eifersüchtigem Auge über die Rechte ihres Erbes, über die Reinheit ihres Blutes. Nirgends war die Jungfrau, die den väterlichen Heerd entehrte, die Gattin, die die Treue brach, strenger bestraft. Die drei Kasten des Volks: Ethelinge, Frilinge und Lassen (Edle, Freie und Freigelassene) verbanden sich nur untereinander, man mied die Ehe mit Fremden und bewahrte den Adel des Stammes, wie die Unabhängigkeit des Landes treu und wandellos. Freigewählte Männer pflogen der öffentlichen Angelegenheiten, freigewählte Richter des uralten Rechts. Dieses ehrenhafte, edelsinnige, verständige, starke Volk war ein heidnisches. Mit dem ganzen Norden Europas hatte es dieselbe Religion und Gottesverehrung gemein; leider war sein Gottesdienst nicht frei von grausamen Ceremonien und blutigen Menschenopfern.

Einige Stämme der Sachsen waren den austrasischen Königen schon frühe tributpflichtig geworden. Zeitweise verweigerten sie die Erfüllung eingegangener Verträge, so dass es zum Kriege kam, der, mit wechselndem Glück geführt, schliesslich doch immer wieder mit der Niederlage der westphälischen Gaue endigte. Klothar I., Karl Martell, Pipin der Kurze hatten wiederholte Heerzüge nach Sachsen machen müssen. Dem ganzen grossen Volke dieses Landes, geschützt hinter den Strömen Ems, Weser und Elbe, im Osten mit den Friesen, im Norden mit den Dänen und ihren alten Stammesgenossen, den Schweden und Normännern verbunden, thaten diese an den Grenzen geführten Kriege keinen Abbruch. Der Völkerbund, der alle Stämme

umschloss, mochte einzelne unbedeutende Niederlagen leicht verschmerzen.

Ein junger, thatkräftiger, mit seltenen Gaben begnadeter Fürst, war, nach Beseitigung seines Bruders und dessen rechtmässiger Erben, Alleinherrscher im Reiche der Franken geworden; Neustrien und Austrasien waren in seiner Hand vereint, in Aquitanien wie in Süddeutschland wusste er durch energisches Einschreiten die königliche Gewalt wieder zu befestigen, sein ruhmbegieriger Sinn, seine kampfesfrohen Männer drängten ihn zu neuen Eroberungen. Klug hatte dieser Jüngling die von seinem Vater bereits befolgten Staatsgrundsätze auch zu den seinigen zu machen gewusst; sein Geist dürstete nach Belehrung und Bildung; aber die offenbare Schmeichelei und ausnehmende Ehrerbietung, mit der man ihm in Rom entgegenkam, hatten seine Eitelkeit, seine klare Einsicht gefangen genommen. Als er Rom wiederum verliess, hatte er schwere Pflichten über sich genommen, während man keinen Moment gewillt war, ihm und seinen Nachkommen irgendwelche Gegenleistungen dafür zu machen. Er war der Vertheidiger wie Schutzherr und Helfer der Kirche geworden, war die Verbindlichkeit eingegangen, die Kirche im Innern zu befestigen, nach aussen zu vergrössern, hatte ein Amt übernommen, das, nach den Versicherungen klerikaler Historiker „einzig und allein seinem Reiche die eigenthümliche, ganz neue Grösse und Herrlichkeit verlieh.“ Weil Karl der Kirche Schutz gab, ihre Einrichtungen, ihre Selbstständigkeit beschirmte, sie zu einer mächtigen Gesellschaft im Staate erhob, welche die gewaltthätigen Eingriffe weltlicher Machthaber von jetzt an nöthigenfalls mit gewaffneter Hand zurückweisen konnte, folgerte man weiter, war er nicht ihr Herr und Meister, wollte er es nicht sein. Gegenüber der kaum zu bändigenden Barbarei seiner Zeit, umgeben von einem geistlichen Rathe, der Rom ganz dienstpflichtig war, lebenslang in aufreibende Kriege oder in leidenschaftliche Zuneigungen verstrickt und im Gefühl seiner Macht und Kraft mochte Karl Manches stillschweigend zugegeben haben, was man sich in der Stille und für spätere Fälle klug zu Nutze zu machen, aus dem man Rechte zu folgern wusste, woran er bei all seiner Vorliebe für die Kirche gewiss nie gedacht hatte. Die Päpste nahmen bald das ausschliessliche Recht in Anspruch, über alle Kirchen der Christenheit richterlich zu entscheiden; der Kaiser sollte nicht einmal das Recht haben über das zu urtheilen, was in Rom einmal beschlossen worden war. Die Kirche vermahnt, warnt und erinnert ihn unaufhörlich an die übernommenen Pflichten, ja lässt ihn fortwährend fühlen, dass er eigentlich nur ihr das zu verdanken habe, was er ist, dass er zum Danke dafür ihr demüthiger Diener für alle Zeiten zu verbleiben habe. Die kaum geborene Macht der Päpste wusste mit so seltener Weisheit, mit so gewohnter Sicherheit und Gewandtheit die Seelen zu beherrschen, dass man sich nicht wundern darf, wie es

ihnen auch gelang, Karls starke Seele vielleicht ohne allzugrosse Mühen zu bestricken. Er gab sich der väterlichen Führung des im Vatikan thronenden Greises willig hin und bewies zunächst seine Ergebenheit gegen ihn dadurch, dass er in seinem Reiche die durchgreifendsten Reformen auf religiösem Gebiete traf und um eine gewisse Konformität des Gottesdienstes zu erreichen, die römische Liturgie mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln durchzuführen suchte.

Der Kaiser, „der seine Gewalt von Rom empfangen hatte, denn dorthin hatte sie Gott gegeben“, konnte kein Genügen daran haben, dem Christenthum nur in seinem Gebiete aufzuhelfen. Er fühlte sich gedrängt, nicht allein die Grenzen seines Reiches auszudehnen, sondern auch, da dies sich ja recht wohl vereinigen liess, die heidnischen Völkerschaften, welche Deutschland noch bewohnten, zum Christenthum zu bekehren, und da er die Gewalt hatte, so zog er die raschere Bekehrung durch die Schärfe des Schwertes, der langsameren durch die Überzeugung vor. Der Kreuzzug gegen die Sachsen ward im Frühling 772 auf dem Maifelde in Worms beschlossen. „Der Ewige, der in seiner Barmherzigkeit das Heil des ganzen Menschengeschlechts will, hatte vorgesehen, dass nichts die Starrheit der Sachsen mildern könne, und um sie zu zwingen, das leichte und süsse Joch Christi auf sich zu nehmen, hat er ihnen den glorreichen Karl zum Herrn und Lehrer des Glaubens gegeben, der sie mit dem Schwert und der Vernunft bändigen und wider ihren Willen erretten musste. Und mit ihm zog das Volk der Franken, berühmt, mächtig in den Waffen, standhaft im Frieden, seiner göttlichen Stiftung sich freuend, von Christus geliebt, der seine Vorgesetzten auf der Bahn der Frömmigkeit führte und gesegnet von den heiligen Martyrern, deren Gebeine er mit Gold und kostbaren Steinen eingefasst hat.“

Wenn es schon bedauerlich und schmerzlich ist, einen Mann im Kampfe für seine Überzeugungen, selbst wenn diese nicht nach der eigenen Ansicht die richtigen sind, in der Vertheidigung seines Rechtes untergehen zu sehen, wie viel mehr muss unsere ganze Theilnahme einem Volke werden, das wir als gross und edel erkannt haben und das nun, mit aller bewundernswerthen Kraft für eine verlorne Sache kämpfend, der Übermacht unterliegt, das nach verzweifelndem Ringen für die Überlieferungen der Väter, für seinen Glauben, sich sterbend verblutet.

Die Unterwerfung der Sachsen und ihre Christianisirung war für Karl eine Lebensaufgabe geworden. Seiner Macht, seiner Kriegskunst, seinem Kriegsglücke suchten die todesmuthigen Barbaren vergebens Widerstand zu leisten. Nach 32jährigem Kampfe war das blutige Werk gethan. Mit aller Brutalität eines ausdauernden und übermüthigen Siegers hatte Karl, der seinen Ruhm durch den Bluttag

von Verden, wo er 4500 Gefangene hinmorden liess[20]), mit einem unverwischbaren Flecken besudelt hat, endlich dem gebeugten und verzweifelnden Volk wenigstens äusserlich einen neuen Glauben aufgenöthigt. Sieben Bischofssitze sollten das Land im Zaume halten: Osnabrück, Paderborn, Münster, Minden, Verden, Hildesheim und Halberstadt. Aber noch lange hinaus dauerte der alte unbesiegbare Hass des Volkes gegen seine Bedränger, lange Jahre hindurch wurde er täglich neu aufgestachelt durch blutige und grausame Gesetze, lange noch verzweifelten selbst die tüchtigsten unter den Missionaren an der Eroberung der Seelen.[21])

§. 8. Das Schulwesen.

Werfen wir nun noch einen flüchtigen Blick auf das Unterrichtswesen und die Schulanstalten dieser Zeit. In Neustrien, wo es allenthalben blühende Bischofssitze gab, hatte man frühe schon gelehrte Schulen. Entsprechend der nationalen Entwicklung dieses Landes, in dem noch eine Menge römischer Elemente sich vorfanden, ja diese fast ein gewisses Übergewicht hatten, und bei dem beständigen unmittelbaren Verkehr mit Italien, dem ehemaligen Mutterlande, blieb die Bildung hier vorwiegend eine klassische, der die christliche sich anschloss. In den Schulen bildeten die berühmten Lehrbücher des Martianus Minucius Felix Kapella und des Marc. Aurel. Cassiodorus († 575), der Begründer mittelalterlicher Pädagogik, die Fundamente der Studien. Ganz andere Verhältnisse treffen wir in Austrasien, wo eine neue Kultur und zwar eine vorwiegend vaterländische erst von Kaiser Karl geschaffen wurde. Kein anderer Fürst besass einen ähnlichen mächtigen Wissensdrang, hat so viel für die Volksbildung gethan, wie er. Karl, dessen Erziehung sehr vernachlässigt war, lernte

---

20) „Die Schrecknisse und Gränel eines verzweifelten Kampfes verwirrten den grossen Geist Karls!"

21) Die Kirche wälzte alle Blutschuld der Eroberung Sachsens von sich ab. Hadrian mahnte den Kaiser wiederholt zur Milde und freudig schliessen wir uns dem Ausspruche des weisen Alkuin an, der da sagt: „Der Glaube ist ein Akt des Willens, nicht aber der Nöthigung. Man bewegt wohl den Menschen zum Glauben, aber man kann ihn nicht dazu zwingen; und so mögt ihr zwar die Völker zur Taufe hindrängen, allein ihr werdet sie nicht um einen Schritt weiter in der Gottseligkeit fördern. Darum müssen die, welche den Heiden predigen, diesen Völkern gegenüber kluge und friedliebe Worte gebrauchen; denn der Herr kennt die Herzen und öffnet sie, damit sie begreifen. Nach der Taufe bedarf es noch gelinder und nachsichtiger Vorschriften für schwache Seelen. — Wäre das süsse Joch und die leichte Bürde Jesu Christi diesem unbeugsamen Volke der Sachsen mit derselben Beharrlichkeit verkündigt worden, welche man in der Forderung des Zehnten und in dem schonungslosen Vollzuge der Bestimmungen des Gesetzes für die geringsten Fehler bewiesen hat, so hätten sie vielleicht keine Scheu vor der Taufe gehabt. Möchten sich doch die Verbreiter des Glaubens durch das Beispiel der Apostel belehren lassen, möchten sie Prediger sein, aber nicht Verwüster und möchten sie demjenigen vertrauen, von welchem der Prophet bezeugt: Er hat niemals diejenigen verlassen, die auf ihn hofften."

erst in reiferen Jahren schreiben und vermochte sich erst spät die nothwendige Kenntniss fremder Sprachen (Lateinisch und Griechisch) zu erwerben; aber er scheute sich auch nicht, nach den ruhmvollsten Kämpfen und glänzendsten politischen Erfolgen auf die Schulbank zurückzukehren. Die lateinische Grammatik lehrte ihn **Peter von Pisa**, die Dialektik **Alkuin**. Er selbst versuchte, wie man sagt, den Entwurf einer deutschen Grammatik. Seiner Ansicht nach ging alles Wissen vom Christenthume aus, Träger und Hüter aller Kenntnisse sollte die Geistlichkeit sein. Die christliche Wissenschaft nahm hier die klassische Bildung auf. Der Kaiser selbst zeigte sich in gleicher Weise den Kulturbestrebungen der Alten zugethan, als er ein Freund der heimischen Poesie war und blieb. Unzählige Verordnungen und Anregungen, welche die Regelung und Hebung, die Gründung und Fortführung von Schulen betrafen, gingen von ihm aus. Die Schulen jener Zeit waren stets mit Klöstern verbunden. Die Baukunst, die Malerei, die Skulptur finden wir zu Karls Zeiten an der Schwelle selbstständiger Entwicklung. Der Gottesdienst wurde schon in neuen prächtigen Gebäuden und mit grossem Glanze begangen. Baumeister, Maler, Bildhauer, ebenso wie Gold- und Grobschmiede, Tischler und Ackerbauer, waren aber ausschliesslich Mönche. Sie vervielfältigten in zahlreichen, oft mit den köstlichsten Miniaturen geschmückten Abschriften die literarischen Schätze des Alterthums, während die Nonnen sich mit den zierlichsten Werken der Stickerei befassten. Die obenangeführten Künste und Handwerke betrieben nicht nur tiefer stehende Klosterbrüder, sondern auch Äbte und Bischöfe nahmen an solchen Beschäftigungen Theil und adelten so die Arbeit. Die Klosterschulen waren also nicht nur gelehrte Anstalten, sie waren auch Kunst- und Handwerkerschulen, Beförderer eines jeden Kulturzweiges im weitesten Sinne des Wortes. Hier auch wurden die ersten und grössten Bibliotheken angelegt. Eine Büchersammlung — und sie konnte in jenen Zeiten unmöglich sehr umfangreich sein — galt einem Kloster als der höchste und köstlichste Schatz. In allen Dingen unterwarf man sich den härtesten Entbehrungen und Einschränkungen, nur um anderer Seits die Mittel erübrigen zu können, die Bücherei zu vermehren. Man liess durch besonders geschickte und kunstreiche Schreiber und Maler seltene Manuskripte sorgfältig copiren, suchte deren wohl auch in Vorrath zu fertigen, damit man gelegentlich einen Tausch treffen konnte. Der berühmte Bennet **Biskop**, der Stifter der Klöster Weremouth, (674) und Jarrow (681), machte sechs Reisen nach Italien, fast nur in der Absicht, neue Schätze für die Bibliotheken seiner Klöster zu erwerben. Alkuin, Karl d. Gr., die Äbte zu Fulda, St. Gallen, Korvey und Hirschau waren eifrige Büchersammler. Leider haben die politischen Stürme und Umwälzungen späterer Zeiten und ein Zurücksinken in die Barbarei früherer Tage unendlich viele unersetzliche Werke der

Literatur, welche in Klosterbibliotheken zusammengetragen waren, vernichtet und unwiederbringlich dem Verderben geweiht.

Karl, in seinem Streben nach Belehrung und Bildung, suchte sich nicht nur mit allen gelehrten Männern seiner Epoche zu umgeben und sich in den freundschaftlichsten Verkehr mit ihnen zu setzen, er nahm nicht nur so oft es möglich war, am Schulunterrichte persönlich Theil, er liess sich, um ja keine Zeit zu verlieren, selbst wenn er zu Tische sass, regelmässig vorlesen oder vordeklamiren. Die Geschichte früherer Zeit, namentlich die seines Volkes, die Thaten alter Könige, die bis auf ihn gekommenen Heldensagen und Dichtungen oder Abschnitte aus den Kirchenvätern waren Gegenstände der Lektüre. In seinen eigenen Studien, wie in den Bestrebungen, dem Volke durch gute Schulen eine sichere Grundlage der Bildung zu geben, unterstützte ihn hauptsächlich der oben schon genannte Alkuin. Dieser seltene Mann wusste alle Bildungselemente und Lehrmittel der vorangegangenen Zeit mit den eigenen wichtigen Erfahrungen und einer Einsicht, die nur die tiefste Gelehrsamkeit zu geben vermochte, in ein einheitliches, wohlgeordnetes Unterrichtssystem, das gleichzeitig die wissenschaftliche Bildung und die Erziehung und Veredlung des Herzens anstrebte, zu vereinigen. Als Grundlage und Inbegriff alles Wissens galt ihm, wie dem ganzen spätern Mittelalter, das Studium der sieben freien Künste, zusammengefasst unter die Namen Trivium (Grammatik, Dialektik, Rhetorik) und Quadrivium (Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie). Leider hat dasjenige, was Karl durch das Aufgebot aller Kräfte und Mittel für Bildung und Belehrung seiner Zeit und seines Volkes thun konnte, vorerst nicht lange nachgehalten. Die Deutschen jener Tage waren doch noch allzu roh, als dass der unter ihnen ausgestreute Same nicht durch Unkraut wieder überwuchert werden sollte. Karl konnte nur Keime in den Boden legen, die sich aber zu Früchte tragenden Bäumen noch nicht zu entwickeln vermochten. Aber die Saat ging dennoch nicht völlig verloren, nur hat eine viel spätere Zeit sie erst reifen sehen. Ein Übelstand bei all diesen Kulturversuchen lag wohl auch darin, dass man die Bildung, deren Erreichung den höherstehenden Geistern mit allem Rechte so wünschenswerth erschien, nicht aus dem Volksleben sich entwickeln liess, sondern immer nur Fremdartiges, Erlerntes, Unbegreifbares dem Volke einzuimpfen und aufzudrängen suchte. Auf den Bahnen der Kultur und Gesittung schreitet ein Volk nur unendlich langsam vorwärts. Alles Drängen und Antreiben ist hier umsonst. Wohl vermag ein begeisterter, genialer Fürst eine schnelle und überraschende Blüthezeit zu Wege zu bringen, aber lehrt uns die Erfahrung nicht immer, dass solche vorübergehende Lenztage im Leben einer Nation üppigen Schösslingen und Treibhauspflanzen gleichen? Der erste rauhe Frost vernichtet alle Blüthen. So sind auch viele der Kulturbestrebungen Karls mit seinem Tode plötzlich wieder erstorben,

und wenn auch manche der von ihm gegründeten und unterstützten Anstalten den Stürmen der kommenden Tage Trotz zu bieten wussten, im Allgemeinen versank das Volk bald wieder in seine frühere Unkultur und zahllose zu den schönsten Hoffnungen berechtigende Knospen starben ab, ehe sie sich erschliessen konnten. Einen Beweis für die vorzeitige Reife der Zeit geben uns die Werke der Schriftsteller aus den Tagen Karls, die in Prosa und Versen eine unnatürliche, schwülstige Manier, ein Haschen nach fremden, geschmacklosen Formen, selten frischen Lebensgeist und ein volksthümliches, natürliches Empfinden erkennen lassen.

Die kirchliche Dichtung war auch im 7. und 8. Jahrh. noch eine lateinische. Von den kaum erst bekehrten Völkern Deutschlands mit ihren noch unklaren und verwirrten Vorstellungen vom Christenthum, waren geistliche Poesien nicht zu erwarten und zudem vermochten des Kaisers Bemühungen für die Einführung der gregorianischen Liturgie die deutsche Poesie weder hervorzurufen noch zu ermuthigen. §. 9. Die kirchliche Dichtung im 7. und 8. Jahrh.

Auffallend ist es, dass so viele Dichter lateinischer Hymnen im 7. Jahrh. Spanier und zwar Bischöfe von Toledo waren, doch ist darunter kein bedeutender, wie denn überhaupt dieses Jahrhundert eines der dürftigsten in der Geschichte der Hymnologie ist. Der beste unter diesen spanischen Dichtern war Eugenius der Jüngere (S. Eugenius Toledanus) wider seinen Willen vom Könige Chindaswinth zum Erzbischofe von Toledo erhoben, † 657. Seine 31 Gedichte, dem Inhalte und Metrum nach verschieden, sind theils im heroischen und elegischen Versmaass, theils in sapphischen und trochäischen Rhythmen abgefasst. Eigentliche Kirchenlieder kann man sie nicht einmal nennen, wenn sie auch mehr oder minder sich auf religiöse und moralische Gegenstände beziehen und auch Bildung und Talent des Verfassers verrathen. Diese Poesien, ohne grossen Umfang und Ausdehnung, enthalten meist Betrachtungen über menschliche Schwäche, über die Kürze des Lebens und die Veränderlichkeit des menschlichen Sinnes, oder sie sind gegen einzelne Fehler gerichtet. Andere gehören der elegischen oder der panegyrisch beschreibenden Gattung an. Am bekanntesten unter seinen Gedichten, keine eigentliche Hymne, aber ein Gebet in Versen, das selbst hie und da in Sammlungen kirchlicher Gesänge einen Platz fand, wurde der Gesang: „Rex Deus, immensi.“ Eugenius hat sich um die Hebung des gottesdienstlichen Gesanges und die Verbesserung der Liturgie in seinem Vaterlande wesentliche Verdienste erworben [22]).

[22]) Criminum mole gravatus, et reatu saucius. VI. 161.
Dura quod gignit et amara cunctis. VI. 162.
Excipe, Christe potens. VI. 163.
Rex Deus, immensi quo constat machina mundi. D. I. 158. I. 1, 115. VI. 160. IX. 62. XVI. 68.

Die weniger wichtigen übrigen Dichter Spaniens sind: der gelehrte Historiker Isidorus von Sevilla (Isidorus Hispalensis), der zwei höchst mittelmässige und längst vergessene Hymnen auf die heilige Agathe verfertigte. Als er sein Ende nahen fühlte, liess er sich in die Kirche tragen, empfing das heilige Abendmahl und starb den dritten Tag darauf, 4. April 636.[23]) Der berühmte Bischof von Saragossa, Braulio, † 26. März 646, ist der Verfasser einer ähnlichen Hymne auf den heiligen Ämilianus, dessen Leben er auch beschrieb.

Die beiden Nachfolger des Eugenius, Ildefousus, † 26. Febr. 667, ein eifriger Vertheidiger der unbefleckten Jungfrauschaft Mariens, und Julianus, † 690, sollen ebenfalls einige verloren gegangene Hymnen geschrieben haben.

Über den Dichter Cyxilla vermögen wir Näheres nicht anzugeben[24]) und nur wenige Namen bleiben uns, als dem 7. Jahrh. angehörig, hier noch aufzuzählen: Drepanius Florus, ein Gallier von Geburt, † um 650, Verfasser einiger gut geschriebenen Psalmenparaphrasen und zweier Hymnen auf die Apostel Johannes und Paulus nnd den Erzengel Michael, die aber weder der Form noch dem Inhalte nach zu den Kirchengesängen gezählt werden können.[25]) Adelmus, aus königlichem Geschlechte entstammend, Benediktiner, zuerst Abt zu Malmesbury in Schottland, dann Bischof in Salisbury, † 28. Mai 709. Unter den trefflichen Poesien dieses durch wissenschaftliche Bildung ausgezeichneten und durch seine Schriften, besonders seine Lehrbücher, berühmt gewordenen Mannes, befinden sich auch einige Kirchenlieder, die er selbst in Mnsik gesetzt haben soll.

§. 10. Beda. Die hymnologischen Leistungen des 8. Jahrh. haben für uns deswegen besonderes Interesse, weil von nun an auch deutsche Dichter den Schauplatz betreten und die Blüthezeit des germanischen Geistes beginnt. Wir nennen zuerst Beda den Ehrwürdigen (Beda venerabilis), geb. zu Girvy, einem Gute bei Durham, 677, † als Mönch im Kloster Jarrow, 26. Mai 735. Schon in seinem siebten Jahre wurde er den Benediktinern zu Weremuth zur Erziehung und Ausbildung übergeben, im 19. Jahre zum Diakonus, im 30. zum Priester geweiht. Gemüth und Neigung führten ihn zur Ascetik, Lernen und Lehren bildeten seine Lebensfreuden, ein einsames Stillleben war sein höchstes Glück. So wurde er für seine Zeit ein Wunder an Kenntnissen und Tugenden; weither strömten ihm die Schüler zu, deren viele später hohe kirchliche Würden erreichten, während er selbst ein bescheidener Mönch blieb. Noch in seiner letzten Krankheit blieb er gewohnter

[23]) Adesto plebs fidissima. D. 1. 156.
Festum insigne prodiit. D. 1, 155.

[24]) Exulta nimium turba fidelium. D. 1, 156.

[25]) Me pater omnipotens clementi jure gubernat. VI. 164.
Omne, quod aeternus per verbum condidit auctor. VI. 165.

Thätigkeit treu, gab täglich Unterricht, verbrachte schlaflose Nächte mit Gebet und Gesang, selbst eine von ihm begonnene angelsächsische Übertragung des Ev. Johannis setzte er trotz seiner Schmerzen mit Eifer fort. Am Himmelfahrtstage war er endlich bis zum letzten Kapitel gelangt, er fühlte, dass ihm die Stunde der Auflösung immer näher rückte, unablässig drängte er den Gehilfen zu rascherem Schreiben. Als er den letzten Vers diktirt hatte, rief er: „Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geiste!" und entschlief, ein treuer Lernender und Lehrer bis zum letzten Athemzuge. Beda's Tugend, in der Frömmigkeit, Demuth und Herzensgüte mit ernster Gewissenhaftigkeit und edlem Freimuthe sich einten, hat die Kirche durch den Beinamen „venerabilis" geehrt. Er ist der Repräsentant alles Wissens seiner Zeit; seine Schriften umfassen das ganze Gebiet damaliger Gelehrsamkeit: Schriftkunde, Geschichte, Chronologie, Naturlehre, Astronomie, Rhetorik, Metrik und Poesie. Das berühmteste der von ihm verfassten Werke, noch heute als Quellenwerk geschätzt, ist eine Kirchengeschichte seines Vaterlandes. Seine auf uns gekommenen Hymnen, 11 an der Zahl, beurkunden dichterisches Talent, Wärme der Empfindung und formelle Gewandtheit. Schon Walafried Strabo im 9. Jahrh. zählt sie neben den vorzüglichsten auf. Um so mehr ist es daher zu verwundern, dass sie mit Ausnahme einer einzigen, die wenigstens noch im 14. Jahrh. am Himmelfahrtsfeste gesungen ward, nicht in allgemeinen kirchlichen Gebrauch kamen. Besonders zu beklagen ist es, dass seine angelsächsischen Dichtungen verloren gingen.[26])

An Beda reiht sich würdig an: Paul Winfried, Warnefried's Sohn, Paulus Diakonus, oder der Diakon von Aquileja genannt. Einem edlen longobardischen Geschlechte entsprossen, wurde er 730 zu Forojuli, dem heutigen Cividale del Friauli, geboren. Am Hofe des Königs Ratchis zu Pavia erhielt er, von diesem besonders begünstigt und ermuntert, eine treffliche Erziehung und umfassende wissenschaftliche Bildung. Zunächst wirkte er als Diakon in Aquileja, dann trat er in den königlichen Dienst und wurde Notar, Kanzler und vertrauter Rath des unglücklichen Desiderius. Zugleich unterrichtete er die Prinzessin Adelperga, die später dem Herzoge Arichis von Benevent vermählt

§. 11. Paulus Diakonus.

[26]) Adesto Christe vocibus. D. 1, 173.
Apostolorum gloriam. D. 1, 174.
Emitte Christe spiritus. D. 1, 175.
Hymnum canamus gloriae. D. 1, 172. I. 1, 151. IX. 65. X. 84.
Hymnum canentes martyrum. D. 1, 176. I. 1, 149. XVI. 78. XIX. 113.
Illuxit alma saeculis. D. 1, 177.
Nunc Andreae sollemnia. D. 1, 178.
Praecessor almus gratiae. D. 1, 179.
Praecursor altus luminis. D. 1, 180.
Primo Deus coeli globum. D. 1, 181.
Salve tropaeum gloriae. D. 1, 182. — M. 1, 1.

ward und schrieb für sie, da ihr der Eutropius nicht genügte, eine Geschichte Roms, die Jahrhunderte hindurch ein beliebtes Lehrbuch in den Schulen des Abendlandes blieb. Die treue Anhänglichkeit, welche er dem longobardischen Königshause und besonders dieser frommen und hochgebildeten Fürstentochter widmete[27]), trug er auch auf deren Gemahl über, an dessen Hof er längere Zeit verweilte. Nach dem tragischen Falle seines geliebten Vaterlandes trat er als Mönch in das Kloster Monte-Cassino. Die Absicht, bei Kaiser Karl die Befreiung eines seit der Einnahme von Pavia gefangen gehaltenen Bruders zu bewirken, führte ihn 782 an den fränkischen Hof.[28]). Der Kaiser, voll Bewunderung der ungewöhnlichen Gelehrsamkeit und seltenen Talente des Mönches, bewog den lange Widerstrebenden in Frankreich zu bleiben und die Schätze seines Wissens hier fruchtbar zu machen. Im kaiserlichen Auftrage stellte Paulus die berühmte, zum Vorlesen beim Gottesdienste bestimmte Homiliensammlung aus den Predigten und Schriften der Kirchenväter zusammen, die, ein Jahrtausend hindurch in der Kirche im Gebrauch, einen bedeutenden Einfluss nicht nur in kirchlicher Beziehung, sondern auch auf Kultur und Literatur geübt hat. Die Bewunderung, die Paulus der Grösse des Mannes zollen musste, der sein Vaterland seiner Freiheit beraubt, seine Wohlthäter dem Verderben preisgegeben hatte, das freundschaftliche Verhältniss, das sich zwischen ihm und dem Könige und seiner Familie allmälig gebildet hatte, der geistvoll anmuthige Verkehr, den er am fränkischen Hofe fand, nichts konnte ihn auf die Dauer seinem Vaterlande entfremden, und so finden wir ihn denn 787 wieder in seiner stillen Mönchszelle auf Monte-Cassino, wo der Ruf seiner Kenntnisse und Tugenden bald zahlreiche Schüler um ihn versammelte. Hier in der Abendstille eines reichen, vielbewegten Lebens, auf den sonnenhellen Höhen der Apenninen, „wo an dem freien Auge die Geschicke der Völker, wie die Wolken ohne Schatten vorüberziehen“, schrieb er sein letztes und herrlichstes, leider unvollendet gebliebenes Werk von unermesslichem Werthe: die Geschichte seines Volkes. Hören wir das Urtheil eines Historikers über diese köstliche Schrift: „Nur dem warmen, volksthümlich schlagenden Gemüthe des Paulus, verbunden mit jener Anmuth und Klarheit der Erzählung, in der ihn kein Schrift-

[27]) Die Töchter des Königs Desiderius scheinen nicht nur durch Schönheit und Tugend, sondern auch durch eine seltene Bildung sich ausgezeichnet zu haben, denn alle waren an edle Fürsten vermählt, die leider das Unglück ihres Schwiegervaters und der unversöhnliche Widerwille ihres Schwagers, wie der hartnäckige Hass der Päpste sämmtlich in das Verderben stürzte. Jedenfalls hatte man in den höheren weltlichen Kreisen damaliger Zeit eine ganz andere Meinung von der königlichen Familie, als im Vatikan. Siehe p. 205.

[28]) Nach andern Schriftstellern gerieth Paulus selbst in Gefangenschaft (774). Beschuldigt an einer Verschwörung gegen Karl theilgenommen zu haben, soll er nach den Inseln des adriatischen Meeres exilirt worden sein.

steller des Mittelalters übertroffen hat, war es möglich, die vaterländischen Sagen so ganz im einfach ächten Volkston wiederzugeben, der uns beim ersten Lesen erkennen lässt, dass es deutsche Sagen sind. Der anziehende Inhalt nicht minder, als die schöne Form der Erzählungen ist es nun auch, die dem Werke des Paulus seine grosse Verbreitung gaben nnd es, so weit im Mittelalter davon überhaupt die Rede sein kann, zu einem wahren Volksbuche machten, wie die Menge der Handschriften (wir wissen von 114) und zahlreiche Bearbeitungen und Auszüge der Longobardengeschichte beweisen. — Paulus Leben ist das eines Gelehrten. Grosse Eigenschaften zu entfalten war ihm nicht gegeben. Still und bescheiden, aber geehrt und geliebt von allen, die mit ihm lebten, theuer seinem Fürsten und selbst dem grossen Karl, fand er volle Befriedigung in der Zurückgezogenheit nnd im Wirken durch Lehre und Schrift. Kein Tadel wird irgendwo gegen ihn erhoben, nicht Ein unedler Zug erscheint in seinen Werken, wie in seinem Leben; nur Liebe und Verehrung spricht Alles aus, was an ihn nnd über ihn geschrieben ist. Hoher Schwung war seinem Wesen fremd, aber als Grundzug erscheint darin treue Anhänglichkeit an seinen König und Liebe für sein Volk. Seine religiöse Richtung ist vorwiegend praktisch und verständig, dogmatischen Streitfragen eben so wie beschaulicher Speknlation entschieden abgeneigt.“ (Otto Abel.)

Als Dichter ist Paulns nicht sehr bedeutend, wenn ihm auch gewandte Handhabung der Sprache und eine poetische Darstellung nicht abzusprechen sind. Zwei seiner Hymnen, eine zu Ehre Benedikts nnd eine andere auf Johannes den Täufer, den Nationalheiligen der Longobarden, haben Aufnahme unter die Hymnen der Kirche gefunden. Paulus starb 13. April 799.[29])

Die folgenden Dichternamen sind vorsichtig aufzunehmen, da es zweifelhaft ist, ob sie auch wirklich die Verfasser der ihnen zugeschriebenen Hymnen bezeichnen. §. 12. Verschiedene Hymnendichter. Alkuin.

Man legt dem **Kolumban** die Hymne: A solis ortu usque ad occidua, bei. (W. 131.) Einen Presbyter auf Monte-Cassino, **Cyprian**, nennt man gleichzeitig mit Paulus Diakonus als den Dichter der Hymne: Fratris alacri pectore. Der berühmte **Alknin** hat mehrere Hymnen verfasst.[30]) Dieser ausgezeichnete Mann

[29]) Fratris alacri pectore. D. 1, 184. VI. 175.
Ut queant laxis Resonare fibris. D. 1, 183. W. 127. I. 1, 154. IV. 1. 97. VI. 170. VII. 100. VIII. 213. IX. 69. X. 86. XII. 1, 123. XIII. 72. XIV. 300. 302. 304.

[30]) Christe salvator hominis, ab oro. VIII. 224.
Luminis fons, lux et origo lucis. I. 1, 197. VIII. 324.
Nunc bipedali. VIII. 348.
O mihi dulcis amor. VIII. 347.
Summi regis archangele Michahel. D. 5, p. 95. 96. W. 128. 129. M. 1, 452.
Te homo laudet. VIII. 14. IX. 72. XIX. 123.

wurde um 735, edlem angelsächsischen Geschlechte entstammend, zu York geboren. Auf der berühmten Schule seiner Vaterstadt, damals von den Erzbischöfen Egbert und Aelberts geleitet, erhielt er seine Ausbildung. Nach des Erstern Tode ward er selbst (766) Vorsteher dieser Anstalt, deren Ruf unter seiner Leitung ausserordentlich gewann, darauf Abt von Kanterbury. Auf seiner zweiten Reise nach Rom traf er 781 in Parma mit dem heimkehrenden Karl zusammen, auf dessen dringende Einladung er im folgenden Jahre mit mehreren seiner Schüler nach Frankreich kam, um ihn bei der beabsichtigten Gründung und Verbesserung von Unterrichtsanstalten behilflich zu sein. Von dieser Zeit an war er, der fromme, kenntnissreiche, vielthätige Mann, die Seele aller Kulturschöpfungen des grossen Fürsten, der Lehrer seiner Kinder und der Leiter der Hofschule (Palatina). 796 trat Alkuin als Abt des Klosters zu Tours an die Spitze der dortigen berühmten Schule, die er fortan zur Musteranstalt für das ganze Reich erhob und aus der eine grosse Anzahl trefflicher Lehrer und Kleriker hervorging. Alkuin starb 19. Mai 804. Er nahm fortwährend den lebendigsten Antheil an allen wichtigen Angelegenheiten der Kirche, war ein fleissiger Schriftsteller und namentlich Verfasser sehr geschätzter Lehrbücher. Gegenüber dem Kaiser, dessen besondere Gunst und Freundschaft er besass und dem er ein treuer Diener bis ans Ende blieb, wusste er Milde und Freundlichkeit, Strenge und unerschrockene Offenherzigkeit in gleicher Weise zu bethätigen. In der von Karl an seinem Hofe gestifteten gelehrten Gesellschaft führte er den Namen Flaccus; Karl selbst hiess David, der B. Angilbert Homer, der Geheimschreiber und Historiograph Einhard Kalliopeus wegen seines schönen Styles, Beheleel wegen seiner Erfahrung in der Architektur u. s. w.[31]) Man hat durchaus den Kaiser auch unter den Liederdichtern der Kirche haben wollen. Es ist bekannt, dass er den grössten Antheil an Allem, was die Poesie betraf, nahm. Nicht nur war er eifrigst bemüht, den römischen Gesang und die in der römischen Kirche gebräuchlichen Hymnen auch in der fränkischen Kirche einzuführen und den Kreis hochgebildeter Männer, die seinem Hoflager nie fehlten, zur Dichtung anzuregen, er liess auch Alles, was an uralten deutschen Volksgesängen und epischen Poesien vorhanden war, durch Einhard sorgfältig sammeln und in ein grosses Buch zusammentragen.[32]) Leider

---

[31]) Zu Mitgliedern dieser merkwürdigen Gesellschaft suchte Karl alle bedeutenden Männer seiner Zeit zu gewinnen. Auch Paulus Diakonus und sein Landsmann Peter von Pisa gehörten ihr an, ebenso die gelehrten B. Laidrad von Lyon und Theodulf von Orleans (812), der Gründer der ersten Volksschulen.

[32]) Wie Karl die germanischen Stämme wieder zusammenband, so geschahen von demselben Bedürfniss aus seit ihm und durch ihn die ersten Schritte zur Sammlung und Vereinigung der epischen Sagen. Die Nachricht von seinem Sammeln deutscher Gesänge bezeichnet daher den ersten Schritt zur Zusammensetzung epischer

ist uns diese kostbare und unersetzliche Sammlung, aus der wir allein uns über die Poesie unserer Voreltern hätten genügende Auskunft verschaffen können, wie andere ähnliche Sammlungen, von deren Vorhandensein in verschiedenen Klosterbibliotheken wir Nachricht haben, verloren gegangen. Das Interesse, welches Karl für die Dichtkunst bethätigte, ja selbst die Kenntnisse in der Poesie, Grammatik und Rhetorik, welche ihm vielfach beigelegt werden, sind kaum ein Beweis dafür, dass er selbst der Verfasser von Liedern oder Hymnen und der dazu gehörigen Melodien ist. In einer zu Trier befindlichen Handschrift aus dem 11. Jahrh. steht eine Sequentia de S. Michaele, quam Alkuinus composuit Karoli imperatori (Summi regis archangele Michahel), mit ihrer Melodie. Dieses Gedicht ist, abgesehen davon, dass es mit Karls Namen in Verbindung gebracht ist, das älteste Beispiel einer lateinischen Sequenz. Ferner schreibt man dem Kaiser die treffliche Hymne: „Veni creator spiritus" zu, aber auch seinen Urenkel, Karl den Dicken, nennt man als deren Verfasser. Neuere Forschungen haben jedoch dargethan, dass wahrscheinlich Gregor I. der Verfasser dieser berühmten, von Alters her in hohem kirchlichen Ansehen stehenden Hymne ist.[33]) Sie wird nicht nur am Pfingstfeste, sondern fast bei jeder feierlichen Veranlassung zur Anrufung des heiligen Geistes gesungen. Deutsche Übersetzungen davon kannte man schon vor dem salzburger Mönche, der nach dem Volksglauben seiner Zeit diesem Gesange wunderbare Schutzkräfte zuschreibt: „Wer den ympnum spricht pey tag oder pey nacht, dem mag keiner seiner feint sichtiger noch unsichtiger nicht geschaden." Für die lutherische Kirche übersetzte ihn deren Gründer: „Komm, Gott Schöpfer, heiliger Geist." Schliesslich ist nun noch als Liederdichter der B. Paulinus von Aquilea, † 2. Jan. 804, zu nennen, dem vier Kirchengesänge zugeeignet werden, von denen man jedoch nicht mit völliger Bestimmtheit sagen kann, ob er, wofür allerdings viele Vermuthungen sprechen, oder

grösserer Gedichte aus einzelnen Gesängen. Denn sobald eine zusammenhängende Reihe solcher Lieder übersichtlich geordnet war, musste von selbst der Wunsch entstehen, sie auch unter sich zu verbinden. Hier liegt der Ursprung eines jeden auf diese Weise aus Volksgesängen hervorgegangenen Epos. (Gervinus I. 63.)

[33]) D. 1, 85 (Karl). W. 104 (Gregor). I. 1, 175 (?). IV. 1, 53 (Ambrosius). VI. 41 (Ambrosius). VII. 56 VIII. 161 (Karl). IX. 75 (Karl). XII. 1, 126 (Karl). XIII. 68. XIV. 150 (Gregor). XVI. 76. XVII. 92. XIX. 117. 119 (Karl). M. 1, 241 (Gregor).

Fortlage führt noch folgende Dichtungen Karls an:

An Paulus Diakonus nach Karls Rückkehr vom Monte-Cassino 787:
Parvula Rex Carolus. p. 345.

An seinen Lehrer Alkuin, als dieser sich nach Tours zurückzog:
Rex Carolus gaudens. p. 346.

Grabschrift auf Papst Hadrian I.:
Hic pater ecclesia. p. 343.

Paulinus von Nola oder Paulus Diakonus deren Verfasser sind. Walafried Strabo, ein Zeitgenosse des Paulinus, versichert, dass er heilige Gesänge gedichtet habe und führt zum Beweise dafür ein Symbolum in elegischen Versen und einen Trauergesang auf die Zerstörung Aquilejas an. Die in Rede stehenden Hymnen gehören übrigens zu den bessern ihrer Zeit. Trotz mancher Verstösse gegen die Sprache zeichnen sie sich durch Kraft der Gedanken und durch eine gewisse Würde und Grösse des Ausdrucks aus.[34]) Paulinus war ebenfalls von Kaiser Karl sehr begünstigt; unter den Theologen seiner Zeit war er einer der gelehrtesten und that er sich namentlich auf mehreren, gegen die häretischen Bischöfe Elipandus von Toledo und Felix von Urgel (welche behaupteten und lehrten, dass Christus seiner menschlichen Natur nach „filius Dei adoptivus" sei) gehaltenen Konzilien durch seine Widerlegungsschriften hervor.

Auch von vielen aus dieser Zeit stammenden Hymnen kennt man die Verfasser nicht, ja es ist wiederum nicht einmal mit voller Gewissheit darzuthun, ob diese Dichtungen nicht früheren oder späteren Jahrhunderten angehören.[35]) Leider reichen alle unsere handschriftlichen Quellen nicht weiter als bis ins 11. Jahrh. zurück und sie alle sprechen dann von diesen Liedern als alten, längst bekannten. Erhalten wir nun auch darüber, wann sie eigentlich entstanden sind, keine befriedigende Mittheilungen, so vermögen wir doch aus solchen frühesten Handschriften zu ersehen, dass die älteste deutsche Kirche, ebenso wie diejenige in Irland, die ja als deren Mutterkirche zu betrachten ist, im Gesange und in der Liturgie eine gewisse Selbstständigkeit hatte, die ihr in der Folge fast ganz verloren ging. Die katholische Kirche hat alle die in der fränkischen und alemannischen gebräuchlichen Originaldichtungen beseitigt.

§. 13. Dichter der griechischen Kirche.

Ehe wir nun auf die musikalischen Zustände der letzten Jahrhunderte unser Augenmerk richten, haben wir noch einiger Dichter der griechischen Kirche zu gedenken. Während verhältnissmässig in der lateinischen Kirche der Gewinn an guten Liedern nur ein geringer war, erreicht in der griechischen die geistliche Poesie im 8. und 9. Jahrh.

---

[34]) Gloriam Deo in excelsis hodie. I. 1, 191.

[35]) Adsunt tenebrae primae. D. 1, 164.
Ave maris stella. D. 1, 171. W. 85. I. 1, 219. IV. 1, 70.
Christo coelestis medicina patris. D. 1, 163. I. 1, 255.
Fons beatus vitae perennis. D. 1. 167.
Genesius igitur ille invenculus. D. 1, 166.
O nimis Gerunda felix. D. 1, 168.
Sanctorum meritis inclyta gaudia. D. 1, 170. W. 125. I. 1, 160. IV. 1, 124.
Virginis sacrae triumphum prosequamur laudibus. D. 1, 165.
Urbs beata Hierusalem. (Coelestis urbs Jerusalem.) D. 1, 219. W. 124. I. 1, 179. IV. 1, 135. M. 1, 319.

noch eine letzte Blüthezeit, die um so freundlicher und heller uns entgegentritt, als die sonstigen politischen und kirchlichen Zustände im byzantinischen Reiche gerade in dieser Zeit unendlich traurig erscheinen.

Kosmas von Jerusalem (Hagiopolita) lebte um 730. Zuerst Mönch zu Jerusalem, wurde er später Bischof in Majuma (nach andern Angaben sind der Mönch und der Bischof zwei verschiedene Personen). Seine Hymnen, die zu den beliebtesten der griechischen Kirche gehören, rühmt Rambach nicht sehr, ja er vermag sie kaum zu den mittelmässigen zu zählen.[36]) Ungleich bedeutender für die Hymnologie, als der Vorstehende, ist sein Freund Johannes von Damaskus (Monachus), geb. zu Damaskus um 700, † als Mönch im Kloster des heiligen Sabas bei Jerusalem, um 754. Sein Vater Sergius soll Schatzmeister des Chalifen Abdalmelek (Syrien, mit der Hauptstadt Damaskus, war damals bereits den Arabern unterworfen) gewesen sein. Ein durch Gelehrsamkeit ausgezeichneter italienischer Mönch (der obige Kosmas?), der in arabische Gefangenschaft gerathen und von Sergius losgekauft worden war, wurde der Erzieher und Lehrer des jungen Johannes, der mit dem grössten Erfolge Sprachen, Theologie, Philosophie und Mathematik betrieb. Nach des Vaters Tode erhob der Chalif den Sohn zum höchsten Würdenträger des Reiches, aber die Feindschaft des griechischen Kaisers Leo des Isauriers, den er durch eine Vertheidigungsschrift der Heiligenbilder gegen sich eingenommen hatte, verleideten ihm sein ohnedem mit Widerstreben angenommenes Amt, weshalb er um seinen Abschied bat, sein Vermögen an Arme, Gefangene (denen er die Freiheit gab) und Kranke vertheilte und nach Jerusalem pilgerte, um an den heiligen Stätten zu beten. Hier trat er mit seinem Freunde und ehemaligen Mitschüler (oder Lehrer?) Kosmas ins Kloster, in dem aber des neueingetretenen Bruders Kenntnisse allen Mönchen solche Ehrfurcht abnöthigten, dass keiner seine Leitung übernehmen wollte. Endlich erklärte ein alter Mönch, den Johannes demüthig darum bat, sich seiner annehmen zu wollen und befahl ihm, jedes eigenen Willens sich zu entäussern, und unablässiges Gebet und selbstverläugnende Bussübungen. Ja, er liess ihn Körbe flechten und ihn dieselben in Damaskus auf öffentlichem Markte um den doppelten Preis ihres Werthes feilbieten. Er, der vormals der höchste Beamte des Landes und der Stadt war, kam nun in Lumpen gehüllt dahin zurück und wurde von allen, die ihn sahen und den lächerlich hohen Preis seiner Waare hörten, wie ein Blödsinniger verlacht und verhöhnt. Endlich erkannte ihn einer seiner früheren Diener und zahlte ihm für die Körbe, was er begehrte. Schlimmer als solche Bussübungen musste dem hochgebildeten Mann der gänzliche Verzicht auf jede wissen-

[36]) Hymnen für den Palmsonntag. I. 1, 137.
D. 2, 37—48.

schaftliche Thätigkeit fallen. Als er einstmals auf dringendes Bitten des Bruders eines verstorbenen Mönches ein kleines Grablied gedichtet und dem Leidtragenden zum Troste vorgesungen hatte, ergrimmte sein alter Meister so über ihn, dass er ihn zur Zelle hinausstiess und nicht eher wieder vor sich liess, als bis er zur Strafe seines Ungehorsams allen Unrath im ganzen Kloster mit eigener Hand entfernt hatte. Solche Demuth rührte denn zuletzt auch den Alten und bewundernd umarmte er seinen Zögling, für den sich ausserdem zu dieser Zeit auch die Jungfrau Maria selbst verwandte, den Mönch in einem Gesicht ernst verweisend, dass er seinen Untergebenen durch knechtische Arbeiten von gelehrten Beschäftigungen abhielte und die Kirche der Früchte seines Geistes beraube. Johannes, nach Verlauf seiner Prüfungszeit, holte das Versäumte in Wissenschaft und Poesie eifrig nach. Der Patriarch Jerusalems ernannte ihn zum Presbyter, um seine Prediger- und Lehrergaben ausnützen zu können, aber Johannes kehrte bald wieder in seine stille Klosterzelle und zu seinen Studien zurück. Ausser zahlreichen von ihm geschriebenen gelehrten Werken, besonders über die Geschichte der christlichen Theologie, liess er sich im Vereine mit Kosmas vorzugsweise den Kirchengesang angelegen sein, den er mit grosser Liebe und regem Eifer zu bereichern und zu heben suchte. Nicht nur dichtete er neue Hymnen, er erfand auch viele Weisen und gilt als der angebliche Erfinder einer eigenthümlichen Tonschrift. So nimmt er in der griechischen Kirche ungefähr die Stelle ein, die Gregor I. in der abendländischen inne hat und dankbar wurde ihm für seine Bemühungen auch der erste Platz unter allen griechischen Hymnologen zuerkannt. Man nennt ihn mit Kosmas und dem nachher zu besprechenden Theophanes vorzugsweise den Sänger, sonst aber in gewohnter bilderreicher Sprache: die göttliche und lieblich tönende Leyer, die gesangreiche Cicade, die hellsingende Nachtigall.[37]) Minder bedeutend als Kosmas und Johannes sind: Maximus, der Martyrer, Abt und Bekenner, einem alten adelichen Geschlecht entstammend, geb. 580 in Konstantinopel; Historiker. Starb im Exil auf dem Schlosse Schemre an der alanischen Grenze, 13. Aug. 662.[38]) Andreas Hierosolymitanus, Erzbischof von Kreta, geb. zu Damaskus, Verfasser des vorzugsweise so genannten grossen, aus 250 Strophen bestehenden Kanons[39]) und Germanus, Sohn des Patriciers Justiniani, ward unter Kaiser Konstantin Pogonatus entmannt, Bischof von Cyzico, dann

[37]) Lied auf die Geburt des Heilandes. I. 1, 140. XII. 2, 102.
Gesang beim Traueramte (beim Gefolge der Leiche). I. 1, 142. VIII. 265. XII. 2, 105. XVI. 21.
Gesang zur Bahre. I. 1, 144. XII. 2, 107. XVI. 21.
D. 2, 50—55.

[38]) D. 2, 56—58.

[39]) D. 2, 30—36.

Patriarch von Konstantinopel, starb im Exil 729. Rambach spricht von einem von ihm verfertigten höchst elenden Lobliede auf die Jungfrau.[40])

Um mit diesem Theile unserer Geschichte zu Ende zu kommen, nennen wir, im Anschluss an die vorhergegangenen, hier die noch aufzuführenden mehr oder minder bedeutenden Hymnendichter der griechischen Kirche späterer Jahrhunderte. Der wichtigste Sänger des 9. Jahrh. ist Theophanes. Sein Leben fällt in die letzte Periode jenes unglücklichen Bilderstreites, der das ohnehin seiner Auflösung zudrängende oströmische Reich vollends zerriss und bis in seine Grundfesten erschütterte (726—842). Auch Theophanes erlitt in Folge seiner Betheiligung an den das ganze Land in Parteien spaltenden Händeln unter dem Kaiser Theophilus Verbannung und ward auf die Stirne gebrandmarkt, weshalb ihm der Beiname Graptos wurde. Im J. 845 wurde er zum Metropoliten von Nicäa erhoben. Seine Hymnen gehören zu den geschätztesten der griechischen Kirche.[41])

Josephus Hymnographus, in Sicilien geboren, starb nach manchen zum Theil sehr harten Schicksalen, als Aufseher der heiligen Gefässe der grossen Kirche zu Konstantinopel, 883. Von ihm hat man 40 Marianische Lieder und eine Anzahl Hymnen, die nicht ohne Werth sind.[42])

Auch Theodor Studites, geb. 759, Abt des Klosters Studi zu Konstantinopel, in welchem damals 1000 Mönche waren (starb im Exil auf der Insel Kalchis, wohin er in Folge seiner Heftigkeit, mit der er im Bilderstreite Partei ergriffen hatte, vom Kaiser Nikephorus verwiesen worden war, 11. Nov. 826)[43]), und sein Bruder und Leidensgenosse Josephus, Konfessor, Erzbischof von Thessalonich — beide waren wiederholt verbannt und mit schweren Kerkerstrafen belastet worden —, sowie eine Frau, Rasia, wussten sich durch ihre Kirchenlieder Beifall zu erwerben.

Im 10. Jahrh. ist Kaiser Leo VI., gen. der Philosoph, † 911, der bemerkenswertheste Dichter der griechischen Kirche; 11 Morgengesänge von ihm stehen im sogenannten Octoecho. Von diesem kaiserlichen Dichter erzählt man, dass er sich während der Tafel von einem Sängerchor seine Hymnen habe vorsingen lassen. Die Gäste standen dabei alle auf und zogen, wie es das Hofceremoniel vorschrieb, zum Zeichen ihres Respektes die Oberkleider aus. Einer seiner Zeitgenossen war der gelehrte Simeon Metaphrastes (Logotheta oder Magister), um 900

[40]) D. 2, 49.
[41]) Gesang beim Todtenamte. I. 1. 186. XII. 2, 110. XVI. 23. D. 2, 60—61.
[42]) Gesang bei drohendem Erdbeben. I. 1, 188. XII. 2, 112. XVI. 23. D. 2, 62.
[43]) D. 2, 59.

Geheimsekretär und Reichskanzler am Hofe zu Konstantinopel.[44]) Sein Gebet zum Abendmahl, Verse, von heiligem Schauer erfüllt, waren, ehemals wenigstens, bei der Abendmahlsfeier in der griechischen Kirche gebräuchlich.

Folgende Namen gehören dem 11. Jahrh. an: Simeon Konstantinopolitanus, Abt zu Konstantinopel, trat später zur römischen Kirche über und wurde Dominikaner (um 1050); Johannes Euchaita, gen. Mauropus, ein Metropolit in Kleinasien;[45]) Michael Phellus d. Jüng., ein gelehrter Polygraph, der als Mönch um 1080 starb; Milus Xanthopulus;[46]) Johannes Geometra.[47])

Das folgende Säkulum weist nur einen Dichter auf, einen Mönch vom Orden des heiligen Basilius, Johannes Zonaras (um 1120), der jedoch durch seine historischen Arbeiten bekannter, als durch seine poetischen wurde. Ebensowenig Rühmliches ist von Manuel Philes aus Ephesus zu sagen, der noch später lebte.

§. 14. Musikalische Zustände Griechenlands.

Diesen sparsamen Notizen über die kirchlichen Dichter des griechischen Bekenntnisses lassen wir, um hier zum Abschluss mit dem Morgenlande zu gelangen, eine Schilderung der griechischen Musikzustände folgen, wie sie Ambros in seiner Geschichte der Musik 1, 20 treffend gibt: „Der bewegliche Geist der Griechen, der feurige Sinn der Orientalen konnte sich — obwohl in der griechischen Kirche im Gegensatze zu der römischen die Predigt immer die Hauptsache blieb — im Zusammenstellen ritueller Hymnologie doch gar nicht genug thun. Daher denn hier eine Menge Arten und Abarten geistlichen Singewesens aufkamen, bei denen aber freilich die Musik das Wenigste zu sagen hatte. Eine neue und sehr bestimmte Physiognomie, leider keine sehr erfreuliche, bekam der griechische Osten nach der Gründung des byzantinischen Reiches. Als dort der goldene Kaiserthron aufgerichtet wurde, flohen die letzten Genien des alten Hellas und alles Schöne, alles Hohe nahmen sie mit fort. Zwar dauerte das byzantinische Reich ein Jahrtausend lang; unter Justinian I. (527—565), dem kirchlich frommen, mönchisch enthaltsamen, geizigen und zugleich verschwenderischen Kaiser, der vielgeschäftig und mit rastlosem Eifer, aber kleinlichem Talente, nach dem Ruhme strebte, in allen Gebieten menschlichen Wissens ein Herrscher zu sein, der, wie er ein mustergiltiges Rechtsbuch hervorrief, auch ein theologisches System für alle Parteien aufstellen wollte, dadurch aber nur Kirche und Staat noch mehr zerrüttete, konnte der Zustand der Künste sogar glänzend heissen; aber es war der Phosphorglanz der Verwesung. Die byzantinischen Herrscher, um-

[44]) Gebet zum Abendmahl. VIII. 79.
D. 2, 63.
[45]) D. 2, 65—66.
[46]) D. 2, 64.
[47]) D. 2. 67.

geben von einer korrupten Schaar knechtischer Höflinge, suchten vor Allem durch orientalisches Ceremoniel und prunkenden Glanz zu imponiren, man kann sagen, dass sie es bedauerten, das Gold, von dem sie strahlten, nicht auch noch vergolden zu können. Das Volk von Konstantinopel bot das Bild eines entarteten Pöbels; nur die Parteien in der Rennbahn oder dogmatische Streitigkeiten, in die es sich unberufen mengte, vermochten es zu einem, dann allerdings fanatischen Antheil aufzuregen. Das Einzige, was in diesem Reiche noch durch ideelle Macht wirken konnte, waren neben den kirchlichen Streitigkeiten eben jene Faktionen des Cirkus. Theodora, die schamlose Tänzerin, die, nachdem sie ihre Jugendschönheit allen Lüsten Konstantinopels preisgegeben hatte, durch die Liebe des Kaisers auf den Thron und zur Herrschaft über ihn und das Reich gelangt war, nun aber wohl tyrannisch, doch von hoher Gesinnung und untadeligen Sitten sich erwies, wendete sich mit Erfolg an sie, und ein andermal erregte das Volk um ihretwillen einen Aufstand. Von den Künsten fand allein die Architektur ein Feld, sich in übertrieben prunkvollen Bauten zu bethätigen; meinte doch Justinian mit der Sophienkirche Salomo übertroffen zu haben. Die Malerei durfte gar keinen eigenen Gedanken haben, nichts aus innerem Antrieb schaffen: sie stand unter der geisterdrückenden Kontrole des Klerus, der die Bilder nach einem unverbrüchlichen Gesetz geschaffen wissen wollte. Die bildende Kunst erstarrte jetzt zu seelenlosen, stets mit sklavischer Treue wiederholten Typen. Selbst die Religiösität im byzantinischen Leben sieht mehr wie knechtisch zitternder Aberglaube, als wie die ächte in Dank und Liebe anbetende Gottesfurcht aus. Ein solches Reich, wo die Kunst zur Sklaverei der Üppigkeit, zum Ausdrucke geistiger Knechtschaft und in ihren Formen zur dürren Mumie, wo das Ideal in gedankenlosem Prunk und sinnloser Verschwendung gesucht wird, wo das Erhabene durch ein unverständliches Ceremoniel erreicht werden will, wo im Staate Knechtssinn, in der Kirche Aberglaube die bewegenden Mächte sind, kann den idealen Künsten der Poesie und Musik keinen günstigen Boden des Gedeihens gewähren. Die Musik kam nicht einmal als Mittel sinnlicher Anregung in Verwendung; obgleich der Kaiser seine Spieler hatte, die aber eigentlich nur ein Trompeterchor waren (kleinere Instrumente scheint man gar nicht gebraucht und gekannt zu haben), den Erdengott mit Intraden zu begrüssen oder anzukündigen. Dem purpurgeborenen Herrscher genügte seine schwere goldstrahlende Pracht, gegen deren soliden Werth das luftige Spiel der Töne eitle Gaukelei schien. Was an Musik ertönte, wenn der Kaiser ausritt oder zur Kirche ging, verdiente kaum diesen Namen. Nach der Schilderung, die Codinus von der Einrichtung des byzantinischen Hofes giebt, wurde, wenn der Kaiser zum Ausreiten fertig zu Pferde sass, auf Trompeten, Hörnern und Pauken in ganz eigener Art gespielt: es klang, als flehe

Jemand um etwas oder als leide er irgend ein Übel, also kläglich und jammervoll. Das sollte eigentlich gar keine Musik sein, sondern ein Signal für Leute, die dem Kaiser mit Bitte oder Klage etwas vorzutragen gedachten. Ging der Kaiser am Weihnachtsfeste zur Kirche, so stimmten die Sänger einen Gesang an: „Gott lasse deine Herrschaft lange währen", wozu die Instrumente ihre lärmend pomphaften Töne hören liessen. Der Patriarch Theophylaktus von Konstantinopel brachte sogar weltliche Gesänge in die Kirche. Schon Justinian, der eifrige Gesetzgeber, warf sein Auge auch auf den in Verfall gekommenen Kirchengesang. „Alle Kleriker, welche bei den einzelnen Kirchen angestellt sind, verordnet der Kaiser, sollen ungeheissen die Nacht-, Morgen- und Abendgesänge absingen, damit man nicht aus ihrem blossen Zehren an den Kirchengütern merke, dass sie Klerikale sind, während sie ihre Pflicht beim Gottesdienste nicht erfüllen." Dass eine solche Verordnung nothwendig wurde, ist ein Beweis, wie nachlässig, ohne Lust und Liebe der Kirchengesang in Byzanz betrieben wurde. Die Spuren der Korruption alles byzantinischen Lebens zeigen sich auch hier in sehr charakteristischen Zügen."

„Theodor Balsamon tadelt es, dass man die Reihen der Sänger jetzt vollständig aus Eunuchen zusammensetze, was doch früher nicht geschehen sei. Wenn aber Joannes Kameniates erzählt, dass ein zahlreiches Sängerchor im festlichen Reigen die Augen der Schauenden ebensosehr durch seine prächtige Kleidung, als ihre Ohren durch Psalmengesang ergötzte und dann triumphirend fortfährt: „wo ist dagegen nun jener fabelhafte Orpheus, wo die Muse Homers, wo sind die Lockungen der Sirenen, jene Erfindungen der Lüge" u. s. w., so erkennen wir ein treues Bild des byzantinischen Lebens mit seinem die hohle Nichtigkeit gleissend überdeckenden Prunke. Einzelne byzantinische Kaiser wendeten allerdings der Musik eine Aufmerksamkeit zu, welche unter anderen Verhältnissen die Künste zu fördern geeignet gewesen wäre."

„Theophilus (829—842) soll nicht allein Hymnen gedichtet, sondern sich auch in den Kirchen am Spielen musikalischer Instrumente persönlich betheiligt und den Geistlichen 200 Pfund Silber angewiesen haben, damit sie sich in der Musik mit besserer Muse ausbilden könnten. Dem Michael Parapinacius (Ende des 11. Jahrh.) machte man sogar zum Vorwurf, dass er über den Musenkünsten die Regierungsgeschäfte vernachlässige. Um 1150 stand der Sänger und Kitharspieler Samotherus Logotheta um seiner Kunst willen bei dem Kaiser Manuel in ganz besonderen Gnaden." Auf diese sparsamen Mittheilungen beschränkt sich dasjenige, was über die byzantinische Musik zu sagen ist. Keine Urkunde, keine staatliche oder kirchliche Verordnung — und es sind deren aus jener Zeit viele auf uns gekommen — erwähnt auch nur entfernt der Tonkunst; kein Gemälde

zeigt irgend eine Darstellung musikalischer Instrumente, singender Engel oder dergl. Wenden wir uns also von diesem unfruchtbaren Boden, von diesem schon jetzt ein gespenstiges Schattenleben führenden Reiche ab und zu den, wenn auch noch nicht befriedigenden, doch jedenfalls hoffnungsreicheren musikalischen Zuständen des Abendlandes.[48])

Hier sind es besonders die Bemühungen der fränkischen Könige für die Einführung der römischen Liturgie, welche eine im Verhältniss rasche Förderung musikalischen Wissens und musikalischer Kunstfertigkeit zur Folge hatten. Der grossen Energie und den anhaltenden Bemühungen der Päpste kam die Mitwirkung der weltlichen Fürsten aller damaligen Kulturländer bereitwilligst entgegen. Dadurch erschien dem gregorianischen Gesange allenthalben der Boden bereitet, der Weg geebnet. In Frankreich, Deutschland und England konnte er sich wie in Italien gleichartig entwickeln; er wirkte bis in die Volksgesänge hinein und wusste eine fast unbeschränkte Herrschaft zu gewinnen. Der gleichartige kirchliche Ritus, wovon der Gesang einen wesentlichen Bestandtheil bildet, wurde ein gewaltiges, wenn nicht das wirksamste Band, das Sprache und Sitten der verschiedenen Völker einigte und zusammenschloss. Ein eigener Segen schien auf dem Gregorianischen Gesange zu ruhen, denn die Länder, die ihn ursprünglich in seiner Reinheit, wie er ihnen von Rom geboten wurde, annahmen, wurden fast alle Pflegestätten der Kunst, vermochten diese wetteifernd zur Vollendung anszubilden. Alle diejenigen Länder aber, die ihm entweder ganz fremd blieben oder ihn erst sehr spät einführten, (Griechenland, Russland, Spanien) haben bis zur Stunde Selbstständiges in der Musik fast nichts geschaffen und sind im besten Falle nur Nachahmer geblieben.

§. 15. Gesang und Musik im Abendlande.

Nachrichten über die Verbreitung der Tonkunst im 7. und 8. Jahrh. liegen nur wenige vor. Wahrheit und Sage fliessen fast unentwirrbar in einander. Was den Gregorianischen Gesang in seiner Originalgestalt anlangt, so konnte er trotz aller Anstrengungen doch nicht völlig durchgeführt werden. Einzelne Länder und Gemeinden, wenn sie ihn auch im Allgemeinen annahmen, wussten sich doch Reste alten Gesanges zu erhalten und in die neue Zeit herüber zu retten. In Rom selbst wurden noch Versuche mit Gesängen gemacht, die vom Kanon abwichen. So benannte man einen gewissen verzierten Choralgesang nach dem Papste **Vitalianus** (657—669) und noch im 10. Jahrh. gab es in der päpstlichen Kapelle Sänger, Vitalianer geheissen, die,

[48]) Der griechische Kirchengesang hat seit dem 13. Jahrh. mehrfach neuen Zuwachs erhalten, indem zahlreiche Weisen von **Manuel Chrysophos**, **Joannes Lamparius**, **Joasaph** und **Joannes Kukuzele** und Anderen zu den vorhandenen hinzugekommen sind. Dafür preist man diese Tonsetzer auch mit den ausnehmendsten Ehrentiteln und nennt sie honigfliessende Sirenen, neue Harfen u. s. f.

wenn ein Papst persönlich den Gottesdienst leitete, den von jenem erdachten und angeordneten reicheren und festlicheren Gesang ausführten. Dieser Gesang, wenn er auch vom Gregorianischen abwich, wird doch nur mehr äusserlich, als wesentlich von ihm verschieden gewesen sein. Es wirkten dabei z. B. die pueri symphoniaci (die mit einstimmenden Knaben) mit, die im sogenannten Parvisium verpflegt, im Gottesdienste als Kirchensänger gelegentlich verwendet wurden. Sonst waren Frauen und Knaben vom öffentlichen Kirchengesange ausgeschlossen. Doch wurden in Frauenklöstern die kanonischen Tageszeiten unter Leitung der Kantorissa gesungen und wo Chorherren waren, sang man auch Wechselgesänge. B. Adelmus von Salisbury schildert in der poetischen Beschreibung einer von der Tochter des angelsächsischen Königs Centuin, Bugge, gestifteten Basilika einen derart ausgeführten Gesang, der sich trotzdem streng an den Gregorianischen Kanon hielt und einige Jahrhunderte später (1260) wird uns erzählt, dass es zu Zürich am Frauenmünster Sitte war, dass am Feste der heiligen Fides die Stiftsdamen abwechselnd mit den Stiftsherren die Verse der Sequenz sangen. Ähnlich wurden in den Klosterschulen die Knabenstimmen zum Kirchengesange herbeigezogen; die tiefen Stimmen der Mönche und die höhern der Knaben erklangen theils im Wechselgesange, theils im Ensemble, wodurch allerdings grössere Mannigfaltigkeit und reichere Tonfülle erzeugt wurde.

Von Vitalianus weiss man, dass er (660) zwei römische Sänger, Johannes und Theodor[49]), durch Gallien nach England sandte, um den dortigen Geistlichen die für die ganze christliche Kirche angeordnete Gesangsweise neu zu lehren und ihren wohl hie und da schon ausgearteten Gesang auf die ächte Weise zurückzuführen. In England kannte man die Gregorianische Liturgie bekanntlich schon seit 604, wo sie der von Gregor als Missionar zu den Angelsachsen geschickte B. Augustin mitgebracht hatte. Namentlich fand dieselbe in Kent eine Pflegestätte. Um die Zeit, da die beiden vorgenannten römischen Sänger nach England kamen, berief der B. Wilfried von Northumberland, der seinen berühmten Sänger, den Diakon Jakobus verloren hatte, den Heddi Stefanus, einen Benediktiner aus Kent, der die Psalmodie lehrte, zu sich. Ja, der Bischof Akka von Kent ging selbst nach Rom, um dort den Gregorianischen Gesang an der Quelle zu lernen und war nach seiner Heimkehr eifrigst bemüht, indem er selbst den Vorsänger machte, denselben in seiner Kirche einzuführen.

Gregors Singschule blieb der reine Born, der in unzähligen Kanälen durch alle Länder hin geleitet wurde. Die mit so vieler Mühe heran-

[49]) Dieser, aus Tharsus in Cilicien gebürtig, wurde später (668—690) Erzbischof von Kanterbury und als solcher der bedeutsame Mann, der die griechische Sprache und Wissenschaft nach England verpflanzte. Einer seiner Schüler war Beda, der Ehrwürdige.

gebildeten Sänger zogen wie ihre Brüder, die Missionare, hinans, um die Völker zu ihrer Gesangsweise zu bekehren. Man kann heute nicht sehnlicher und ungeduldiger einen ansgezeichneten Künstler erwarten nnd herbeiwünschen, als man damals an den Höfen und in den Stiftern der Ankunft eines gesangeskundigen Mönchs entgegensah.

Pipin, der, wenn auch nicht mit gleichem Eifer wie Karl, doch immerhin angelegentlich die Einführung der römischen Liturgie unterstützte, soll schon 751 vom Papst Zacharias sich Sänger erheten haben. Als dessen Nachfolger Stephan II. 754 persönlich nach Frankreich kam, um bei dem Könige Hilfe gegen Aistulf zu suchen, benntzte dieser sogleich die günstige Gelegenheit, seinen Geistlichen Unterricht von den päpstlichen Sängern gehen zu lassen. Aber diese flüchtige Unterweisung konnte nicht genügen. Bald verwilderte der Gesang wieder und schon 758 wandte er sich mit dringender Bitte um einen geschickten Singmeister an Papst Paul I. Der von diesem geschickte Sekundicerius Simeon konnte aber seine Aufgabe nicht vollenden, da er bald wieder, nach dem Tode des Primicerius Georg, zur Leitung der Singschule nach Rom zurückberufen wurde. Nnn sandten Pipin und der Erzbischof Remigius von Rheims Mönche nach Rom, um sie dort den Gesang an Ort und Stelle lernen zu lassen. Papst Paul entschuldigte die Abberufung Simeons und versprach für gründliche Ausbildung der Ankömmlinge Sorge zu tragen.

In Deutschland stiftete Bonifazins in Fulda, Eichstädt und Würzburg Gesangschulen nach römischer Einrichtung.

Mehr als seine Vorgänger wirkte Kaiser Karl für den Gesang, den er selbst so sehr liebte. Er suchte die Reste des Volksgesanges vor gänzlichem Untergang zu retten und übte und pflegte den Kirchengesang mit entschiedenster Neigung. In der ganzen Welt sollte nach seinem Willen Gottes Lob in völlig gleichen Weisen ertönen. Daher sein Eifer, überall den Gregorianischen Gesang einzuführen, daher die scharfen Edikte, die er in dieser Hinsicht erliess (Konzile zu Aachen 803, zu Thionville 805), daher auch sein fast barbarisches Auftreten in Mailand gegen den Ambrosianischen Gesang. „An der Palatina lehrte der Lektor Sulpicius die Knaben nach sichern Accenten mit lieblicher Stimme singen, der Tonkunst Numerus, Rhythmus und Füsse. Karl selbst hielt an seinem Hofe fleissig Gesangübungen, die er nach dem Beispiele Gregors mit seinem Stabe persönlich leitete und damit demjenigen winkte, der sich vor den Andern hören lassen sollte. Und kam etwa ein fremder Geistlicher zu Hofe, der nicht singen konnte, so war für den Gast kein Ausweg, als dass er im Chore stehend, ohne einen Laut hören zu lassen, wenigstens die Grimassen eines Singenden nachahmte, bis der dadurch nicht wenig ergötzte Kaiser den armen Figuranten von seiner Angst erlöste.“ Karl hatte mit Missvergnügen den trotz aller früheren Bemühungen nicht zu beseitigenden Unterschied

zwischen dem gallicanischen und römischen Gesang erkannt. Schon 774 schickte er zwei Kleriker in die Singschule nach Rom. Die Sage meldet: „Karl habe, um den Abweichungen im Gesange ein Ende zu machen, von Stephan II. die Überlassung einiger Sänger erbeten und es habe der Papst nach der Zahl der 12 Apostel, 12 Sänger ins Frankenland geschickt. Wie nun aber Griechen und Römer auf den Glanz der Franken neidisch waren, hätten sie untereinander Rath gepflogen, wie sie es dahin bringen könnten, dass dort nimmer eine Einheit des Gesanges erzielt werde. Vom Kaiser ehrenvoll empfangen und an die vorzüglichsten Orte gesendet, habe nun jeder an seinem Orte so schlecht und so verdorben wie möglich gesungen und in solcher Weise auch den Gesang gelehrt. Als nun Karl das Weihnachtsfest zu Trier und Metz und im folgenden Jahre zu Paris und Tours feierte, habe er ganz verschiedene Gesänge zu hören bekommen und sich gegen Leo III. beklagt, der die Schuldigen zurückrief und theils mit Verbannung, theils mit ewigem Kerker bestrafte. Aus Besorgniss, dass andere abgesendete Sänger mit gleicher Unredlichkeit verfahren könnten, habe der Papst sich mit Karl dahin verständigt, dass nunmehr zwei fränkische Kleriker nach Rom kamen, wo sie unter des Papstes Aufsicht den wahren Gesang erlernen sollten.“ Eine ähnliche Geschichte, nicht minder sagenhaft und unwahrscheinlich, erzählt uns der Mönch von Angoulème: „Zur Zeit, da König Karl das Osterfest in Rom feierte (774) wollten die fränkischen Sänger mit den römischen einst ein Chor halten, et ecce orta est contentio, geriethen dabei aber untereinander in heftigen Streit. Die Franken rühmten sich besser und schöner singen zu können als die Römer, diese hielten dem entgegen, dass sie die Gesänge in rechter Weise vortrügen, wie sie Gregor gelehrt und nannten den Gesang der Gallier verdorben, da sie die gesunde Kantilene völlig zerrissen. Der Streit kam vor den König. Die Franken, weil sie sich auf ihn verlassen zu können glaubten, zogen nicht wenig über die Römer los. Diese, stolz auf ihre überlieferte Weise, nannten ihre Gegner Taugenichtse, unvernünftige Thiere und rohe Bauern, deren Tölpelei mit der Lehre Gregors gar nicht in Vergleich kommen könne. Und weil nun des Streites kein Ende war, frug der fromme König seine Sänger: „Saget selbst, welches Wasser ist reiner, eines, welches aus der lebendigen Quelle entspringt, oder welches bereits im Bächlein einen weiten Weg gemacht hat?“ Da riefen alle einstimmig, der Quell als Haupt und Ursprung des Ganzen sei reiner, das Bächlein aber werde um desto getrübter, je weiter es sich vom Born entferne. Nun sagte König Karl: „So kehrt zurück zur Quelle Gregors, da augenscheinlich ihr den Kirchengesang verdorben habt.“ Bald danach erbat er sich vom Papste Hadrian Sänger, welche den Gesang in Frankreich verbessern könnten. Dieser gab ihm zwei in der Schule Gregors sorgfältig unterrichtete: Theodor und Benedikt und eine genaue

Abschrift des römischen Antiphonars. Karl wies einen derselben nach Metz, den andern nach Soissons und ordnete an, dass alle Meister der fränkischen Singschulen ihre Antiphonare ihnen zur Verbesserung zuweisen und von ihnen singen lernen sollten. Jetzt wurden die Antiphonare, die jeder, wie er wollte, durch Zusätze oder Auslassungen entstellt hatte, verbessert und alle fränkischen Sänger lernten die römische Notation, welche jetzt französische (nota Francisca) heisst, ausser dass die Franken die Tremulas und Vinculas, die gebundenen und getrennten Noten im Gesange nicht recht herausbrachten und die halben Töne des b-moll bei der Härte ihrer sinnlichen Werkzeuge sozusagen nur herstammeln konnten. Die beste Meisterschaft des Gesanges verblieb bei Metz, und so hoch der Gesang zu Rom den Gesang von Metz übertraf, so weit ging dieser den übrigen fränkischen Singschulen vor." Bezüglich der obengenannten beiden Sänger mag der Berichterstatter wohl in einem Irrthum sein; denn die besser unterrichteten Mönche Ekkehard IV. und V. von St. Gallen, nennen die beiden mit einem Antiphonar an Karl geschickten Sänger Petrus und Romanus. Von ihnen gelangte wirklich der erstere nach einer langen gefahrvollen Reise nach Metz, wo ein natürlicher Sohn Karls, Drago, Bischof und Vorstand der Schule war. Da aber die beiden Mönche auf ihrer höchst beschwerlichen Fahrt über die Alpen von der Ungunst der Witterung sehr zu leiden hatten, erkrankte der andere, nach Soissons bestimmte, und vermochte sich nur mühsam bis zum Kloster St. Gallen hinzuschleppen. Unfähig, seine Reise von hier aus fortsetzen zu können, legte er an den Stufen des Altars das ihm anvertraute Antiphonar nieder. (Siehe pag. 175.)

Kaiser Karl, von dem wir also wissen, dass er, der gewaltigste Herrscher und Feldherr seiner Zeit, zugleich auch der leidenschaftlichste Musikfreund war, dass er mit der peinlichsten Strenge darauf hielt, dass alle Geistliche seines Reiches singen und zwar richtig singen lernten und konnten, der keinen Priester anstellen wollte, welcher der Gregorianischen Liturgie nicht mächtig war, der auf seinen vielen Reisen zuerst immer in die Kirchen ging, um sich zu überzeugen, ob denn auch überall der Gregorianische Gesang gekannt war und geübt wurde, der einen seiner Vettern, der ein geschickter Sänger und in seiner Kapelle angestellt war, mit Gunstbezeugungen überhäufte und es nie versäumte, dem Gottesdienste beizuwohnen, wenn jener das Alleluja sang, der oftmals selbst im Presbyterium (einem abgeschlossenen, vergitterten Raume) die Psalmen und Hymnen mit den Klerikern übte, der auf seinen Heerzügen sogar von einem Theil seiner Kapellsänger begleitet wurde, blieb fortwährend Gegenstand mönchischer, fabelhafter Erzählungen. So soll er einst, da die vom Kaiser Nikephorus an ihn geschickte griechische Gesandtschaft ihre Matutin im aachener Dome sang, heimlich sich eingeschlichen haben, um die Fremden zu behorchen. Ihr Gesang, sagt

man, habe ihn nun so sehr entzückt und hingerissen, wie nie ein anderer, so dass er seinen Geistlichen verbot, eher etwas zu geniessen, ehe sie ihm nicht die griechischen Gesänge ins Lateinische übersetzt vorgelegt hätten. Weiter lässt ihn Aurelius Reomensis für jene Antiphonen, die sich in keinen der Kirchentöne einreihen liessen, vier neue Tonleitern erfinden und weil die Griechen es auf acht Tonleitern gebracht hatten, wollte Karl deren zwölf erreichen. [50])

---

[50]) Wir fügen, um das Bild Karls, des Musikfreundes und Musikförderers zu vervollständigen, hier noch eine, wenn auch modern aufgeputzte Schilderung seines Besuches in Amiens bei. „Es war im J. 810, als die ganze Stadt Amiens sich in grosser Aufregung befand; alle Strassen waren voll Geräusch und Bewegung. Kaiser Karl war dort eingezogen und begab sich, die Banner voraus, in die Kathedrale. Die Kapelle derselben befand sich nicht im besten Zustande, der Choral wurde verworren und unordentlich gesungen. An diesem Tage aber hatten die gewöhnlichen Choristen in Anbetracht der hohen Festlichkeit eine Art von Probe abgehalten und der Organist — denn die Basilika besass eine Orgel (?), ein damals seltenes Instrument — hatte sich geübt, sie würdig unterstützen zu können. Diese Orgel, in welcher die Luft mit Hilfe eherner Behälter und aus Stierhäuten zusammengesetzter Blasbälge, wie durch Zauber in die klangvollen Pfeifen getrieben wurde, vermochte ebenso durch ihr Dröhnen das Rollen des Donners, wie durch ihre Zartheit die leichten Töne der Lyra und das Beben des Cymbals nachzuahmen (?). Die Kathedrale war mit Menschen überfüllt. Karl, sitzend unter einem Thronhimmel von kostbaren Stoffen, hatte mit seinem Gefolge im Chor Platz genommen. Der Bischof, dessen Landgeistlichkeit dem Kaiser eine sehr geringe Meinung von dem Glanz ihres Kultus und der Kunst ihres Gesanges beigebracht hatte, schien sich vorgenommen zu haben, seine Treue und seinen Eifer ins beste Licht zu setzen. Wie immer, so begleiteten auch nach Amiens den Kaiser die Sänger seiner Kapelle; sie hatten auch heute die Gesänge auszuführen und wirklich sangen sie die Hymnen mit seltener Vollkommenheit. Da plötzlich vereinigte ein fremder ungeschickter Kleriker, einer von denen, die von Ort zu Ort zogen, seine Stimme mit denen der Choristen. Der arme Mann war ganz unbekannt mit den von Karl für den Vortrag des Chorals eingeführten Regeln und als er endlich merkte, dass er von dem, was die Andern sangen, Nichts verstand, blieb er plötzlich stumm und verblüfft mit aufgesperrtem Munde stehen. Der Chormeister gewahrte sein Schweigen; sein Blick haftete strenge auf dem unglücklichen Sänger und bald hob er zornig den Taktstab und drohte ihn auf dessen Kopf fallen zu lassen, wenn er nicht sogleich sänge. Der arme Chorist gerieth in die grösste Verlegenheit und half sich mit einem Mittel, das auch von vielen seiner Nachfolger in ähnlichen Fällen schon mit Vortheil, obwohl nicht mit gleichem Erfolge, angewendet wurde; er bewegte den Kopf hin und her, sperrte den Mund so weit als möglich auf und ahmte die Weise der übrigen Sänger nach, ohne jedoch einen Ton von sich zu geben. Seine Kollegen merkten die Verstellung wohl und konnten nur mit Anstrengung ihren Ernst behaupten. Karl bemerkte das Alles von seinem Sitze aus, doch blieb er ruhig und liess die Messe vorübergehen, ohne einzuschreiten. Als aber die Ceremonie beendigt war, rief er den fremden Sänger herbei. Alle Choristen, die seine Strenge kannten, zitterten für ihn, aber heute hatte der grosse Kaiser seinen guten Tag. Mitleidig und gütig sagte er zu dem Erschrockenen: „Wackerer Sänger, ich danke dir für deinen Gesang und deine Mühe“ und liess ihm 10 Pfund Silber ausbezahlen, um seine Noth zu lindern, hütete sich aber, ihn in seine Kapelle aufzunehmen.“

Die bedeutendste Singschule Austrasiens war, wie wir bereits gehört haben, die in Metz. Die „cantus Mettenses" galten für die trefflichsten, wie denn die deutschen Worte Mettengesang und Mette es beweisen, wie weit ihr Einfluss reichte. Neben Metz galt Soissons als eine Pflanzstätte guten Gesanges. Aber auch in Orleans, Sens, Toul, Dijon, Cambrai, Paris und Lyon bestanden Gesangsschulen. B. Laidrad von Lyon konnte sich gegen Karl rühmen, dass aus seiner Schule Sänger hervorgingen, die wieder andere zu unterrichten im Stande waren.

IX. Der Kirchengesang im neunten Jahrhundert.

Zeit der Karolinger.

Kaiser Karls Riesenkraft hatte ein ungeheures, gewaltiges Reich zu gründen und mühsam zusammenzuhalten vermocht. Unter seiner starken, eisenbewehrten Faust beugten sich, wenn auch widerstrebend, Völker verschiedenster Abstammung. Doch auch ihm gelang es nur mit der grössten Anstrengung, das allmälig Erworbene zu bewahren, seiner, vor keinem Mittel zurückschreckenden Energie allein war es möglich, gefährliche Empörungen in Strömen von Blut zu ersticken, seinem Muthe, seinem Scharfblick, seiner Kriegskunst, des Reiches Grenzen zu schützen. Es mag für den alternden Monarchen oft ein Gedanke drückendster Sorge gewesen sein — und gewiss drängte er sich ihm gegen das Ende seines Lebens immer häufiger auf — ob denn auch wohl der Erbe seiner Macht stark und kräftig genug geartet sei, das mit so furchtbaren Opfern und schweren Mühen Errungene festzuhalten und zu schirmen. Erzählt man doch, dass der greise Held einst, eine Rundreise durch Gallien machend, in einer Seestadt bei festlichem Mahle gesessen habe, als normännische Freibeuter unversehens im Hafen einliefen. Karls scharfer Blick erkannte, als er vom Söller des hochgelegenen Schlosses die nahenden Schiffe musterte, sofort, dass sie die gefährlichsten Feinde seines Reiches in ihren hölzernen Mauern bargen. Als die Räuber von der Anwesenheit des Kaisers hörten, unterliessen sie jeden Angriff und segelten mit möglichster Eile wieder davon. Karl sah ihnen mit trüben Blicken nach uud Thränen traten in seine Augen. Die Ahnung zukünftiger Ereignisse überkam ihn. „Wisset Ihr, sagte er ernst zu seinen Begleitern, worüber ich weine? Nicht fürchte ich, dass diese Räuber mir schaden könnten, wohl aber betrübt es mich, dass sie gewagt haben, bei meinen Lebzeiten dieses Ufer zu

§. 1. Politischer Überblick.

herühren und heftiger Schmerz ergreift mich, wenn ich an die Zukunft denke, weil ich voraus sehe, welchen Schaden sie einst den Meinigen zufügen werden.“ Des alten Mannes Schmerz, seine prophetischen Worte erscheinen durch die kommenden Ereignisse nur allzugerechtfertigt. Der Tod seiner beiden älteren Söhne, Karl und Pipin, half ihm über die Sorge hinweg, die von ihm durch eine Akte vom 6. Febr. 806 bereits festgesetzte Theilung des Reiches, welche er — dem fränkischen Rechtsgrundsatz genügend, vermöge dessen nach des Königs Tode das Erhe unter sämmtliche Söhne gleichmässig zu theilen war — nicht umgehen konnte, ausgeführt zu sehen, aber er wäre der scharfsichtige Menschenkenner, der er war, nicht gewesen, wenn er nicht erkannt hätte, dass sein einziger ihn überlebender Sohn gerade der am wenigsten geeignete war, das von ihm begonnene Werk weiterzuführen. Mit Karls Hingang schwand Ruhm, Ehre und Glück von seinem Hause.

Ludwig, den die Geschichte den Frommen nennt (für einen König immer ein Ehrentitel der schlimmsten Art, denn er ist meist gleichbedeutend mit Schwäche), war ein Sohn jener von Karl so sehr geliebten schwäbischen Herzogstochter Hildegarde und 778, während der Vater gegen die Vaskonen und Saracenen im Felde lag, in dem königlichen Dorfe Cassinogilus geboren. Der Knabe lag sozusagen noch in der Wiege, als er 781 in Rom von P. Hadrian mit dem königlichen Diadem geschmückt und bald darauf vom Kaiser mit der Herrschaft über Aquitanien begabt ward. Der kleine König, durch vortreffliche Lehrer gebildet und von tüchtigen Berathern geleitet, machte in den Wissenschaften erfreuliche Fortschritte und wurde der unterrichtetste unter den Söhnen Karls, so dass ihn Alkuin seinen Brüdern oft zum Muster aufzustellen pflegte. In der Jugend ausschweifend, wesshalb ihm sein Vater schon im zwanzigsten Jahre eine Frau geben musste, um gegen die Schaaren von Buhlerinnen, die sich an seinem Hofe herumtrieben, ein Gegengewicht zu gewinnen, wurde er, sobald ihm die schöne Irmingard angetraut war, fortan ein fast willenloses Werkzeug in den Händen seines Weibes, seiner Günstlinge und der ihn noch weit nachtheiliger beeinflussenden Geistlichkeit. Ludwig war tapfer, von schöner, würdiger Gestalt, besass eine edle Haltung und einen ächt kaiserlichen Anstand. Der Jagd leidenschaftlich ergeben, mit den Kenntnissen seiner Zeit vertraut, grosssinnig[1]), aber

[1]) Ein gleichzeitiger Geschichtsschreiber schildert den Kaiser also: „Er hatte eine mässig hohe Gestalt, grosse, helle Augen, ein offenes Gesicht, eine lange, gerade Nase, Lippen, die weder zu dick noch zu dünn waren, eine starke Brust, breite Schultern, sehr starke Arme, so dass ihm Niemand im Bogenschiessen oder Lanzenwerfen gleichkam; er war gelenkig und thätig; seine Hände waren lang, seine Finger gerade, seine Beine lang und nach Verhältniss dünn, seine Füsse lang, seine Stimme männlich. In der lateinischen und griechischen Sprache war er wohl unterrichtet; in allen Schriften kannte er den geistigen und sittlichen Sinn, sowie die höchste (mystische) Bedeutung aufs Beste. Schwer war er zum Zorn, leicht zum Mitleid zu bewegen.“

unheilvollen Einwirkungen allzusehr zugänglich, erwies sich seine Regierung, wie sein Charakter schwach, schwankend, untüchtig, trügerisch, scheinheilig, hinterlistig. Der Mann, den das Glück auf den grössten Thron des Abendlandes erhoben, dem es ein weites Reich zur Herrschaft übergeben hatte, der einen hochgeachteten, gefürchteten Namen ererbte, starb nach einem Leben voll der härtesten, schmählichsten, selbstverschuldeten Demüthigungen, frühgealtert, arm, verlassen, auf einer Insel des Rheins. Keiner seiner Söhne war bei ihm, als er endete, um ihm die Augen zuzudrücken, ja was noch schrecklicher, alle standen in Waffen gegen ihn.

Unter dem oft ungerechten, despotischen, grausamen Karl hatte sich das weite von ihm unterworfene Gebiet im Innern endlich beruhigt, gedieh es kräftig nach Aussen. Unter seinem frommen, schwachen, unklugen Sohne brachen alle Schrecken der Bürgerkriege, Noth, Elend und Auflösung unaufhaltsam über dasselbe herein. Nicht ein kindlicher, demüthiger Sinn, sondern ein starker Geist befähigen zum Herrschen und die Völker gehorchen nur dann, wenn sie fürchten. Ludwig beging sogleich beim Antritt seiner Regierung, obwohl dabei von den besten Absichten erfüllt, Fehler auf Fehler. Sofort musste man erkennen, dass er mehr Gutmüthigkeit und Gerechtigkeitssinn, als Einsicht und Erfahrung besass. Er verschwendete in der unverantwortlichsten Weise den Staatsschatz, die hinterlassenen Kostbarkeiten Karls, sein eigenes Vermögen, die Krongüter, indem er den Papst, die Kirchen und Klöster, Arme, Wittwen und Waisen begabte, bis er zuletzt selbst nichts mehr besass. Aber trotzdem er eifrigst darnach trachtete, alles Unrecht, das unter der Regierung seines Vaters und durch dieselbe dem Volke geschehen war, zu sühnen und ungeachtet seiner in dieser Beziehung dem sterbenden Kaiser geleisteten Zusagen, war er hart und grausam gegen seine Schwestern und ihre Liebhaber -- erstere steckte er ins Kloster, letztere liess er tödten —, gegen seine Stiefbrüder und gegen die alten treuen Diener Karls, denen er entweder ihr Eigenthum entzog, oder die er durch kränkende Verbannung sich entfremdete. Den Sohn und Erben seines Bruders Pipin, Bernhard, König von Italien, der sich in wohlbegründeter Vertheidigung seiner Rechte gegen ihn aufzulehnen wagte, liess er, nachdem jener trügerischen Vorspiegelungen geglaubt und zu seinem Oheim gekommen war, entgegen feierlicher Zusagen, erst gefangen halten, dann blenden, was den schnellen Tod des jungen Mannes nach sich zog (818).

Es ist begreiflich, dass sich mit dem Regierungsantritte Ludwigs die Physiognomie des kaiserlichen Hofes sofort änderte. Er war zwar wie sein Vater einfach im Anzuge, mässig in Speise und Trank, aber sonst mit Ausnahme der Jagd allen Freuden abhold. Die Volksgesänge, die jener so sehr geliebt und die er seine Söhne in der Jugend hatte auswendig lernen lassen, verachtete er; er wollte sie weder lesen noch

hören. Nie erhob er seine Stimme zum Gelächter und selbst dann nicht, wenn bei grossen Festen zum Vergnügen des Volkes Schauspieler und Possenreisser ihre Künste producirten, wenn Musiker und Tänzer mit Gesang und Citherspiel vor ihm erschienen und das Volk laut seine Lust zu erkennen gab, verzog er die Lippen zum Lächeln. Dagegen gab er sich mit der grössten Ängstlichkeit und Gewissenhaftigkeit seinen Andachtsübungen hin. So oft er täglich in die Kirche trat, beugte er immer die Kniee und berührte mit der Stirne den Fussboden, lange demüthig betend, manchmal unter Thränen. Die Sorge für die Geistlichkeit und Klöster stand ihm über der für des Reiches Wohlfahrt; er konnte Monate lang über der Untersuchung theologischer Fragen grübeln, während seine Günstlinge, der Kanzler Fredegis und der Abt Benedikt von Aniane (der Reformator der Regel Benedikts von Nursia), nach Willkühr im Lande schalteten.

Zu den schlimmsten Fehlgriffen Ludwigs zählen seine frühzeitige Reichstheilung (817) und seine bald nach Irmengards Tode (818) erfolgte Wiedervermählung mit der schönen, lebenslustigen, aber auch ränkesüchtigen Judith, einer Tochter des alemannischen Grafen Welf. In beiden Handlungen ist die Hauptursache zahlloser Missgeschicke und aller Wunden, die seinem eigenen Leben, seinem Hause, seinem Lande geschlagen wurden, zu suchen. In zweiter Linie sind hicher zu rechnen, die allzu auffällige Begünstigung der Geistlichkeit und in Folge dessen die Zurücksetzung des kriegslustigen Adels und die tadelnswürdige Demuth, die Ludwig den Päpsten gegenüber bewies, besonders dem ihn besuchenden Stephan IV., der es listig auch dahin zu bringen wusste, dass er und die Kaiserin zu Rheims sich nochmals von ihm krönen liessen, eine für alle seine Nachfolger verhängnissvolle Thatsache. Als Kaiser Karl seinem Sohne zu Aachen befahl, sich die Krone selbst aufs Haupt zu setzen, machte er ihn unabhängig vom römischen Bischofe. Jetzt trat der Kaiser in das alte unselige Abhängigkeitsverhältniss zurück. Von ausserordentlichem Nachtheile für das kaiserliche Ansehen waren ferner die öffentlichen Kirchenbussen, zu denen er sich so leicht verstand und die häufigen Bekenntnisse seiner Schwächen und Fehler vor den allgemeinen Reichsversammlungen, mehr aber noch die unwürdige Behandlung, die ihm seine Söhne, besonders Lothar, der ihn gefangen mit sich im Reiche herumschleppte, zu Theil werden liessen und die Missachtung, mit der man die allerdings zweifelhafte Tugend seiner zweiten Gemahlin, die wiederholter Gefangenschaft ebenfalls preisgegeben war, blossstellte. Die Macht des Reiches wurde vom Kaiser selbst untergraben durch die unkluge Aufhebung der für das Volk allerdings unendlich drückenden Heerfolgegesetze. [2]) Jetzt war es den

[2]) Karl d. Gr. hatte unaufhörliche Kriege zu führen, die eine ungeheure Masse von Streitern verschlangen. Es ist gar nicht zu sagen, welchen Druck diese fort-

Klöstern und Adeligen möglich gemacht, die freien Leute an sich und dadurch vom öffentlichen Interesse völlig abzuziehen. Der Gang der Regierungsmaschine wurde zerstört in Folge der Beschickung des Reiches durch Sendboten, die den Befehl hatten, alle Ungerechtigkeiten, alle Härten, alle Willkühr, die in der Verwaltung eingerissen waren,

währenden Heerzüge auf das Volk ausübten. Die nöthige Mannschaft wurde durch den Heerbann oder die jährliche Aushebung zusammengebracht; jeder Pflichtige musste 3 Monate auf seine Kosten vor dem Feinde dienen. Häufig geschah es, dass der Baier, der Alemanne nach Spanien, der Sachse nach Rom, der Gothe aus Aquitanien an die Eider geführt wurde. Das Gesetz schrieb den Soldaten vor, im fremden Lande von der Nahrung zu lehen, die sie aus der Heimath mit sich hergeschleppt hatten. Sold erhielt keiner. Diese Einrichtung musste zum Fluche und Verderben des Volkes ausschlagen. Verschiedene Schleichwege wurden daher versucht, dem unerträglichen Joche des Heerbannes zu entgehen. Der gewöhnlichste war, dass gemeine Freie ihre Güter vermittelst sogenannter Lehnverträge in den Schutz der Grafen und Kirchenvögte gaben, welche den Heerbann aufzurufen hatten. Wer sich hiezu verstand, durfte auf Schonung rechnen, Ungefügige wurden so lange durch fortgesetzte Aushebungen gepeinigt, bis sie auf die Freiheit ihrer Güter verzichteten. Zufolge dieser unerträglichen Zustände schmolz der freie Bauernstand zusammen, verarmte das Volk zu einem Haufen mit Frohnden und Gülten überbürdeter Halbfreier oder gar Leibeigener. Um die Mitte des 9. Jahrh. war das Andenken an eine bessere Vergangenheit noch nicht erloschen. Lothar konnte diese Erinnerungen zu seinem Vortheile ausbeutend, neue Anhänger dadurch gewinnen, dass er Adeligen Kammergüter, Unfreien die Freiheit, andern die Lösung von Frohnden und Lasten versprach. Besonders vermochte er die Sachsen zu reizen, indem er ihnen die Wiederherstellung der Verhältnisse, wie sie vor der Unterwerfung unter fränkische Herrschaft bestanden, in Aussicht stellte. So von Lothar ermuthigt, schlossen letztere einen Bund: Stellinga genannt, fielen über ihre Vögte her, verjagten sie und lebten nun, wie es ihnen beliebte, nach alter heidnischer Sitte. „Stets zum Bösen geneigt, entschieden sie sich für das Heidenthum, verschmähten sie die Sakramente des christlichen Glaubens.“ Mit dem Adel floh der Klerus, der nicht minder als jener verhasst war, aus dem Lande. Erst Ende 842 gelang es dem Könige Ludwig, und zwar nur mit Hilfe der Volksbedränger (des Adels) selbst, diesen Aufruhr niederzuwerfen. Der Geschichtschreiber Nithard*) (ein Sohn der Kaisertochter Bertha und des Kapellans Karls d. Gr. Angilbert) sagt, dass fürchterliche Strafgerichte über das arme Volk verhängt wurden. Ludwig liess 14 der Häupter des Aufstandes aufhenken, 140 enthaupten, und unzählig war die Menge der gemeinen Verbrecher, die mit Verstümmelung ihrer Glieder büssen mussten. Kein Widerspenstiger war mehr vorhanden, als der König das Land verliess. Doppelt hart lastete von jetzt an das Joch der Vögte, das erst 852 Ludwig etwas erleichterte, auf dem armen Lande, aber noch von den Kaisern Heinrich II. und Konrad II. durfte der sächsische Adel die Bestätigung des unmenschlich grausamen Gesetzes der Sachsen fordern.

*) Nithards in Memoirenform geschriebene Chronik unterscheidet sich vortheilhaft von den übrigen Chroniken der Karolingischen Zeit, die sämmtlich Kleriker zu Verfassern haben. Nithard war zum Kriegsdienste und für Staatsgeschäfte erzogen und schrieb sein Buch auf Karls d. K. Befehl im Feldlager mitten unter Waffengetümmel. Er beschreibt nur, was er selbst gesehen hat. Obwohl er nicht die volle Wahrheit sagen durfte, manches, was uns zu erfahren von grösster Wichtigkeit wäre, verschweigen muss, so erscheint er doch durchweg zuverlässig und ehrlich in seinen Mittheilungen. Leider hat man in seinem nur in einem einzigen Exemplare vorhandenen Werke vieles unleserlich gemacht und den Schluss desselben vernichtet.

zu untersuchen, auszugleichen, zu bestrafen. Dadurch legte Ludwig in die Gemüther des jetzt schwer gedemüthigten Adels den Keim späteren Treuebruchs. Die Absicht des Kaisers war dabei wohl edel und gut. Er wollte Gerechtigkeit, Friede und Freiheit seinem Volke zurückgeben und erkennend, wie Karl an vielen seiner Unterthanen, besonders aber an den Sachsen sich schwer versündigt hatte, altes Unrecht sühnen; aber so gut er es meinte, so schlimm erwiesen sich die Ergebnisse seiner Bestrebungen, abgesehen davon, dass diese Sendboten im Bunde mit denen, die sie überwachen und bestrafen sollten, zuletzt selbst die härtesten Bedränger des Volkes wurden.

Ludwig hatte mit Irmengard drei Söhne gezeugt: Lothar, Pipin und Ludwig, unter die er, der noch kräftige Mann, 817 sein Reich vorschnell theilte. Lothar erhielt die Kaiserwürde, Pipin Aquitanien, Ludwig Baiern und die Herrschaft über die avarischen und slavischen Stämme. Diese drei Männer, denen die Geschicke von Karls des Grossen Reich fortan anvertraut waren, wetteiferten untereinander in empörender Zügellosigkeit gegen Recht, Herkommen und menschliches Fühlen und Empfinden, in wilder Selbstsucht, in unglaublicher Treulosigkeit. Lothar war dazu noch feig und grausam [3]), Pipin liederlich und ausschweifend, Ludwig falsch, hart, sein ganzes Leben ein Gewebe von Verrath. Als dem Kaiser Ludwig in zweiter Ehe (13. Juni 823, zu Frankfurt a. M.) noch ein Sohn, der nachmalige Karl der Kahle, geboren wurde — der übrigens zu einem würdigen Seitenstücke seiner Brüder, zu einem Genossen aller ihrer Fehler heranwuchs und nur noch untauglicher als sie zur Regierung sich erwies, — unternahm er, dem unablässigen Drängen Judiths, die ihrem Sohne auch ein Königreich zugewendet wissen wollte, nachgebend (839 zu Worms), eine neue Reichstheilung. Dies gab das Signal zu den verabscheuungswürdigsten Kriegen der Söhne gegen den Vater und unter sich. Keiner der älteren ländergierigen und herrschsüchtigen Brüder wollte ein Stück des ihm früher zugesicherten Antheils wieder herausgeben. Heute miteinander gegen einen alleinstehenden Bruder verbunden, zerfielen sie schon morgen wieder, als es sich darum handelte, die gewonnene Beute zu theilen. Ein Umstand trug noch wesentlich dazu bei, diesen ärgerlichen Familienzwist für das Reich folgenschwer und verderblich zu machen. Durch Karls Energie waren zwei grosse an Charakter und Blut völlig verschiedene Völker, Deutsche und Romanen, zu einer politischen, aber unnatürlichen Einheit verbunden worden. Längst stiessen dieselben in unversöhnlichem Hasse sich ab, wünschten die verschiedenen Nationalitäten aufrichtig die

[3]) „Lothars politisches Benehmen — sein militärisches war erbärmlich — verräth keinen geringen Grad von Erfahrung in den Künsten staatsmännischer Arglist, die in Karls d. Gr. Schule bedeutend ausgebildet worden waren. Bei aller Verschlagenheit aber war er ein weichlicher, lüsterner Mensch, der über dem Vergnügen stets die wichtigsten Geschäfte versäumte."

Trennung aus dem bisherigen Reichsverbande. Jetzt, gegenüber der Schwäche des Vaters, der Zwietracht der Brüder, schien der günstige Moment gekommen, eine Thatsache zu vollenden, wozu die Kraft des Blutes, der gesunde Menschenverstand, die Erwägung eigenen Vortheils drängte. Obwohl das religiöse Gefühl sich für die fernere Einheit noch aussprach, Gewissen und Phantasie von dem untrennbaren kirchlichen Zauber, der die Kaiserkrone umstrahlte, noch befangen waren, forderte doch endlich selbst das Interesse des päpstlichen Stuhles gebieterisch die Auflösung des Weltreiches und dessen Theilung in mehrere unabhängige Staaten, durch die ein gewisses politisches Gleichgewicht hergestellt werden konnte. Am Ende der Regierungszeit Ludwigs d. Fr. war die gegenseitige Abneigung zwischen den Völkern germanischen und römischen Blutes zu einer wilden Glut, ihr Streben nach Selbstständigkeit zu einem unbezähmbaren Verlangen geworden, wodurch zuletzt die Bande der Reichseinheit für immer gesprengt werden mussten.

Aber darin bestand nicht die einzige Noth, die dem Reiche drohte. Die wilden Grenznachbarn hatten gar bald gemerkt, dass der gewaltige Karl nicht mehr mit eiserner, siegreicher Faust die Geschicke seiner weiten Länder lenkte. Die Bretonen befanden sich in stetem Aufstande, die slavischen Völkerschaften in bedenklicher Gährung, selbst die Obotriten, des alten Kaisers treueste Freunde, machten Miene, sich mit den stets feindselig gesinnten Dänen zu verbinden, die Bulgaren rüsteten alljährlich neue Raubzüge aus, die Araber verheerten die spanische Mark, die Saracenen Italien, die Normannen die unbeschirmten Küsten Frankreichs. Ludwig, von unzufriedenen, treulosen Männern umgeben, war nicht glücklich in der Wahl seiner Feldherren; ihm selbst mangelte die Gabe raschen Handelns und entscheidender Benutzung günstiger Umstände, der scharfe Blick des Heerführers, wie des Herrschers. Über dem ganzen Reiche lagerte eine unbehagliche, trübe Stimmung, die noch vermehrt wurde durch seltsame, beängstigende, weil der damaligen Zeit unerklärliche Naturereignisse, durch Missernten, verheerende Epidemien u. s. w.

Die Verschwörung der Söhne gegen den Vater kam im Frühjahr 830 zum Ausbruche. Ludwig d. Fr., von seinem Heere schmählich verlassen, ward in Compiegne zum Gefangenen gemacht, Judith von ihm getrennt und in ein Kloster gesteckt, ihr Liebhaber, der am Hofe so einflussreiche Herzog Bernhard von Septimanien, zur Flucht genöthigt, dessen Bruder, der den Siegern in die Hände fiel, wie später seine Schwester, die Nonne Gerberge, unter empörenden Martern getödtet. Der alte Kaiser, der früher, nach dem Tode seiner ersten Frau und dem Verrath an seinem Neffen, so viele Lust bekundet hatte, Mönch zu werden, die Sorgen der Herrschaft von sich abzuschütteln, wusste jetzt mit meisterhafter Schlauheit den Wünschen seiner Söhne, die ihn zur Abdankung zu

bewegen suchten, zu begegnen. Vornehmlich mit Hilfe der ihm zu Danke verpflichteten Sachsen ward er endlich auf dem Reichstage zu Nymwegen befreit und in alle seine kaiserlichen Rechte wieder eingesetzt.[4]) Doch dauerte der Friede nicht lange. Aufs Neue verbanden sich die Söhne gegen den Vater, mit denen es diesmal der Papst hielt, der als Vermittler aus Rom gekommen, im Trüben zu fischen hoffte, und andere mächtige Kirchenfürsten. Im Elsass, bei Kolmar, auf dem rothen Felde, am Fusse des Siegwaldberges, standen sich in den letzten Tagen des Juni 833 die Heere des Kaisers und seiner Söhne kampfgerüstet entgegen. Gregor IV., im eigenen und im Interesse Lothars, wusste den Beginn des Kampfes hinzuhalten und den alten Vater in trügerische Unterhandlungen zu verstricken, während deren die verruchten Söhne sein Heer verführten. Als es endlich zum Schlagen kommen sollte, traten des Kaisers bestochene Mannen zum Feinde über. Wehrlos, besiegt durch Lüge und Verrath, sah sich Ludwig zum andern Male genöthigt, sich selbst der Gewalt seiner Verfolger zu überliefern, die ihn nun im Medardus-Kloster zu Soissons hart einkerkerten, seine Frau nach Italien ins Kloster zu Tortona, den jungen Karl zu den Mönchen nach Prüm schickten. Der Schauplatz dieses schmachvollen Verrathes heisst bis heute das Lügenfeld.

Der Zwist der unnatürlichen Brüder, die sich gegenseitig keinen Vortheil gönnten, verhalf dem alten Kaiser, nachdem er vorher noch (13. Nov. 833) durch Lothar und seinen früheren Freund und Jugendgenossen, den Erzb. Ebbo von Rheims, in der Kirche zu Soissons zu entehrender Kirchenbusse gezwungen worden war, wieder zur Freiheit und zum Throne. Dieselben Priester, die kurz vorher die Hände geboten hatten, ihn zu beugen und zu erniedrigen, bekleideten ihn (1. Mai 834) zu St. Denys aufs Neue mit dem kaiserlichem Gewande, umgürteten ihn wiederum mit dem Schwerte des Reiches, setzten ihm (835) zu Metz nochmals die Krone auf das Haupt. Bald entbrannten aber auch die alten Erbstreitigkeiten wieder. Lothar, der herzloseste unter

---

[4]) Die alten deutschen Völkerschaften lebten nicht in einem Zustande behaglicher und würdiger Freiheit. Die Adeligen drückten schwer auf die freien, diese noch mehr auf die unfreien Leute. Dieses Verhältniss war besonders bei den Sachsen ein wahrhaft unerträgliches. Karl würde trotz seiner Macht das tapfere Sachsenvolk nicht unterjocht haben, wäre es ihm nicht gelungen, den Adel von den Gemeinen loszutrennen, ihn dadurch, dass er ihm Reichthümer, Lehen und die Zwingherrschaft über die ewiger Sclaverei preisgegebenen Frilinge und Lazzen verlieh, zu ködern. Das von seinen bisherigen Führern schmählich verrathene Volk ward nun in den Staub getreten. Ja, Karl ging soweit, den Unterdrückten selbst das Erbrecht zu entziehen, so dass nun nach jedem Todesfalle eines Hofbauern die Hinterbliebenen um Einsetzung in das Erbe des Vaters bei den kaiserlichen Amtleuten, d. h. den Adeligen, erst betteln mussten. Ludwig d. Fr. hob sofort nach seinem Regierungsantritte diese unmenschliche Verordnung wieder auf, aber im Volke blieb ein unvertilgbarer Groll gegen die Werkzeuge fränkischer Tyrannei zurück.

Ludwigs Söhnen, kam aus Italien herbei, verheerte alles Land, das er mit seinen ungezügelten Horden durchzog, plünderte und brannte Chalons sur Marne nieder und wüthete aufs Grausamste gegen alle Anhänger des Vaters. Dennoch verband sich Judith mit ihm, suchte sie ihn für ihre Theilungspläne zu gewinnen. Der Tod Pipins (13. Dec. 838) veränderte die Lage der Dinge. Seine beiden minderjährigen Söhne sollten verstossen, Karl in ihr Erbe eingesetzt werden. [5]) Ludwig, im Begriffe, den ob solcher Willkühr in Aquitanien ausgebrochenen Aufstand niederzuwerfen (839), ward, bereits unter Wegs dahin, genöthigt umzukehren, um seinen in der Vertheidigung seines Erbes in Waffen gegen ihn stehenden Sohn Ludwig zu bekriegen. Ludwig hatte sich bisher als der beste unter den schlimmen Söhnen des alten Kaisers gezeigt. Der Schmerz über seine Empörung schnitt diesem daher tief

[5]) Pipins Stamm endete jammervoll. Seine beiden Söhne **Pipin** und **Karl** suchte schon der Grossvater im Interesse seines jüngsten Sohnes um ihr Erbe zu betrügen, noch schändlicher handelten die Oheime an ihnen. Genöthigt, ihre Rechte mit dem Schwerte zu vertheidigen, wurden sie verrathen und besiegt. Dem Jüngern gelang es, zu Kaiser Lothar zu entfliehen (848). Doch die Sorge um seinen in den Gebirgen Aquitaniens umherirrenden Bruder veranlasste ihn, heimliche Rückkehr zu versuchen. Leider fiel er dabei seinem grimmigsten Verfolger Karl d. K. in die Hände, der ihm nur noch die Wahl liess, den Kopf durchs Schwert zu verlieren oder die Kutte zu nehmen. Im Juni 849 bestieg der Prinz zu Chartres vor einer neustrischen Reichsversammlung die Kanzel und erklärte vor allem Volke, dass er **freiwillig** der Welt entsage, worauf zwei der anwesenden Bischöfe ihn zum Mönche schoren. Es gelang ihm aber bald darauf aus dem Kloster Altcorbie, in welches man ihn gesteckt hatte, zu seinem Ohm Ludwig zu entfliehen. Der machte ihn nach dem Tode Hrabans wider den Willen des deutschen Klerus und seinem Stiefbruder Karl zum Trotz zum Erzbischof von Mainz. Als solcher starb er 863. Schlimmer erging es Pipin II., der, bald eingesetzt, bald wieder verjagt, nur ein Spielball seiner herrschsüchtigen Verwandten blieb. Von Sancho, einem baskischen Grafen, gefangen genommen und an Karl d. K. ausgeliefert, ward er mit Einwilligung Lothars zum Mönch erniedrigt und ins Medarduskloster zu Soissons eingesperrt. Nach missglückten Befreiungsversuchen wurde er von Karl nach Aquitanien zurückgeschickt, weil Ludwig d. D. für seinen eigenen Sohn (Ludwig) dieses Land gewinnen wollte (854). Kaum war dieser verjagt, so nahm Karl für seinen Sohn (Karl) die Herrschaft über des Neffen Reich in Anspruch. Dieser, in seiner Verzweiflung, warf sich nun den Feinden des Reiches in die Arme, zuerst den Normannen, dann den Bretagnern, zuletzt, nachdem er wiederholt als König anerkannt und wieder verrathen worden, und als auch seine einzige Stütze, sein Bruder Karl in Mainz gestorben war, lief er (864), der Sprosse germanischer Kaiser und Könige, der Urenkel Karls d. Gr. nochmals zu den Normannen, verlästerte Christum und ward ein Heide. Aber schon nach einigen Monaten fiel er in die Schlingen seines Todfeindes und ward nun vom Reichstag zu Pistes als Verräther Christi und des Vaterlandes einstimmig zum Tode verurtheilt. Hinkmars Fürsprache rettete ihm zwar das Leben, aber der Unglückliche, zu Senlis eingethürmt, starb im Kerker. Den Stamm des einen der unnatürlichen Söhne Kaiser Ludwigs hatte somit das Verhängniss erreicht. Wir werden sehen, dass ähnliches Geschick und gleiche Strafe auch den übrigen nicht erspart blieb.

ins Herz. Schon erkrankt kam er am Rheine an. Die Anfregungen des Heerzugs, die Sorge für das Gelingen seiner Absichten, Unmuth und Kummer beschleunigten seine Auflösung. „Sagt meinem Sohne Ludwig, dass er mir das Herz gebrochen!" rief er oftmals. Auf Drogo's, seines Stiefbruders, des Metzer Bischofs, Bitten, verzieh er ihm sterbend. Die stete Gegenwart dieses Mannes, seine treue Pflege, sein Wachen und Beten erheiterten und trösteten die letzten Stunden des alten unglücklichen Fürsten. Ludwig starb am 20. Juni 840 unter einem Zelte auf einer Rheininsel bei Ingelheim, wohin er sich von Frankfurt aus zu Schiffe hatte bringen lassen.

Die bisherigen Streitigkeiten waren jedoch nur geringe Vorspiele kommender Ereignisse. Der schlimme Charakter der Söhne Ludwigs entwickelte sich von Tag zu Tag in abschreckenderer Weise. Lothar I., schon seit 823 zum Kaiser gekrönt, wollte seine Brüder ganz von der Regierung verdrängen und sich alle Gewalt und alle Rechte der Kaiserwürde über das ganze Reich seines Vaters allein anmassen. Sofort loderte ein neuer Krieg empor. Gegen ihn verbanden sich Ludwig und Karl. Der blutige Tag von Fontenaille (25. Juni 841) — von dem Theile der Geistlichkeit, die auf Seite der Sieger stand, als ein Gottesurtheil erklärt — der Lothars Heer vernichtete und ihn zur Flucht nöthigte, brachte keine wesentliche Entscheidung. Lothar, gewissenlos wie er war, hatte, um sich selbst Luft zu verschaffen, seinem Bruder Karl die Normannen — die im Mai auf der Seine heraufkamen und Rouen und die Abteien Jumièges, St. Denys und andere verwüsteten — seinem Bruder Ludwig die Dänen, — deren König Heriold er zum Dank für seine Hilfe mit der Insel Walchern am Ausflusse der Schelde belehnte, — auf den Hals gehetzt. Ein Schrei des Abscheus durchtönte die Länder. Ein christlicher Kaiser hatte Heiden gegen Christen, Erbfeinde fränkischen Namens und Ruhmes gegen die eigenen Volksgenossen gewaffnet. Lothar ging noch weiter. Er wiegelte die Sachsen gegen Ludwig auf, ihnen, wenn sie ihm beistehen wollten, freie Wahl lassend, ob sie zum Heidenthume zurückkehren oder Christen bleiben wollten, eine Freiheit, der sich die, mit allen ihren Erinnerungen an der Vergangenheit Haftenden, selbstverständlich mit Begierde bedienten.

Ludwigs und Karls Zusammenkunft in Strassburg (Februar 842) und die Treue, die sie sich dort, genöthigt dazu durch ihre Vasallen, — welche des Haders müde waren und wohl voraussahen, dass die beiden ländergierigen Fürsten anders nicht zum Frieden zu bringen, ihr schändlicher Streit eher nicht zu enden sein würde, — beschworen[6],

[6]) Beide Brüder schwuren sich vor allem Volke, nicht in Latein, das bis dahin die ausschliessliche Geschäfts- und Kanzleisprache war, sondern deutsch und roma-

hlieh nicht ohne nachhaltige Wirkung. Dem Tag von Strasshurg haben wir nicht nur die ältesten Monumente der deutschen und romanischen Sprache zu danken, er ist auch wichtig, weil auf ihm die ständischen Rechte den ersten Sieg errangen. Von Strassburg ans zogen Beide den Rhein hinah nach Worms und Koblenz, in der Absicht, den Kaiser Lothar, der sich zu Sinzig befand, zu einer neuen Reichstheilung zu vermögen. Lothar verwarf alle Anträge, flüchtete nach Aachen, — wo er vergehens, um sich der Treue seiner Vasallen zu versichern, alle noch übrigen Schätze seines Vaters, alle Kunstwerke, die einst sein Grossvater gesammelt [7]), unter sie verschenkte, — und von da unaufhaltsam his Lyon. Ludwig und Karl theilten nun, in Aachen angekommen, das fränkische Reich unter sich, das Gerücht ausbreitend, Lothar habe auf alle Lande diesseits der Alpen Verzicht geleistet. Diese neue Lüge und Ungerechtigkeit machte die ihnen in Masse zugeströmten Grossen wieder stutzig, leitete aus ihrem in das Lager des flüchtigen Kaisers starke Streitkräfte und ermuthigte die noch mit diesem verbündeten Dänen zu erneuten wüthenden Einfällen in die Küstengegenden. Alle Vasallen der drei Brüder drängten nun ernstlich und unablässig zum Frieden, der endlich auch nach wiederholten vergeblichen Versuchen, nach schlauen Winkelzügen, nichtswürdigen Ausflüchten und endlosen Streitigkeiten aller Art (im August 842) zu Verdun abgeschlossen wurde und das Reich Karls d. Gr. für die nächsten 27 Jahre in drei Theile schied: Dentschland, Lothringen und Frankreich. [8])

Diese so mühsam bewerkstelligte Theilung hrachte aber leider dem Reiche den Frieden, den Brüdern die Einigkeit noch immer nicht. Lothar konnte es nie verschmerzen, dass ihm seine auf die Wiederherstellung des Karolingischen Weltreiches abzielenden Pläne missglückt waren. Er sann nur darauf, Rache zu nehmen, seine Brüder zu schädigen und zu verderben. Fortwährend standen der Lothringer, der Deutsche und der Neustrier auf der Lauer gegen einander, heute sich die heiligsten Eide zuschwörend, morgen verrätherisch über einander

nisch, gegenseitige Treue und ihre Vasallen legten einen Eid darauf ab, dass sie dem, der den Schwur breche, nicht mehr gehorchen würden. Seit der Zeit verfolgten sich beide erst recht mit dem tödtlichsten Hasse.

7) Grösstes Missfallen erregte es unter dem Volke, dass er ein äusserst prachtvolles, aus Silber getriebenes astronomisches Kunstwerk, in drei mit einander verbundenen Kugeln die Erde, das Firmament und den Lauf der Planeten versinnlichend, über das Karl d. Gr. 811 in seinem Testament besonders verfügt hatte, in Stücke schlagen liess, um die Silberbrocken einzeln vertheilen zu können.

8) Der Friede zu Verdun gab dem Volke eine Art Verfassung. Nächste Folge desselben und des Misstrauens der Vasallen in die Ehrlichkeit und Schwüre der Könige waren die sogenannten Frankentage (844 Juditz, 851 Mersen bei Mastrich, 853 Valenciennes, 854 Lüttich), die dem Streben der weltlichen Stände nach politischer Freiheit wesentlich Vorschub leisteten.

herfallend. Es ist keine Scheusslichkeit denkbar, der sie sich nicht schuldig machten, aber die Geschichte hat auch kein warnenderes Beispiel mehr aufzuweisen, wie in seinen eigenen Sünden ein glorreiches Geschlecht schmählich untergehen kann, wie das Karolingische.

Zunächst also hetzten sich, wie schon angedeutet, die verschiedenen Brüder die Erbfeinde ihrer politischen Macht und des christlichen Glaubens, Dänen und Normänner, auf den Hals. Alle die Barbarenhaufen, die im Verlaufe eines Jahrhunderts das nördliche Deutschland, Lothringen und ganz Frankreich so fürchterlich verheerten, standen regelmässig im Solde eines Karolingers. Es half nichts, dass einzelne der Anführer jener entsetzlichen Räuberbanden zu Friedensbündnissen bewogen, zur Unterwerfung gezwungen, besiegt, verjagt, aufgerieben [9]) wurden, dass sie sich taufen liessen, dass man sie mit grossen Belehnungen begabte, ihnen Töchter aus dem kaiserlichen Hause zu Frauen gab, dass man ihren Rückzug mit ungeheuren Summen erkaufte [10]), alljährlich kehrten sie zurück, plünderten sie die Grenzdistrikte, die Küstengegenden, zogen sie mit unzähligen Schiffen die Elbe, den Rhein, die Seine, Schelde, Maas, Loire, Somme und Oise herauf; Hamburg, Köln, Nymwegen, Aachen, Duerstede, Paris, Nantes, Tours, Blois, Orleans, Toulouse, Poitiers, Mans, Rheims wurden zu wiederholten Malen von ihnen belagert, geplündert und zerstört; kein Dorf, kein Kloster, keine Kirche blieb stehen; das Land, das sie durchzogen, wurde weithin zur Wüste gemacht; die Strassen lagen voller Leichen, welche die Zurückgebliebenen nicht alle zu beerdigen vermochten, der Jammer war grenzenlos, die Bevölkerung schien der Vernichtung geweiht. Hätten diese schändlichen Könige nur einmal vereint zusammengewirkt, ihre Länder wären von der auf ihnen lastenden Plage für immer verschont, die Räuher bis auf den letzten Mann vernichtet worden. Diese

---

[9]) So ward Rorik in Jütland von den Sachsen geschlagen (858). Karl d. K. erfocht durch seinen Feldhern, den tapfern Rodbert, einige glänzende Siege über die Normannen. Leider fiel dieser Mann, die Stütze des neustrischen Thrones, im Kampfe mit ihnen (866). Radolf ward 873 von den Friesen besiegt und getödtet. Die beiden edlen und tapfern Söhne Ludwigs des Stammlers, Ludwig und Karlomann, erstritten am Andreastage 879 bei Arbes einen herrlichen Sieg. Der jüngere Ludwig, Sohn Ludwigs d. D., einen eben solchen bei Thuin an der Schelde 880. Auch dessen glücklichster und verlässigster Heerführer, der Herzog Heinrich, blieb im Kampfe gegen die Räuber vor Paris, 886. Noch sei des Sieges Ludwigs III. von Neustrien bei Saulcourt gedacht nnd desjenigen, den die Sachsen und Friesen im Gaue Testerbant erfochten. Auch Odo, Graf von Paris, focht siegreich und bei einem Einfall in die Bretagne wurden die Normannen von den Fürsten Alanus und Judicheil 890 so vollständig geschlagen, dass von 15000 kaum einige Hunderte entrannen. Ebenso verderblich wurde ihnen die Schlacht an der Dyle bei Löwen, wo König Arnulf ihr ganzes Heer vernichtete (891).

[10]) Karl d. K. gab ihnen einmal 7000, ein andermal 4000 Pf. Silber, sein Enkel Karlomann einst sogar 12000 Pf.

hätten sich nicht in Feindesland förmliche Kolonien gründen können[11]), zu welchen ihr Zuzug strömen, von denen ans sie die Länder in weitem Umkreise plündern konnten. In Deutschland besiogt, zogen sie sich nach Lothringen, da beschwichtigt, nach Neuster und so umgekehrt. Wiederholt kam es vor, dass grosse feindliche Heerhaufen umzingelt wurden, dass sie völliger Vernichtung, sicherem Verderben preisgegeben schienen; immer liessen die Sieger sie unter der Bedingung wieder entschlüpfen, dass sie den Nachbar heimsuchen würdon. Dazu kam nun noch, dass die Nachkommen Karls mit Ausnahme Ludwigs nnd seiner Nachfolger Karlomann und Arnulf und der beiden Enkel Karls d. K., Ludwig und Karlomann, die beide in jugendlichem Alter jämmerlichen Tod fanden, elende, entartete Feiglinge waren, die von ihrem Volke und ihren Vasallen verachtet wurden. Letztere weigerten ihnen nicht selten die Heerfolge. Wohlgeborgen hinter uneinnehmbaren Felsenschlössern sahen sie der Verheerung des Flachlandes gleichgültig zu, ja, sie machten häufig mit den Räubern gemeinsame Sache, theilten den Raub mit ihnen und oft kam es vor, dass Angesichts der Feinde die königlichen Heere die Waffen wegwarfen und flohen nnd auf der Flucht wie Hunde von den nachstürmenden Normannen erschlagen wurden. Die Könige, nicht mehr stark genug den Trotz übermüthiger Vasallen zu beugen, waren völlig ohnmächtig geworden, die Bande des staatlichen Lebens hatten sich gelöst, Raub nnd Gewaltthaten wütheten durch das ganze Reich. Niemand leistete den Feinden mehr einen Widerstand. Überall suchten Mächtige die Ärmeren zu unterdrücken; unmöglich war es, äussere Gegner zu besiegen, weil das Gut eines Jeden, der ins Feld zog, durch einheimische Neider bedroht wurde. Der Normannenplage wurde man erst los, nachdem die Räuber an der Dylo von Arnulf vollständig besiegt und durch die Wahlakte von 888 Karolingischer Ehrsucht ein fester Damm entgegengesetzt worden war.[12])

[11]) Anf der Insel Rhe, auf der Seineinsel Oisel u. s. w.

[12]) Noch einmal ereignete es sich, dass ein Haufe Normannen, die zur Zeit der genannten Schlacht die Schiffe bewacht hatten und darum der Vernichtung entgangen waren, 892 in Lothringen eindrangen und bis Bonn vorrückten, dass sie auf ihrem Alles verheerenden Zug durch die Ardennen das Kloster Prüm plünderten, eine Burg stürmten und alles Volk der Umgegend, das darin Schutz zu finden gemeint hatte, erwürgten. Aber von da an wandten sie sich plötzlich der See zu und fuhren heim. Deutschland war von ihnen fortan befreit. In Frankreich hielten sie sich länger. Ruhe vor ihnen wurde dem Lande erst dann, als Karl d. Einfältige 911 Frieden mit ihnen schloss. Unter der Bedingung, dass sie Christen wurden, gab Karl dem Häuptlinge Rollo, genannt Bygot, nach der Taufe Robert I., seine Tochter Gisela zur Frau und belehnte er ihn für alle Zeiten mit dem Gebiete zwischen dem Flusse Epte und der Bretagne, der späteren Normandie. Von hier aus eroberten die Normannen im folgenden Jahrhundert Apulien (Wilhelm 1041) und Sicilien (Roger I. 1080), das Fürstenthum Antiochien in Syrien (Bohemund, Fürst von Tarent 1098) und das Königreich England (Wilhelm d. Eroberer 1066).

Normannen und Dänen waren jedoch nicht die einzigen Feinde, die zu bekämpfen waren. An der Ostgrenze Deutschlands wohnten viele, zu steter Empörung geneigte, seit Karls Zeiten tributpflichtige slavische Völkerschaften: Mähren, Ungarn, Böhmen, Wenden, Sorben, Wilzen, Obotriten und andere. Vergebens besiegte und tödtete 844 Ludwig d. D. den König der Obotriten, Gozomiusli, kämpfte er glücklich gegen die Mähren (846) und setzte ihnen einen Herzog, Radislaw, und als dieser in Folge seiner Verräthereien (870) schrecklich geendet hatte, einen andern, Swatopluk, der sich nicht treuer erwies. Alljährlich fast ward er und seine Nachfolger zu neuen Kriegszügen nach dem Osten genöthigt, denn sowohl Lothar I. und seine Söhne, als der Neustrier Karl schürten unablässig die Flamme des Aufruhrs bei allen slavischen Stämmen. Nicht immer fielen diese Kriegszüge günstig aus. Die deutschen Heere erlitten oft schwere Niederlagen und konnten nicht selten nur mit äusserster Anstrengung gänzlicher Vernichtung entgehen.

Wie Frankreich und Deutschland, so war auch Italien von grausamen und wilden Feinden heimgesucht. Im Bunde mit den griechischen Kaisern und den unruhigen Herzogen von Benevent und Spoleto verheerten und plünderten die Saracenen das südliche und die Küsten des mittleren Italien. Seit 826 im Besitze Siciliens, konnten sie von da aus bequem ihre Streifzüge unternehmen, 842 Bari, 846 sogar Rom erobern. Der vollständige Sieg, den die Flotte vereinigter italienischer Städte über sie im Sommer 849 bei Ostia erfocht, vermochte keine nachhaltige Wirkung hervorzubringen. Die ganze Regierungszeit K. Ludwigs II. war ein fortgesetzter Kampf gegen sie. Als er 875 gestorben und Niemand mehr da war, um sich ihnen entgegenzustellen, der Jammer und die Hilferufe der Päpste bei Karl d. D. nur taube Ohren fanden, sahen sich die italienischen Städte sogar genöthigt, mit ihren Bedrängern Bündnisse zu schliessen.

Das waren die äussern Gegner. Das Reich hatte aber auch innere, seinem politischen Gedeihen nicht minder gefährliche Feinde. Die steten Kriege, welche die feindlichen Brüder gegeneinander zum grossen Nachtheil ihrer Länder und Unterthanen führten, hatten endlich den Adel zum Einschreiten bewogen und es war ihm zuletzt gelungen, den Frieden zu Verdun und eine Art Verfassung den Königen abzutrotzen. Aber da nichts die unnatürlichen Herrschergelüste derselben niederzuhalten vermochte und sie zu ihren fluchwürdigen Kriegen immer Helfershelfer nöthig hatten, so waren sie genöthigt, die Unterstützung ihrer Vasallen mit den schwersten Opfern, mit Rechten und Freiheiten, deren Konsequenzen ihnen in der Folge selbst den Untergang brachten, zu erkaufen. Ludwig d. D. und Karl d. K. wurden zuletzt blosse Adelskönige, die, entgegen den Regierungsgrundsätzen ihres Grossvaters, der an die Stelle mächtiger und grosser Vasallen kleine gesetzt hatte, wiederum Herzoge, ja Könige ernannten und anerkannten, die

ihnen am Ende über den Kopf wachsen.[13]) Zunächst wussten sie sich als wichtigstes Recht die Erblichkeit der Lehen, die sie besassen, zu

[13]) In Deutschland gab es Herzoge in Baiern (Ernst), in Kärnthen (Priwina, Gundachar), in Sachsen (die Lindolfinger), auf der Sorbenmarke (Thakulf, † 873, Ratolf, seit 880 Poppo, Bruder H. Heinrichs, des Heerführers Ludwigs d. J. und Karls d. D.), in Schwaben (der Welfe Konrad), im Elsass (der natürliche Sohn Lothars II., Hugo), in Östreich (die Brüder Engilschal und Wilhelm), in Mähren (Swatopluk). K. Lothar I. hatte Adalbert, Grafen von Metz, von Ludwig d. D. in einer entscheidenden Schlacht im Ries (13. Mai 841) geschlagen und getödtet, zum Herzoge von Ostfranken ernannt. Ein anderer vom Kaiser mit der Provence belehnter Vasall, Graf Fulcoald, wurde so mächtig, dass er es wagen durfte, nach Unabhängigkeit zu streben. Von den von Karl d. K., unter dem der Adel ein wahrhaft erschreckendes Übergewicht gewann, zu Herzogen erhobenen Männern seien hier nur sein Schwiegervater Adalbert, der H. Rainald von Nantes, der 843, und Rodbert der Tapfere (Robert der Starke), Markgraf von Angers, der 866 erschlagen wurde und dessen Sohn Odo, Graf von Paris, und der H. Raynold von Mans († 885) genannt. Endlos waren die Kämpfe, die der Neustrier mit den Brüdern Werner (ermordet) und Lantbert (hingerichtet), mit dem H. der Bretagne Nomenoi († 851) und seinem Sohne Respog, und als dieser (856) von Salomo erschlagen worden war, mit diesem selbst, der sich sogar den Königstitel zu erpressen wusste, durchzufechten hatte. Den nach Selbstständigkeit strebenden H. Bernhard von Septimanien und der spanischen Mark (den die Zeitgenossen als seinen Vater bezeichneten), ermordete er mit eigener Hand (844). Dessen ältesten Sohn Wilhelm, der als Rächer seines Vaters auftrat, liess er (850) hinrichten. Wie in Deutschland und Frankreich gab es auch in Italien übermächtige Vasallen, so die Herzoge Adalgis von Benevent und Sergius von Neapel, den H. Lanthert von Spoleto, seinen Sohn Wido I. und seinen Bruder Wido II., der sich später, nachdem ihn P. Stephan V. an Sohnes Statt angenommen hatte und er aus einem Bedränger ein Günstling des römischen Stuhles geworden war, sogar die italienische Kaiserkrone anmasste, den H. Berngar von Friaul, durch seine Mutter Gisela, Tochter Ludwigs d. Fr. und der Kaiserin Judith nahe mit dem kaiserlichen Hause verwandt. Der schlimmste und ehrsüchtigste aber unter allen italienischen Grossen, und derjenige, der den Karolingern vornehmlich zu schaffen machte, war Herzog Boso, Neffe der unglücklichen Gemahlin Lothars II., Theotberga, und Bruder der Richildis, der zweiten Frau Karls d. K. Dieser Mensch, zuerst von seinem Schwager mit kleineren Lehen begabt, wurde endlich zum Statthalter Italiens ernannt. Sein Name war seit dem Jahre 856 gewissermaassen ein allgemein berüchtigter. Verheirathet mit einer liederlichen Person, der Tochter des neustrischen Grafen Matfred, Ingiltrud, die im genannten Jahre mit ihrem Diener Wanger davonlief und allenthalben, besonders aber am ausschweifenden Hofe Lothars II. ein höchst anstössiges Leben führte, wurde er vielfach genannt, weil er lange Zeit alle Mittel, ja selbst die Hilfe des Papstes vergebens in Bewegung gesetzt hatte, um seine Frau zur Rückkehr zu bewegen. Endlich, nach Lothars II. Tode scheint Ingiltrud ihren Gatten mit ihrer Anwesenheit wieder beglückt und bei ihm wieder gewohnt zu haben, bis dieser, von Ehrgeiz getrieben, nach höheren Dingen zu streben begann, sie vergiftete (876) und mit Hilfe Berngars die einzige Tochter und Erbin des verstorbenen K. Ludwig II., Ermengard, die einstige Verlobte des griechischen Kaisers, welche in jenes Hause weilte, gewaltsam und auf betrügliche Weise zum Weibe nahm. Als er nach der Besitzergreifung Italiens durch Karlomann, Sohn Ludwigs d. D., seine Statthalterschaft und die Aussicht auf die von ihm erstrebte lombardische Herzogskrone verloren hatte, wusste er von Ludwig d. St. die Statthalterei der Provence zu ertrotzen. Bald ward er auch

ertrotzen. Von da an strebten sie unausgesetzt nach Selbstständigkeit. Sie führten Kriege unter sich, schlugen sich, jeder Bestechung zugänglich, auf Seite der Gegner ihrer Fürsten, gaben Verräthern Unterschlupf, zettelten Uneinigkeit in der königlichen Familie an, bewiesen sich lässig, falsch, treulos, widerspenstig, eigennützig, wo es galt ihre Verpflichtungen gegen die Feinde des Vaterlandes zu erfüllen und grausam, ungerecht, unersättlich gegen ihre Untergebenen. Ein gleichzeitiger Historiker sagt von ihnen: „Schon in den letzten Tagen Ludwigs d. D. und Karls d. K. begannen jene kleinen Tyrannen oder vielmehr Räuber, obwohl noch mit einiger Scheu, ihr Haupt zu erheben, seitdem ist es aber immer schlimmer geworden. Mögen diese Übelthäter sich ihren gesetzmässigen Gebietern unterwerfen, oder zu Asche verbrannt werden und ewig in der Hölle braten!"

Im Verlaufe der Zeit nahmen die Ränke der Karolinger gegen einander einen immer teuflischeren Charakter an. Nicht genug, dass sie sich gegenseitig die Unterthanen zu verführen, ihre Bundesgenossen abtrünnig zu machen suchten, dass sie sich mit gefährlichen Erbfeinden verbanden, um Einer dem Andern unheilbare Wunden zu schlagen, auch die Kinder machten sie ihren Vätern abspenstig, verleiteten sie zur Liederlichkeit, reizten sie zur Félonie, stachelten alle bösen Leidenschaften in ihren schon von Geburt aus zum Schlimmen geneigten Gemüthern auf. Die Familiengeschichte des Geschlechtes Karls d. Gr. ist von der Zeit an, da Ludwigs Söhne sich gegen den schwachen Vater auflehnten, eine Kette von Scheusslichkeiten, eine Periode der Schmach in der Geschichte Deutschlands, ein lebendiger Beleg dafür, wie die Saat des Bösen wuchernd aufsprossen und die Sünde der Väter sich an den Söhnen rächen kann. Wie ein Geschlecht von Unholden, das Gott im Zorne auf Throne gesetzt hatte, stellen sie sich uns dar, mussten sie ihren Völkern erscheinen. Da ist kein Laster, das nicht durch sie vertreten, keine Greuelthat, deren sie nicht fähig gewesen wären. Unaufhaltsam eilten sie aber auch unabwendbarem Verderben entgegen und ohne Bedauern sieht man sie vom öffentlichen Schauplatze endlich völlig verschwinden.

Erwähnt seien hier noch von hervorragenden betrübenden Thatsachen aus dieser Zeit die Hungerjahre 850 und 874, und Ludwigs d. D. schändlicher Einfall in Neustrien 858, der mit einem schmählichen Rückzug endete und den Bann der Kirche auf ihn lud. Nicht gewitzigt dadurch, wiederholte er 875 mit nicht besserem Erfolge den Versuch, das Reich des Bruders für sich zu gewinnen. Kaum war er todt, so

---

an diesem, wie schon an dessen Vater zum Verräther, schloss Bündnisse mit seinen Gegnern Karl d. D., Hugo, Lothars II. Sohn und dem P. Johann VIII., der ihn zuletzt sogar adoptirte, ihm aber vergebens die Kronen der Provence und der Lombardei zu verschaffen suchte.

lohnte seinen Söhnen Karl d. K. des Vaters Verräthereien, indem er nun seinerseits sie mit Krieg überzog, um ihnen ihr Erbe abzujagen, ward aber von Ludwig dem Jüngern am 8. Oct. 876 bei Köln vollständig geschlagen.

Kaiser Lothar I., der durch seine wiederholten Empörungen gegen den Vater seine Rechte eigentlich verscherzt hatte, dieser gewissenlose, grausame, hinterlistige Politiker ohne Thatkraft und Muth, hatte am Ende seiner Laufbahn, niedergedrückt von Krankheit und vielleicht auch von dem Bewusstsein eines in brudermörderischen Kämpfen vergeudeten Lebens, den Entschluss gefasst, Mönch zu werden. Er vertheilte sein Reich so unter seine drei Söhne Ludwig II., Lothar II. und Karl, dass Ersterer nebst der Kaiserwürde Italien, der Zweite Friesland, Lothringen und den Elsass, der Dritte die Provence und das Herzogthum Lyon erhielt. Kaum mit diesem Geschäfte zu Stande gekommen, trat er in das Kloster Prüm ein, verschied aber schon sechs Tage nachher, 28. Sept. 855. Aus seinem Tode keimte eine neue Saat abscheulicher Händel empor. Die Brüder, mit der Theilung unzufrieden, bekriegten sich, die Oheime, die gerne im Trüben gefischt hätten, schürten den Brand und lauerten wie die Geier auf ihren Beuteantheil. Wie der Stamm Pipins von Aquitanien, erlosch auch der Lothars schmachvoll. [14])

[14]) Ausser den drei obengenannten Söhnen hatte Lothar auch eine Tochter, die auf Anstiften Karls d. K. von Giselhert, Grafen im Maasgau verführt, nach Aquitanien entführt und dort geehelicht wurde (846). Der Kaiser war ausser sich über diesen, die Ehre seines Hauses befleckenden Schimpf. Das erste Beispiel der Schande war nun gegeben Eine der karolingischen Familien suchte fortan Schmach auf Schmach auf die andere zu wälzen und wir werden sehen, wie die Lothringer dem Neustrier mit der gleichen Münze zu bezahlen wussten.

Ludwig II., von P. Sergius II. schon 847 zum Könige der Lombardei, von Leo IV. 850 zum Kaiser, nach seines Bruders Tod von Hadrian II. 872 zum König von Lothringen gekrönt, verbrachte sein ganzes Leben in Italien im Kampf gegen die Saracenen, den griechischen Kaiser und die wachsende Macht des Papstthums. Er scheint nicht ohne Muth und Energie gewesen zu sein, doch stand er allzusehr unter dem Einfluss seiner Frau Engilberta, einer durch schmutzige Habsucht berüchtigten Person. Sein einziger Sohn, Karl, endete im Wahnsinn, seine ihn überlebende Tochter wurde die Beute jenes nichtswürdigen Boso, der sich in der Provence festzusetzen wusste. Ludwig II. starb 875 zu Brescia. — Karl, noch ein Knabe, als sein Vater starb, war seinen Brüdern und Oheimen vom Anfange an ein Dorn im Auge. Als die drei Brüder 856 zu Orbes im Waadtland eine Zusammenkunft hielten, um die Erbschaftsfragen zu ordnen, wollte Ludwig seinen jüngsten Bruder durchaus zum Mönche erniedrigen. Nur mit Mühe gelang es seinen Getreuen, ihn den Händen dieses unnatürlichen Bruders zu entreissen. Anfangs grollte Karl auch mit Lothar, doch wusste ihn derselbe durch Abtretung einiger Bisthümer zu gewinnen und zu einem Vertrage zu bereden, vermöge dessen er, falls er unbeweibt sterben würde, sein Erbe werden sollte (858). Karl, der an der fallenden Sucht litt, ein Schwächling und zur Regierung ganz untauglich war, starb

Karl d. K. gelang es im Bunde mit dem Papste, der bereits die Unverschämtheit hatte, über die Kaiserkrone nach Willkür zu verfügen, den

863, nachdem noch 861 sein Oheim, der Neustrier, vergebens es versucht hatte, sich in den Besitz seines Landes zu setzen. Sein Reich theilten friedlich, entgegen der zwischen den beiden jüngern Brüdern früher getroffenen Übereinkunft, Ludwig II. und Lothar II.

Lothar II. hat unter allen bisherigen Karolingern die grösste Geringschätzung seiner Zeitgenossen auf sich geladen und den schmachvollsten Ruf hinterlassen. Ein Jahr nach seines Vaters Tode (856) heirathete er die Tochter Boso's, eines burgundischen Edlen, Theotberga. Die in den ersten Monaten glückliche Ehe wurde bald gestört durch den offenkundigen Umgang, den der junge König mit liederlichen Weibern unterhielt. Schon 857 meldet Prudentius von ihm, dass er seine rechtmässige Gemahlin verstossen habe und mit Huren lebe. Eine seiner Buhlerinnen, die Hofdame Waldrada, wusste ihn endlich so an sich zu fesseln, dass er in völlige Narrheit verfiel. Von seinen Vasallen 858 gezwungen, Theotberga wieder zu sich zu nehmen, ging nun sein ganzes Bestreben dahin, sich seiner Frau auf jede Weise zu entledigen und Waldrada zu sich auf den Thron zu erheben. Er hielt jene gefangen, beschuldigte sie der scheusslichsten Greuel (blutschänderischen Umgangs mit ihrem Bruder u. s. w.), liess sie darauf hin von einer durch ihn bestochenen Versammlung von Bischöfen verurtheilen und steckte sie schliesslich, sie zu ewiger Busse verdammend (860), in ein Kloster. Dem armen, so schmählich gekränkten und verfolgten Weibe gelang es jedoch zu entfliehen. Die Angst vor ferneren Nachstellungen ihres sauberen Gatten trieb sie Schutz suchend zu ihrem Bruder Hucbert*) nach Neuster. Der von wahnsinniger Leidenschaft verblendete König liess sich nun seine Konkubine antrauen und dieselbe sogar krönen (862). Diese schmutzigen Händel erregten nicht nur den tiefsten Unwillen des Volkes und der beiden Oheime, die, da voraussichtlich Lothars rechtmässige Ehe kinderlos bleiben musste, sich schon in Gedanken in sein Reich theilten, sondern auch die Aufmerksamkeit der Kirche. Die Sache Theotberga's fand an Ludwig d. D. und Karl d. K. Vertheidiger, nachdrücklichen Schutz aber und einen furchtlosen, energischen Kämpfer an P. Nikolaus I. Von Neustrien aus hatte die Königin sich direkt nach Rom um Hilfe gewandt. Der Papst erklärte die Scheidung Lothars für ungiltig, entsetzte die dabei thätig gewesenen Bischöfe, belegte Waldrada mit dem Bann, zwang den König (865) seine Gemahlin zurückzurufen und seine Buhlerin nach Rom auszuliefern. Waldrada reiste mit dem Bischofe Arsenius, den der Papst zur Schlichtung der königlichen Ehehändel nach Lothringen geschickt hatte, ab, entfloh aber in der Schweiz ihren Hütern und kehrte zu ihrem Geliebten zurück. Theotberga flüchtete nun aufs Neue nach Neuster und machte sich von da selbst nach Rom auf den Weg. Sie wollte den Papst beschwören, ihre unglückliche Ehe aufzuheben. Von Karl d. K., den mittlerweile sein Neffe gewonnen hatte, ward sie jedoch zur Rückkehr genöthigt, ehe sie das Ziel ihrer Reise zu erreichen vermochte. Nach Nikolaus I. Tode (867), der jede Nachgiebigkeit gegen Lothar stets mit Unwillen zurückgewiesen hatte, hoffte

*) Dieser Hucbert war in seiner Jugend Kleriker und hatte vor seiner Schwester Heirath die Abtei St. Maurice in Wallis besessen. Da er aber durch sein Betragen dem geistlichen Stande Schande machte, offen mit Tänzerinnen lebte, die Abtei so schlecht verwaltete, dass keine Spur alter Zucht mehr darin zu finden, vielmehr das Kloster ein Tummelplatz liederlicher Weiber geworden war, wurde er von Benedikt III. entsetzt und nun von seinem Schwager mit der Verwaltung des ihm zugefallenen Antheils der Schweiz betraut. Als seiner Schwester Ehe so unglücklich ausfiel, verlor er, der rastlose Vertheidiger ihrer Rechte, sein Herzogthum. Karl d. K. nahm den bei ihm Schutzsuchenden freundlich auf und beschenkte ihn mit der reichen Abtei Tours. Er fiel im Winter 864 auf 865 unter Mörderhänden, die Ludwig II. gegen ihn gedungen hatte.

Nachkommen seines ältern Bruders dieselbe abzulisten. Dieser Neustrier, der von seinem Grossvater nur die Liebhaberei für die Wissenschaften und die Neigung geerbt hatte, Gelehrte in seine Umgebung zu ziehen, verdankte seine Erhebung auf den Thron eines mächtigen Reiches zumeist den Ränken seiner Mutter. Folgen der von ihr angezettelten Intriguen waren die Empörung der Söhne, des Vaters Schmach und all das Unglück, das ein 20jähriger Krieg über ein Land zu bringen vermag. Der gehätschelte Sohn, der stets ungeheure Summen nöthig hatte, um seine zweifelhaften Anhänger zu befriedigen, wurde später das Werkzeug der wohlverdienten Bestrafung seiner Mutter. Nachdem er sie aller ihrer Güter beraubt hatte, stiess er sie in ein Kloster zu Tours, wo sie schon 863 starb. Karl, den wir als einen ränkesüchtigen, falschen und treulosen Menschen bereits kennen gelernt und der, wie gleichzeitige Schriftsteller sagen, furchtsamer als ein Hase war, wurde immer verächtlicher, je höher er stieg. Sein Retter in den höchsten Nöthen und treuester Anhänger, Erzb. Hinkmar von Rheims, von ihm nichtsdestoweniger wiederholt mit dem schmählichsten Undank belohnt, legt, wenn er von ihm spricht, meist die grösste Geringschätzung an den Tag. Er sagt, dass noch kein König so wie

dieser bei seinem Nachfolger Hadrian II. günstigern Erfolg zu erzielen, wenn er persönlich sich zur Reise nach Rom entschlösse. Der Verblendete verliess sein schwer bedrohtes Reich und unternahm eine Romfahrt, von der er nicht mehr zurückkehren sollte. Er und viele seines Gefolges erlagen im August 869 zu Lucca einer Seuche, zur Strafe, wie das Volk behauptete, für die dem Papste zu Monte Cassino in seiner und Waldradens Angelegenheit geschworenen falschen Eide. Eine Trennung seiner Ehe hatte weder er, noch die im Jahre vorher deswegen in Rom gewesene Königin zu erreichen vermocht; aber Hadrian hatte wenigstens Waldrada vom Banne losgesprochen. Theotherga endete als Nonne in dem ihr von Karl d. K. geschenkten Kloster Avenai im rheimser Sprengel. Auch Waldrada barg ihre Schande hinter Klostermauern. Von ihr hatte Lothar drei Kinder, einen Sohn Hugo, den er vor seiner Romreise zum Herzoge des Elsasses einsetzte, und zwei Töchter Bertha und Gisela. Hugo, der unter Ludwig d. D. Oberhoheit gestellt wurde, konnte sich gegenüber der bekannten Ländergier und Ränke seiner Vettern nicht halten. Bald sehen wir ihn verbündet mit Boso, dem Räuber der Provence, oder mit den Normannen, bald wieder von seinen Verwandten mit Grafschaften und Abteien belehnt. Heute flüchtig umherirrend und ein Räuberleben führend, morgen wieder zu Gnaden angenommen. Treulos den Treulosen gegenüber, ein Spielball karolingischer Politik, gleicht sein Schicksal völlig dem des unglücklichen Pipin II. von Aquitanien. Im Jahre 880 wurde der Oberst seiner Leibwache, sein Schwager Thenthald, der Gatte Bertha's (Hucberts Sohn, also Neffe Theotberga's) von Herzog Heinrich, dem Anführer des Heeres Ludwigs des Jüngern, bei Troyes geschlagen. Seine andere Schwester hatte er dem Seekönige Gotfried vermählt. Als dieser sein Verbündeter von Herz. Heinrich auf der Insel Betuwe ermordet worden war, ward er selbst durch erheuchelte Versprechungen nach Gondreville gelockt, hier sammt seinen Leuten ergriffen und von demselben Herz. Heinrich auf Karls d. D. Befehl geblendet (885). Der Unglückliche beschloss sein Leben als Mönch im Kloster Prüm. Mit ihm erlosch Kaiser Lothars Stamm. Lothars II. Reich theilten Ludwig d. D. und Karl d. K. unter sich.

er die Kirche bedrückt und ausgeplündert, die Staatsverwaltung so in ein Handelsgeschäft umgewandelt habe. Das ganze Reich hatte er allmälig an sich gerissen oder seinen Speichelleckern preisgegeben. Niemand empfing für seine dem Lande geleisteten Dienste Ämter und Ehren, das Alles wurde für Geld verkauft. Niemand war seines Amtes, der Fortdauer der königlichen Gunst sicher. Karl regierte wie ein Jude, und je älter er wurde, je geldgieriger wurde er. So kam es, dass ihn sein Volk grenzenlos verachtete.

Obgleich Kaiser Ludwig II. den ältesten Sohn Ludwigs d. D., Karlomann, zu seinem Erben eingesetzt hatte, — ein Umstand, der dem Papste, der die grössere Gewalt nicht bei den deutschen Karolingern sehen mochte, wie dem nach Wiederherstellung des Weltreichs begierigen Neustrier gleich unangenehm war, — gelang es doch den vereinten Ränken des Ohms und des Papstes, den rechtmässigen Erben um sein Recht und die Krone zu betrügen. Sofort nach Ludwigs II. Tode zog Karl eiligst nach Rom, kirrte und gewann, wie einst Jugurtha, den Senat durch Geld, den Klerus durch prächtige Geschenke und wurde daraufhin von Johann VIII. am Weihnachtsfeste 875, dem 77. Jahrstag der Krönung seines Grossvaters, zum Kaiser gesalbt. Der Preis, den der Papst für seine Gefälligkeit forderte und erhielt, war: Entfernung aller kaiserlichen Beamten aus Rom und Übertragung der obersten Gewalt über die Stadt an ihn, völlige Freiheit künftiger Papstwahlen, die Aufgabe der Metropolitenrechte der Bischöfe Frankreichs und die Verwandlung dieses Landes und der Lombardei aus Erb- in Wahlreiche. Das Papstthum stand nun nahezu am Ziele seiner Wünsche. Der neue Kaiser erfreute sich jedoch seiner Würde nicht lange. Er hatte noch die Befriedigung, auch seine Frau Richildis zu Tortona zur Kaiserin gekrönt zu sehen, dann aber Angesichts schwerer Kriegsnoth, die ihn von Seite der Söhne Ludwigs d. D. bedrohte, und einer gefährlichen Verschwörung neustrischer, geistlicher und weltlicher Vasallen (die von je gegen die Kaiserkrone und die im Gefolge der neuen Würde zu führenden Kriege waren), erreichte ihn der Tod. Er starb auf der Flucht aus Italien am nördlichen Fusse des Mont Cenis in einer ärmlichen Bauernhütte an einem Trank, den ihm sein Leibarzt, der Jude Zedekias, gereicht hatte, am 6. Oct. 877. Wenigstens bestätigte der unerträgliche Gestank, den die Leiche verbreitete, den von allen Chronisten ausgesprochenen Verdacht einer Vergiftung. [15])

[15]) Karl war zweimal verheirathet, zuerst, seit 14. Dec. 842, mit Irmentrud, der Nichte Adalhards, seines mächtigsten Vasallen. Nach ihrem im Kloster St. Denys am 6. Oct. 869 erfolgten Tode unterhandelte er sofort wegen einer neuen Heirath mit Theotberga, der Wittwe Lothars II., die eine Nichte, Richildis, und einen Neffen, jenen Boso, hatte, den wir bereits kennen gelernt. Die Familie besass grossen Anhang in Lothringen, den zu gewinnen und auszunützen Karls nächstes Bestreben war. Er bewog Boso, ihm die Schwester vorerst zur Beischläferin zu

Wenden wir uns nun zu den deutschen Karolingern. Ludwig d. D., der wie alle Glieder seiner Familie sein ganzes Leben

gehen; erst nach Ablauf der Trauermonate vermählte er sich mit ihr. Aus der ersten Ehe hatte Karl vier Kinder: eine Tochter Judith und drei Söhne: Ludwig, Karl und Karlomann. Ein Sohn, den ihm Richildis auf der Flucht von Aachen nach Neuster gebar, lebte nur wenige Tage. Sehen wir nun, wie der Fluch auch in seinem Hause sich erfüllte und wie in kurzer Zeit auch sein Geschlecht unterging.

Karl verheirathete 856 seine Tochter Judith an den alten angelsächsischen König Aethelwolf. Als dieser bereits 858 starb, vermählte sie sich sofort mit Aethelbold, dem ältesten Sohn des Verstorbenen. Sie trat somit in eine Verbindung, welche als eine blutschänderische, den grössten Abscheu des englischen Volkes erregte. Auch der zweite Gemahl starb bald, und Judith machte nun, was sie besass, zu Geld und kehrte nach Neuster zurück. Karl, der das geile Temperament seiner Tochter kannte, liess sie, um jedem ferneren Skandal vorzubeugen, in Senlis in milder Haft halten und von Bischöfen bewachen, damit sie zu einem enthaltsamen Leben sich bequemen oder im Falle ihr feuriges Blut dies unmöglich machen sollte, mit einem passenden Manne auf anständige Weise verbunden werden möchte. In Senlis aber wusste sich, vom lothringer Könige dazu aufgemuntert und gedungen, ein flandrischer Graf, Balduin, gen. der Eisenarm, bei ihr einzuschleichen und, begünstigt von Ludwig, dem Bruder Judiths, die Sache endlich so weit zu treiben, dass diese mit ihm verkleidet nach Lothringen entfloh. Karl kam nun in dieselbe Wuth, in die seiner Zeit Lothar I. über die von jenem eingefädelte Entführung seiner Tochter gerathen war. Er liess über die Entflohenen durch die neustrischen Bischöfe den Bann sprechen und trug fortan Lothar II. unversöhnlichen Groll nach. Als das junge Paar sich in Lothringen nicht mehr halten konnte, floh es nach Rom. Durch die Vermittlung des Papstes erfolgte endlich die Aussöhnung mit dem Vater.

Sämmtliche Söhne Karls bereiteten dem Vater schweres Leid, alle endeten auf unnatürliche Weise. Der älteste, Ludwig I., gen. der Stammler, floh 862, nachdem er die Entführung seiner Schwester unterstützt hatte, von den Feinden seines Vaters Gozfried und Guntfried, wohl auch von Ludwig d. D. dazu verleitet, zu dem Bretagner Salomo. Nicht genug, dass er nun mit gewaffneter Hand in Neustrien einfiel, heirathete er auch wider des Vaters Wissen und Willen Ansgard, Tochter des Grafen Hartwin, Schwester seines Günstlings Odo. Die Bretagner wurden von dem tapfern Rodbert allenthalben besiegt, nur mit Mühe entrann Ludwig selbst dessen Schwert. Er fand es nun gerathen, heimlich, wie er gekommen war, seine Verbündeten wieder zu verlassen, zum Vater zurückzukehren, ihn um Vergebung zu bitten und durch feierliche Eidschwüre künftigen Gehorsam zu geloben. Karl belehnte ihn nun mit der Grafschaft Meaux und der Abtei zum heil. Krispin, aber, von seinen Vettern in Lothringen und Deutschland stets zu neuen Forderungen aufgestachelt, wusste er sich 865 die Statthalterei Westgalliens und andere Lehen, 866 sogar die Herrschaft über Aquitanien zu ertrotzen. Nach des Vaters Tode, dem es noch gelungen war, die erste ihm missliebige Ehe des Sohnes zu trennen und ihn zu einer neuen Verbindung mit der Gräfin Adelheid zu bewegen, bestieg er, nicht ohne vorher eine gefährliche Verschwörung mächtiger Vasallen durch ausserordentliche ihnen eingeräumte Vorrechte, die ihm selbst auf immer die Hände banden, überwunden zu haben, als erster Wahlkönig Frankreichs, den neustrischen Thron. Er wurde 8. Dec. 877 zu Compiegne von Hinkmar, 4. Sept. 878 zu Troyes von dem bei ihm Hilfe suchenden Papst Johann VIII. gekrönt. Wenige Jahre später, da er eben im Begriffe war, gegen den aufrührerischen Markgrafen Bernhard von Gothien zu ziehen, erkrankte er in Autun, mit Mühe erreichte er noch Troyes und Compiegne. Er starb, vergiftet, 10. April 879.

hindurch von dem unseligen karolingischen Kaiserschwindel erfüllt war, haben wir aus vielen seiner Handlungen bereits kennen gelernt. Man

Karls zweiter Sohn, Karl, wurde schon als Knabe Pipins II. Gegenkönig. Auch er war ein böser Bube. Kaum 15 Jahre alt, heirathete er auf den Rath des Verräthers Stephan von Auvergne heimlich die Wittwe des Grafen Humbert. Vergebens suchte ihn der König bei einer Zusammenkunft in Mehun a. d. Loire andern Sinnes zu machen. Hartnäckig trotzend eilte er nach Aquitanien zurück, von nun an offen als Empörer auftretend, so dass der König 863 endlich mit Heeresmacht gegen ihn ziehen musste. Der Prinz unterwarf sich zu Nevers, Treue und Gehorsam schwörend, und ward dann nach Compiegne in Haft gebracht. Hier traf ihn, der noch immer nicht gehörig gewitzigt war, vielleicht auf des eignen Vaters oder Bruders Veranstaltung, ein schwerer Unfall. Hinkmar erzählt: „Der junge Karl, eines Abends von der Jagd zurückkehrend, glaubte mit seinen Altersgenossen zu spielen, ward aber durch Einwirkung des Teufels von einem jungen Edelmanne Namens Albuin mit dem Schwerte also in den Kopf getroffen, dass die Wunde beinahe das Gehirn verletzte und vom linken Schlafe bis zur rechten Kinnbacke reichte." An dieser Wunde starb er im Jahre darauf (866).

Schlimmer noch endet Karls d. K. jüngster Sohn Karlomann, der, zum geistlichen Stande bestimmt, 854 zum Mönch geschoren und mit den reichsten Abteien ausgestattet worden war, im Sommer 870 aber plötzlich die Kutte wegwarf und sich empörte. Gefangen, ward er seiner Abteien entsetzt und zu Senlis in einen Kerker geworfen. Eine für ihn von einer gerade anwesenden römischen Gesandtschaft eingelegte dringende Verwendung verschaffte ihm die Freiheit wieder, aber kaum hatten die Italiener den Hof verlassen, als auch er heimlich nach Nordflandern entfloh, einen grossen Schwarm bewaffneter Anhänger sammelte und mit ihnen (begünstigt vom Papste und dem deutschen Könige) das Land seines Vaters fürchterlich verheerte. Als er sich 871 auf günstige Bedingungen hin unterwarf, ward er treulos in erneute Haft nach Senlis zurückgebracht. Als seine Raubgesellen Miene machten, ihn zu befreien und nachdem auch sein mächtiger Beschützer Hadrian II. gestorben war, liess ihn Karl von einer Versammlung von Bischöfen aller geistlichen Würden entsetzen, dann zum Tode verurtheilen. Dieses Urtheil wurde zwar nicht vollzogen, der unglückliche Prinz jedoch geblendet und nach Corbie verbannt. Einige unzufriedene Neustrier entführten ihn dennoch seinem Kerker und brachten ihn zu seinem Ohm nach Deutschland, der auch für ihn sorgte, doch starb er in Folge der erlittenen Misshandlungen bald darauf.

Ludwig II. Söhne aus erster Ehe: Ludwig III. und Karlomann, wurden erst 5 Monate nach des Vaters Tode (der den Thron dem älteren allein zugedacht hatte) im Sept. 879 zu Königen ausgerufen. Beide, edle Jünglinge, sind nach langer Zeit wieder erfreuliche Erscheinungen in der karolingischen Familie. Sie beherrschten die ihnen zugefallenen Länder (Ludwig den Norden, Karlomann den Süden) einig und wohnten brüderlich beisammen. Zugleich schien in ihren Adern jenes Heldenblut zu fliessen, dessen die Stammväter ihres Geschlechtes sich rühmen konnten. Wie traurig, dass gerade sie frühem, jämmerlichem Tode verfallen mussten! Mächtige Vasallen, besonders Boso von Provence und der deutsche Kaiser Karl hatten gefährliche Netze um sie gezogen. Beide Brüder, verbunden mit K. Karl, belagerten 851 die Stadt Vienne, die von Boso's Frau, Ermengard, und seiner Tochter muthig vertheidigt wurde. Der Verräther selbst war entflohen. Die Treulosigkeit Karls, der plötzlich wegzog, zwang zur Aufhebung der Belagerung. Nachrichten von neuen Verheerungen der Normannen riefen Ludwig II. zum Schutze seines Landes aus der Provence hinweg, und er erfocht über die Räuber bei Saulcourt in der Picardie einen herrlichen Sieg. Über 8000 berittene Normannen bedeckten das Schlachtfeld; aber

hat ihn oft den besten unter den Söhnen Ludwigs d. Fr. genannt, und allerdings war er ein tapferer, kluger Fürst, seinen ungehorsamen

auch des Königs Heer war so geschwächt, dass er seinen Vortheil nicht verfolgen konnte. Die Feinde, bald wieder gesammelt und gestärkt, kehrten im Herbste zurück, Ludwig zog ihnen aufs Neue entgegen und erbaute wider sie ein festes Schloss im Gebiete von Cambray. Diesmal wagten sie keine Schlacht. Im folgenden Jahre, in der Absicht, nun sein Reich völlig von den gefährlichen Fremden zu säubern, finden wir ihn auf einem neuen Kriegszug gegen sie. Ein unglücklicher Zufall (Ludwig soll ein schönes Mädchen, zu Pferde sitzend, bis in ihr Haus verfolgt und dabei sich Beine und Schultern schwer verletzt haben) hatte den Tod des jungen Helden zur Folge. Er starb zu St. Denys, 5. Aug. 882.

Wenn die Ursache seines Todes für uns theilweise ein Geheimniss geblieben ist, das wohl auf verbrecherische Hände schliessen lässt (denn Karl d. D. strebte ja nach der Herstellung der alten Macht), so vermag das rasche, unglückliche Ende Karlomanns diesen Verdacht nur zu erhöhen. Karlomann wurde der Erbe seines Bruders. Dem 17jährigen Könige bereiteten die nun mit aller Macht wieder auf Neustrien eindrängenden, von K. Karl aufgewiegelten und sogar durch den schmählichen Vertrag von Aschloh dazu verpflichteten Normannen, wie die im ganzen Reiche herrschende Unordnung und Zuchtlosigkeit grosse Gefahren. Die Vasallen weigerten sich, Heeresfolge zu leisten. Das Elend, das die Feinde in dem unbeschützten Lande verbreiteten, war unbeschreiblich. Die verderblichen Vorrechte, die seit Karl d. K. Zeiten den Grossen eingeräumt worden waren, trugen ihre Früchte. Nur gegen Erlegung eines fürchterlichen, das Land in Armuth stürzenden Lösegeldes (12,000 Pf. Silbers) verpflichteten sich die Räuber zum Abzuge. Karlomann folgte ihnen mit einem mühsam zusammengebrachten Heere bis an das Meer. Kaum waren sie eingeschifft, als auch die französischen Truppen auseinander liefen. Der junge König begab sich nun mit wenigen Begleitern in den Wald Baisieu, der Jagdlust zu pflegen. Während er einst mit einem Eber kämpfte, traf ihn ein tödtlicher Schlag eines seiner Begleiter, der, wie er behauptete, ihm hatte helfen wollen. Karlomann starb nach 7 Tagen an der empfangenen Wunde, 12. Dec. 884, und ward neben seinem Bruder in St. Denys begraben.

Zunächst folgte ihm als König von Frankreich Kaiser Karl d. D., dem die Neustrier thörichter Weise Macht und Willen zutrauten, sie vor den Normannen zu schützen. Doch lebte noch ein Sohn Ludwigs II., den dessen zweite Gemahlin fünf Monate nach seinem Tode geboren hatte. Er bestieg, 12 Jahre nach des Vaters Tode, den Thron Frankreichs und ist unter dem Namen, Karl III. der Einfältige, bekannt geworden. Jedoch schon, als Karl d. D. abgesetzt wurde (888), hatte sich der Graf Odo von Paris, Sohn des tapfern Rodbert, der kühne Vertheidiger dieser Stadt gegen die Normannen, der französischen Krone bemächtigt. Sterbend empfahl er aber selbst den Ständen die Rückkehr zum rechtmässigen Reichserben. So kam Karl 898 zur Herrschaft. Dieser elende, von seinen Unterthanen verachtete Regent ward von Robert, Odo's Bruder, entthront (922) und starb im Gefängnisse (929). Nach Roberts Tode (923) erklärte Hugo der Grosse den burgundischen Herzog Rudolf zum Könige. Nach dessen Hingang bestieg wieder ein Karolinger, der Sohn Karls, Ludwig IV., Ultramarinus (936) den Thron; ihm folgte (954—986) sein Sohn Lothar. Beide waren nicht ganz verwerflich, doch bekämpften sie vergebens den anarchischen Geist der Zeit und vermochten nichts gegen ihres Hauses einbrechendes Verhängniss. Ludwig V., der Faule, der Sohn Lothars, war der letzte karolingische König Frankreichs. Als er 987 starb, erhob sich wider seinen Oheim, den Herzog Karl von Lothringen, der nun an die Reihe gekommen wäre, Hugo Kapet, des grossen Hugo Sohn. Der Stamm Karls d. K. erlosch verachtet und vergessen im Gefängnisse.

Söhnen gegenüber ein weiser Vater. Aber sein Charakter war um nichts über den seiner Brüder erhaben. Dürfen wir den Worten glauben, die der rheimser Erzh. Hinkmar nach jenem schmählichen von ihm unternommenen Einfall in Neustrien (858) an ihn richtete, so war er, abgesehen von seiner Länder- und Habgier, seiner Gewissenlosigkeit, Falschheit und Grausamkeit, ein Haustyrann, ein Bedrücker seines Volkes, ein Fürst, der den Betrügereien und Gewaltthätigkeiten hoher Beamten durch die Finger sah, ein König, der wie seine Brüder und Vettern die Gunst der öffentlichen Meinung verscherzt, die Achtung und Liebe der Nation verloren hatte.

Der Familienjammer, der in Neuster und Lothringen die Herzen der Könige bedrückte, sollte auch ihm nicht erspart bleiben, und die Worte, die sein sterbender Vater ihm zurief, hatte die rächende Gottheit nicht überhört. Ludwig hatte drei Söhne: Karlomann, Ludwig und Karl. Den ersteren belehnte er mit Kärnthen. Frühe schon (861) liess sich der junge Mann in hochverrätherische Verbindungen mit dem mächtigen Herzog Ernst von Baiern, dessen Tochter Luitswinda er heimlich geheirathet hatte, mit dem Wendenfürsten Radislaw, mit dem neustrischen Oheim ein; der von ihm entzündete Aufruhr dehnte sich über das ganze südliche Deutschland aus und erschien dem Vater selbst so gefährlich, dass er nicht mit Waffengewalt gegen den Sohn einzuschreiten wagte, ja sich genöthigt sah, denselben, nachdem er (862) nach Regensburg gekommen war und Abbitte und neue Treuschwüre geleistet hatte, zum Regenten über die von ihm vom Reiche losgerissenen Länder einzusetzen. Karlomann hatte seine Schwüre schon im folgenden Jahre wieder vergessen, so dass Ludwig nun mit Heeresmacht gegen ihn ziehen musste. Verlassen von Radislaw, dem die Bulgaren gerade zu schaffen machten, verrathen von seinem treuesten Freunde Gundachar, der mit seinen besten Streitern zum Vater überging (dafür aber auch das Herzogthum Kärnthen erhielt), sah sich der Empörer wiederum gezwungen, dem Könige sich zu unterwerfen, der ihn nun zu ritterlicher Haft verurtheilte (863). Als im folgenden Jahre Ludwig gegen den aufrührerischen Mährenherzog rückte, verschwand plötzlich der Prinz, der ihn begleitete, unter dem Vorwande einer Jagd, eilte nach Kärnthen und bemächtigte sich wieder der früheren Gewalt. Im Jahre 865 theilte Ludwig, nicht gewitzigt durch das Schicksal seines Vaters, sein Reich unter seine drei Söhne. Karlomann erhielt Baiern sammt den Grenzmarken gegen die Slaven und Longobarden, Ludwig[16]) Ostfranken, Sachsen und Thüringen,

[16]) Ludwig, von seinen Oheimen zu Lothringen und Neuster dazu aufgestiftet und von der Absicht geleitet, dadurch den Seinen desto sicherer trotzen zu können, hatte sich hinter des Vaters Rücken mit einer Tochter des mächtigen Adalhard, des Oheims Karls d. K. verlobt. Nur mit Mühe vermochte der darüber höchst er-

Karl [17]) Alemannien und Rhätien. Später scheint ihn jedoch diese Theilung gereut zu haben und er beschloss im Einverständniss mit der Königin Emma, der Mutter der drei Söhne, Karlomann über das ganze Reich zu setzen und die Brüder ihm vollständig unterzuordnen. Dagegen erhoben sich diese. Vergebens waren die Einigungsversuche, die der Vater 866 zu Worms, 871 zu Tribur veranstaltete; selbst als auf dem

schrockene Vater die vom Sohne eingegangenen Verpflichtungen wieder zu lösen. Zu Anfang der 70er Jahre hatte er sich mit der stolzen und herrschsüchtigen Luitgarde, Tochter des ostsächsischen Herzogs Liudolf, verheirathet. Aus einer früheren Verbindung besass er einen natürlichen Sohn, Hugo, den er sehr liebte, der aber an seiner Seite in der Normannen-Schlacht bei Thuin fiel (880). Schmerzlicher noch musste dem Könige ein Verlust sein, der ihn bald darauf in Regensburg betraf, wohin er gegangen war, um die Erbschaft über die Länder seines kurz verstorbenen Bruders Karlomann anzutreten und die Huldigung der baierschen Vasallen zu empfangen. Sein einziger Sohn aus der Ehe mit Luitgarde soll nämlich aus einem Fenster der Pfalz auf die Strasse herabgestürzt und da mit zerschmettertem Gehirn todt liegen geblieben sein. Doch liefen verschiedene Gerüchte über das Ende des Knaben im Volke um. Möglich, dass Arnulf, der bitterste Feind Ludwigs, Rache an ihm dafür zu nehmen suchte, weil er ihm Baiern entzogen hatte. Ludwig selbst starb, ohne männliche Erben zu hinterlassen*), an einer schleichenden Krankheit, die seine Kräfte aufzehrte, 20. Jan. 882 in Frankfurt. Seine Leiche wurde neben der seines Vaters im Kloster Lorsch beigesetzt. Der rheimser Chronist sagt von ihm, dass er weder zu eigenem Ruhme, noch zum Wohle der Kirche oder des Staates das Scepter geführt habe.

17) Karl hatte sich 862 mit Richarda, einer Tochter des reichbegüterten Alemannengrafen *Erchancher* gegen des Vaters Willen vermählt; aus dieser Ehe erhielt er keine Kinder, dagegen hatte er einen natürlichen Sohn, Bernhard, den er gerne in den von ihm nicht ohne Verbrechen zusammengebrachten ungeheuren Länderbesitz eingesetzt gesehen hätte. Um dies möglich zu machen, sollte der Papst seine Ehe mit Richarda für ungiltig erklären und dagegen die Verbindung mit seiner Konkubine durch die Weihe der Kirche zu einer giltigen machen. Hadrian II. war diesem Vorhaben nicht ganz abgeneigt, d. h. wenn der Kaiser die Kirche für den ihm geleisteten Dienst entsprechend entschädigen wollte, aber leider starb er, da er eben auf der Reise zu Karl, um diese Angelegenheit zu schlichten, begriffen war. Von seinem Nachfolger Stephan V. war eine ähnliche Gefälligkeit nicht zu erwarten. Um nun von Richarda loszukommen, bezüchtigte sie Karl verbrecherischen Umgangs mit dem Kanzler Luitward, Bischof v. Vercelli, und erklärte zugleich vor einer zu Kirchheim im Elsass zusammengetretenen Reichsversammlung, dass er seine Frau nie berührt habe. Die Kaiserin dagegen behauptete, sie sei Jungfrau und werde dies durch ein Gottesurtheil beweisen. Sie verliess den Hof und zog sich in das von ihr gestiftete Nonnenkloster Andlan zurück. Karl erreichte seine Absichten bezüglich Bernhards nicht. Dieser, der sich nach des Vaters Absetzung und Tod Arnulf nicht unterwerfen wollte, zettelte in Schwaben eine gefährliche Empörung an (890—92), war aber unglücklich, musste fliehen und wurde endlich vom Herzog Rudolf in Rhätien aus dem Wege geräumt.

*) Eine Tochter von ihm, Hildegarde, hatte sich unter ihrem Stande mit einem gewissen Engildik eingelassen, aus welcher Verbindung ein Sohn, Luitpold, hervorging. Engildik wurde später Markgraf in Baiern, aber wegen einer von ihm und seiner Frau 894 angezettelten Verschwörung entsetzt. An seine Stelle trat sein Sohn. Die Mutter, aller ihrer Güter beraubt, beschloss ihr Leben im Kloster Chiemsee.

Reichstage zu Forchheim 872 die Theilung genau festgesetzt worden war, schieden die Söhne trotz ihrer Eidschwüre mit Groll und Misstrauen von einander und weigerten dem Vater bald darauf Gehorsam und Heeresfolge gegen Slaven und Böhmen, wodurch grosse Noth über das Land kam. Den letzten Versuch, die Eintracht unter seinen Söhnen herzustellen, machte Ludwig auf dem Reichstage zu Frankfurt 873, und auch davon werden merkwürdige Dinge erzählt. Die jüngeren Söhne kamen mit argen Gedanken; sie hatten sich gegen die Herrschaft, vielleicht auch gegen das Leben des Vaters verschworen. Als der jüngste von ihnen, Karl, am 26. Jan. in die Reichsversammlung trat, in der Absicht, den ersten Streich gegen den Vater zu führen, verfiel er plötzlich in einen unerklärlichen, dämonischen Zustand. Kaum sechs Männer vermochten den von einem bösen Geiste Gepeinigten zu bändigen. Der Vater und alle Anwesende geriethen in die tiefste Bestürzung und vergossen Thränen vor Schmerz. Die Bischöfe führten den Kranken, der noch immer in äusserster Wuth tobte, in die Kirche, und ihren Gebeten gelang es, den Satan, der aus ihm sprach, auszutreiben. Er und Ludwig bekannten nachher dem Vater, der ihnen verzieh und mit weiser Mässigung seine Maassregeln traf, ihre verbrecherischen Absichten. Karl sagte überdies aus, dass jedesmal, so oft er gegen den Vater sich verschworen habe, er in ähnlicher Weise höllischer Gewalt anheimfiele.

Wir haben schon gesehen, dass ungeachtet aller vorhergegangenen Verträge zwischen Ludwig d. D. und dem Kaiser Ludwig II. und aller für diesen Fall zum Voraus getroffenen Maassregeln, der Neustrier dem Deutschen doch die Kaiserkrone und die italienische Erbschaft ablistete. Karl d. K. scheint in Folge seines Glückes närrisch geworden zu sein. Als er von Italien nach Frankreich zurückkam, entsagte er allen Gewohnheiten der Franken und nahm ein auffallendes Betragen an. Er kleidete sich auf griechische Weise, verschmähte den Titel König und liess sich Kaiser und Augustus aller Könige diesseits des Meeres nennen, stiess namentlich gegen den deutschen Herrscher und dessen Reich die stärksten Drohungen aus und berühmte sich, dass er ein Heer zusammenbringen wolle von einer Grösse, dass die Rosse seiner Reiter den Rhein austrinken sollten, so dass er trockenen Fusses über das Strombett setzen würde. Kaum aber wies ihm Ludwig die Zähne und machte Miene ein Heer gegen ihn rücken zu lassen, als der Hasenfuss eiligst floh. Natürlich liess Ludwig sich nicht gutwillig die Dinge gefallen, die in Italien vor sich gegangen waren. Sein Sohn Karlomann ging mit zahlreichen Truppen über die Alpen, seine Rechte zu behaupten und zu vertheidigen, doch erlebte Ludwig das Ende des neuentbrannten Krieges nicht mehr. Er starb, 28. Aug. 876, in seinem Palaste zu Frankfurt a. M.

Dieser Todesfall wurde zur Quelle neuer Händel. Karl d. K. hoffte

nun auch Deutschland, nach welchem er so lange schon lüstern war, mit einem Male verschlingen zu können, ward aber von Ludwig dem Jüngern total geschlagen und schimpflich nach Neuster heimgeschickt. Die Brüder verloren Zeit und Kraft in Erbstreitigkeiten. Das lothringische Erbe und nach Karls Tode die Aussicht auf die Erwerbung Neustriens und Italiens warfen neue Zündstoffe unter die längst sich feindlich Gegenüberstehenden. Karlomann, nach des Neustriers Flucht und Tod zum Könige der Lombardei gekrönt (877), strebte nun nach der Kaiserkrone, die ihm aber Johann VIII. gutwillig nicht geben wollte. Er ging deshalb im Winter über die Alpen zurück, mit Unsegen, wie so viele deutsche Fürsten vor und nach ihm. Er und ein grosser Theil des Heeres kamen krank in der Heimath an, ja er selbst musste die Reise in einer Sänfte machen. Ein Jahr lang lag er, von den Ärzten fast aufgegeben, in seiner Pfalz zu Altötting. Im Winter von 878—79 traf ihn der Schlag, er verlor die Sprache und starb am 22. März 880. Seitdem Karlomann sich abgeneigt erwiesen hatte, mit seinem Bruder Ludwig die Lombardei zu theilen, wurde dieser sein Todfeind. Ludwig suchte deshalb seinen jüngsten Bruder Karl in sein Interesse zu ziehen, ihm anbietend, gemeinschaftliche Sache mit ihm gegen jenen zu machen. Karl, das Ende der Dinge voraussehend, wies diese Vorschläge zurück und hielt zu Karlomann, der ihm die Verwaltung Lombardiens übertragen und an seiner Statt ihn dorthin geschickt hatte. Sobald Ludwig von der Krankheit Karlomanns hörte, brach er in Baiern ein, verleitete die Vasallen des todtkranken Königs zum Treubruche, setzte diejenigen, die von Karlomanns natürlichem Sohne, Arnulf, um ihrer Treulosigkeit willen vertrieben worden waren, mit Gewalt wieder ein und scheint sich selbst an der Person des wehrlos Darniederliegenden vergriffen zu haben. Der Mönch von Fulda, Ludwigs Geschichtsschreiber, berichtet: „Karlomann habe diesen zuletzt zu sich gerufen und ihm, da er nicht sprechen konnte, schriftlich sich selbst, sein Weib, seinen Sohn und sein Reich überantwortet, worauf Ludwig zu seinem Unterhalte ihm einige Abteien, Bisthümer und Grafschaften aussetzte." Man sieht, der Baiorkönig wurde schon bei Lebzeiten beerbt und musste noch froh sein, dass ihm der lachende Erbe die Gnade erwies, ihm ein Stück Brod auszuwerfen.

Ludwig erfreute sich seiner Erwerbungen nicht lange, da er bald nach Karlomann selbst starb (882). Erbe der ganzen karolingischen Monarchie wurde nun, nachdem auch die neustrischen Vettern allmälig auf die Seite geschafft waren, Ludwigs d. D. jüngster Sohn, Karl, gen. der Dicke. Aber auch der sollte nur wenige Jahre das Scepter führen, das seinen schwachen Händen ohnehin zu schwer war. Er wurde 880 zu Ravenna in Gegenwart der lombardischen Edlen, des Patriarchen von Aquilea, des Metropoliten Ansbert von Mailand und des Papstes Johann VIII. zum Könige der Lombardei gekrönt. Im Laufe

des folgenden Jahres wusste er Mittel zu finden, die den Papst so mürbe machten, dass er, wiewohl mit heftigstem Widerstreben, einwilligte, die von Karl unablässig gehcischte Kaiserkrönung und zwar bedingungslos zu vollziehen (Febr. 881). Der neue Kaiser wurde für den römischen Bischof eine wahre Zuchtruthe. Wieder einmal fühlte dieser, dass es eine Macht gab, die über ihm stand. Während Karl in Italien nach der Kaiserkrone trachtete, hausten die Normannen ärger als je am Rhein und in Lothringen. Sie eroberten und plünderten Cambray, Mastrich, den Hespeugau, die Gaue am Niederrhein, die schönen Klöster Prüm, Korneliusmünster, Stablo, Malmedy, Aachen (die Kapelle des Kaiserpalastes benutzten sie als Pferdestall), Köln und Bonn. Wer entrinnen konnte, floh; Kleriker, Mönche und Nonnen retteten die Kirchenschätze, die Heiligenleiber nach Mainz, dessen Mauern man ausbesserte und dessen Gräben man vertiefte. Im Winter von 881—82 hatten die Räuber ein befestigtes Lager bei Aschloh, unweit Lüttich, bezogen. Im April verliessen sie dasselbe, rückten gegen den Rhein vor, brannten Trier und Koblenz nieder und schlugen ein deutsches Heer, das sich ihnen bei Metz entgegenstellte. Nun konnte Karl den zu ihm dringenden Hilferufen sein Ohr nicht mehr länger verschliessen. Alle deutschen Stämme eilten zu seinen Fahnen. Arnulf, der sich das Herzogthum Kärnthen schon von Ludwig ertrotzt hatte, kam herbei; der ehemalige Feldherr Ludwigs, Herzog Heinrich, zog aus der Provence gegen den Rhein. Beide, Arnulf und Heinrich, wurden vorangeschickt, um die Normannen unvermuthet zu überfallen. Verrätherisch kehrten sie wieder um, ohne gethan zu haben, was sie sollten. Nun brach der Kaiser mit dem Heere selbst auf und schloss das feindliche Lager bei Aschloh ein (Juli 882). Drinnen lagen die Seekönige Gotfried und Sigfried, die Fürsten Worm, Hals u. A. mit ihren Schaaren und Schätzen. Zwölf Tage dauerte bei drückender Hitze die Berennung. Am 21. Juli zog ein furchtbares Gewitter, begleitet von Hagelkörnern wunderbarer Grösse, über die Gegend; viele Pferde der Belagerer wurden getödtet, ein Theil der Mauern von Aschloh zerstört. Die Räuber, jetzt ohne Schutz, kamen in verzweifelte Lage. Da boten sie Frieden, und Karl beging die Schmach, ihn anzunehmen, sie ziehen und ihren Raub auf 200 Schiffen mit fortnehmen zu lassen, ja er gab ihnen noch dritthalbtausend Pfund theils Gold, theils Silber, damit sie gingen und legte ihnen nur die Bedingung auf, jetzt Neustrien heimzusuchen. Diese über alle Begriffe schändliche und niederträchtige Handlungsweise erregte schweres Ärgerniss im ganzen Heere, schlug dem deutschen Nationalgefühle empfindlich ins Gesicht. Fortan sehen wir den Kaiser selten mehr an der Spitze seiner Truppen. Er überlässt es seinen Herzogen, die Feinde zu verjagen, und beschäftigt sich fast ausschliesslich mit politischen Dingen, die nun allmälig ans Licht treten. Er will seinem natürlichen Sohne Bernhard die Nachfolge sichern. Im

Jahre 886 machte er, von Italien kommend, einen Zug nach Paris, das von den Normannen fürchterlich bedrängt wurde; auch hier wiederholte sich die Schmach von Aschloh. Schwer erkrankt kam er an den Rhein zurück. Er litt an so heftigen Kopfschmerzen, dass er sich in Bodman bei Konstanz entschloss, sich einen Schnitt ins Haupt machen zu lassen. Die Angelegenheit mit Bernhard wollte nicht vorangehen. Karls ehemaliger, von ihm schwer beleidigter Kanzler, hatte sich mit Arnulf verbunden und ihn bewogen, unverzüglich gegen den Kaiser loszuschlagen. Dieser berief noch eine wenig besuchte Reichsversammlung nach Frankfurt, da vergebliche Versuche machend, ein Heer zusammenzubringen und die Anerkennung Bernhards zu erlangen. Als Arnulf nahte, verliessen ihn seine letzten Getreuen, alle seine Freunde und Räthe. Den einzigen, der noch bei ihm ausgeharrt hatte, den Erzb. Luitbert von Mainz, schickte er um Schonung bittend an den Usurpator. Arnulf wies dem Gestürzten einige Ländereien in Alemannien an. Karl überlebte seine Absetzung nur zwei Monate; er starb am 13. Jan. 888 zu Neidingen an der Donau und wurde zu Reichenau begraben. Das Gerücht ging, Arnulf habe ihn erdrosseln lassen. So endete der letzte ächte Karolinger, ein Zerrbild der Schwäche und Erbärmlichkeit, geängstigt, gedemüthigt von auswärtigen und einheimischen Feinden, ein willenloses Werkzeug in der Hand seines ränkesüchtigen Kanzlers, unthätiger Zuschauer bei den Leiden seines Volkes, bedeckt mit heimlicher und öffentlicher Schande. Seine Regierung, von der man sich so Grosses und Gutes versprochen hatte, gehört zu den unglücklichsten in der Geschichte Deutschlands. Von dem einst so blühenden karolingischen Mannsstamme war in Deutschland nur noch der Bastard Karlomanns, Arnulf, übrig.

Arnulf war ein kräftiger Charakter, der einst nicht nur nach seines Vaters Tode sich einen beträchtlichen Landestheil und eine gewisse Selbstständigkeit zu erringen gewusst hatte, sondern der auch, als dieser noch lebte, wo es galt, die Rechte des Baierfürsten, gegen übermüthige Vasallen vertrat. Arnulf war der erste deutsche Wahlkönig. Die mächtig gewordenen deutschen Fürsten entschlossen sich nur widerstrebend, ihn anzuerkennen. Fast alle grösseren Häuser leiteten mehr oder weniger ihr Geschlecht selbst von Karl d. Gr. ab, und so glaubten alle ein Anrecht auf die Herrschaft über Deutschland zu haben. Als nun Arnulf doch zum Nachfolger seines Ohms gewählt wurde, suchten die deutschen Stände sich wenigstens gegen die herrschsüchtigen Ausschweifungen der karolingischen Familie, durch welche Deutschland nun schon während eines halben Jahrhunderts verwildert und ruinirt wurde, sicher zu stellen. Eine Synode zu Mainz wagte es, dem neuen Könige unverblümt zu sagen, was man von ihm erwartete: „Er solle als christlicher Fürst seinen Unterthanen durch Übung jeglicher Tugend ein gutes Beispiel geben, keusch, gerecht, mässig sein,

nicht mehrere Weiber haben[18]), den Frieden aufrecht erhalten, Wittwen nnd Waisen schützen, die Diener der Kirche ehren, Übelthäter bestrafen und sorgfältige Aufsicht führen, dass die Beamten immer thun, was recht ist." Eine gleichzeitig gehaltene Reichsversammlung zu Frankfurt nöthigte ihn zur Anerkennung eines Wahlvertrages, kraft dessen Deutschland auf seine natürlichen, durch die Akte von Verdun bestimmten Grenzen zurückgeführt und durch den, wie man hoffte, den herrschsüchtigen Bestrebungen der Könige ein Zügel angelegt werden sollte.

Leider zwang man Arnulf nicht, auf alle ausserdeutschen Erwerbungen vollständigen, bedingungslosen Verzicht zu leisten. Aus dem Umstande, dass man ihm Hohheitsrechte über die ausserdeutschen Länder des von seinem Vorgänger beherrschten Kaiserstaates zugestand, wusste er leicht eine Handhabe für seine Absichten, die alte Weltherrschaft wieder herzustellen, zu drehen.

Wie ein finsterer, unheimlicher Geist sitzt es allen Karolingern im Nacken, den Traum des Weltreiches ihres Ahns fortzuspinnen und alle gehen daran zu Grunde. Auch Arnulf liess sich durch das warnende Beispiel des dicken Karls (denn nicht um dessen sonstiger Erbärmlichkeit, sondern um seiner Hartnäckigkeit willen, mit der er an den Traditionen der Kaiserwürde festhielt, waren die deutschen Stände zuletzt von ihm abgefallen) nicht belehren. Er setzte zuerst (893) die Kämpfe gegen seine alten Feinde, die Mähren, fort, die ihn, so lange er als Herzog über Kärnthen herrschte, von Karl d. D. dazu ermuntert, so oft hart bedrängt hatten (883—884). Aber das Mährenreich war reich an Hilfsmitteln, Herzog Swatopluk stark und mächtig. Zahllose Schaaren von Kriegern folgten stets seinem Aufgebote. Die Macht der Deutschen dagegen erwies sich selten ausreichend genug, um nachhaltige Erfolge erringen zu können.

Eine päpstliche Gesandtschaft, die Hilfe suchend vor Arnulf Ende 893 zn Regensburg erschien, gab ihm erwünschten Anlass zu einer Romfahrt (894). Der König rückte siegreich in Italien vor, erstürmte Bergamo, gelangte bis Piacenza und unterwarf sich angesehene Parteihäupter, musste jedoch mitten in seinem Unternehmen inne halten, weil sein Heer die fernere Folge verweigerte. Schon im Herbst des kommenden Jahres kehrte er auf die wiederholten Bitten des Papstes hin nach Welschland zurück. Diesmal gelangte er unter unsäglichen Beschwerden nach Rom. Im April 896 krönte ihn P. Formosus zum Kaiser. Eitles Streben um eine bereits werthlos gewordene Sache!

---

[18]) Arnulf war zwar verheirathet, aber er besass von seiner Frau Ota keine Kinder, dagegen aus unlegitimen Verbindungen eine Schaar Bastarde. Von zweien von ihnen, Zwentibold und Ratolf, werden wir noch hören. Man behauptete nach Arnulfs Tode, dass er, wie Sulla, der Läusekrankheit, einer Folge verschleuderter Geschlechtskraft, erlegen sei.

Man sagt, dass die Wittwe des Papstkaisers Wido, Angiltrud, die Mutter Lantberts, dem deutschen Fürsten Gift beizubringen wusste, das die Eigenschaft hatte, den Verstand zu verwirren. Arnulf, eben im Begriffe Spoleto zu belagern, bekam plötzlich die rasendsten Kopfschmerzen und musste umkehren. Nie mehr ist er ganz genesen, und während der wenigen Jahre, die er noch zu leben hatte, gewann er nie wieder die frühere Ruhe und den alten Muth.

Es wurde bereits darauf hingedeutet, wie schlimm das Beispiel war, das Arnulf durch sein unsittliches Leben gab. Endlich ward ihm zu Altoetting ein legitimer Sohn geboren (893), aber er konnte zu dem Kinde, das von Jugend an krank und schwächlich war, nie Zuneigung fassen. Dagegen hatte er eine besondere Vorliebe für seinen Bastard Zwentibold, einen wilden, rohen Gesellen. Ihm, den er bereits (895) den Lothringern als Herzog aufgenöthigt hatte, wollte er auch, wie es ehedem schon Karl d. D. für seinen Sohn Bernhard mit unwürdigen Mitteln erstrebt hatte, die Nachfolge im Reiche sichern. Um seine Absichten zu erreichen, häufte er, wie es einst sein Vorgänger in Kirchheim gethan hatte, auf seine Gattin vor den zu Regensburg (899) versammelten Ständen die unerhörte Beschuldigung des Ehebruchs. Zur selben Zeit lähmte ihn ein Schlaganfall. Bald darauf starb er am 8. Dec. 899, und schon im nächsten Jahre 13. Aug. 900 blieb auch der von allen seinen Unterthanen gehasste Tyraun Zwentibold in einer Schlacht gegen seine Vasallen.

Nach Arnulfs Tode wählten zu Anfange des Jahres 900 die deutschen Stände zu Forchheim dessen 7jährigen Sohn Ludwig, gen. das Kind, zu ihrem Könige. Der unmündige Fürst fand in dem mainzer Erzb. Hatto, einem genialen, energischen Staatsmanne, einen Beschützer, Vormund, Erzieher und Minister. Überhaupt erwies sich ihm die höhere Geistlichkeit, die die deutsche Reichseinheit mit Ausdauer und Glück gegenüber den Sonderbestrebungen des höheren Adels aufrecht zu erhalten wusste, geneigt, aber ein Geschlecht, das seinem Untergange so auffällig zneilte, wie das karolingische, war nicht mehr zu retten. So rühmlich auch die Thätigkeit derer war, welche die Reichsangelegenheiten leiteten, so grosse Mühe sie sich auch gaben, um den täglich wachsenden Gefahren die Spitze zu bieten, die öffentlichen Angelegenheiten nahmen eine immer trostlosere Gestalt an. Wehe dem Volke, dessen König ein Kind ist!

Der letzte deutsche Karolinger starb im Jahre 911 und ward zu St. Emmeran in Regensburg neben seinem Vater begraben. Sein Todestag ist unbekannt. Ein alter Historiker sagt: „Im zweiten Jahre des Erzbischofs Hager von Hamburg wurde der Knabe Ludwig abgesetzt (vielleicht auch aus dem Wege geräumt) und der Franken Herzog Konrad auf den Thron erhoben.“

Dieser Konrad I., dessen Abkunft aus dem Geschlechte des grossen

Karl (von Alpais, einer Tochter Ludwigs d. Fr.) sehr zweifelhaft ist, hatte, den Sachsenherzog Otto den Erlauchten, der schon unter dem Kinde mit Erzb. Hatto sich an der Führung der Reichsangelegenheiten betheiligt hatte und auf den als den mächtigsten unter den deutschen Fürsten Vieler Blicke gerichtet waren, abgerechnet, zwei Mitbewerber um den deutschen Thron, beide Karolinger, den Neustrier Karl den Einfältigen und den Baierherzog Arnulf den Bösen, Luitpolds Sohn, der von einer Tochter Ludwigs d. J. abstammte. Jedoch Konrad erhielt die meisten Stimmen, — die Machinationen der Anderen blieben unberücksichtigt, oder wurden unterdrückt — und wurde am 8. Nov. 911 zu Forchheim gekürt. Seine Regierung war weder glorreich, noch glücklich, aber er war ein kräftiger Mann und wusste seine Gegner in Achtung zu erhalten. Leider verleitete ihn sein Hass gegen alle Familien, in deren Adern noch karolingisches Blut floss, zu Härten, Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten. Konrad I. starb am 23. Dec. 918. Nach seinem eigenen, bestimmt ausgesprochenen Willen (denn er hatte wohl längst erkannt, dass seine Hausmacht nicht zureichte, seine Familie in der schwierigen Stellung, die er selbst bekleidet hatte, zu erhalten) wurde die deutsche Krone nicht seinem Bruder Eberhard, sondern seinem langjährigen, unbesiegbaren Gegner, Heinrich von Sachsen, den er selbst für den würdigsten, mächtigsten und tauglichsten Mann des Reiches erklärte, zu Theil.

Mag man das Unrecht, wodurch Pipin zum Thron, Karl zur Herrschaft über das Abendland gelangte, noch so strenge beurtheilen, das auffallende Unglück ihrer Nachkommen, als das Werk einer rächenden Nemesis erkennen, immer wird der schnelle durch einzelne Katastrophen schreckliche Fall und das klägliche Verkommen eines so mächtigen Geschlechtes erschütternd bleiben. Verarmt, geblendet, in Klöstern und Hütten, als Flüchtlinge und Bettler, als Vater- und Brudermörder, selbst im Glanz ihrer Kronen verhasst und verachtet, starben Söhne, Enkel und Urenkel des grossen Kaisers jämmerlich dahin.

War die Regierung der Söhne Ludwigs d. Fr. und ihrer unmittelbaren Nachfolger unglücklich für das Land geworden durch innere Kriege und die Einfälle äusserer Feinde, so kam nun, kaum nachdem es gelungen war, sich dieser zu erwehren und den Kaisern eine Verfassung aufzunöthigen, die ihre Eroberungsgelüste schwerer zur Ausführung gelangen liessen, dem Reiche ein anderer schrecklicher Gegner. Fast alljährlich zwangen, wie wir wissen, die unruhigen und eidbrüchigen slavischen Stämme die deutschen Könige zu Kriegszügen nach dem Osten. Die meisten dieser Völkerschaften, wenn sie auch feindliche Einfälle in die Nachbarstaaten wagten, waren jedoch bald wieder zur Ruhe gebracht, und gewöhnlich handelte es sich bei ihren Aufständen meist nur darum, sie zu ihrer früheren Tributpflichtigkeit zurückzuführen, oder einen verjagten Grafen oder Herzog wieder einzusetzen. Nur

die Mährenherzoge konnten grösseren Widerstand leisten und fielen nicht selten mit zahlreichen Heeren in Kärnthen ein. Die dentschen Könige kämpften nicht immer glücklich gegen sie. Aber so lange das grosse Mährenreich bestand, besass Deutschland an ihm eine natürliche Schutzmauer gegen die jenseits wohnenden Völker des Ostens.

Es war eine unselige Politik der deutschen Herrscher, dass sie, anstatt im Frieden mit diesen ihren Nachbarn zu leben und ihnen die gewünschte Selbstständigkeit zu gewähren, dieselben durch stete Kriege schwächten und sich selbst dadurch einen hartnäckigen Gegner schufen und eines nützlichen Verbündeten beraubten.

Wiederum war Swatopluk gegen König Arnulf ungehorsam gewesen, so dass dieser beschloss, ihn empfindlich zu züchtigen. Zu diesem Zwecke verband er sich mit dem Slavenfürsten Brazlawo, einem alten Nebenbuhler Swatopluks, zu einem Heerzuge gegen jenen. Drei Heere, Franken, Baiern und Alemannen, fielen gleichzeitig von verschiedenen Seiten her in Mähren ein und verheerten Wochen hindurch das unglückliche Land auf eine grausame Weise (893). Nicht genug damit, hatte König Arnulf seinem Gegner noch einen andern schrecklichen Feind erweckt, der nur zu bald auch seine Waffen gegen ihn selbst kehren sollte. Um 830 hatte sich ein Zweig des grossen Finnenstammes, der ursprünglich am Ural wohnte, losgelöst und in dem Küstenland zwischen dem Dnieper und der Donaumündung neue Wohnsitze angemasst. Im Kriege, den die Kaiser Basilius I. und Leo V., der Philosoph, gegen den Bulgarenkönig Simeon führten, benützten sie die Hilfe der wilden kriegerischen Eindringlinge, die sich Magyaren nannten nnd als Ungarn den Völkern Mitteleuropa's nachmals so schrecklich werden sollten. Von Simeons Rache schwer getroffen, verliessen sie 889 ihre bisherigen Ansiedlungen und drängten in jene grosse Ebene Pannoniens herein, die ihre Nachkommen noch heute bewohnen. Das Land war damals zur einen Hälfte von Avaren, zur anderen von Mähren bewohnt. Den grausamen, wilden Horden gegenüber, die nichts zu verlieren, nur zu gewinnen hatten, erwiesen sich alle gegen sie unternommenen Maassregeln nutzlos. Ihre ungestüme Kampfesweise warf jeden Widerstand nieder. Schon 862 waren einzelne Haufen von ihnen nach Deutschland gekommen, aber mit blutigen Köpfen wieder heimgeschickt worden. Im Jahre 900, dem Krönungsjahre des Kindes, brach ein grosses ungarisches Heer in Italien ein, Friaul und die Lombardei nach ihrer Gewohnheit grässlich verwüstend. Von Berngar anfangs zurückgedrängt, erfochten sie auf dem Rückzuge an der Brenta einen glänzenden Sieg über ihn. Nun überzogen sie das östliche Baiern, wurden aber, nachdem sie das ganze Land geplündert und verheert hatten, vom Markgrafen Luitpold und dem Passauer Bischof Richar geschlagen.

Im Jahre 894 starb Arnulfs gefährlichster Gegner, der alte

Swatopluk. Sein Reich erbten seine beiden Söhne: Moimar und Swatopluk II. Obwohl vom griechischen Kaiser, der die Gefahr ihrer Lage übersah, dringend zur Einigkeit ermahnt, und wie es schien, gutem Rathe auch nicht ganz abgeneigt, hörten sie doch allzufrühe auf die Ränke und Verhetzungen der deutschen Herren. Bald loderte wilde Zwietracht zwischen ihnen empor. Zu den Schrecknissen des Bruderkrieges gesellte sich ein von Arnulf angezettelter und mit entsetzlicher Wildheit ausgeführter Einbruch der Ungarn. Die Böhmen, den Augenblick trostloser Verwirrung benützend, schüttelten das mährische Joch ab, die beutegierigen, treulosen Grafen der Ostgrenze und die baierschen Herzoge, nachdem der Brand von ihnen entzündet war, überzogen das von allen Seiten bedrängte unglückliche Land ebenfalls mit Krieg (898). Von den beiden Mährenfürsten verfolgte der ältere trotz äusseren Missgeschickes, die Unabhängigkeitsbestrebungen seines Vaters. Mit ihm verbunden war der Sohn Aribos, des Markgrafen von Östreich, Isanrich (der Isegrimm der Thierfabel?). Schon von seiner letzten Krankheit erfasst, führte Arnulf 899 nochmals in Person ein Heer nach Mähren, jedoch ohne damit besonderen Erfolg zu erringen. In den kommenden Jahren scheint Friede auf der deutschen Ostgrenze geherrscht zu haben, aber 907 erlag das Mährenreich völlig dem Andrange der Barbaren. Was vom Volke übrig blieb, floh nach den umliegenden Ländern, Deutschlands Schutzmauer war gefallen, kein Hinderniss hielt die Wuth der Räuber mehr von seinen Grenzen ab. Alles von nun an über Deutschland hereinbrechende Unglück ist als ein Werk Arnulfs und seiner unseligen Bestrebungen nach der Kaiserkrone und Machtausdehnung seines Hauses anzusehen. Im Sommer 907 bot Ludwig d. K. alle baierschen Wehrkräfte auf und zog damit den bereits in Östreich eingedrungenen Feinden entgegen. Das Heer, in drei Haufen getheilt, ward aber bei Ennsburg an der Donau am 9., 10. und 11. Aug. vollständig geschlagen und vernichtet. Markgraf Luitpold, der Erzbischof Theotmar von Salzburg, die Bischöfe Zacharias von Seben und Odo von Freising, nebst unzähligen Rittern und Geistlichen fanden ihren Tod im Kampfe. Mit Mühe nur entrann der junge König. Die siegreichen Barbaren überschritten nun den Inn und ergossen sich wie ein reissender Strom über ganz Baiern. Alle Städte, Dörfer und Klöster wurden nun von ihnen zerstört, das ganze Land in furchtbarer Weise verwüstet.

Im folgenden Jahre (908) traf ein gleiches Geschick, das von ihnen schon 902 und 906 heimgesuchte Sachsen und Thüringen, dann (909 und 910) Schwaben und Franken, aus denen sie eine unermessliche Beute an Menschen und Vieh mit hinwegschleppten. Graf Gozbert im Klettgau, der sich ihnen bei ihrem zweiten Einfall mit einem alemannischen Heere entgegenstellte, erlag, ebenso Herzog Gebhard von Lothringen mit einem fränkischen Heerhaufen, erst in einem dritten Kampfe wurden sie von einem baierschen Heere besiegt.

Die Lage Deutschlands war eine überaus trostlose. Kein Herrscher, der den Feinden hätte die Spitze bieten können; keine Zucht, keine Furcht, keine oberste Gewalt; Uneinigkeit unter den Grossen, deren Jeder bei der Auflösung aller staatlichen Verhältnisse zu gewinnen trachtete. Statt, dass die vereinte Kraft der Deutschen die verächtlichen Feinde über die Grenzen zurückgepeitscht hätte, focht jeder Stamm gesondert, erlag jeder für sich, ward ein Land nach dem anderen erobert und verheert, erlebte endlich Deutschland die Schmach, Tribut an die Barbaren zahlen zu müssen.

Im Jahre 913 erfolgte ein neuer Einbruch der Ungarn, der sich bis nach Alemannien hin erstreckte, doch wurden die Räuber, als sie bereits auf dem Rückzuge begriffen waren, von den verbundenen Baiern und Schwaben (unter Herzog Arnulf von Baiern, den schwäbischen Kammerboten Erchanger und Berthold und dem alemannischen Grafen Udalrich) am Inn eingeholt und so geschlagen, dass ihrer nur wenige entrannen. Im Jahre darauf musste einer der Sieger, der übermüthig gewordene Baierherzog Arnulf, vom Könige Konrad hart bedrängt, mit Weib und Kind selbst zu diesen Reichsfeinden flüchten. Von ihm aufgestachelt und im Bunde mit ihm wagten sie 915 und 917 neue Einfälle. Sie durchschweiften Baiern, Alemannien, Franken, Sachsen und Thüringen, und drangen bis nach Basel, in den Elsass, nach Lothringen und in die Gegend von Frankfurt a. M. vor.

Neben diesen äussern Feinden hatten die Könige aber auch noch innere Gegner niederzuhalten. Mächtige Parteien, bestehend aus dem hohen Klerus, der für die schwer bedrohte Reichseinheit stritt, und dem höheren Adel, der zu eigenem Vortheile das Reich in eine Masse kleiner unabhängiger Staaten aufzulösen trachtete, rangen auf Tod und Leben mit einander. Alle die grösseren Vasallen, die sich eine gewisse Selbstständigkeit ertrotzt hatten, erwiesen sich widerspenstig und ungehorsam, führten wohl gar Kriege gegen einander auf eigene Faust. [19]) So standen sich im Mittelpunkte des Reiches die Babenberger und Kon-

[19]) „Zwietracht herrscht zwischen Bischöfen, Grafen und dem Heere; wider einander kämpfen Mitbürger und Zunftgenossen; der städtische Haufe tobt, die Gemeinden sinnen auf Krieg — überall wird das Gesetz zertreten und die, welche Vaterland und Volk vertheidigen sollten, geben das schlechteste Beispiel. Denn die Grossen, deren Väter einst die königliche Gewalt befestigten, schüren den Bürgerkrieg an. Da die Trennung des Volkes, welches einst eine Einheit bildete, so gross ist, wie kann da das Reich länger bestehen! — Wundern muss man sich, dass wir noch nicht ganz zu Grunde gerichtet sind. Kein Führer ist da, der da spräche: vorwärts oder halt! Stände ein Mann an der Spitze des Heeres, so würde die Ordnung nicht so völlig zerfallen sein, noch hätte Parteiung vermocht, Unheil ohne Maass anzurichten, oder herzogliche Bosheit das Scepter den Rechtschaffenen zu entwinden. Überall fehlt es an einer kräftigen Faust, die das Ruder führt; die Zucht ist dahin, wer Andern keine Furcht einzuflössen versteht, verdient selbst die Herrschaft nicht." Bisch. Salomo III. in einem Gedichte an Dado von Verdun.

radiner entgegen. [20]) Ebenso wüthete Parteiung und Kampf in Lothringen, Friesland, Sachsen, Baiern und Schwaben.

Wie im Laufe der Zeit im Innern Deutschlands allmälig eine ausserordentliche Umgestaltung aller Machtverhältnisse stattfand, so waren auch die Beziehungen zu den von den Kaisern erworbenen und bisher behaupteten ausserdeutschen Besitzungen nach und nach völlig andere geworden. Zu Arnulfs Zeiten standen Frankreich, Burgund und Italien noch unter deutscher Lehensoberhoheit. Die französischen Gegenkönige Odo und Karl (der Einfältige) hatten noch zu Worms 899 vor dem deutschen Könige erscheinen und ihn als ihren Oberlehensherrn anerkennen müssen.

Karl, nach Odo's Tode alleiniger König über Frankreich, strebte nach des Kindes Entsetzung und Tod, den karolinger Traditionen getreu,

---

[20]) Wir haben oben von dem Herzoge Heinrich von Franken, dem Heerführer der Könige Ludwig d. J., und Karls d. D., der 886 vor Paris blieb und von seinem Bruder Poppo, der H. von Thüringen und an der Sorbenmarke war, gesprochen. Unter K. Arnulf fiel Poppo in Ungnade, und wurde aller seiner Lehen entsetzt, was hauptsächlich auf Betrieb einer mächtigen fränk. Familie geschah, die mit der seinigen um die erste Stelle im Reiche rang. H. Heinrich hatte drei Söhne hinterlassen: Adalbert, Adalhard und Heinrich, die als Stammsitz das Schloss Babenberg h. Bamberg, ausserdem aber noch grosse Güter und Reichthümer und die höchsten Ehrenstellen im Lande besassen. Der lange genährte und bisher verhaltene Groll zwischen den beiden Häusern machte sich 897 in einer Fehde Luft, die vorläufig mit der Verheerung beiderseitiger Besitzungen endete, sich aber 902 wiederholte. Nun erlagen die Babenberger. Heinrich blieb im Gefecht, der in Gefangenschaft gehaltene Adalhard ward enthauptet, Adalbert zog sich, nachdem er 903 einen Einfall in die Besitzungen seiner Feinde wiederholt hatte, Rache brütend und alle Friedensvorschläge und Ermahnungen zurückweisend, auf sein Schloss zurück, warb Verbündete und überfiel 906 aufs Neue seinen Gegner. Diesmal behauptete er das Feld. Konrad, der Vater des nachmaligen Königs, blieb, von vielen Wunden getroffen. Nun aber schritt König Ludwig, oder vielmehr dessen allmächtiger Kanzler, Erzb. Hatto von Mainz ein. Adalbert ward von der Reichsversammlung nach Tribur geladen, und da er nicht erschien, in seiner Burg Terassa (das nachmalige Kloster Theres) belagert.

Hier fiel jener schändliche Verrath vor, der das Andenken Hatto's, das wir sonst alle Ursache haben zu segnen, mit ewiger Schmach bedeckt. Es ist bekannt, wie er Adalbert aus seiner Burg lockte und ihm dann, die Zusage freien Geleites brechend, 9. Sept. 906 enthaupten liess. Mit ihm erlosch das Geschlecht H. Heinrichs.

Die andere Familie war die mit Hatto verbündete des Grafen Konrad von Frizlar, der Poppo's Nachfolger in Thüringen, während sein Bruder, zwar von gutem Adel, aber sonst ein vollkommener Dummkopf, Bischof von Würzburg wurde. Ein zweiter Bruder, Gebhard (im Kampfe gegen die Ungarn 910 geblieben), wurde Zwentibolds Nachfolger in Lothringen, ein dritter, Eberhard, fiel 902 im Gefechte gegen die Babenberger. Während der jüngere Konrad in Lothringen gegen aufständische Grafen kämpfte, Gebhard eines Angriffs Adalberts in der Wetterau gewärtig war, fiel jene Schlacht vor, in der der ältere Konrad erlag (906).

Der jüngere Konrad wurde nun Herzog in Franken und später nach des Kindes Tod (den er vielleicht befördert und mit verschuldet hat) deutscher König.

nach dem deutschen Throne. Die Herzoge von Sachsen, Baiern und Schwaben standen sogar auf seiner Seite. Aber nicht einmal Lothringen und Elsass, das er wiederholt an sich zu reissen versuchte, vermochte er zu behaupten.

In der Provence war durch Wahl der weltlichen und geistlichen Stände 890 Ludwig III., Boso's Sohn, den einst schon Karl d. D. adoptirt hatte, König geworden. Er erkannte die Oberhoheit Arnulfs an und ward von diesem bestätigt. Zehn Jahre später wurde er von dem Markgrafen Adalbert II. von Toskana und dem P. Johann IX. nach Italien gerufen und im Oct. 900 zu Pavia zum Könige der Lombardei gekrönt, im Laufe des Februars 901 salbte ihn Benedikt IV. in Rom sogar zum Kaiser. Doch konnte er sich in Italien gegen Berngar nicht halten. Von ihm besiegt, musste er eidlich geloben, das Land auf Nimmerwiederkehren zu verlassen. Eidbrüchig unternahm er 905 dennoch wieder einen Heerzug über die Alpen. Anfangs siegreich, nöthigte er seinen Gegner zur Flucht, ward aber von ihm in Verona überfallen, gefangen genommen und geblendet. Ludwig starb, nach der Provence heimgekehrt, 924.[21])

Burgund war seit 887 in zwei Theile geschieden: in das cisjuranische oder Niederburgund (Provence und Dauphiné), das Ludwig besass und in das transjuranische oder Hochburgund (Schweiz und Savoyen), Rudolf I., Enkel des Welfen Konrad, der eine Zeit lang Herzog von Schwaben und mit Adelheid, einer Tochter Ludwigs d. Fr., verheirathet war, beherrschte. Nach seinem Tode (912) folgte ihm sein Sohn Rudolf II., der 921 ebenfalls von den Italienern herbeigerufen und von ihnen 922 mit der eisernen Krone begnadet worden war, aber schon 925 sein neues Reich auf immer wieder verlassen musste. Ihm gelang es, nachdem Hugo König der Lombardei geworden, Nieder- und Hochburgund unter dem Namen Arelat zu einem Reiche zu vereinigen, das nach dem Tode seines Enkels Rudolf III. durch Kaiser Konrad II. wieder an Deutschland kam (1032).

In Italien dominirten zur Zeit, da Karl d. D. starb, zwei Fürsten: Berngar von Friaul und Wido II. von Spoleto. Sie hatten sich, die Verwirrung in Deutschland benützend, verabredet, Italien und Neuster unter sich zu theilen. Der Papst salbte Wido auch wirklich zum Könige von Neuster, und Berngar ward 888 von dem mailänder Metropoliten Ansbert in Pavia gekrönt. Wido wurde bei seiner Ankunft

[21]) Sein Sohn Karl Konstantin wurde durch Hugo, einen Sohn des Grafen Theutbald und der Bertha (Tochter Lothars II. und Waldradens, später an den Markgrafen Adalbert von Toskana verheirathet), der sich schon früher grossen Einfluss zu verschaffen gewusst hatte, verdrängt. Als Hugo, von den Lombarden eingeladen, 926 nach Italien ging (und dort eine Dynastie gründete, die bis 950 dauerte), trat er seinen Antheil an der Provence durch Vertrag (930) an H. Rudolf II. von Oberburgund ab.

in Frankreich von einer Partei auch als König empfangen und von Fulko von Rheims nochmals zu Langres gekrönt. Aber eine stärkere Gegenpartei wählte zu Compiegne Odo, den Grafen von Paris, den Erzb. Walter von Sens salbte. Nun boten Fulko und seine Genossen dem Könige Arnulf die französische Krone an, aber diesem waren durch seinen Wahlvertrag die Hände zu sehr gebunden, als dass er sie nach fremden Kronen jetzt schon hätte ausstrecken können. [22]) Der anfänglich auch vom deutschen Könige begünstigte Wido musste nun unverrichteter Dinge nach Italien wieder heimkehren.

Berngar erkannte (888) die Oberhoheit Arnulfs an und wurde dafür von diesem als König der Lombardei bestätigt. Nun aber kam Wido mit seinem Heere aus Frankreich zurück, erklärte die früher mit Berngar abgeschlossenen Verträge für aufgehoben und wandte sofort seine Waffen gegen ihn. Die erste zwischen Beiden geschlagene Schlacht brachte keine Entscheidung, in der zweiten wurde Berngar besiegt und zur Flucht nach Deutschland genöthiget. Wido ward um 889 zu Pavia zum Könige gewählt und im Febr. 891 von dem von ihm dazu gezwungenen P. Stephan V. zum Kaiser gesalbt. Als Arnulf von Stephans Nachfolger, dem P. Formosus, gerufen, 894 nach Italien kam, wurde die Lombardei schnell von ihm erobert (auch der toskanische Markgraf Adalbert II., der Reiche, und sein Bruder Bonifaz unterwarfen sich) und Berngar wieder in seine Rechte eingesetzt. [23])

Nach dieser Schilderung der politischen Verhältnisse des karolingischen Reichs werfen wir nun noch einen Blick auf dessen innere Zu-

---

[22]) Odo kam später nach Worms, unterwarf sich deutscher Oberhoheit und ward nachmals zu Rheims (28. Jan. 893) mit einer zu diesem Zwecke von Arnulf geschickten Krone wiederholt gekrönt.

[23]) Wir wissen, dass Arnulf damals nur bis Piacenza kam. Im Spätherbst starb Wido, eine Wittwe Angiltrud und einen Sohn Lantbert hinterlassend, der schon 892 von ihm zum Mitkaiser ernannt worden war. Arnulf, 895 zu neuem Heerzuge nach Italien genöthigt, fand nun Berngar mit dem Toskaner gegen sich verbündet, Rom von den Spoletanern besetzt. Er nahm die Stadt, wurde gekrönt, musste aber Italien in Folge schwerer Erkrankung schleunig wieder verlassen. Berngar, mit Lantbert im Einverständnisse, vertrieb mit leichter Mühe den als König der Lombardei vom Kaiser eingesetzten Ratolf (Arnulfs natürlichen Sohn) und die ihm beigegebenen Grafen Waltfred und Maginfred, die beide ihr Leben verloren. Ein Sohn dieses letzteren, Hugo, nahm an Kaiser Lantbert Rache für die Hinrichtung seines Vaters (und die Blendung eines Bruders und Schwagers), indem er ihn auf der Jagd erschlug (bei Marengo 898). Berngar wurde sein Erbe in Oberitalien und residirte fortan in Pavia. Zuerst enge mit Adalbert befreundet, überwarf er sich bald mit ihm, und dieser wurde nun die Veranlassung, dass so viele Gegenkönige in der Lombardei gegen ihn aufgestellt wurden. Erst 916 wurde Berngar in Rom von Johann X. zum Kaiser gekrönt.*) Sein Nachfolger, König Hugo von Provence, der Böse, der Stiefsohn Adalberts II. von Toskana, später mit der berüchtigten Marozia vermählt, ging 946 ins Kloster.

---

*) Mit ihm, als er 924 zu Verona ermordet war, erlosch das italienische Kaiserthum.

stände. Regiert von gewissenlosen oder unfähigen Fürsten, heimgesucht von grausamen, unmenschlichen Feinden, preisgegeben habgierigen, ungerechten Vasallen, die sich in nichts von Räubern und brutalen Friedensstörern unterschieden; ausgesogen, ausgeraubt, verachtet, wie konnte die Lage des Volkes eine andere, als eine entsetzliche sein? Man hatte schon unter den Söhnen Ludwigs d. Fr. begonnen, ihm allmälig seine alten Gesetze zu entziehen und ihm römisches Recht aufzudrängen, das es völlig in die Gewalt der Fürsten und ihrer Beamten gab. In Folge der Überlast von Steuern war das Volk verarmt, schlechtes Geld war (seit Karl d. K.) an die Stelle guter Münzsorten getreten. Nützliche, von Karl d. Gr. im Interesse der Volksbildung getroffene Einrichtungen waren längst beseitigt, viele hohe und niedere Kleriker, tüchtige, würdige Männer hatte der Tod weggerafft, die Schulen waren geschlossen, die Mönche verwildert, die Klöster zerstört, die Kirchen verarmt. Das Ansehen des Reiches nach Aussen war völlig gesunken. Deutschland und Neuster mussten von Räubern zu wiederholten Malen den Frieden mit Geld erkaufen, wurden Barbaren tributpflichtig. Deutschland erlebte nur noch einmal ähnliche Noth und gleiches Elend, im 30jährigen Kriege.

§. 2. Kirchliche Zustände.

Wenden wir uns nun zu den kirchlichen Verhältnissen, die nicht minder trostlos sich gestaltet hatten. K. Karl hatte, bei aller Güte und Nachgiebigkeit gegen sie, doch die Macht der Päpste in gewissen Schranken gehalten, die dem römischen Stuhle durch das Konzil von Sardica (347) und durch die Gesetze Gratians und Valentinians III. ertheilte Gerichtsbarkeit über die Kirchen des Occidents nach wohl überlegtem Plane aufgehoben und sich das Recht, Päpste zu ernennen und zu bestätigen und die unbeschränkte Verfügung über die Bischofsstühle seines Reiches ausbedungen. Kraft dieser Einrichtung hatte sich in der fränkischen Monarchie eine Metropolitanverfassung herangebildet, die nur dem Scheine nach unter päpstlicher Gewalt stand.

Gegen diese Beschränkungen nun kämpften die Päpste mit aller der ihnen eignen zähen Energie und Ausdauer unter seinen unfähigen Nachfolgern unablässig an, und so sehen wir denn auch fortan die weltliche und kirchliche Gewalt in einem ununterbrochenen, hartnäckigen Kampfe, in welchem keiner der beiden Theile vor Gewaltthat und Betrug zurückscheute. Zur Stärkung der päpstlichen Macht und zur Untergrabung der Metropolitangewalt trug wesentlich — ausser einer gefälschten Schenkungsurkunde Konstantins I., auf die man sich in Rom fortwährend steifte, — ein unter dem Namen Isidors von Sevilla, in der ersten Hälfte des 9. Jahrh., also zwischen Anfang und Ende jener fürchterlichen bürgerlichen Stürme, welche die Auflösung des Frankenreichs herbeiführten, entstandenes und weit verbreitetes Sammelwerk bei, der sogenannte Pseudo-Isidorius, gefälschte Briefe der Päpste (von Klemens, dem zweiten Nachfolger des Petrus an, bis auf Melchiades),

gefälschte Konzilienbeschlüsse und eben solche Dekretalen (von Melchiades bis auf Gregor I.) enthaltend, alle Fälschungen darauf hinauslaufend, dem Papste die höchste Gewalt nicht nur über die ganze Kirche, sondern auch über alle Könige der Erde beizulegen. Diese berüchtigte Sammlung entstand (jedoch ohne Zuthun Roms, nur hervorgerufen zunächst durch den Kampf der fränkischen Bischöfe gegen die Metropolitane)[24]) in Neuster und man ist berechtigt, den Metropoliten Wenilo von Sens und den Bischof Rothad von Soissons, als besonders interessirte Mitarbeiter an den Fälschungen und als eifrige Förderer dieser Sache anzusehen. Nach Deutschland kam die pseudo-isidorische Sammlung durch den Erzbischof Otgar von Mainz, dem Gegner Ludwigs d. D.; wenigstens liess derselbe durch seinen Diakon Benedikt zwischen 841 und 47 eine kirchenrechtliche, ebenfalls stark gefälschte Sammlung anlegen, in der Stücke aus jener aufgenommen wurden.

Die Päpste von Gregor IV. an bis Nikolaus I. wollten von dem Falsum nichts wissen und auch letzterer ignorirt es noch 863, aber bereits 865 sucht er ihm kirchenrechtliches Ansehen zu verschaffen.

Während der ganzen karolingischen Periode von Gregor IV. bis zu Johann X. (es sassen in dieser Zeit 23 Päpste auf dem Stuhle Petri) finden wir zwei mächtige Parteien in Rom thätig, Männern aus ihrer Mitte die höchste Stelle kirchlicher Macht zu verschaffen. Fortan sind mit wenigen Ausnahmen die Päpste entweder Kreaturen der fränkischen oder Hofpartei, völlig abhängig vom Kaiser, oder willenlose Werkzeuge der italienischen Partei, dann immer auch gehässige Gegner kaiserlichen Einflusses.

Gregor IV., der bei seiner Erhebung die höchste Blüthe fränkischer Macht noch gesehen hatte, aber auch deren Verfall erlebte, starb 844. Bisher war das Streben der röm. Bischöfe nach Freiheit ein erfolgloses gewesen. Vergebens suchten sie die goldenen Fesseln, mit denen Karl sie an das Interesse seines Reiches gebunden, ihre Unabhängigkeit eingeengt hatte, abzuschütteln. Sergius II., Gregors Nachfolger, ward gewählt und geweiht, ohne die Bestätigung des Kaisers abzuwarten oder einzuholen. Lothar I. hätte, würde man sich an ihn gewendet, vielleicht seinen Ohm Drogo auf den apostolischen Stuhl gesetzt haben, nun, da ohne sein Wissen und Willen die Römer sich einen Herrn erkürt hatten, beschloss er sie für diese Beeinträchtigung kaiserlicher Rechte, über deren Aufrechthaltung schon sein sonst so pfaffenfreundlicher Vater eifersüchtig gewacht hatte, gehörig zu züchtigen. Er zog sofort nach Italien, das Gebiet des Kirchenstaates von Bologna bis Rom gräulich verwüstend. Der geängstigte Papst musste harte Bedingungen eingehen, war aber nicht dazu zu bewegen, dass er und die Stadt Rom dem von ihm zum Könige gesalbten ältesten Sohne Lothars, Ludwig, den Eid

[24]) Hinkmar von Rheims nennt den Pseudo-Isidor eine den Rechten sämmtlicher Metropolitane gestellte Mausefalle.

der Treue geleistet hätte, d. h. er lehnte alle Verpflichtungen für die Zukunft entschieden ab. Leo IV., der auf Sergius folgte, besass einen kühnen, thätigen Geist. Er suchte Rom, das unter seinem Vorgänger mehrmals von den Saracenen heimgesucht worden war, wohl zu verwahren und in guten Vertheidigungsstand zu setzen und zu erhalten. Durch seinen Eifer kam eine Verbindung mehrerer ital. Seestädte zu Stande, deren vereinte Flotten 849 auf der Höhe von Ostia jenen herrlichen Sieg über die Räuber erfochten, dessen wir bereits gedachten. Von der Zeit Leo's an änderte sich der päpstliche Kanzleistyl. Bisher hatten die Päpste, wenn sie an den Kaiser schrieben, den Namen der Empfänger vorangestellt und den ihrigen folgen lassen. Leo setzte seinen Namen voran und gab den Fürsten nicht mehr den üblichen Titel: Dominus. Es war das ein unscheinbarer, aber dennoch erfolgreicher Schritt, die geistliche über die weltliche Gewalt zu setzen. In Leo's Tage zurück lassen sich auch die Versuche römischer Bischöfe datiren, das schwere Joch des fränkischen, mit dem leichteren des oströmischen Kaisers wiederum zu vertauschen.

Nach Leo's Tode (855) soll ein Mädchen, die Päpstin Johanna, Petri Stuhl eingenommen haben. Wir übergehen die bekannte Fabel, die während des ganzen Mittelalters und auch noch in der neueren Zeit so lebhaft diskutirt wurde und wenden uns sofort zu Benedikt III. und zu Anastasius, dessen Gegenpapst. Letzterer, ein Geschöpf der kaiserlichen Partei und von ihr mit allen Mitteln unterstützt, konnte sich trotzdem nicht halten. Ludwigs II. Macht und Ansehen in Rom waren bereits zu einem Schatten abgebleicht. Benedikt, obwohl er nur 3 Jahre regierte, vermochte doch den festen Unterbau, auf dem fortan das Gebäude der geistlichen Weltherrschaft sich erhob, seiner Vollendung einen Schritt näher zu führen. Nach ihm bestieg (858) der grösste Papst des 9. Jahrh. den römischen Stuhl, ein Mann, würdig neben Gregor I. gestellt zu werden, Nikolaus I. Keiner seiner Nachfolger hat ihn an Kühnheit der Entwürfe, Stärke des Charakters und Kraft des Verstandes übertroffen. Gewählt, ohne die Mitwirkung des Kaisers abzuwarten, kam der schnell herbeieilende Ludwig II. gerade noch rechtzeitig, um der feierlichen Papstkrönung (der ersten, die veranstaltet wurde, darauf berechnet, auch in dieser Hinsicht den Papst dem Kaiser gleichzustellen) beiwohnen zu können.

P. Nikolaus I., durch den Volkswillen zu seinem hohen Amte berufen, von des Volkes Liebe getragen und in seinen Unternehmungen von ihm mit seltener Treue unterstützt, war für die habgierigen, gewissenlosen Könige von Deutschland und Neuster, für den liederlichen Lothringer, für die ganze kirchliche und politische Parteiwirthschaft, wie sie unter den verderbten Söhnen des frommen Ludwig in so anstössiger und Ärgerniss gehender Weise schamlos sich breit machte, eine ersehnte Zuchtruthe. Wiederum war in Nikolaus ein Hirte der

Kirche gegeben, der nicht nur seine Pflichten kannte, sondern ihnen auch nachlebte. Auf dem Stuhle Petri sass jetzt ein Mann, der seiner demoralisirten Zeit ein Vorbild hoher Tugenden, ein Hort des Glaubens, ein Beschützer der Wehrlosen, ein Vater der Wittwen und Waisen, ein Wohlthäter der Armen, ein gerechter Richter jedweder Ungerechtigkeit war. Dass er zugleich unbeugsam an den Rechten seiner Stellung festhielt, ja, dass er auch Muth und Kraft hatte, dieselben zu vertreten, zu vertheidigen und auszudehnen, brauchen wir kaum hinzuzufügen.

Bisher stand der päpstlichen Alleinherrschaft in Italien noch der Metropolit von Ravenna entgegen, doppelt gefährlich, da er meist ein Verbündeter des Kaisers oder irgend eines andern Gegners war. Nikolaus beseitigte dies Hinderniss, indem er den Metropoliten Johannes so demüthigte, dass sein Einfluss für immer vernichtet wurde. Ebenso energisch griff er in die deutschen und neustrischen kirchlichen Angelegenheiten ein. Gegen Lothar II. und seine Oheime führte er eine Sprache, welche die Fürsten mit Staunen und Schrecken, die Unterthanen mit Bewunderung erfüllte. Als Ludwig und Karl vorzeitig ihre gierigen Hände nach dem lothringischen Erbe ausstreckten, fertigte er Sendschreiben an beide ab, wie sie zuvor nie einer seiner Vorgänger wider fränkische Herrscher zu erlassen gewagt hatte. Ohne die gewöhnlichen Höflichkeitsformeln zu beobachten, in den stärksten Drohworten verbot er ihnen, Lothars II. Eigenthum anzutasten. Aber gerade letzterer, umgarnt von den Netzen seiner Buhlerinnen, ein Schwächling und erbärmliches Subjekt, ein abgefeimter Heuchler, durch zahllose Meineide belastet, auf die Hilfe des Römers fast angewiesen, trotzte ihm in eben dem Punkte, in dem dieser ihn zu bezwingen strebte, so lange er lebte.

Man hat immer Ursache, jede Äusserung der Toleranz in dem Munde eines Papstes mit besonderer Freude zu begrüssen, da gerade die Grundsätze ächt christlicher Milde und Liebe so selten von den Statthaltern Christi gepredigt und geübt wurden. Wohlan, auch von Nikolaus I. lassen sich solche ihn und sein Amt ehrende Worte anführen. Mit den Dogmen des Glaubens wollte auch er die ewigen Grundsätze der Menschenliebe, der Gerechtigkeit, der evangelischen Sittenlehre unter den Ungläubigen verbreitet wissen. Als der kürzlich getaufte Bulgarenkönig Bogoris einen gegen ihn ausgebrochenen Aufstand seiner dem Christenthume noch abgeneigten Unterthanen im Blute erstickt hatte (866), schrieb ihm Nikolaus ernste Verweise, dass er mit den Schuldigen auch Unschuldige gestraft habe und fuhr dann fort: „Niemand darf zum Glauben gezwungen werden, denn Nichts ist gut, was nicht aus freiem Willen hervorgeht. Gott verlangt freiwilligen Gehorsam, denn wollte er Gewalt anwenden, so könnte Niemand seiner Allmacht widerstehen.“

Nachdem er der römischen Kirche einen, wenn auch kurzen, doch glänzenden Triumph über die morgenländische errungen (durch Herüberziehung der Bulgaren, die vorher dem griechischen Bekenntnisse anhingen), im Abendlande die Metropolitangewalt gesprengt, Fürsten, wie Vasallen gedemüthiget hatte, starb er, 13. Nov. 867. Seinen Lieblingsgedanken, auf den Trümmern des entwürdigten, der Achtung der Völker verlustigen Königthums ein geistiges Weltreich zu errichten, vermochte er nicht zu verwirklichen.

Auf ihn folgte, den Römern von der kaiserlichen Partei aufgenöthigt, ein 75jähriger Greis, Hadrian II. Während der Wahl war Kaiser Ludwigs II. Dienstmann, H. Lantbert von Spoleto, mit Heeresmacht verwüstend in die Stadt eingebrochen. Hadrian war bis zu seiner Erhebung verehelicht, seine Gattin Stefania und seine Tochter lebten noch. [25])

Mitten in den Bemühungen Karl d. K. die Kaiserkrone zuzuwenden, damit der mehr gefürchtete deutsche König nicht allzumächtig werde, ward Hadrian hinweggerafft (872). Johann VIII., anfangs, wie es schien, ein Mann beider Parteien, bekannt durch seine Intriguen gegen König Karlomann, seine übel verlaufene Adoption des berüchtigten Boso, durch die Drangsale, die er von den süditalienischen Longobardenhäuptlingen zu erdulden hatte, durch seine resultatlose, demüthigende Reise nach Frankreich, seine ruhmlosen Händel mit verschiedenen Bischöfen, die ihn weit übersahen und die Bedrängnisse, deren ihn der Kaiser Karl d. D. preisgab, wurde von einigen seiner Verwandten, die zugleich nach seinen Schätzen und seiner Würde gierig waren, nach einem bereits vorausgegangenen missglückten Vergiftungsversuche, zuletzt mit einem Hammer erschlagen. Möglich, dass K. Karl selbst mit den Mördern unter einer Decke steckte.

Von Martin I. (882—84), Hadrian III. (bis 885), Stephan VI. (bis 891), dem Adoptivvater Kaiser Wido's II., Formosus (bis 896, ehemals B. von Porto und schon Johann VIII. als Gegenpapst entgegengesetzt), Bonifazius VI. (regierte nur 15 Tage), Stephan VII. (bis 897, wo er im Gefängnisse erdrosselt wurde), berüchtigt durch die schändliche Rache, die er an der Leiche des Formosus verübte, Ro-

[25]) Einer seiner vornehmsten Bedränger und Rathgeber, der Bischof Arsenius von Ostia, zettelte, um sich den alten Mann ganz unterthan zu machen, gegen ihn und seine Familie ein wahrhaft pfäffisches Bubenstück an. Er bewog den Sohn des ebenfalls verheiratheten Bischofs von Orta, Eleutherius, des Papstes Tochter, die bereits anderwärts verlobt war, zu entführen und mit Gewalt zu seinem Weibe zu machen. Arsenius erlebte noch die Ausführung seiner teuflischen Rathschläge, starb aber bald nachher auf der Reise nach Benevent, wo er vor dem Kaiser seinen Schurkenstreich als Staatsstreich darstellen und ihn vertheidigen wollte. Eleutherius, zum Tode verurtheilt, ermordete in der Verzweiflung die Tochter und die Gemahlin des Papstes und ward dann selbst von den zu seiner Bestrafung ausgeschickten kaiserlichen Sendboten erschlagen.

manns (reg. 4 Monate), Theodor II. (reg. 20 Tage), Johann IX. (898—900), Benedikt VI. (bis 903), Leo V. (reg. 2 Monate), Christophorus (reg. 6 Mon., beide starben im Gefängniss) ist wenig zu sagen. Sie waren meist Geschöpfe der in wilder Zwietracht um Rom und seinen Bischofssitz streitenden Parteien, ohne Einfluss, ohne Energie, ohne Würde, ohne Ansehen.

Dennoch kam es noch schlechter. P. Sergius III., schon nach Theodors II. Tode von der italienischen Partei zum Papste gewählt, entfloh, da er sich nicht halten konnte, zu deren Haupte, dem Markgrafen Adalbert II. von Tuscien, unter dessen Schutz er fast 7 Jahre verblieb. Im Jahre 904 von dem reichen und mächtigen Fürsten mit Waffengewalt nach Rom zurückgeführt, half er den P. Christophorus (der es übrigens um seiner Handlungsweise gegen seinen eigenen Vorgänger nicht besser verdient hatte) stürzen und wusste sich nun in dem Besitz der päpstlichen Würde zu behaupten. Die italienische Partei, nach dem so errungenen vollständigen Triumph übermüthig geworden, entfaltete nun ihre eigentliche Natur ohne Schminke und Hülle. Sergius, um die übel erworbene Gewalt behaupten zu können, sank zum blinden Werkzeuge des Tusciers herab und war weiter genöthigt, sich einer Rotte schlechter Weiber in die Arme zu werfen, die durch ihre Liebhaber, wie durch ihre ehelichen und unehelichen Kinder fortan die eigentlichen Beherrscher und Tyrannen Roms und seiner Bischöfe wurden. Wir sind bei jenem berüchtigten Abschnitte der Papstgeschichte angekommen, der unter dem Namen des Hurenregiments bekannt ist. Als Versammlungsort und Mittelpunkt diente der italienischen Partei das Haus einer vornehmen römischen Wittwe, Theodora, die zwei Töchter, Marozia (oder Marie) und Theodora hatte, beide gleich ihrer Mutter, grossartig schön, klug und kühn, aber nicht minder verbuhlt, listig und herrschsüchtig, Herrschsucht und Wollust sich einander so dienstbar machend, dass es ungewiss schien, welche ihnen höher galt. Diese Weiber waren die vertrauten Freundinnen des Papstes. Sergius theilte sich mit dem Markgrafen Alberich von Camerino, Herzog von Spoleto, ihrem Gemahl, in die Liebkosungen der Marozia. Von den beiden Söhnen, die sie bekam, eignete sie selbst den einen dem Herzog, den anderen dem Papste zu. Ersterer, Alberico, wurde später der Züchtiger seiner Mutter, letzterer bestieg als Johann XI. den päpstlichen Stuhl. Auf Sergius († 911) folgten willenlose Schwachköpfe, Anastasius III. (bis 913) und Lando (reg. 6 Mon. und 11 Tage). In den letztvergangenen Jahren hatte der Erzb. Petrus von Ravenna öfters seinen Kleriker Johannes in Geschäften nach Rom geschickt. Theodora, der Marozia Schwester, die ihn hier sah, verliebte sich in den schönen jungen Mann, verführte ihn und beförderte ihn rasch nach einander auf die Stühle von Bologna und Ravenna. Unfähig, die Trennung von ihm länger zu ertragen, wusste sie endlich Mittel zu finden, ihn als

Papst Johann X. 914 auf den Stuhl Petri zu erheben. Der neue Papst war, abgesehen von seinem verbrecherischen Umgang mit der Buhlerin, ein mit seltener Klugheit begabter, tüchtiger Mann, der 916 mit glücklichstem Erfolg gegen die Saracenen kämpfte und ihre Burg am Garigliano zerstörte und in Deutschland in Verbindung mit Konrad einen erfolgreichen, glücklichen Schlag gegen die herzoglichen Empörer, die das Reich in Stücke zerreissen wollten, führte (Synode zu Hohenaltheim im Ries 916). Von der Zeit an, da er Papst geworden war, suchte er sich der Herrschaft und Bevormundung der Weiber zu entziehen. Er verpflichtete sich zu diesem Zwecke den Friauler Berngar, den er 916 zum Kaiser krönte, und nach dessen Tode den Provencalen Hugo, der später nach dem Tode ihres zweiten Gatten, Wido's von Toskana, die Marozia heirathete. Als Theodora gestorben war, suchte sich Johannes mit Hilfe seines Bruders Petrus endlich aus den unwürdigen Banden, in denen ihn die italienische Partei immer noch hielt, ganz zu befreien. Eine gegen ihn angezettelte Verschwörung, in Folge deren Alberich die Stadt verlassen musste, scheiterte; nun wagte er es noch, sich der Krönung Wido's, des Gemahls der Marozia, zu widersetzen. Darüber zur Wuth entflammt, liess das fürchterliche Weib den Petrus durch Wido vor seines Bruders Augen ermorden, den Papst selbst aber auf die Engelsburg bringen und dort (Sommer 928) ersticken. Ihr Sohn, Johann XI., bestieg, nachdem ihm Leo VI. (reg. 7 Mon. und 5 Tage) und Stephan VIII. (929—931) noch vorausgegangen waren, den päpstlichen Thron, ihn als sein Erbgut betrachtend. Die bald darauf eingegangene Ehe der Marozia mit Hugo, dem Stiefbruder ihres jüngstverstorbenen Gatten (beide waren Söhne Bertha's, einer natürlichen Tochter Lothars II.) erregte, da die Kirche sie als blutschänderisch verdammen musste, den heftigsten Widerspruch. Alberico, gegen seinen Stiefvater ohnedem erbittert und dazu noch von ihm bei einer öffentlichen Gelegenheit empfindlich gezüchtigt, veranlasste einen nächtlichen Aufstand. Hugo vermochte sein Leben nur durch einen gefährlichen Sprung von der Mauer und schleunigste Flucht zu retten. Marozia und ihr Sohn, der Papst, wurden von Alberico unschädlich gemacht; Johann XI. starb nach zwei Jahren (936) im Gefängnisse. Alberico, der später Hugo's Tochter heirathete und dadurch wieder mit seinem Stiefvater äusserlich wenigstens sich aussöhnte, behauptete (932—54) als Senator die höchste Würde über Rom. Er gestattete fortan den Päpsten (Leo VII. 936—39, Stephan IX. 939—42 [war von Alberico so im Gesichte verstümmelt, dass er sich nicht mehr öffentlich sehen lassen konnte], Martin II. 943—46, Agapet II. 946—55) nur noch die geistliche Verwaltung ihres Amtes. Nach des Agapetus Tode riss Albericos Sohn, der Enkel der Marozia, Oktavianus, ein Jüngling von 19 Jahren, mit der Herrschaft über die Stadt auch die bischöfliche Würde an sich und nahm, der Erste der dies that, einen

kirchlichen Namen an, Johann XII. (955—64), als hoffe er die Ausschweifungen seines weltlichen Lebens von seinem kirchlichen Namen und Amte so trennen zu können.[26]) Von ihm später.

§. 3. Ausbreitung des Christenthums.

Wenden wir von diesen unerhaulichen Erscheinungen unsere Aufmerksamkeit einigen würdigen Männern zu, die in dieser betrübten Zeit in Wahrheit Zierden der Kirche waren und sehen wir zugleich, welche Verbreitung das Christenthum im letzteu Jahrhundert fand.

Im Jahre 823 war auf die Bitten des Dänenkönigs Heriold (Harald) der Erzb. Ebho von Rheims, ein Jugendgespiele Ludwigs d. Fr., in Begleitung des Mönches Halitgarius (Haligar), nachmaligen Bischofs von Camhray, als Missionar nach dem Norden gegangen. Seine Erfolge waren wohl nicht sehr bedeutend, desto grösser aher waren die des Ansgar, späteren Erzhischofs von Hamhurg. Dieser seltene Mann wurde 801 von angesehenen Eltern im nördlichen Frankreich gehoren und in dem herühmten Kloster Corbie bei Amiens erzogen. Aht dieses Klosters war damals (seit 771) ein naher Verwandter K. Karls, Adalhard, der Sohn des mächtigen Grafen Bernhard, eines Neffen Pipins und Enkels Karl Martells. Ihm zur Seite stand sein jüngerer Bruder Wala, nach ihm Abt, unter den Lehrern zeichnete sich Paschasius Radhert aus. Im Kloster Corbie wurden nicht nur die Söhne der vornehmsten fränkischen Familien, sondern auch viele junge sächsische Edelinge erzogen. Einer derselben, dankhar für die daselhst genossene Bildung und Unterweisung im Christenthume, hatte noch zu Karls Zeiten ihm zur Gründung eines neuen Tochterstiftes in seiner Heimath Land abgetreten. Da man längst eingesehen hatte, dass die weitentfernten Klöster Frankreichs nicht in entsprechender Weise für die ChristianisirungDeutschlands arheiten konnten, ergriff Adalhard begierigst die sich ihm darhietende Gelegenheit zur Gründung einer Tochteranstalt inmitten des zu bekehrenden Landes, machte selbst eine Reise nach Sachsen und so war 815 die erste Niederlassung frommer Mönche im sollinger Walde, östlich von der Weser, in einer einsamen Gegend, Hethi oder Hechi genannt, hezogen. Aber die Wahl dieses Ortes erwies sich als unvortheilhaft, das Land war dürr und unfruchtbar und

[26]) Johann XII. beschuldigten römische Kardinäle und andere Geistliche K. Otto gegenüber folgender unerhörter Verbrechen: „er habe das h. Messopfer gehalten, ohne dabei des Herren Leib zu geniessen, im Stalle einen Diakon ordinirt, für Geld Bischöfe geweiht, einem zehnjährigen Knaben das Bisthum Todi gegehen, die Peterskirche verfallen lassen, heilige Gefässe ans derselhen an Buhldirnen verschenkt und ihnen dio Regierung von Städten übergeben, mehreren Frauen Gewalt angethan, den Lateran zum Tummelplatz der Unzucht gemacht, seinen geistlichen Vater Benedikt der Augen herauht, Feuersbrünste verschuldet, in voller Waffenrüstung Aufzüge gehalten, dem Teufel zugetrunken, heim Würfelspiel heidnische Götter angerufen, nie die kanonischen Stunden gehalten, sich nicht mit dem Kreuzzeichen gesegnet u. s. w."

nicht im Stande Menschen zu ernähren; zudem wollte das Kloster anfangs auch deswegen nicht recht gedeihen, weil die Seele des ganzen Unternehmens, Adalhard, bei K. Ludwig in Ungnade gefallen und (815—21) nach den hyerischen Inseln verbannt worden war. Nach seiner Begnadigung wandten sich sofort seine Gedanken wieder der fernen Stiftung zu, es drängte ihn, die Brüder im sollinger Walde zu besuchen. Leider fand er ihren Zustand trauriger, als er sich ihn gedacht hatte. Man musste an eine Ortsveränderung denken und wählte nun mit grösster Umsicht auf dem Grund und Boden der kaiserlichen Villa Huxori (Höxter), in einem herrlichen, fruchtbaren Thale, an einem von der Weser gebildeten Delta, eine günstige Stelle zum Aufbau des neuen Klosters (822). Der Bau ging so rasch von statten, dass schon im Herbste dieses Jahres die Brüder von Hethi herabkommen und in die wohnlichere Ansiedlung, Neucorbie (Korvey) genannt, einziehen konnten. Die Tochter überstrahlte bald die Mutter an Glanz und Berühmtheit. Was St. Gallen für das südliche, Fulda für das mittlere Deutschland war, wurde Korvey für das nördliche.

Ansgar hatte, noch nicht 12 Jahre alt, das Ordensgelübde abgelegt, im 20. Jahre wurde er Lehrer und Vorsteher der Klosterschule. Mit fünf seiner Gefährten, darunter Paschasius, kam er dann nach Neucorbie, ward erster Rektor der neuen Schule und Begründer der nachmals so berühmt gewordenen Bibliothek und zugleich erster Prediger an der Klosterkirche. Adalhard starb, 2. Jan. 876; sein Nachfolger in Neucorbie wurde W a r i n, sein Schwestersohn.

Schon K. Karl hatte zur Sicherung des eroberten Sachsenlandes an der Elbe einige feste Plätze anlegen lassen, in einem derselben, in Hamaburg (Hamburg), zugleich eine Kirche gestiftet. Ludwig, der vom Vater den ebensosehr auf Politik, als auf Religion gegründeten Eifer für die Ausbreitung des Christenthums im Norden geerbt hatte, setzte die bereits begonnenen Bekehrungsversuche in Nordalbingen eifrig fort. Zum zweiten Male wandte sich H e r i o l d, wieder, wie früher schon von den Söhnen seines Bruders Gotfried bedrängt, um Hilfe an den Kaiser, dies mal selbst (Juni 826) mit seiner Gemahlin, seinem ältesten Sohne und vielen Unterthanen auf mehr als 100 Schiffen den Rhein herauf nach Ingelheim, wo Ludwig damals residirte, kommend. Er wurde getauft, reich beschenkt und erhielt, als er zurückkehrte, auf seinen Wunsch die zu ihrem Vorhaben wohlausgerüsteten Mönche A n s g a r und A u t b e r t (mehr als zwei wollten sich zu der gefahrvollen Reise und dem noch gefährlicheren Reisezweck nicht entschliessen) als Missionare mit. Unter mancherlei Widerwärtigkeiten gelangten die Reisenden nach Heriolds Reich, aber obwohl der Anfang ihrer Thätigkeit sich günstig erwies, vermochte doch Nachhaltiges von ihnen diesmal nicht erreicht zu werden, da der König kurz darauf in einen neuen Krieg verwickelt und vertrieben wurde. Im Herbst des Jahres 829 ging Ansgar auf

den Wunsch des Kaisers nach Schweden. Diesmal begleiteten ihn die Mönche Witmar (Autbert war kurz vorher in Korvey gestorben) und Gislemar, den er in Dänemark zurückliess. Die Missionare machten die Seereise in Begleitung von Kaufleuten, wurden aber unterwegs von Wickingern angegriffen und aller ihrer Habe beraubt. Nur unter grossen Beschwerden gelangten sie endlich nach Birka, der damaligen Hauptstadt Schwedens. Von König Biörn freundlich aufgenommen und unterstützt, sahen sie ihre Thätigkeit bald von den schönsten Erfolgen gekrönt. Als sie 831 nach Deutschland zurückkehrten, hatte die neue Christengemeinde in dem dem Christenglauben gewonnenen Herigar, dem Vorsteher der Stadt und vertrautem Rathe und Freunde des Königs, eine mächtige Stütze gefunden. Ludwig errichtete nun für Ansgar einen erzbischöflichen Sitz in Hamburg (mit dem ausgedehntesten Sprengel des deutschen Reiches, im Falle es gelang, das weite Terrain dem Heidenthumo abzugewinnen) und schenkte ihm das Kloster Thorout, zwischen Brügge und Ypern in Flandern. Ansgar wurde 831 zu Ingelheim von Ludwigs Stiefbruder Drogo, im Beisein vieler Bischöfe geweiht und 835 nach Rom gesandt, wo ihn Gregor IV. bestätigte, mit dem Pallium begabte und zum päpstlichen Legaten in den nordischen Ländern ernannte. Das neue Bisthum, von Ansgar mit seltener Weisheit und ganz in christlichem Geiste geleitet, begann Wurzel zu fasson und berechtigte für die Zukunft zu den schönsten Erwartungen, als (835) ein Überfall der Normannen, die unversehens vor der Stadt erschienen, sie plünderten und einäscherten, mit einem Male das Werk rastloser Mühen und unsäglichen Fleises vernichtete. Gleichzeitig brausten auch über die schwedische Mission schwere, erschütternde Stürme hin. In Folge einer, durch eine heidnisch-priesterliche Reaktion hervorgerufenen Volksverschwörung, waren die von Ansgar zuletzt nach Birka entsendeten Mönche Gautbert (später Bischof von Osnabrück) und seine Begleiter schimpflich verjagt, der Presbyter Nithard ermordet worden. Doch konnte, Dank der Hilfe Herigars und dem edlen Beispiele einer frommen Wittwe Friedeburge und ihrer Tochter Katle, die Leuchte des göttlichen Wortes nicht völlig verlöscht werden und als nach 7 Jahren Ansgar wieder einen Glaubensboten, den Eremiten Ardgar, nach Schweden senden konnte, kräftigte sich dort die christliche Gemeinde aufs Neue. Ansgar hatte gleichzeitig mit der Zerstörung Hamburgs den Verlust der Abtei Thorout, die ihm Karl d. K. nahm, aus deren Einkünften die nordische Mission grösstentheils unterhalten werden musste, zu beklagen und wurde von dem neidischen und rachsüchtigen Bischof Leuderich von Bremen (838—845) hart verfolgt. Endlich fand er in einem 3 Meilen von Hamburg entfernten Hofe im Walde Ramesloh, den ihm eine adelige Wittwe, Ikia, mitleidig geschenkt hatte, den ersehnten Ruheplatz. Von hier aus leitete er den Wiederaufbau Hamburgs, das aber schon 345, diesmal jedoch nicht ungestraft, von den Nor-

mannen wieder heimgesucht wurde. Nach Leuderichs Tode beschloss Ludwig d. D., das Bisthum Bremen zu Hamburg zu schlagen. Obwohl P. Nikolaus I. durch eine Bulle vom 31. Mai 858 die neue Einrichtung gut hiess, so gab sie doch Jahrzehnte hinaus zu den heftigsten Kämpfen mit den Erzbischöfen von Köln, zu deren Sprengel Bremen bisher gehört hatte, Veranlassung.

Im Jahre 849 ging Ausgar als Gesandter Ludwigs zu dem Dänenkönige Horich d. Älteren (Erich I.). Es gelang ihm, dessen Vertrauen zu erwerben und die Erlaubniss zum Baue einer Kirche in Hadeby, dem wichtigsten Handelsplatze des Landes, zu erhalten. Ein 854 ausgebrochener Krieg, worin der König mit dem ganzen Adel seines Reiches blieb und vom königlichen Stamme nur der jüngere Horich (Erich II.), damals noch ein Knabe, gerettet wurde, vernichtete wiederum die junge Ansiedlung. Doch dauerte diesmal der Sturm nicht lange. Schon 858 gab Horich den Christen ihre Kirche zurück und gestattete er die Erbauung einer andern zu Ripen. Besorgt um die schwedische Mission reiste Ansgar 850 selbst nochmals nach Birka. König Olav nahm ihn zwar nicht sehr freundlich auf, doch wusste ihn der würdige Bischof für seine Absichten allmälig zu gewinnen. Dem Christenthum sollte fortan in Schweden kein Hinderniss mehr in den Weg gelegt werden. Eine zweite Kirche ward in Birka erbaut. Nacheinander verkündeten Erimbert und die Dänen Ansfried und Rimbert das Wort des Herrn mit segensreichem Erfolge im Lande.

Ausgar starb zu Bremen, 2. Febr. 865. Mit Recht wird dieser edle, fromme Mann als Apostel des Nordens gepriesen. Streng gegen sich selbst, war er mild und freundlich gegen alle seine Mitmenschen. Kühn in der Ausführung seiner Unternehmungen, unerschütterlich in Noth und Lebensgefahr, war sein ganzes Dasein ein der Liebe und dem Missionsgeschäfte gewidmetes. Er war eben so gelehrt, als beredt. Sein Wohlwollen kannte keine Grenzen; man verehrte ihn mit vollem Rechte als den Vater der Armen und den Befreier zahlloser christlicher Gefangener. Sein Gemüth war schwärmerischen Verzückungen sehr geneigt; er hatte von Jugend auf Gesichte, die ihm seinen künftigen Beruf, ein Sendbote des Christenthums zu werden, offenbarten und sich immer in entscheidenden Momenten seines Lebens wieder einstellten. Aber nicht allein dem christlichen Glauben, auch dem deutschen Reiche hat Ansgar die erspriesslichsten Dienste geleistet, indem er Bündnisse zwischen den deutschen und nordischen Fürsten vermittelte, Handelsverbindungen anknüpfte und auf die ganze Kultur seines weiten Sprengels den segensreichsten Einfluss übte.[27])

[27]) Die Christianisirung des Nordens konnte Ansgar selbstverständlich nur anbahnen. Unter mannigfachen Hindernissen wurde sie fortgesetzt; am friedlichsten noch von Bremen aus in Schweden, gewaltsamer in Dänemark, am blutigsten in

§. 4. Cyrill u. Methodius. Parallel mit der Christianisirung des germanischen Nordens ging diejenige des slavischen Westens. Die Metropole Salzburg war (800) von Karl d. Gr. hauptsächlich in der Absicht errichtet worden, damit von dort aus die Slaven der Südostmarke der Kirche und zugleich fränkischer Herrschaft dauernd gewonnen würden. Der erste Bischof, Arno, hatte das Missionsgeschäft rüstig begonnen, aber während der schwachen Regierung des frommen Ludwigs und der bürgerlichen Stürme gerieth es wieder ins Stocken. Erst da die Mährenapostel Cyrill und Methodius aus Konstantinopel nach Mähren kamen und aus ihrem Wirken der Herrschaft der deutschen Kirche Gefahr zu erwachsen drohte, erwachten die salzburger Erzbischöfe zu neuer Thätigkeit. In dem Grenzlande zwischen dem heutigen Steiermark, Slavonien und Kroatien herrschte zu Kaiser Ludwigs Zeiten der Fürst Priwina, der, den Deutschen tributpflichtig, 861 in einem Vertheidigungskriege gegen Ratislaw und Swatopluk erschlagen wurde. Ihm folgte sein Sohn Chozil (Hezil) in der Regierung. Damals gab es schon viele christliche Kirchen im mährischen Lande und Priester, die den Gottesdienst darin versahen. Zum Oberpfarrer hatte zuletzt Erzb. Adalwin von Salzburg den Priester Richbald eingesetzt, der eine zeitlang sein Amt auch ungestört versehen konnte, bis er sich plötzlich (um 870) genöthigt sah, nach Salzburg zu melden, dass ein gewisser Grieche, Namens Methodius, dahergekommen sei und, mit seinen neuerfundenen slavischen Buchstaben die lateinische Sprache und die römische Lehre untergrabend, durch philosophische Kniffe den ganzen lateinischen Gottesdienst dem Volke stinkend gemacht habe. Als Richbald des Griechen Eigenmächtigkeit nicht länger zu ertragen vermochte, kehrte er nach Salzburg zurück, von wo aus nun ein grosses Geschrei über die Beeinträchtigung der Rechte des Erzstuhles erhoben wurde.

Die Sache aber verhielt sich also: die Mährenfürsten Ratislaw und Swatopluk waren, wie später des letztern Sohn Moimar, unablässig darauf bedacht, das deutsche Joch zu brechen, von ihrer Tributpflichtigkeit sich loszumachen und ganz selbstständig zu werden. Bedenkt man, welches grosse, an Hilfsquellen reiche Land diese Herzoge beherrschten, so erscheint solches Streben völlig gerechtfertigt. Die Mähren suchten zunächst Bündnisse mit ihren Stammesgenossen, den Bulgaren, abzuschliessen, aber die listigere Politik der deutschen Könige vereitelte dies Vorhaben und gewann an diesen selbst mächtige Alliirte. Nun richtete der schwer bedrohte Ratislaw seine Augen nach

---

Norwegen. Die völlige Bekehrung der Dänen unter Knut d. Gr. fällt in den Anfang des 11. Jahrh., in dessen Schluss die der Schweden unter Inge, in dessen Mitte die der Norweger unter Olav dem Heiligen. Im folgenden Jahrhundert wurde Finnland von Schweden aus christianisirt, am Schlusse des 12. und zu Anfang des 13. Lievland, Esthland und Kurland durch die Schwertbrüder und Dänen, gegen Mitte des 13. Preussen durch die deutschen Ritter.

Konstantinopel und erkennend, dass ein Bündniss mit den Oströmern nur um so fester werden müsste, wenn man ihm zugleich kirchliche Grundlage gab, begehrte er ausser bewaffnetem Beistande von dorther auch griechische Priester, die das Mährenreich zum Christenthum und zwar zur griechischen Kirche bekehren sollten.

Kaiser Michael (der Trunkenbold), ging bereitwilligst auf diese Wünsche ein und schickte (um 863) zwei Mönche, Konstantin (Cyrill) und Methodius, deren folgende glorreiche Thätigkeit ihnen den Ehrennamen der Apostel Mährens verschafft hat.

Konstantin, gen. der Philosoph, war zu Thessalonich geboren und galt als eines der angesehensten Glieder des damals hochgebildeten griechischen Klerus. Bereits hatte ihn der Kaiser als Missionar zu den Chazaren, einer wilden, aber mächtigen Völkerschaft, deren Gebiet sich von der Wolga zum asowschen Meere und über einen Theil der Krimm erstreckte, geschickt und er dort mit grossem Erfolge gewirkt. Jetzt, da es sich darum handelte dem griechischen Glauben neue weite Gebiete zu erobern, wusste man wiederum keinen geeigneteren Mann, der das grosse Werk zu unternehmen fähig gewesen wäre, als ihn. Er reiste mit seinem Bruder Methodius, der wenige Jahre vorher (um 860) die Bulgaren der griechischen Kirche gewonnen hatte [28]), nach Mähren ab. Beide Brüder traten in die Fussstapfen des Gothen Ulfilas. Die Mähren hatten noch keine eigenen Schriftzeichen, Konstantin schuf ihnen ein Alphabet (das in der Folge Serben, Bulgaren, Bosnier, Wa-

[28]) Die Bulgaren, Überbleibsel der alten Hunnen, durch Erhörung ihrer Bitten an den Christengott während einer Hungersnoth günstig für das Christenthum gestimmt, erhaten sich durch ihren Chan Bogoris, der überdies durch eine bereits bekehrte Schwester unablässig zur Annahme des christlichen Glaubens gedrängt wurde, in Konstantinopel Priester. Methodius, durch die Kraft seiner Rede und vielleicht mehr noch durch eine von ihm gemalte Darstellung des jüngsten Gerichts, welche auf das Gemüth des Fürsten, wie auf das barbarische Volk eine erschütternde Wirkung hervorbrachte, gewann zahlreiche Anhänger und taufte den Chan und Massen seiner Unterthanen. Doch gelang die völlige Bekehrung erst dann, nachdem es dem Chan geglückt war, einen in Folge der Christianisirung ausgebrochenen sehr gefährlichen Aufstand mit unerhörter Grausamkeit niederzuschlagen. Bogoris, nun nach der Taufe Michael geheissen, befürchtete, dass mit dem Einflusse der griechischen Kirche, auch der politische Konstantinopels ihm gefährlich werden könnte; er setzte sich daher mit Deutschland und Rom in Verbindung, und Nikolaus I. ergriff mit Begierde die Gelegenheit, ein grosses Volk mit einem Male dem römischen Katholicismus zu gewinnen. Er schickte sofort römische Bischöfe an Michael ab und liess die griechischen Priester vertreiben; aber den Ränken der griechischen Geistlichkeit, besonders denen des berüchtigten Photius und des Patriarchen Ignatius gelang es, die Bulgaren wieder an sich zu ziehen (870) und ihnen einen griechischen Erzbischof zu setzen, der nun unverweilt die römischen Geistlichen wieder verjagte. Die bulgarische Erwerbung, die der römischen Kirche anfangs die glänzendsten Erfolge verheissen hatte, war für immer dahin und die Feindschaft zwischen beiden Kirchen, der römischen und griechischen, wurde dadurch nur unversöhnlicher.

lachen und Russen annahmen), übersetzte ihnen Bruchstücke der Bibel und predigte in ihrer Sprache. Durch diese ebenso verständige als kühne Neuerung gewann er mit einem Schlage die Herzen des Volkes, das der lateinischen, von ihnen nicht verstandenen Sprache längst abhold war, dem aber die griechische ebenso fremd gewesen wäre. Vier und ein halbes Jahr wirkten sie so höchst segensreich für ihre Absichten, als die Kunde von ihrer Thätigkeit nach Rom drang und P. Nikolaus I. sie beide aufforderte, sich vor ihm zu stellen.[29]) Sie gehorchten, fanden ihn aber bei ihrer Ankunft nicht mehr am Leben. Konstantin, der sich mit Erlaubniss Hadrian II. fortan Cyrill nannte, starb in Rom und wurde dort begraben. Methodius, nun zum Erzbischof der Mähren ernannt, kehrte dahin zurück (868) und arbeitete, trotz der gegen ihn von deutscher Seite angezettelten Ränke, rüstig an der Herstellung einer unabhängigen mährischen Kirche weiter. Dennoch drangen zuletzt seine Feinde in Rom mit einer Anklage, die ihn der Ketzerei beschuldigte, durch. Johann VIII. forderte ihn (879) auf, unverzüglich vor ihm zu erscheinen; Methodius eilte diesem Befehle zu genügen. Er traf in Begleitung eines ihm von Swatopluk mitgegebenen Gesandten und eines alemannischen Priesters, Wiching, den der Herzog zum Bischofe in Neitra geweiht wünschte, in Rom ein, ward vom Papste in Allem rechtgläubig und würdig erfunden und schon 880 mit allen Ehren wieder zurückgeschickt. Zugleich wurde den Mähren die Beibehaltung der von Cyrill erfundenen slavinischen Schriftzeichen, und, damit auch das Lob Gottes in dieser Sprache ertöne, die Predigt und Abhaltung der Messe in ihr gestattet. Keine andere Kirche konnte sich ähnlicher Freiheiten und gleicher innerer Selbstständigkeit rühmen, wie jetzt die mährische und Johann VIII. hat, indem er ihr solche Rechte gab, gewiss eben so weise als grossartig gehandelt. Methodius, der noch den Schmerz erlebte, von Wiching angefeindet zu werden, starb 885. Das mährische Reich hatte keinen langen Bestand. Schon 908 wurde es von den Ungarn zerstört und für längere Zeit hinaus verschwinden nun alle Spuren des Christenthums in den von den Barbaren unterjochten Ländern. P. Agapet II. übergab 952 die

[29]) Ratislaw, von den Deutschen in den Jahren 864—66 aufs Äusserste bedrängt, musste sich ihnen endlich aufs Neue unterwerfen; um aber nun nicht auch wieder unter die kirchliche Botmässigkeit deutscher Erzbischöfe zu kommen, setzte er sich mit Rom in direkte Verbindung und stellte die mährische Kirche unter den unmittelbaren Schutz des Papstes. Nikolaus I., wie alle Päpste, mit Eifer jede Gelegenheit fassend, wodurch die Macht deutscher Könige beschränkt werden konnte, ergriff von Pannonien und allen den von Slaven bewohnten Ländern im Namen der römischen Kirche Besitz, entzog, ohne sich um die Einreden des deutschen Episkopats zu kümmern, Mähren dem Einflusse des salzburger Metropoliten und setzte, die Selbstständigkeit der mährischen Kirche dadurch anerkennend, derselben einen eigenen Erzbischof.

Jurisdiction über das ehemalige Pannonien dem Bischof von Passau, später 981 wurde die mährische Kirche dem Bisthume Prag einverleibt, bis endlich 1062 in Olmütz ein eigener Bischofssitz errichtet wurde.

Böhmen, in viele kleine Herrschaften getheilt, kam bald unter mährische Botmässigkeit. Verschiedene Versuche böhmischer Grafen (seit 844), durch Annahme des Christenthums entweder frei zu werden oder doch die mährische mit der deutschen Herrschaft vertauschen zu können, misslangen. Methodius wirkte auch in Böhmen mit segensreichem Erfolge. Er taufte den Herzog Borziwoi und seine Gemahlin Ludmilla (die Heilige). Beider Sohn Spitignew (bis 915) förderte das begonnene Werk. Ludmilla wurde in einem von ihrer Schwiegertochter Drahomira, der Wittwe Wratislaw's († 925), erregten Aufstande ermordet, aber letzterer Sohn, Wenzeslaw († 938), im christlichen Glauben erzogen, wurde wieder dessen Beschützer. Obgleich sich der Herzog und mit ihm ein grosser Theil des Adels zum Christenthume bekannten, fand dasselbe doch in dem ganz rohen und verwilderten Volke wenige Anhänger. Als Wenzeslaw durch den heidnischen Boleslaw I., den Grausamen, ermordet worden war, erhielt das Heidenthum aufs Neue die Obergewalt, und erst K. Otto I. konnte 950 den Herzog zur Wiederherstellung der christlichen Kirche vermögen. Dessen Sohn Boleslaw II., der Fromme (967- 999), verhalf ihr zum vollständigen Siege. Er stiftete 973 das dem Erzbisthume Mainz untergeordnete Bisthum Prag, von Johann VIII. unter der Bedingung bestätigt, dass es den lateinischen Ritus annehme.[30])

---

[30]) Die slavischen Wenden (Sorben, Wilzen und Obotriten), bis zu Heinrichs I. Zeit unabhängig, wurden erst unter Otto I. dem Christenthum gewonnen, doch fielen sie wiederholt in die alte Barbarei zurück, so unter Mistevoi (983) und unter dessen Enkel Gottschalk, der christlich erzogen, sich es zur Aufgabe gemacht hatte, in dem von ihm gegründeten grossen Slavenreiche (1047) die Einführung des Christenthums durchzusetzen, der aber in Folge seiner Bemühungen mit vielen Bischöfen und Priestern 1066 ermordet wurde. Als Apostel der Sorben wird der Bischof Benno von Meissen († 1106) verehrt. — In Polen wurde durch Jünger des Methodius dem christlichen Glauben eine Stätte bereitet. Herzog Mieczyslaw, der Gatte der böhmischen Prinzessin Dombrowka, liess sich 967 taufen und befahl, alle Götzenbilder ins Wasser zu werfen. Er stiftete auch das Bisthum Posen. Sein Sohn Boleslaw Chrobry (der Gewaltige), der das vom Vater begonnene Werk zu vollenden strebte, gründete um 1000 die Benediktinerabtei zu Tyniec. Grosse Verdienste um die Bekehrung des Landes erwarben sich ferner Jordan, der erste Bischof von Posen und der ehemalige Bischof von Prag, Adalbert, der 997 in Preussen den Märtyrertod erlitt. — Die Ungarn, seit 950 von Konstantinopel aus dem Christenthume theilweise gewonnen, wandten sich unter Herzog Geisa (972—97) und seiner Gemahlin Sarolta der römischen Kirche zu. Unter seinen Nachfolgern, dem h. Stephanus (997—1038, mit Gisela, der Schwester K. Heinrichs II. vermählt) und dem h. Emmerich, machte die Ausbreitung grosse Fortschritte. Aber noch Andreas (1045) musste doch die Ausübung des heidnischen Kultus wenigstens gestatten. Erst der nach ihm kommende Bela unterdrückte mit Gewalt die letzten

§. 5. Der Klerus. Ungeachtet der ausserordentlichen Fortschritte, welche die Ausbreitung des Christenthums im 9. und 10. Jahrh. machte, war doch der Zustand der Kirche in den bereits längst bekehrten Ländern ein überaus trauriger. Das weite Reich K. Karls war eine Wüste geworden, das nur noch Reste von verwilderten, verkümmerten Stämmen bewohnten. Die von ihm gegründeten Schulen, schon von seinem Sohne Ludwig auffallend vernachlässigt, waren verödet oder wurden häufig von zuchtlosen Bubenhorden besucht, die sich manchmal das Vergnügen machten, sammt und sonders ihren Lehrern (vielleicht auch Peinigern) zu entlaufen. Die Geistlichkeit war verarmt[31]), Kirchen und Klöster lagen in Trümmern, das Volk war ohne Seelsorger, Mönche und Nonnen schweiften bettelnd oder noch schlimmere Beispiele gebend im Lande umher, alle Bande der Zucht und Sitte hatten sich allmälig gelöst.[32]) Unter dem höhern Klerus, der seine Stellen meist durch Simonie oder ohne jedes andere Verdienst nur durch die Gunst der Könige erlangte, herrschte bitterer Hader. Die Bischöfe lehnten sich gegen die Metropoliten und Erzbischöfe auf, diese lagen um die Rechte

---

Reste der alten Religion (seit 1060). — Die Russen einigten sich zuerst unter dem Normannen Rurik (864—79) zu einem Reiche. Sie wurden ebenfalls von Konstantinopel aus mit dem Christenthume bekannt gemacht. Schon der Apostel Andreas soll bei ihnen gepredigt haben. Nachweisbare Missionsversuche machte jedoch erst der Patriarch Ignatius 867. Man nennt unter den Fürsten, die der christlichen Religion besonders gewogen und für ihre Ausbreitung thätig waren: Oleg (bis 912), Igor (bis 945) und seine Gemahlin Olga (nach ihrer Taufe Helena genannt † 969), Wladimir d. Grossen (Apostelgleichen, 980–1014) und dessen Sohn Jaroslaw (1019—1054).

31) „Verfolgung und Unterdrückung der Kirche und des Klerus hat gegenwärtig einen Grad erreicht, von welchem frühere Zeiten nichts wussten. Kein Stand freier oder leibeigener Menschen ist seines Besitzes so wenig sicher, als die Priester. Nicht ein einziger kann voraussehen, wie viele Tage er seine Kirche, seine Wohnung behalten wird. Nicht nur die Güter der Kirchen, nein auch diese selbst werden verkauft." So schreibt der Erzb. Agobard von Lyon noch vor dem Ausbruche der Bürgerkriege in den Tagen K. Ludwigs, in einer Zeit also, in der die Lage des Klerus noch golden war, gegen später. Die Bischöfe waren von den sich bekriegenden Königen fortwährend zwischen Hammer und Ambos gestellt. Aber nicht nur die Fürsten, auch die Vasallen gierten nach dem Gute der Kirche, die der Raublust Aller zur Beute ward und deren sämmtliche Besitzungen man gar so gerne sich angeeignet hätte. Im Jahre 847 klagen die deutschen Bischöfe: „weder die heiligen Orte, noch die Diener des Herrn werden in Ehren gehalten, man peitscht, bestiehlt, verhöhnt die Priester". Neben den Kloster- und Kirchengütern wurde auch das Eigenthum der frommen Stiftungen, z. B. die Spitäler von Laien beraubt und eingezogen. Der habsüchtige Adel berief sich namentlich auf das Beispiel Karl Martells, um die Könige vorwärts zu treiben. Darf es unter solchen Umständen überraschen, wenn die Geistlichkeit diesen als greulichen Kirchenräuber und Verbrecher schildert und seine Seele die ewige Feuerpein erdulden lässt?

32) „Unglaubliche Verwilderung herrschte. Die gröbsten Verbrechen: Kirchenraub, Todtschlag, Verwandten- und Priestermord waren alltäglich."

ihrer Stellungen im Streit mit Rom, das jede ihm irgendwie im Wege stehende Gewalt eine nach der andern verschlang und mit bewusstem Streben, unbehindert durch äussere Störungen, sein Ziel, die Weltherrschaft, im Auge behielt.

In der deutschen und neustrischen Kirche existirten zwei sich mit grösstem Hasse bekämpfende Parteien, eine aus den Bischöfen bestehende aristokratische, aus deren Schoosse das pseudo-isidorische Gesetzbuch hervorgegangen war, die nur Abschaffung der Metropolitangewalt und Beschränkung königlicher Eingriffe in die Rechte der Kirchenhäupter erstrebte, dagegen ihre eignen Befugnisse zu erhalten und auszudehnen suchte, und eine aus niedern Klerikern und Mönchen gebildete plebejische, die gegen alle ihre Vorgesetzten Krieg führte, dem ganzen Prunk der Hochkirche ein Ende gemacht wissen wollte und bei eigener Armuth auf die Pracht und Herrlichkeit der geistlichen Würdenträger mit Neid und Begehrlichkeit hinsah. Bischöfe und Äbte, genöthigt sich gegen innere wie äussere Feinde zu vertheidigen, mussten gar oft zum Schwerte greifen; nicht selten sehen wir sie selbst an der Spitze der gegen die Reichsfeinde ausrückenden Heere; viele von ihnen bedeckten mit ihren Leibern die Schlachtfelder.

Zu den Rangstreitigkeiten, welche die Gewalten der Kirche bewegten, traten nun auch noch aus verschiedenen Glaubensmeinungen hervorgehende innere Zwiste und anstössige Vorfälle. §. 6. Sektirer.

Ein Diakon, Bodo, in Alemannien geboren, in der Hofschule erzogen, vom K. Ludwig sehr begünstigt und 838 zu einer Reise nach Rom von ihm ausgestattet, ward 839 Jude, verkaufte seine Begleiter an Sarazenen, floh nach Saragossa, liess sich beschneiden, Bart und Haupthaar wachsen, nahm den Namen Eleazar an, heirathete eines Juden Tochter und lästerte mit seinen jüdischen Genossen Christum. Ja, er machte fortan die grössten Anstrengungen, den Kalifen von Kordoba zu einer allgemeinen Christenverfolgung aufzureizen.

Ein alemannisches Weib, Thiota, das sich für eine Prophetin ausgab, den nahen Untergang der Welt verkündete und durch ihre Predigten im Bisthume Konstanz grossen Lärm machte, so dass ihr das von seinen Seelsorgern unbefriedigt gelassene Volk in Massen zuströmte und selbst Kleriker ihre Fürbitten durch Geschenke erkauften, liess die mainzer Synode 847 auspeitschen.

Ein Mönch, Gottschalk, der Sohn eines sächsischen Edelmannes, von seinem Vater Bern in den Tagen des Abtes Eigil wider Willen und Neigung dem Kloster Fulda geopfert, erregte schon dadurch Aufsehen, dass er ungestüm seine Freilassung forderte (829). Sein Abt, Hrabanus Maurus, wusste es bei K. Ludwig, entgegen einem von 58 Bischöfen und dem Metropoliten Otgar von Mainz abgegebenen Gutachten, dahin zu bringen, dass er zum Mönchsstande gezwungen blieb, nur wurde er aus Fulda nach dem Kloster Orbais, im Sprengel von

Soissons, versetzt. Hier vertiefte er sich mit dem ganzen Feuer seiner kühnen Seele in die Schriften **Augustins** und älterer gleichgesinnter Lehrer, namentlich in die des Bischofs **Fulgentius** von Ruspe (weshalb ihm seine Klosterbrüder auch den Beinamen Fulgentius gaben), die Lehre von der göttlichen Vorherbestimmung und über den Umfang der göttlichen Gnade in ihrer bündigsten Kürze ergreifend. Wie alle für eine hohe Idee begeisterte Menschen, suchte auch er für seine Überzeugung Partei zu machen. Er richtete deshalb an verschiedene gelehrte Bischöfe und Äbte Sendschreiben, in denen er seine Ansichten entwickelte, er liess sich, um predigen zu können, heimlich von einem sogenannten Chorbischofe zum Presbyter weihen, er verliess ohne Erlaubniss seines Abtes das Kloster, machte Reisen zu angesehenen Theologen, zog, seine Lehre verkündend, im Lande umher, ja er drang selbst bis Rom vor. Allerdings war das Zeugniss, das sein Abt ihm gab, kein günstiges. Nach demselben war er mehr ein wildes Thier, als ein Mensch; von allen im Lande aufgekommenen Irrlehren habe er die giftigste ausgewählt, um die Einfältigen und Betrogenen noch mehr zu verführen, habe sich den Namen eines Lehrers angemasst und Schüler gesammelt u. s. w. 847 war Gottschalk zum zweiten Male in Rom; auf der Heimreise besuchte er den Grafen **Eberhard** von Friaul (Schwiegersohn K. Ludwigs und Vater Berngars), wo er den nachmaligen Bischof von Verona, **Noting**, antraf. Er säumte nicht, auch diese hochgestellten Männer für seine Meinung, dass Gott die Menschen ebenso zum Bösen wie zum Guten, zur ewigen Verdammniss wie zum ewigen Heile vorausbestimmt habe, zu gewinnen. Noting traf bald darauf auf einer Reise durch Deutschland mit Gottschalks altem Gegner, dem nunmehrigen mainzer Erzbischof Hraban zusammen und erzählte ihm von seiner Begegnung mit dem Mönche. Hraban schrieb nun ein sehr energisches Buch gegen ihn und seine Glaubensansichten, überschickte es an Noting und den Grafen, worauf dieser den Mönch vertrieb. Gottschalk durchzog jetzt predigend Pannonien und Norikum, bis er im Herbste 848 vor eine Synode zu Mainz gestellt, der Ketzerei für schuldig erklärt und an den rheimser Metropoliten Hinkmar ausgeliefert wurde, der ihn wieder dem Bischof Rothad von Soissons übergab. Von nun an begann für den Mönch eine Kette langer und bitterer Leiden, für Hinkmar, seinen unerbittlichsten Bekämpfer, und die neustrische Kirche eine Reihe schwerer Stürme. Gottschalk sollte vor der Reichssynode zu Chiersey (849) widerrufen. Da ihn nichts zur Zurücknahme seiner Lehren bewegen konnte, er sogar ein dieselben vertheidigendes Buch den Bischöfen zu übergeben wagte, ward er öffentlich gepeitscht, und es wurde dabei so lange auf den Unglücklichen losgeschlagen, bis er halbtodt seine Schrift mit eigener Hand in ein vor ihm angezündetes Feuer warf. Nach diesem an dem Mönche gegebenen Beispiele unerhörter Grausamkeit wurde er dem Abte Hil-

duin von Hautvilliers zur Einsperrung überliefert. Des misshandelten Gottschalks Muth war durch die erlittene Strafe keineswegs gebeugt. Mündlich und schriftlich fuhr er fort, wider seine Gegner zu eifern, seine Ansichten in präcisirten Glaubensbekenntnissen niederzulegen und erbot sich sogar, dieselben durch ein Gottesurtheil zu erhärten. Nikolaus I., an den er sich endlich noch wandte, schien sogar geneigt, sich seiner anzunehmen. Nur mit genauer Noth wusste Hinkmar diese drohende päpstliche Einmischung abzuwenden. Viele einflussreiche Männer der Kirche hatten des Mönches Lehrsätze vertheidigt, so der Erzbischof Wenilo von Sens[33]), der gefährliche, zweideutige Gegner Hinkmars und sein Spiessgeselle, der listige Bischof Rothad von Soissons. Ferner Galindo, Bischof von Troyes (845—61), in der Gelehrtengeschichte unter dem Namen Prudentius bekannt, und die beiden Hoftheologen Ratramnus, Mönch zu Corbie, und Servatus Lupus, Abt zu Ferrières (geb. um 805 im Sprengel zu Sens, Schüler Hrabans, † um 862), der gelehrte Günstling Ludwigs d. Fr. und seiner schönen Gemahlin und des neustrischen Königs. Auch der Erzb. Rhemigius von Lyon stellte sich auf Gottschalks Seite. Dagegen hatten sich an Hinkmar, des Rhemigius Vorgänger, Amolo (ein Schüler Agoharts, † 852), der Lyoner Diakon Florus, Bischof Pardulus von Laon, der Abt Amalarius von Hornbach und der witzige Skote Johannes, gen. Erigena († um 875), Vorsteher der Hofschule unter Karl d. K., der erste und noch 3 Jahrh. hindurch der einzige Abendländer, der ein festgegliedertes philosophisches System aufzustellen wagte, angeschlossen.[34]) Der von Gottschalk entzündete Streit dauerte bis Anfang der sechziger Jahre. Als Wenilo sich von ihm zurückzog, war seine Sache verloren. Er schmachtete noch bis 868 oder 69 im Gefängnisse. Die lange 20jährige Haft, noch mehr das ewige Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung, hatten zuletzt seinen Geist verwirrt. Als er auf sein Sterbebett sank, bot ihm Hinkmar Friede und Zurücknahme des Bannes an, wenn er widerrufen wolle. Der Mönch

[33]) Wenilo, mit Rothad von Soissons muthmasslicher Urheber Pseudo-Isidors, war der Einzige unter der höhern Geistlichkeit Frankreichs, der sich bei Ludwigs d. D. schändlichen Einfall in Neustrien offen mit diesem verband. Nachdem ihn Karl d. K. gefangen gehalten, die Rache des schlimmen Menschen aber fürchtend, wieder frei gegeben und in sein Bisthum eingesetzt hatte, starb er 865. Er ist der treulose Verräther Ganilo von Mainz in der Karlssage.

[34]) „Skodus Erigena, mehr der freien Spekulation als dem kirchlichen Christenthume zugewandt, steht in einsamer Grösse aus dieser ersten Periode des Mittelalters da, ein Meteor, das, wie Karls d. Gr. Herrschaft selbst und das fränkische Kaiserthum, dessen Kreise er doch noch angehört, nur schwach vorbereitet, plötzlich aufblitzt und plötzlich wieder erlischt.“ Neben Erigena stand Mannon, der den Timäus des Plato übersetzte. Manche edle Flüchtlinge aus dem von den Dänen verheerten England und aus dem durch den Bilderstreit verwirrten Griechenland hatten ausserdem noch sich an Karls d. K. Hofe zusammengefunden.

wies unter lauten Verwünschungen die ihm von dem Metropoliten dargebotene Hand zurück. Als es zum Sterben kam, drangen die Brüder vergebens in ihn, sich durch den Genuss des Abendmahls wieder mit der Kirche zu versöhnen. Ungebeugt, aber auch unversöhnt, ging seine Seele an ihren Ort.

Fast gleichzeitig mit den Gottschalkschen Händeln[35]) war auch ein von dem gelehrten Paschasius Ratbert, Mönch zu Altcorbie († 26. April 865), hervorgerufener Streit über die Abendmahlslehre und über die Lehre von der wunderbaren Geburt Christi ausgebrochen. Für ihn nahm Hinkmar, der Bischof Haymo von Halberstadt und der Mönch Rhemigius von Auxerre Partei. Wider ihn waren in seinem eigenen Kloster die Mönche Christian Druthmar, gen. Grammatikus und der schon genannte Ratramnus, der Mönch Frudegard von Neucorbie und der berühmte Hrabanus, der in den Gottschalkschen Angelegenheiten nachträglich eine etwas zweideutige Rolle gespielt hatte.

§. 7. Hrabanus Maurus und seine Zeitgenossen.

Nach K. Karls Tode, da die von ihm gestifteten Schulen noch in Blüthe standen, gab es im Frankenreiche immer noch einzelne, durch seltene Gelehrsamkeit hervorragende Männer; je weiter wir aber im 9. und 10. Jahrh. vorrücken, um so seltener begegnen wir bedeutenden Erscheinungen auf dem Gebiete des Wissens. Es wurde schon mehrmals der Name des Hrabanus (Magnentius Maurus) genannt. Derselbe, um 776 in Mainz geboren, ward von seinen Eltern, dem angesehenen Vater Ruthard und der frommen Aldegundis, von Jugend auf zum Mönchsstande bestimmt und kam demzufolge schon frühzeitig in die fuldaer Klosterschule. Im Jahre 801 wurde er zum Diakon geweiht, dann schickte ihn sein Abt Baugolf zu weiterer Vervollkommnung in die berühmte Schule Alkuins nach Tours. Zurückgekehrt (804) übernahm er unter dem neuen Abte Ratgar mit dem Mönche Samuel die Leitung der Klosterschule. Es war eine schwere Zeit für die Abtei, während welcher Hraban als Lehrer wirkte. Seuchen rafften 807 den grössten Theil der jüngern Mönche hinweg, die Zöglinge des Klosters lehnten sich gegen die strenge Disciplin auf und entflohen. Abt Ratgar war ein harter, gewaltthätiger Mann, der sich wenig um die Schule kümmerte, sondern Geld und Kräfte nur an kostbare Bauten verschwendete, die Mönche zu harter Knechtesarbeit und schweren Dienstleistungen zwang, so dass viele den Anstrengungen erlagen, andere auswanderten, der selbst Hraban seine Bücher wegnahm und endlich die Schule ganz eingehen liess. Nach seiner erzwungenen Abdankung 817 errang unter

[35]) Eines wegen einer Änderung in einem alten Lobgesang auf gewisse Martyrer (te trina Dectas, in te sancta Dectas) von Gottschalk und Ratramnus gegen Hinkmar um dieselbe Zeit aufgenommenen Streites, gedenken wir hier nur vorübergehend.

seinem Nachfolger, dem Abte Eigil und besonders durch Hrabans Verdienst, die Klosterschule bald ihren alten Ruf wieder. Hraban, seit 814 schon zum Presbyter geweiht, wurde 822 nach Eigils Tode Abt. Unter ihm stieg die Anzahl der Mönche auf 270. Nach Ludwigs d. Fr. Hinscheiden erklärte er sich mit dem Erzb. Otgar von Mainz für die Aufrechthaltung der Reichseinheit und ergriff Partei für Lothar gegen Ludwig d. D. Otgars Fall (842) zog auch den seinigen nach sich. Hraban floh zu seinem alten Mitschüler, den als Geschichtsschreiber bedeutenden B. Haymo von Halberstadt. Im Jahre 844 zurückgekehrt, bewohnte er eine einsame Zelle auf dem Petersberge bei Fulda. Abt war seitdem einer seiner Schüler, Hatto, geworden. Bald darauf söhnte er sich mit König Ludwig aus und als Otgar, der ebenfalls mit ihm Frieden gemacht und darauf wieder in seine Ämter eingesetzt worden war, im April 847 starb, wurde Hraban sein Nachfolger. Von dem Tage an, da er die höchste Stufe deutscher Kirchenwürden erstiegen hatte, erwies er sich als ein treuer, gefügiger, vorsichtiger Diener seines Fürsten. Hraban starb, 4. Febr. 856. Auf ihn folgte als Erzbischof von Mainz der Aquitanier Karl.

Von andern bedeutenden Gelehrten dieses Zeitraums nennen wir hier noch den Diakon Florus in Lyon, ein trefflicher Kopf, Schüler des unvergesslichen Erzb. Agobard, den Dichter Angilbert, den staatsklugen Ansegis, Abt von Flais, Luxeuil und Fontenelle, den frommen, milden Jonas, B. von Orleans. In Italien züchtigte der strenge Ratherius, B. von Verona und Lüttich († 974) in schneidenden Schriften der Mönche Entartung, klagte Atto, B. von Vercelli über die verfallene Kirchenzucht, schilderte Liudprand mit dunklen Farben eine dunkle Stelle der Geschichte, mit böser Zunge rücksichtslos die Schäden der Kirche aufdeckend. Die hervorragendste Persönlichkeit der Zeit war jedoch der würdige, schriftgewandte, unerschütterliche Erzb. von Rheims, Hinkmar, der mutbige Vertheidiger der fränkischen Metropolitanverfassung, der treue Freund seines Vaterlandes, der wackere Beschützer der Rechte seines unwürdigen Königs, der Hort des Glaubens, die Stütze der Sitten, die Stimme der Wahrheit, neben P. Nikolaus I. unstreitig der ausgezeichnetste Kleriker des 9. Jahrh. Geb. 805, trat er als Knabe in das Stift St. Denis, wo er unter Abt Hilduins Leitung zum Kanoniker herangebildet wurde. Als derselbe in Folge seiner Theilnahme an einer Verschwörung gegen K. Ludwig nach Sachsen verbannt wurde, begleitete ihn Hinkmar. Nach der Rückkehr wusste er sich die Gunst Ludwigs wie die seines Sohnes Karl zu erwerben. Im Jahre 845 ward er, von Klerus und Volk erwählt, auf den seit 10 Jahren verwaisten Stuhl von Rheims erhoben. Sein Vorgänger Ebbo lebte, seiner Würden entsetzt, in der Verbannung. Für den neuen Erzbischof begannen mit dem Tage seines Amtsantrittes die schwierigsten, langwierigsten und gefährlichsten Streitigkeiten. In

alle kirchlichen und dogmatischen Händel seines Zeitraums war er verflochten. Mit den Päpsten, mit seinen Kollegen, den Metropoliten, mit seinen Untergebenen, den Bischöfen, mit dem niedern Klerus, mit den Feinden seines Vaterlandes, den deutschen, lothringischen und aquitanischen Königen, mit seinem eigenen unwürdigen, undankbaren Fürsten, mit den übermüthigen Reichsvasallen, die ihre begehrliche Hand unablässig nach den Gütern der Kirche ausstreckten, mit missrathenen Verwandten hatte er unablässige Kämpfe. Bald musste er für seine persönlichen Rechte, bald für die der fränkischen Kirche und des Glaubens, dann wieder für sein von allen Seiten bedrängtes Vaterland das Wort ergreifen. Zahllos ist die Menge der von ihm verfassten Schriftstücke. Der alte Streiter erlebte den Schmerz, sich seiner Rechte beraubt, sein Vaterland durch innere und äussere Feinde an den Rand des Verderbens gebracht zu sehen. Er starb hochbetagt auf der Flucht vor den Normannen im Dez. 882 zu Epernay. Ausser vielen wichtigen theologischen Schriften verdanken wir ihm eine höchst schätzenswerthe Chronik seiner Zeit.

Würdige Zeitgenossen von ihm waren ausser dem schon genannten Ansgar, die Erzb. Luitpram von Salzburg, der edle Rimbert von Hamburg († 11. Juni 888), sowie sein Nachfolger, der korveyer Mönch Adalgar und Luitbert von Mainz († 889). Zweiter Nachfolger (891) dieses letzteren war jener denkwürdige Erzb. Hatto, der Retter des deutschen Reiches gegenüber der Sonderinteressen der Herzoge, in der Reihe der kirchlichen Staatsmänner, die sich Verdienste um das Vaterland erworben haben, einer der bedeutendsten, ein Mann von scharfem Verstande und grosser Energie des Willens, in göttlichen und menschlichen Geschäften gleich trefflich bewandert. Hatto, früher Abt von Reichenau, verwaltete sein Amt und die Kanzlerstelle des deutschen Reiches segensreich bis zu seinem 913 erfolgten Tode. Mit ihm wirkten in gleichem Sinne sein vertrauter Freund Salomo, B. von Konstanz und Abt von St. Gallen, edlem alemannischem Geschlechte entsprossen, ein Zögling der St. Galler Schule, von dem Ekkchard rühmt: „Selten gab es einen Menschen, in dessen Person der gütige Schöpfer so viele Gaben vereinigt hatte. Schön von Angesicht, hochgewachsen, in den Wissenschaften trefflich bewandert, schrieb und sprach er gleich gut.“ Er war der vertraute Freund und Erzkapellan Konrad I., der den witzigen, heiteren Scherzes vollen Mann stets um sich sehen wollte. An ihn schlossen sich an B. Adalbero von Augsburg, dessen Adel, Klugheit und Geisteskraft der Geschichtsschreiber Regino anerkennt, Ludwigs des Kindes Ernährer, geistlicher Vater und Lehrer († 910), und der Erzb. Herimann von Köln.

Die unendlich trübe und trostlose Zeit, die nach dem Tode Karls d. Gr. über Deutschland hereinbrach, konnte der Entwicklung der Poesie nicht günstig sein. Hätten nicht einige wenige Klöster, ge-

schützt durch ihre günstige Lage, sich als Hort des Wissens, der Kunst und der Dichtung erwiesen, alle die von dem alten Kaiser mühevoll seinem Lande gebrachten Segnungen der Kultur wären bis auf die letzte Spur vernichtet worden. Die vielen Klöster in Frankreich, Lothringen und Baiern, dann Fulda, Korvey, die rheinischen und die Klöster des Bodensees wurden entweder völlig von der Erde vertilgt oder doch wiederholt beraubt und bis auf den Grund zerstört. Je weiter allerdings solche Pflanzstätten des Wissens von den Grenzmarken entfernt lagen, um so seltener, um so weniger hart wurden sie von feindlichen Überfällen barbarischer Völker betroffen, um so leichter waren die geschlagenen Wunden zu heilen. Ganz von vorüberbrausenden Wetterstürmen, wie sie die Zeit nun einmal mit sich brachte, blieb wohl kein Kloster verschont. Besonders vortheilhaft kam seine einsame, von Bergen eingeschlossene Lage dem Stifte von St. Gallen zu statten, und hier war es denn auch, wo die Leuchte edler Strebungen unverlöscht blieb. Ehe wir jedoch auf die Leistungen dieser wichtigen Kulturstätte näher eingehen, seien die wenigen Hymnen-Dichter des nachkarolingischen Zeitraums hier vorerst noch genannt. Man schreibt die Palmsonntags-Hymne: „Gloria, laus et honor“, dem B. **Theodulf** von Orleans zu. Derselbe, in Italien geboren und wahrscheinlich gothischer Abkunft, bevor er von Karl d. Gr. nach Frankreich berufen wurde, Abt eines Benediktinerklosters zu Florenz, soll sie während seiner Gefangenschaft zu Angers, wohin ihn Ludwig d. Fr. wegen seiner Theilnahme an der Empörung seines Neffen Bernhard verwiesen hatte, gedichtet und am Palmsonntage, während die Prozession unter seinem Fenster vorüberzog, gesungen haben. Der Kaiser, der selbst dem Zuge beiwohnte, hörte den Gesang und wurde so durch ihn gerührt, dass er dem Gefangenen die Freiheit gab, ihn in sein Bisthum wieder einsetzte und befahl, dass fortan diese Hymne stets am Palmsonntage zu Ende der Prozession beim Eintritt in die Kirche gesungen werden sollte. Theodulf († 821) zählt unter die besten Dichter seines Jahrhunderts.[36])

Hrabanus, der Mann von universeller Bildung, streng in der Wissenschaft wie im Leben, der Schöpfer des deutschen Schulwesens, neben seinem Schüler Walafried Strabo, der ersten Deutschen einer, die lateinische Hymnen gedichtet und sich um die Hymnologie ihres Vaterlandes Verdienste erworben haben, wird als Verfasser mehrerer geschätzter Hymnen genannt.[37]) Gleichzeitig mit ihm lebte der Mönch

---

[36]) D. I., 186. W. 130. I. 1, 200. II. 8, 95. IV. 1, 188. VI. 180. VIII. 67. IX. 77. X. 93. XI. 100. XII. 1, 128. XIV. 341. XVI. 79. XVIII. 25.

[37]) Altar es magnumque. VIII. 255.
Cantemus Domino. VIII. 135.
Carmina psallere voce lyra. W. 136.

Johannes, ein Ostfranke von Geburt, der als der Erste genannt wird, der in Deutschland Kirchengesänge nach verschiedenen Modulationen kompouirte. Auch als Schriftsteller zählt Hraban zu den grössten Lehrern der Kirche. Sein Ansehen war unter seinen Zeitgenossen und für Jahrhunderte hinaus unantastbar. „Er galt allgemein als trefflicher Rektor, als gewissenhafter, in der h. Schrift überaus bewanderter Mann, der seinen ganzen Eifer auf die Übung des göttlichen Gesetzes, auf die Erforschung der Wahrheit und die gewissenhafteste Zucht wendete, der sein unablässiges Bestreben den Fortschritten seiner Schüler widmete und neben seiner Milde und treuen Liebe gegen seine Zöglinge den Ruhm besonderer Geschicklichkeit davon trug, womit er einen Jeden nach seinem Alter und seiner geistigen Individualität zu behandeln wusste. Der Ruf seiner Gelehrsamkeit und der Blüthe der Schule drang bald in die Ferne; Familien der höchsten Stände, selbst Fürsten vertrauten ihr ihre Söhne an, um hier wissenschaftliche Bildung zu empfangen. Hoffnungsvolle Jünglinge wurden hier zu tüchtigen Lehrern vorbereitet, bewährte Lehrer von hier aus zur Leitung von Schulen berufen. Fulda wurde der Quellort, von dem aus sich Ströme geistigen Lebens über die ganze deutsche Christenheit ergossen.“ (Lübker). Hrabans eifrigstes Bemühen war auf Belebung des Bibelstudiums gerichtet, zugleich aber umfasste sein Unterricht die freien Künste und die Erklärung römischer und griechischer Klassiker, denn die Wissenschaft erschien ihm als erwünschte Gehilfin christlicher Erkenntniss und Sitte. Er war es auch, der der Muttersprache eine treue Anhänglichkeit bewahrte, sie mit warmem Eifer pflegte und ihr später sogar eine grössere Verwendung für den gottesdienstlichen Gebrauch sicherte. Ausser vielen andern Schriften stellte Hraban eine treffliche Bussordnung zusammen, verfasste er mit grosser, aber freilich unnütz verschwendeter Kunst sein Buch zum Lobe des Kreuzes (Carmen de mysterio s. crucis), das er dem Papste überreichen liess, und auf Ludwigs d. D. Wunsch eine Erklärung der biblischen, beim Morgengottesdienste gebräuchlichen Hymnen, die er dem Könige mit seinem berühmten Werke über das Weltall und seine Theile (22 Bücher) übersandte. Die wissenschaftlichen Anforderungen an den Klerus, aber auch die Auffassung und Behandlung der einzelnen Wissenschaften zur Zeit Hrabans

? Christe sanctorum decus angelorum. D. 1, 188. W. 137. IV. 1, 88. VIII. 203. IX. 85. XII. 1, 129–130. XIII. 94. XIV. 268. XVI. 81. XIX. 135.

? Festum nunc celebre magnaque gaudia. D. 1, 187. W. 135. L. 1, 172. IV. 1, 194. IX. 83. XIII. 65. XVI. 81. (Siehe p. 137.)
Lumen clarum rite fulget. W. 133. XVII. 95.

? Te splendor et virtus patris (Tibi, Christi, splendor) D. 1, 189. IV. 1, 87. 117. 3, 231. VII. 105. XII. 1, 132, 134. XIII. 95. XIV. 282, 328. XIX. 137. (Siehe p. 138.)
Veni Deus, factus homo. W. 134.

erkennt man aus seiner in drei Theile gegliederten, für seine Mönche abgefassten Schrift: de institutione clericorum. Die beiden ersten Theile bilden eine Art Kompendium der für den praktischen Geistlichen nöthigen Kenntnisse, der dritte handelt von der allgemeinen Bildung der Geistlichkeit, erörtert die Bedeutung der freien Künste und gibt schliesslich Bemerkungen über den Werth der alten Philosophie. Neben manchem andern Schatz, der in Fulda aus den ältesten Zeiten der deutschen Literatur der Nachwelt gerettet wurde, stammt von dorther ein lateinisch-deutsches Glossar der Bibel, eines der wichtigsten Sprachdenkmale des 9. Jahrh. und das berühmte Bruchstück ältester deutscher Heldendichtung, das Lied von Hildibrand und Hadubrand. Hraban, der an sich selbst so strenge Forderungen richtete, war mild gegen Unglückliche und in der Ausübung christlicher Tugenden seiner Zeit ein hohes Vorbild. Unvergesslich blieb dem Volke lange seine in dem fürchterlichen Hungerjahre 850 bethätigte Freigebigkeit, die ihn antrieb, täglich 300 Arme zu speisen. Wie er es einst vorzog, von der einsamen Höhe des Petersberges den sinnenden Blick weithin über eine grossartige Landschaft schweifen zu lassen, anstatt als Abt wieder in sein Kloster zurückzukehren, so liebte er es auch, nachdem er Erzbischof geworden war, zur Rast und Sammlung seines Gemüthes, zeitweise eine stille Klause am Fusse des Johannisberges zu beziehen. Sein Leichnam, anfangs in Mainz beigesetzt, wurde auf Befehl des Erzb. Albert 1515 in die Moritzburg nach Halle gebracht. Seinen berühmten Schüler Walafried, gen. Strabo, d. i. der Schielende († 849), nachdem er längere Zeit Dekan im Kloster St. Gallen gewesen, Abt von Reichenau, nennt man als Verfasser zweier schöner Weihnachtshymnen[38]), die jedoch nicht unter die allgemein eingeführten Kirchengesänge aufgenommen wurden.

Von Dichtern des 9. Jahrh. sind noch zu nennen: Ermanrich, Abt zu Ellwangen († 840), der der Verfasser einer mittelmässigen Hymne auf den h. Sola ist; Drepanius Florus, Diakon von Lyon, der einige Psalmen übersetzte und zwei Hymnen auf die Apostel Johannes und Paulus und den Erzengel Michael dichtete, Alvarus von Kordoba, der den h. Eulogius, Lupus Servatus, Abt von Ferrières, der den h. Wigbert, Ericus, Mönch im Kloster St. Germain zu Auxerre, der den h. Germanus besang und Prudentius d. J., aus Spanien, B. von Troyes († 861), der Verfasser mehrerer verloren gegangener Kirchengesänge ist.

Das 9. Jahrh., so trübe es sich auch in seinem Verlaufe gestaltete, offenbarte doch wenigstens zu Anfange und so lange die von Karl d. Gr. ausgestreute Saat noch nicht völlig erstickt war, ein reges, geistiges

[38]) Gloriam nato cecinere Christo I. 1, 202.
Lumen inclytum refulget. I. 1, 204. VIII. 63. IX. 79. XVI, 82. XIX. 131.

Leben. Es ist dabei doppelt erfreulich zu sehen, wie auch nun Deutschland sich an den wissenschaftlichen Bestrebungen lebhaft betheiligte, ja, wie es einzelnen Männern sogar gelang, hervorragende Stellungen in der Gelehrtenwelt einzunehmen. Diese Blüthezeit der Studien, der Künste, der Poesie, zog jedoch, ähnlich dem Frühlinge im Jahreslauf, schnell vorüber, und weder ein reifender Sommer, noch ein Früchte bringender Herbst folgte ihr. Kein Jahrhundert war den Kulturbestrebungen, der Literatur ungünstiger, war unfruchtbarer an Gelehrten und Dichtern, wie das zehnte. Man hat es nicht mit Unrecht das unglückliche, das obskure genannt. Wir können rasch darüber hinweggehen, denn weder die geistliche Dichtkunst überhaupt, noch die Liederpoesie insbesondere wurden in ihm besonders gefördert. Zwei Dichter, die als in die karolingische Zeit fallend hier zu nennen sind, leisteten nichts von Bedeutung. Die Gesänge **Rathods** († 917 als B. von Utrecht), sind vergessen und nicht besser erging es einem Gesange auf die h. Dreifaltigkeit und einigen Heiligenliedern des **Stephanus** (B. v. Lüttich, † 920).

§. 8. St. Gallen. Die reichste Ausbeute für die Geschichte der lateinischen Poesie und der kirchlichen Tonkunst liefert in dieser Periode St. Gallen. Diese wichtige, an den gewaltigen Grenzgebirgen, die Deutschland von Italien trennen, gelegene, von der Aussenwelt fast abgeschlossene Kulturstätte, in der Wissenschaften und Künste vor dem Drängen der entfesselten Kräfte, welche in wildem Kampfe sich damals gegenüber standen, ein Asyl suchten und fanden, zählt allein, neben manchen vorzugsweise durch Gelehrsamkeit ausgezeichneten Männern, nahezu so viele Dichter und Sänger, als die ganze übrige Christenheit im 9. und 10. Jahrh. zusammen. Ja es gingen von hier um diese Zeit für die Poesie und Musik gleich wichtige Neuerungen aus, auf die wir nun im Folgenden näher eingehen müssen. Da in der Regel in dieser Periode Dichter, Sänger und Musikgelehrte in einer Person sich noch vereinigt finden, so können wir die Geschichte der Poesie und Tonkunst, sofern sie St. Gallen betrifft, im Zusammenhange betrachten. Glücklicher Weise besitzt unsere Literatur über die Kunstgeschichte St. Gallens ein treffliches Werk, das auch der nachfolgenden Schilderung zu Grunde gelegt ist. Es ist dies P. **Anselm Schubigers**: Sängerschule St. Gallens vom 8.—12. Jahrh. (Einsiedeln b. Benziger 1858).

Wir wissen, dass und wie eine genaue Kopie des Gregor'schen Antiphonars durch den Sänger **Roman** nach St. Gallen gelangte. Diese Abschrift wurde, wie das Original in Rom, als der kostbarste Schatz des Klosters aufbewahrt, neben dem Altare der h. Apostel aufgestellt und Fremden wie Einheimischen zur Ansicht dargeboten, um darnach alle abweichenden und fehlerhaften Gesänge verbessern zu können. Mit Roman gelangte aber auch die ächte römische Gesangskunst nach Deutschland. Er ist der Gründer und erste Lehrer jener berühmten

St. Galler Gesangschule, deren Blüthe Jahrhunderte fortdauerte. Die Tonschrift, in der Roman lehrte, waren die Neumen (Neuma, Pneuma, = Hauch, Neupma), die Art und Weise nach derselben zu singen, nannte man Usus. Die zahlreichen Figuren (Punkte, Striche, Häckchen, Häftchen, Halbkreise und Querstriche) aus denen diese Hieroglyphenschrift gebildet war, sollten dem Auge das Steigen und Fallen der Töne und die Beugung der Stimme veranschaulichen[39]), erwiesen sich aber, abgesehen von den grossen Schwierigkeiten, die sich ihrer Erlernung entgegenstellten, als unzulänglich und allzu unbestimmt. Roman fügte deshalb zur Erleichterung beim Unterrichte und damit der Sänger über Höhe und Tiefe, Stärke und Schwäche, Kürze und Länge der Töne und andere Zierlichkeiten des Vortrags schneller sich orientiren könne, den neumatischen Tonzeichen erklärende Buchstaben des Alphabets, deren jeder seine besondere Bedeutung hatte, oder vollständig ausgeschriebene Worte und verschiedene weitere Zeichen bei. Die Erklärung dieser Erfindung verdanken wir einem Briefe Notkers an seinen Freund Lantpert und einem Traktate des Musikschriftstellers Aribo von Dreien.[40]) Noch immer aber war durch alle diese Verbesserungen ein sicherer Anhaltspunkt zur Angabe der eigentlichen Tonhöhe, in der ein Gesang vorzutragen war, noch nicht gewonnen. Roman suchte auch nach dieser Seite hin die Tonschrift zu vervollkommnen. Die neumatischen Zeichen der Bivirga und Trivirga, der Bistropha und Tristropha markirten stets den Ton der diatonischen Leiter, der unmittelbar über den beiden Semitonien liegt (f u. c); der Buchstabe e (equaliter) bezeichnete dem Sänger wenigstens eine relativ bestimmte Tonhöhe und in dem Falle, dass die Tonart durch gewisse Buchstaben oder aus der Anlage der ganzen Notation sich bestimmen liess, war wenigstens immer der Schlusston zu errathen. Die Tonarten der Gesänge, die sämmtlich dem diatonischen Geschlechte angehörten, erkannte man an gewissen Buchstaben, die den Gesängen am Rande beigefügt waren[41])

[39]) „Die Grundformen des Neumensystems waren: der scharfe Accent (A. Acutus), als Arsis, der tiefe (A. Gravis) als Thesis und der gedehnte (A. Circumflexus). Wie der scharfe Accent, deutet das neumatische gleichgeformte Tonzeichen der Virga das Steigen der Stimme, der tiefe, der neumatische Punkt (liegende Virga), das Fallen, der gedehnte, wie das Neumenzeichen der Clinis, das anfängliche Steigen und wieder Sinkenlassen derselben an. Dieser letzte Accent erscheint aber auch in umgekehrter Form, zuerst sinkend, dann steigend, und wird alsdann durch das Neuma des Podatus ausgedrückt.“ Siehe ferner Schubiger p. 18. Eine sehr sorgfältig gearbeitete Neumentabelle gibt derselbe p. 7.

[40]) Schubiger, p. 11.

[41]) In früherer Zeit deutete man durch sie die betreffenden Tonarten nur bei den Antiphonen der Vesper und der kanonischen Stunden an, später auch die der Hymnen, Sequenzen und anderer Gesänge. Anders, durch die Tonzeichen der Psalmenverse, bezeichnete man die Tonarten der Introitus und der Kommunion zum Offizium der Messe.

oder an der einer gewissen Tonart eigenthümlichen Psalmmelodie.[42]) Zum leichteren Überblick gab man den Sängern eigene Unterrichtstabellen in die Hand, Diffinitiones octo tonorum, in denen die acht Tonarten mit allen ihren Psalmschlüssen zugleich durch Neumen und Buchstaben, und das Directorium Cantus, in welchem alle liturgischen Eigenthümlichkeiten des Gottesdienstes, Ordnung und Folge des ganzen Offiziums und die Anfänge aller Gesänge mit Neumen verzeichnet waren. Ähnlich der Definitionstabelle war der Tonarius, der alle Differenzen der Psalmodie, sammt dem Verzeichnisse der jedem Tone zukommenden Antiphonen und eine weitläufige Angabe der Tonarten zu den verschiedenen gottesdienstlichen Gesängen des ganzen Jahres enthielt.

Während die Gesangschule zu St. Gallen unter Romans Leitung täglich schönere Erfolge gewann, ja im Verlaufe der Zeit die sanktgaller Singweise für ganz Deutschland mustergiltig wurde, blieb der Leiter der Schule zu Metz, Petrus, auch nicht müssig. Bald entwickelte sich zwischen beiden Anstalten, die mit einander in stetem wissenschaftlichem, wie freundschaftlichem Verkehre blieben, ein edler moralischer Wettstreit, der von den segensreichsten Nachwirkungen war. Beide Lehrer versuchten sich auch in Kompositionen von Gesängen, die man vor Alters Jubilus nannte und in einem langgedehnten, der letzten Silbe des Alleluja zum Graduale angehängten, ohne Textesworte vorgetragenen Melisma bestanden. Von Petrus sind uns zwei solche Tonstücke (Sequenzen) erhalten, die man nach der Kirche, an der er wirkte, Mettenser (Metensis minor und Metensis major), nannte. Roman gab zweien, die er für St. Gallen setzte, die Namen: Romana und Amoena. Mit Romans Tode ging das von ihm begonnene Werk nicht in Trümmer, vielmehr begeisterte die Erinnerung an diesen grossen Lehrer die Nachkommen zu treuem Ausharren auf dem betretenen Pfade, und so konnte denn auch das Kloster St. Gallen im Laufe der Zeit Dichter und Tonsetzer hervorbringen, die durch ihre Hymnen und Sequenzen, Tropen und Litaneien, durch ihre Gesänge und Melodien die Kirche nicht bloss in Alemannien, sondern in allen Gegenden von einem Meere zum andern, mit Glanz und Freude erfüllten. „Im Kloster selbst ertönten tagtäglich in mannigfacher und genau geordneter Abwechslung die ehrwürdigen Weisen der alten Psalmodie; da eröffnete in mitternächtlicher Stunde der Feierklang des Invitatoriums: Venite exultemus domino, den Dienst der Nachtvigilien; da wechselten die ausgedehnten, fast trauernden Melodien der Responsorien mit dem einförmigen Vortrage der Lektionen; da wiederhallten in den Räumen des Tempels an Sonn- und Festtagen als Schluss des nächtlichen

[42]) Von Alters her kam jeder Tonart eine eigene Psalmmelodie zu, die meisten dieser Psalmtöne hatten jedoch verschiedenartige Schlussmelodien.

Gottesdienstes die erhebenden Klänge des Ambrosianischen Lobgesanges; da begannen mit der aufsteigenden Morgenröthe die Gesänge des Morgenlobes, aus Psalmen und Antiphonen, Hymnen und Gebeten bestehend; ihnen folgten in angemessener Unterbrechung die übrigen kanonischen Tagzeiten; da ward das Volk täglich durch den Introitusgesang zur Theilnahme an den h. Mysterien eingeladen; da hörte es in lautloser Stille die um Erbarmung rufenden Töne des Kyrie, erfreute sich an den Festtagen an dem einst von den Engeln angestimmten Gesange, da vernahm es beim Graduale die Melodien der Sequenzen, die in hochjubelnden Wechselchören die damaligen Festtage verherrlichten, und darauf die einfachen rezitativähnlichen Klänge des Symbolums; da fühlte es sich beim Sanktus hingerissen ins Lob des dreimal Heilig einzustimmen und die Erbarmung jenes göttlichen Lammes anzuflehen, das die Sünden der Welt hinwegnimmt. Wie sehr die Väter auf Schönheit und wahre Erbauung beim Psalmengesange hielten, geht aus ihren alten Satzungen hervor, wo die deutliche Aussprache der Worte, Gleichförmigkeit im Vortrage, anempfohlen und jedes Übereilen oder Schleppen gerügt wird. Alles, was irgendwelche Störung im Gesange veranlassen konnte, war aufs Strengste verboten. Stimmen, welche die Zotenreisser, Jodler, Älpler, den Weibergesang oder das Geschrei der Thiere nachahmten, wurden als des Herrn und seiner Heiligen unwürdig aus dem Gotteshause auf immer verbannt. Selbst jene, welche die Gesänge mit ungebührlicher Schnelligkeit übereilten oder dann mit unerträglicher Schwerfälligkeit die Silben aus ihrem Munde wie einen Mühlstein auf eine Anhöhe hinaufwälzten, wurden als unfähig gehalten, die Schönheit des religiösen Gesanges zu beurtheilen."

„Im Vortrage der kirchlichen Gesänge unterschied man drei Arten, eine feierliche für die höchsten Feste (langsam, affektvoll, freudig), eine mittlere für die Heiligen- und eine gewöhnliche für die Ferialtage (etwas schneller und in mässigerer Tonhöhe). In der Psalmodie hielt man jedoch stets mit Strenge auf richtige Beachtung des Ruhepunktes zwischen jedem Psalmverse. Bei allen Tonschlüssen, namentlich am Ende der Psalmweisen, wurde auf den Accent der Silben keine Rücksicht genommen, man passte vielmehr eine bestimmte Zahl von kurzen oder langen Silben der Melodie an, indem man an dem Grundsatze festhielt, die Musik unterwerfe sich nicht den Grammatikalregeln. Verschiedenen Gesängen kam auch verschiedener Charakter zu. Während das gesammte Offizium für die Gestorbenen in tiefen und dumpfen Tönen vorzutragen war, erklangen Te Deum, Gloria und Credo als Freudengesänge, bei denen man zugleich auf deutliche Aussprache grösste Rücksicht nahm und sie deswegen nur in mittlerer Tonhöhe intonirte. Den Hymnen, dem Alleluja, Kyrie, Sanktus und Agnus gab man den Charakter des Lieblichen und Anmuthsvollen; ebenso sollte auch der Vortrag der Melodien zu den Sequenzen zart und angenehm sein und

ihre Tonfiguren richtig hervortreten. Die Responsorien, Antiphonen, Gradualen, Traktus und Alleluja, wie auch die Sanktus und Agnus zählten zum schwerfälligen Gesange (cantus gravis), wahrscheinlich so genannt jener oft weitausgedehnten melodischen Sätze wegen, die als Verzierung über den einzelnen Silben dieser Gesänge vorkommen. Zu Verhütung allzugrosser Schwerfälligkeit trug man sie etwas tiefer und in schnellerer Bewegung vor."

„Antiphonen, Responsorien, Psalmen, Hymnen u. dergl. wurden von einem Sänger intonirt, der die ersten Töne dieser Gesänge etwas langsamer vorzutragen hatte, worauf dann der Gesammtchor einfiel."

„Ausserordentliche Festlichkeiten boten stets zu besondern Gesangvorträgen und zu neuen Dichtungen und Tonsätzen Veranlassung. Als im Jahre 864 unter Abt Grimoald B. Salomo von Konstanz die Reliquien des h. Othmar feierlich erhob, wurde die Litanei angestimmt, worauf dann bei Übertragung derselben in die Kirche der Gesammtchor der Mönche lieblichtönende Lobgesänge sang. Drei Jahre später wurde die neuerbaute Othmarskirche eingeweiht und des Heiligen Leib von den Priestern dahin übertragen. Die Mönche begleiteten die Prozession unter Absingung der herrlichsten Lieder, die nur das Frohlocken der anwesenden Menge und Thränen der innigsten Rührung zu unterbrechen vermochten. Als zwei Tage nachher der Abt von der Reichenau und die Mönche von Kempten wieder wegzogen, wurden auch sie unter dem Gesange von Abschiedsliedern bis vor das Kloster geleitet."

„Ein eigenthümliches Fest für ein Hochstift war von jeher der Besuch eines Monarchen. Da wurde Alles aufgeboten, den Empfang dem hohen Range des Eintretenden entsprechend zu machen. Die Sitte, die Könige in feierlichem Zuge und unter Absingung von eigens ausgewählten religiösen Gesängen einzuholen, war eine allgemein verbreitete. Sobald die Nachricht von der Ankunft des Fürsten im Kloster anlangte, versammelten sich die Mönche auf ein Zeichen des Abtes in der Kirche, kleideten sich da, je nach ihrem Range, mit dem Klerikalornate und die Sakristane ordneten die Prozession. Unter feierlichem Klange der Glocken zogen, voraus zwei Kreuzträger, in ihrer Mitte den Weihwasserträger, nach ihnen ein drittes Kreuz von zwei Rauchfassträgern begleitet, dann drei Kleriker, von denen jeder ein Evangelienbuch trug, neben sich zwei Leuchterträger, die Konventsbrüder paarweise, dann die Knaben mit ihren Lehrern, dem Könige entgegen. Ihnen folgte der Abt, mit dem Chor der übrigen Mönche. Alle gingen schweigend dahin bis zu der Stelle, wo der Angekommene ihrer harrte. Hier bot ihm der Abt das Weihwasser, reichte ihm das Evangelienbuch zum Kusse dar und inzensirte ihn. Nun erhob sich der Gesang: „Siehe, ich sende meinen Engel vor dir her", und der Zug bewegte sich zur Kirche zurück. Es liegen viele Dichtungen vor,

die für solche Gelegenheiten eigens verfasst wurden. Als Ludwig d. Fr. mit der Kaiserin und seinem ältesten Sohne Lothar einst das Hochstift Orleans besuchte, ward er mit einem feierlichen von B. Jonas gedichteten Liede empfangen (En adest Caesar pius et benignus). Im Jahre 829 kam Karl d. K. nach Reichenau. Der Sängerchor holte ihn mit einem herzlichen, mit Instrumenten begleiteten Gesange ein, und als 9 Jahre später sein Bruder Lothar an der gleichen Stätte erschien, begrüssten ihn die Jubelklänge des Liedes: „Innovatur nostra laetos." [43]) Auch St. Gallen erhielt solche ehrende Besuche. Zwischen den Jahren 857 und 867 kamen Ludwig d. D. und seine Gemahlin Emma vom Schlosse Bodman am Bodensee, wo sie sich wiederholt und auf längere Zeit aufhielten, mehrmals nach St. Gallen. Gewiss empfing man sie mit aussergewöhnlichen Festgesängen, deren Worte man nicht selten ganz oder theilweise der Schrift entnahm (z. B. Benedictus eris ingrediens, et benedictus egrediens) und noch ist uns die Litanei aufbewahrt [44]), die bei einer solchen Gelegenheit in Gegenwart des Monarchen von dem die Messe zelebrirenden Priester und der anweseuden Geistlichkeit antiphonirend vorgetragen wurde. Nachdem nämlich der Priester die auf das Gloria folgenden Gebete vollendet hatte, wandte er sich, den Lob- oder Triumphgesang anstimmend, an das gegenwärtige Reichsoberhaupt mit dem dreimaligen Rufe: „Christus siegt, Christus herrscht, Christus regiert", welche Acclamation der gesammte Klerus dreimal wiederholte, worauf dann die Litanei (die Bitte für den Papst voraus!) folgte. Im Jahre 883 kam Karl d. D. über die rhätischen Hochgebirge aus Italien zurück, drei Tage im Kloster Rast haltend. Der Tag seiner Ankunft war ein Tag herzlicher Freude und lauten Jubels für alle Bewohner. Der Chor der Sänger empfing ihn mit dem Jubelliede: „Imperatorum genimen potentum". [45]) Wie kaum ein anderer Monarch bewährte sich Konrad I. als hoher Gönner des Stiftes. Im Jahre 912 beging er beim Abtbischofe Salomo in Konstanz das Weihnachtsfest. Als nun während des Festmahles von den prachtvollen Abendprozessionen die Rede war, die in St. Gallen alljährlich während der drei Festtage stattfanden, äusserte der Kaiser alsobald den Wunsch, dahin abzureisen. Sogleich wurden die Schiffe bereitet und in der Frühe des folgenden Tages trugen sie ihn und sein Gefolge über die Fläche des Sees nach dem sanktgallischen Ufer. Die Mönche, auf den hohen Gast bereits vorbereitet, hatten sich in der Eile mit Begrüssungsliedern versehen und gingen ihm in wohlgeordnetem Zuge entgegen. Draussen vor dem Tempel ertönte Dekan Waltrams Lied: „Rex benedicte veni

[43]) Beide Gesänge werden dem Walafried Strabo zugeschrieben. Schubiger, p. 28.

[44]) Schubiger, p. 29—30.

[45]) Schubiger, p. 32. Gesänge dieser Gattung nannte man Laudes.

visens habitacula Galli".[46]) Konrad verweilte mit grossem Vergnügen drei Tage lang. Was ihn besonders erfreute, war die Prozession der gerade das Fest der unschuldigen Kinder feiernden Klosterzöglinge. Nach uralter Sitte hatten dabei die Chorknaben die Funktionen beim Chorgesang und bei der Prozession selber zu leiten. Der Monarch beschloss die Andacht und religiöse Haltung der Schüler auf eine besondere Probe zu stellen, indem er an einer Stelle, wo der Zug vorbeiführte, den Boden mit Äpfeln belegen liess. Bald nahten die Knaben unter frommen Gesängen, aber an treffliche Zucht und Ordnung gewöhnt, liess sich kein einziger in seiner Haltung stören und nicht einmal die kleinsten waren zu verleiten, ihre Hände nach den Äpfeln auszustrecken."

Ein Nachfolger Romans war der Mönch **Werembert**, aus Chur in Graubünden, ein Schüler Hrabans, im Reich der Töne und der Poesie so erfahren, dass er verschiedene Gesänge und Hymnen zur Ehre Gottes und seiner Heiligen selbst zu verfassen vermochte. Von 840—65 stand **Iso**, ein Mann von ausgezeichneten Kenntnissen und auch der Tonkunst kundig, der innern Klosterschule vor. Er bildete treffliche Schüler, wie **Ratpert**, **Notker** und **Tutilo**. Zu höherer Blüthe der Anstalt trug aber besonders die Ankunft eines neuen vorzüglichen Lehrers bei. Möngal, später **Marzellus** genannt, von Geburt ein Irländer, kam mit seinem Oheime, dem B. Markus auf der Rückreise von Rom nach St. Gallen und entschloss sich da zu bleiben. Als Iso († 871) zum Vorstande der äussern Schule ernannt und zuletzt zum Lehrer ins Kloster Granvall, am Fusse des Jura, berufen war, übernahm Möngal die Leitung der innern Schule, die von nun an den schönsten Aufschwung nahm. Neben den schon genannten, die nun auch zu tüchtigen Musikern sich heranbildeten, bleibt noch einiger Schüler zu gedenken, des Abtes **Hartmann**, des Dekans **Waltram** und des B. **Salomo**. Letzterer, mit irdischen Gütern reich gesegnet, hatte noch unter dem Abte Hartmuoth beschlossen, auf eigene Kosten, unweit des Klosters, zur Ehre und in Form des h. Kreuzes, eine Kirche erbauen zu lassen. Zum Patron derselben wählte er einen Gefährten Galls, den h. Magnus, der 665 das Kloster Füssen gestiftet hatte. B. Adalbero von Augsburg schenkte der neuen Kirche eine Reliquie ihres Patrons, einen Arm, und geleitete dieselbe persönlich an ihren künftigen Bestimmungsort. Der Tag des Empfangs ward zu einer, von Ton- und Dichtkunst gleicherweise verherrlichten Fest- und Triumphfeier.[47]) Mit Jubelgesängen zogen die Mönche der Reliquie entgegen,

---

[46]) Schubiger, p. 62.

[47]) Aus diesen Tagen stammen, ausser fünf andern Liedern auf den h. Magnus, die Hymnen (wahrscheinlich von **Hartmann** gedichtet): Miles ad castrum properes novellum. Carmina nunc festis psallamus rite choreis. Obvius hinc proprios Gallus producit alumnos. Schubiger, p. 34.

geleiteten sie zum Münster, wo sie wahrscheinlich in der Othmarskapelle ausgestellt wurde, bis sie in feierlichem Gepränge in die Magnuskirche übertragen ward. Hier hatte Abtbischof Salomo eine Probstei mit der Verpflichtung des täglichen Chorgesangs gestiftet, hier sollte das nahe Kloster noch Jahrhunderte hindurch eine Pflanzschule von Sängern erhalten, denen das edle Geschäft oblag, Gott durch Töne der Andacht zu verherrlichen. Im Jahre 898 liess Salomo seine Stiftung von König Arnulf urkundlich bekräftigen, und noch wenige Stunden vor seinem Tode (920) empfahl er sie dringend der Obhut der ihn umstehenden Ordensbrüder.

Gehen wir nun zu den besondern Leistungen der sanktgaller Sänger über. Ratpert, von adeligen Eltern aus dem züricher Gebiete abstammend, trat 850 in den Ordensstand. Er widmete sich mit dem grössten Erfolge den Wissenschaften und ward nach dem Abgange Iso's der äussern Schule vorgesetzt. Weder die Sorge um sein körperliches Wohl, noch die Bitten seiner Freunde vermochten ihn vom angestrengtesten Studium abzuhalten. Seine Gesänge, die sich vorzugsweise für Bittgänge und solche gottesdienstliche Handlungen eignen, wo der Sänger Aufmerksamkeit sonst noch in Anspruch genommen ist und der Chor ohne Schwierigkeit auswendig singen können muss, zeichnen sich durch besondere Behandlung vor andern aus. Die erste Strophe seiner Lieder erscheint nämlich in zwei ungefähr gleiche Theile geschieden, von denen einer nach jeder der folgenden Strophen als Refrain wiederholt wird. Wahrscheinlich wechselten beim Vortrage Solo- und Chorstimmen miteinander ab.[48]) Von seinem deutschen volksthümlichen Gesang auf den h. Gallus später. Ratpert, hochverehrt, starb 25. Oct. 900.

Bedeutender noch als er war sein Freund und Mitschüler Notker Balbulus, geb. in der ersten Hälfte des 9. Jahrh. zu Elk (Heiligöwe, Sacer pagus), einer Ortschaft im ehemaligen Thurgau, jetzt im Kanton Zürich gelegen, eine feine Dichterseele, in der jede äussere bedeutende Anregung sofort poetisch und musikalisch nachtönte. Seine Eltern, die ihr Geschlecht von den Karolingern herleiteten, brachten den Knaben schon in zarter Jugend in die Schule zu St. Gallen. Bald überragte er seine Mitschüler an Wissen und Kenntnissen und frühe schon versuchte er sich in der Komposition geistlicher Gesänge, die seine Lehrer würdig hielten, zur Aufführung gebracht zu werden. Notker gelangte zu der Überzeugung, dass ein Hilfsmittel gefunden werden müsse, um

[48]) Annua, sancte Dei, celebramus festa diei.
Ardua spes mundi, solidator et inclyte coeli.
Aurea lux terra, dominatrix inclyta, salve.
Laudes omnipotens ferimus tibi, dona colentes.
Mire cunctorum Deus et creator.
Rex sanctorum angelorum.

die aus dem Oriente stammenden und dem abendländischen Gefühle überhaupt wenig zusagenden ausgedehnten Melodien zu den Sequenzen, deren Erlernung mit den grössten Schwierigkeiten verknüpft war, dem Gedächtnisse leichter einzuprägen. Schon vor ihm hatte man verschiedene, aber immer ungenügende Versuche in dieser Richtung angestellt. Notker erzählt selbst, wie er zur Dichtung jener Sequenzen oder Prosen gelangte, die seinen Namen in der Folgezeit so berühmt machten: „Da ich noch jung war und es mir nicht immer gelingen wollte, die langgedehnten Melodien im Gedächtnisse zu bewahren, sann ich auf ein Mittel, dieselben behaltbarer zu machen. Indessen trug es sich zu, dass ein Mönch aus dem Kloster Jumièges an der Seine, das vor kurzem (851) von den Normannen zerstört worden war, mit einem Antiphonarium zu uns kam, in welchem zu den Sequenzen einige, wiewohl nicht fehlerfreie Strophen geschrieben waren. Dieser Umstand veranlasste mich, nach Art derselben, andere aufzusetzen. Ich zeigte sie meinem Lehrer Iso, dem sie im Ganzen gefielen, nur dass er einiges daran geändert wünschte und die Bemerkung machte, so viele Noten der Gesang habe, ebensoviel und nicht weniger Silben müssten auch im Texte sein. Nach dieser Weisung sah ich meine Arbeit nochmals durch, und nun nahm Iso sie mit vollkommenem Beifalle auf und gab die Texte den Knaben zum Singen."

Später dedicirte Notker, von seinen Lehrern und dem Mönche Othar dazu ermuthigt, eine Sammlung seiner Dichtungen dem Erzb. Luitward von Vercelli, dem Erzkanzler Karls d. D. So ward denn durch eine zufällige Anregung einer formfreieren geistlichen Lyrik, ähnlich dem freien Schwunge der Psalmen und den ältesten Hymnen der morgenländischen Kirche, die Bahn gebrochen. Den melodischen Stoff zu den Sequenzen wählte Notker aus 50 verschiedenen Jubelmelodien (Jubilos, von Alters her schon Sequenzen genannt), deren jede er mit einer eigenen Überschrift bezeichnete, die er entweder vom Namen, Vaterland oder Wohnort ihrer Verfasser[49]), oder von den Anfangsworten ihrer Verse im Graduale, die unmittelbar auf jenes Alleluja folgten, nach dessen Melodie er die Sequenz bildete[50]), oder von bekannten Gesängen, Namen oder Veranlassungen hernahm.[51]) Alle

[49]) 1—5. Romana, vom Sänger Roman, Occidentana von seiner eigenen Landesgegend, Metensis major und minor, die beiden Melodien des Petrus von Metz, Graeca, von der griechischen Kirche stammend.

[50]) 6–27. Deus judex. In te domine speravi. Qui timent. Exultate Deo. Confitemini. Adducentur. Laetatus sum. Vox exultationis. Te Martyrum. Justus ut palma minor. Dies sanctificatus. Beatus vir qui suffert. Dominus regnavit. Obtulerunt. Justus germinavit. Beatus vir qui timet. Nimis. Adorabo. Dominus in Sina. Laudate dominum. Pretiosa est. Mirabilis.

[51]) 28–50. Cignea. Filia matris. Sinfonia. Duo tres. Organa. Frigdola. Aurea. Concordia. Eja turma. Amoena. Captiva. Mater. Trinitas. Puella tur-

Notkerschen Melodien, mit Ausnahme der Metenses, Romana und Amoena, sind eigene Tonschöpfungen. Er verlieh ihnen, abgesehen von dem würdigen und ergreifenden Gehalt der gedichteten und ihnen unterlegten Worte, dadurch noch einen besondern Reiz, dass er sie in kürzere Sätze eintheilte, deren jeden er mit einem befriedigenden Schlusse versah und die nun von zwei abwechselnden Chören vorgetragen werden konnten. Der erste und letzte Satz hatte immer selbstständige Weisen, die sich in den Mittelsätzen nie wiederholten. In diesen selbst versah er meist zwei Sätze mit der gleichen Melodie. Durch die melodische Form und Eintheilung ward auch zugleich die des Textes, in Rücksicht des metrischen Baues die Mitte haltend zwischen freier Prose und metrischen Versen, bestimmt. Da auf jede Tonbewegung eine Silbe kommen musste, hatte bei den Sequenzen, die in je zwei und zwei Absätzen die gleiche Melodie hatten, auch die gleiche Silbenzahl zu erscheinen, und hierin besteht auch allein die metrische Form des Textes, die gar oft Mittelsätze von verschiedenen Längen und folglich auch ganz ungerader Silbenzahl hat. Deshalb dürfen auch die Textabsätze (Versikel) nicht als Strophen betrachtet werden, die aus einzelnen Versen bestehen, denn der Dichter wählte seine Texteintheilung in kurze Linien von 3—4 Worten nur aus dem Grunde, damit der Sänger die unmittelbar danebenstehende und für jede Textsilbe berechnete Melodie desto bequemer herausfinden könne. Notkers Sequenzen fanden die weiteste Verbreitung. Jedes gläubige Herz durch ihren Inhalt ergreifend, hat er in ihnen Geistlichen und Laien die Hauptmomente jedes Kirchenfestes aufs glücklichste zu schildern gewusst. „Alle seine Lieder durchweht Andacht und Erbauung, kindliche Theilnahme am Jubel der Kirche, Vertrauen auf Gottes Hilfe und der Heiligen Schutz. Bald in einfachen Worten des Evangeliums redend, bald in reicher und ansprechender Bildersprache sich ergiessend, hält er doch stets an der Lehre der Kirche fest, besingt er in begeisterten Worten die tiefen Geheimnisse der Religion, die göttlichen Thaten Christi, die Erhabenheit Maria's, den Heldenkampf der Martyrer."

Gemeiniglich wurden die Notkerschen Sequenzen von zwei Chören gesungen. Waren nur wenige Sänger vorhanden, so genügten deren zwei, wenn sie miteinander abwechselten. Hie und da sangen auch Männer- und Knabenchöre gegeneinander.[52])

---

bata. Virgo plorans. Justus ut palma major. Planctus sterilis. Fidicula. Virguncula clara. Nostra tuba. Pascha. Te martyrum minor. Hypodiaconissa.

[52]) So fordert die Sequenz auf den Samstag vor Septuagesima die Sänger auf: „Nun, ihr Gefährten, singt freudig Alleluja, und ihr, o Knäblein, antwortet immer Alleluja, nun singt insgesammt Alleluja." Auch Frauenchöre wechselten mit dem Priesterchore ab. Noch 1260 sangen am Feste der h. Fides im züricher Frauenmünster den einen Vers der Sequenz die Stiftsdamen, den andern die Chorherren.

Notker Balbulus war von äusserst zartem Gemüthe. Seine tieffühlende Seele wurde leicht zu begeistertem Aufschwung angeregt. Man erzählt, dass er durch das eigenthümliche Knarren eines von spärlichem Wasser getriebenen Mühlrades, das er in der Nacht einst belauschte, zur Komposition der berühmten Prose: „Sancti Spiritus adsit", deren melodischer Schluss jedes Satzes allerdings das langsame Kreisen des Rades nachzuahmen scheint, angeregt worden sei. Ein Andermal blickte er in die tiefe Schlucht am Martinstobel hinab, wo man eben an gefahrvollster Stelle über den Abgrund eine Brücke zu schlagen versuchte. Ergriffen von der Todesgefahr, in der er die Bauleute schweben sah, dichtete er das in der Folge durch die ganze Christenheit in Zeiten schwerer Bedrängnisse und in Momenten herantretender Todesnoth gesungene Volkslied: „Media vita in morte sumus." [53])

Schon zu seinen Lebzeiten ward Notker hochgeehrt und mit den hervorragendsten Männern seiner Periode befreundet. Er stand in wissenschaftlichem Verkehr mit dem Mönche Otfried von Weissenburg, mit dem Erzb. Ruodbert von Metz (auf dessen Wunsch er vier Hymnen über das Leben und die Wunder St. Stephans verfasste), mit dem Mönche Baltharius (der ihm das Leben des h. Fridolins weihte), mit dem Erzb. Luitward von Vercelli, mit den gelehrten Mönchen von Reichenau, Paris und Bobbio. Sein Wirken als Lehrer war ein höchst segensreiches, seinen Schriften haben wir die Erklärung der Romanschen Buchstaben zu verdanken, eines seiner bedeutendsten Werke: de musica et symphonia, ging uns leider verloren. Wie er als Künstler ausgezeichnet war, so stand er auch „der einst mit seinem Stabe den Teufel hart züchtigte", in seinem Leben untadelhaft da und starb, nachdem er ein seltenes Beispiel gottseligen Wandels gegeben hatte, im Geruche der Heiligkeit 912.

Seine Sequenzen [54]), von der Kirche autorisirt, waren in vielen Ab-

---

53) Eine deutsche Übertragung davon war schon frühzeitig allgemein verbreitet und lelicht (In Mittel unsers Lebens Zeit); es ist bekannt, dass auch Luther eine Übersetzung verfertigte (Mitten wir im Leben, sind mit dem Tod umfangen). Ludw. Moser, Karthäuser und Magister der Künste zu Basel, übertrug noch vor dem Schlusse des 15. Jahrh. die schöne Sequenz: „Congaudent angelorum, chori" (Sich mit frowend der englen chor).

54) Notkers Sequenzen sind folgende. Diejenigen, die sich ihm nicht ganz bestimmt nachweisen lassen, sind mit ? bezeichnet.

? Ad celebres rex. D. II. 24.
Agni paschali esu. D. II. 11.
Agone triumphali. D. II. 32. W. 148.
Angelorum ordo sacer.
? A solis occasu usque. D. II. 29.
? Benedicta semper sancta. I. 1, 216. VIII. 19.
Benedicto gratias. D. II. 46.
? Blandis vocibus.

schriften durch Deutschland, Frankreich, England und Italien verbreitet. Man betrachtete sie allenthalben als Hauptgesang jeglichen

? Cantemus Christo regi.
Cantemus cuncti. D. II. 47.
Carmen suo dilecto. D. II. 48.
Christe domini laetifica.
? Christe sanctis unica spes.
Christi domini militis. D. II. 49.
Christus hunc diem. D. II. 50.
Clare sanctorum senatus. D. II. 31. W. 156.
Concentu parili. D. II. 8. W. 144.
Congaudent angelorum. D. II. 19. W. 147.
Deus in tua virtute. D. II. 30.
? Deus qui perenni.
Dilecte deo Galle perenni. D. II. 25.
? Ecce solemnis diei festa.
? Ecce vocibus carmina.
? Eja fratres chari.
? Eja harmoniis sociis.
Eja recolamus laudibus. D. II. 1. W. 143. I. 1, 212. VIII. 53. X. 95.
En regnator coelestium. D. II. 53.
Exultet omnis aetas.
Festa Christi omnis. D. II. 7. W. 145.
? Festa Stefani.
Gaude Maria Virgo. D. II. 56.
? Gaudens ecclesia hanc. D. II. 21.
? Grates nunc omnes. D. II. 2. I. 1, 211. VIII. 54. XIX. 129.
Grates salvatori. D. II. 12.
Haec est sancta (2mal). D. II. 57.
Hanc concordi famulatu. D. II. 4.
? Hanc pariter omnis.
Hunc diem celebret.
Joannes, Jesu Christo. D. II. 5.
Is qui prius. D. II. 58.
Iste dies celebris. D. II. 59.
Judicem nos. D. II. 60.
Laeta mente. D. II. 61.
? Laudantes triumphantem.
Laude dignum sanctum. D. II. 28.
Laudes Christo redemti. D. II. 164.
Laudes deo concinat.
Laudes deo perenni.
Laudes salvatori. D. II. 9.
? Laudum qui carmine.
Laurenti David. D. II. 18.
Laus tibi Christe, qui bodie.
" " " qui humil.
" " " patris.
" " " qui sapit.
Laus tibi sit, o fidelis. D. II. 65.
Magnum te Michaelem. D. II. 23.

Festes. Im 10. Jahrh. war es in deutschen Klöstern Sitte, wie beim Nachtoffizium während des Tedeums, so auch beim Tagoffizium während der Sequenz alle, oder doch die zwei grössten Glocken zu läuten. Die erhabenen Weisen dieser Gesänge wirkten so wunderbar auf die Zuhörer, dass sich endlich die Ansicht bildete, Notker habe sie, von höherer Inspiration geleitet, niedergeschrieben. Als 1215 Abt Ulrich von St. Gallen in Geschäften seines Klosters sich in Rom aufhielt und die Sequenz: „Sancti Spiritus adsit," vor Innozenz III. gesungen wurde, ergriff sie diesen so, dass er sofort den Abt vor sich rufen und sich über die nähern Lebensumstände des Verfassers und darüber berichten liess, ob denn nicht sein Jahrestag gefeiert würde. Als er hörte, dass Notker in seinem Kloster eben nur ein einfacher Mönch gewesen sei, machte er unwillig dem Abte Vorwürfe, dass das Kloster keine Anstalten zur Kanonisation eines so grossen Mannes treffe. „Ein solcher Mann, voll des h. Geistes, sei durchaus einer Gedächtnissfeier werth und die Vernachlässigung werde dem Kloster nicht zum Besten gereichen." Notker ward endlich 1514 von Julius II. beatifizirt.[55])

Media vita in morti sumus. I. 1, 250. VIII. 262. IX. 87. XI. 300. XIV. 433. XIX. 129.
Natus ante saecula. D. II. 3. W. 142.
Nos Gordiani.
Nostra tuba regatur.
Omnes sancti Seraphim. D. II. 26. W. 149.
Omnis sexus et aetas.
O quam mira.
? Pangamus creatoris. D. II. 10.
Petre summe Christi pastor. D. II. 16.
? Protomartyris domini.
Psallat ecclesia mater. D. II. 22. W. 150.
Quid tu virgo mater ploras. D. II. 33.
Rex regum deus. D. II. 34.
Sacerdotem Christi Martin. D. II. 27.
Salvete agni.
Sancti Baptistae. D. II. 15.
? Sancti belli celebremus. D. II. 74.
? Sancti merita Benedicti inclyta. D. II. 17.
Sancti spiritus D. II. 14. W. 146. I. 1, 214. VIII. 156.
Scalam ad coelos. D. II. 75.
? Solemnitatem fratres.
Stirpe Maria regia. D. II. 20.
Summi triumphum. D. II. 13.
? Tubam bellicosam. D. II. 78.
Tu civium deus conditor.
Virginis venerandae. D. II. 35.

Schubiger, p. 44. — Nach p. 54 gehört Notker auch der Ostergesang: Cum rex gloriae Christus und die Hymne auf Allerheiligen: Omnes superni ordines an.

[55]) Sehen wir uns die neuen Gesänge, die von St. Gallen ausgingen, noch et-

Der dritte bedeutende Mann unter der Mönchsgenossenschaft St. Gallens war Tutilo, ein Universalgenie, gleich ausgezeichnet hinsichtlich seiner wissenschaftlichen Bildung, wie als Musiker, Maler, Bildschnitzer, Baumeister und Goldschmied. Dabei war er, wie voll Kraft und Witz in seiner Rede, riesenstark und seine Erscheinung so gewaltig, dass er einst, da er mitten im einsamen Walde von bewaffneten Räubern an-

was näher an. Die von Karl d. Gr. hervorgerufenen Kunstzustände waren nicht natürliche, sondern fremde, künstliche. Die alte Barbarei war dadurch mehr nur übertüncht, als völlig unterdrückt worden. Was auf dem Gebiete der Künste gefördert wurde, zehrte von antiken Reminiscenzen, überall blickten antike Motive, allerdings meist barbarisirt, doch oft mit überraschender Reinheit durch. So hat denn auch die Poesie dieser letzten Jahrhunderte in ihrem Ideengange, wie in ihrer Ausdrucksweise noch immer vielfach Antikisirendes, aber die schöne metrische Formvollendung der alten Dichtungen fehlt. Mit der Sprache steht die Singweise in inniger Wechselbeziehung. Sie hat durch die Vermittlung des gregorianischen Gesanges noch einen Nachhall der einfachen Grossartigkeit der Musik des Alterthums, aber schon begegnet man auch, neben vielem Ungeschickten und Unsicheren, schönen melodischen Zügen. Bedürfniss und fortschreitende Entwicklung drängten in neue Bahnen, die aber immer noch den Spuren des gregorianischen Gesanges mit treuem, ehrfurchtsvollem Sinne folgten. Vom 9. Jahrh. an hatte man den Responsorialpsalm des Graduals auf einen Vers reduzirt, dafür aber das zur Osterzeit angehängte Alleluja zu langen Vocalisen ausgeschnörkelt und bei festlichem Gottesdienste besonders ganze Phrasen aus den Psalmen oder andern Schriftstücken eingefügt, welche ornaturae, farciturae (Füllungen), versus intercalares (Einschubverse), tropi (Kehrverse) oder festivae laudes, oder, wenn in ungebundener Rede, prosae genannt wurden. Hadrian II. verordnete, dass an Hauptfesten nicht allein im Gloria hymni interstincti (Einschalthymnen), Laudes genannt, gesungen werden sollten, sondern auch in den Psalmen des Introitus solle man inserta cantica (eingeschobene Lobgesänge, von den Römern festivas laudes, von den Franken Tropen geheissen) absingen. An den Heiligenfesten erschien es ganz angemessen, auf solche Weise das Lob der Heiligen einzuschalten, daher die Benennungen: prosa de M. Magdalena, de nativitatae B. Virginis u. s. f. Endlich fing man an den Vocalisen des Alleluja Texte zu unterlegen, eben solche Prosen, die jedoch nicht eigentliche Prosa waren, sondern meist reimlose oder gereimte, nach den Absätzen des Gesanges abgefasste Verse, ohne geordnetes Metrum. Solche Gesänge nannte man Sequenzen, entweder weil sie auf die dem Alleluja angehängten Neumen (sequentes neumas) gedichtet waren oder weil ihnen das Evangelium folgte (sequebatur). Man suchte so, abgesehen von der Erleichterung, die dem Sänger dadurch wurde, in die wortlosen Melismen Sinn und Verstand zu bringen. Dichtung und Musik kamen nun zu einander in ein ganz neues Verhältniss, das frühere beider wurde völlig umgekehrt; den freien Melodien mussten sich jetzt die Worte anbequemen, während bisher ihnen die Musik sich angefügt hatte. Diese nahm auf, was sie bei der Poesie gelernt, Maass, Ordnung, geregelte Bewegung. So geschah es, dass die den Hymnen wie freie Natur der gebundenen Kunstpoesie entgegengestellten Sequenzen, doch einen regelmässigen Zuschnitt erhielten und es konnte sogar vorkommen, dass Dichter und Musiker getrennt arbeiteten, der eine die Weisen, der andere die Worte erfand. Wie in der Poesie die Sequenzen zu den Hymnen, so traten sie auch in der Musik zu dem offiziellen Ritualgesang der Kirche in ein besonderes Verhältniss, neben dem Ceremoniengesange stellten sie eine Art Liedergesang vor. (Über die Eigenthümlichkeiten der Sequenzen siehe Ambros II, p. 108.)

gefallen wurde, durch seinen feuersprühenden Blick und die geballten Fäuste, die er gegen die Verwegenen erhob, sie allein zur Flucht zwang. Karl d. D. machte desswegen auch dem Abte Vorwürfe, dass er einen solchen Haudegen an Körper und Geist in die Kutte gesteckt habe. Tutilo war häufig auf Reisen. Bald wurde er nach Konstanz gerufen, um den Hauptaltar des Doms mit einem Gemälde zu schmücken oder die Kanzel zu vergolden, bald nach Metz beschieden, wo er Heiligenbilder in erbabener Arbeit kunstvoll ausführen musste.[56]) Er war zugleich der geschickte und umsichtige Diplomat des Klosters, dem alle Geschäftsreisen übertragen wurden. Tutilo war auch auf allen damals bekannten Instrumenten ein sehr geschickter Virtuose, namentlich auf der siebensaitigen Rota, und man sieht es seinen Melodien, die bei aller alterthümlichen Feierlichkeit zugleich doch sehr lieblich und anmuthend sind, so zwar, dass sie leicht ein Musiker von allen übrigen zu unterscheiden vermag[57]), wohl an, dass sie ein durch und durch musikkundiger Mann verfasst hat. Er pflegte auch den Kirchengesang mit Instrumenten zu begleiten und erhielt im Kloster einen eigenen Saal angewiesen, in dem er die Zöglinge im Instrumentenspiel zu unterrichten hatte. Besonders wichtig für die Förderung des Kirchengesanges wurde er durch die von ihm zuerst gedichteten und komponirten Tropen oder Einschalthymnen, Zusätze zu einzelnen Messgesängen, mit denen man sie wie mit einem Festkleide schmückte. Wie Notkers Sequenzen, so verbreiteten sich von St. Gallen aus auch diese Gesänge überall hin. Tutilo starb 29. April 915. Die Katharinenkapelle, in der er bestattet wurde, nannte man später Tutiloskapelle.[58])

Von anderen sanktgaller Mönchen bleibt uns nun noch der Dekan Waltram[59]) und der Nachfolger Salomos in der Abtswürde, Hart-

---

56) Seine Skulpturarbeiten sollen von ganz besonderer Schönheit sein, namentlich die Darstellungen der Jungfrau. Bewundernd behaupteten seine Zeitgenossen, Maria selbst diktire ihm die Zeichnungen, führe ihm den Meissel. Als er einst in Metz ihr Bild gravirte, verbreitete sich in der Stadt das Gerücht, eine himmlischglänzende Frau stehe an seiner Seite und unterrichte ihn. Noch besitzt die Stiftsbibliothek zu St. Gallen eine höchst schätzenswerthe, aus dem Jahre 913 stammende Arbeit von ihm.

57) Von Tutilos Melodien sagt Ekkehard: „Neumen, die nach Psalter und Rotte, worauf er besonders stark war, erfunden sind, haben eine besondere Süssigkeit."

58) Gaudete et cantate.
Hodie cantandus.
Omnipotens genitor, fons et origo.
Omnium virtutum gemmis.
Quoniam dominus Jesus Christus cum esset.

59) Von ihm die Sequenz: „Solemnitatem bujus devoti filii ecclesiae," nach der Weise: Fidicula und das Bewillkommnungslied für Konrad I. (ausser dem schon früher angeführten Rex benedicte): „Imperatorem genimen."

mann (920—24) zu erwähnen. Letzterer war nicht nur ein in den Wissenschaften erfahrener und hochgebildeter Mann, sondern auch ein trefflicher Dichter und eifriger Förderer des Gregorianischen Gesanges.[60])

In das 9. Jahrh. werden nur wenige Hymnen, deren Verfasser unbekannt geblieben sind, verlegt.[61]) Von grösster Wichtigkeit für die Musikgeschichte sind die in das Ende des 9. und das erste Viertel des 10. Jahrh. fallenden Bestrebungen Hucbalds von St. Amand. Entsprechend der Stellung, welche die Musik als eine der sieben freien Künste, zwischen Arithmetik und Geometrie stehend, als wissenschaftlicher Gegenstand einnahm und ihrem dogmatischen Ansehen, das so gerne darauf hinwies, dass alle musikalischen Leistungen Produkte höherer Inspiration seien, finden wir in dieser Zeit Dichter und Tonsetzer sich gerne auch mit der Kunstlehre befassen. Ein Theil der Schriftsteller spricht mit Ehrfurcht vom göttlichen Ursprunge der Musik, von ihren wunderbaren Wirkungen, der andere entwickelt mit liebender Ausdauer die Lehre der musikalischen Zeichenschrift[62]), die Grundsätze der einfachsten harmonischen Tonverbindungen.[63]) So erzählt Aurelianus Reomensis von einem Blindgebornen, Victor, dass er, nachdem er die üblichen Melodien auswendig gelernt, eines Tages vor dem Altare in St. Maria Rotunda (Pantheon) zu Rom sitzend, durch göttliche Eingebung das Responsorium: „Gaude Maria“ erdacht und durch ein zweites Wunder zugleich das Augenlicht erhalten habe. Ein Mönch aus dem Kloster St. Victor, auf dem Berge Garganus, hörte von Engeln das Responsorium: „Cives apostolorum“ singen und lehrte es, nach Rom zurückgekehrt, wie er es vernommen. Ein anderer Mönch lauschte einem Engelchore ein Alleluja mit angehängtem 148. Psalm ab. Gregor, Notker und Tutilo sollten nach dem Glauben der

§. 9. Musikalische Fortschritte.

---

60) Von ihm die Hymnen: Cum natus esset dominus.
Salve lacteolo decoratum sanguine festum.
die Litanei: Humili prece, et sincera devotione.
das Lied: Sacrata libri dogmata.
das Begrüssungslied: Suscipe clementem plebs devotissima regem.

61) Ad dominum clamaveram. W. 140.
Alma credentium mater ecclesia. XII. 1, 144.
Surgentes ad te, domine. D. IV. p. 28. W. 139.
Virginis proles opifexque matris. D. 1, 238. W. 138. I. 1, 131.

62) Alkuin: „Musik ist die Lehre, die von den Zahlen spricht, die in den Tönen gefunden werden.“

63) Die bedeutenderen musikal. Schriftsteller der letzten Zeit sind ausser dem obengenannten Hucbald: Nicetas, Erzb. von Trier, † 568. Isidorus Hispalensis, Erzb. von Sevilla, † 686. Beda venerabilis, † 735. Alkuin, † 804. Agobard, Erzb. von Lyon, † 840. Aurelianus Reomensis, Mönch zu Reomé oder Moutier S. Jean im Bisth. Langres, † um 850. Remigius Altissiorensis oder Remi d'Auxerre, Benediktinermönch in St. Germain, † um 900. Regino, Abt zu Prüm, † um 909. Odo von Clugny, † 942.

Zeitgenossen ihre Weisen unmittelbarer göttlicher Eingebung verdanken. Ausser den Schriften Notkers und Walafrieds sind für die Kunstlehre besonders diejenigen Hucbalds werthvoll. Derselbe, um 840 geb. und im flandrischen Kloster St. Amand sur l'Elnon (in jenem Nordwestwinkel Europas gelegen, der dazu prädestinirt schien, der Welt eine Reihe berühmter Tonsetzer und Theoretiker zu schenken) erzogen, hatte seine musikalische Ausbildung seinem Oheim Milo zu danken. Hucbalds grosse Fortschritte machten endlich seinen Lehrer eifersüchtig auf ihn, und als er in einem von ihm gesetzten Gesang auf den h. Andreas sich mancherlei Veränderungen und Neuerungen erlaubte, ward er unter dem Vorwande, dass er den Umsturz der Kunstlehre beabsichtige, den Kunstanarchisten spielen wolle u. s. w., aus dem Kloster verstossen. Er wandte sich nun nach Nevers, daselbst eine Musikschule eröffnend und darauf (860) nach St. Germain d'Auxerre, wo er unter dem berühmten Heiric weiter studirte und den als Musikschriftsteller bekannt gewordenen Remi zum Mitschüler erhielt. Mit seinem Oheim wieder ausgesöhnt, kam er nach St. Amand zurück und wurde da 872 sein Nachfolger in der Leitung der Klosterschule. Um diese Zeit verfasste er ein bizarres Gedicht, in dem alle Wörter mit C. anfingen, zum Lobe der Kahlköpfigen, das er Karl d. K. widmete.

Nachdem Hucbald einige Schüler herangezogen hatte, die seine Stelle vertreten konnten, ging er, von Abt Rudolf gerufen, als Leiter der Schule 883 nach dem Kloster St. Bertin und 893 auf den Wunsch des Erzb. Foulges nach Rheims. Er starb, seit 900 nach St. Amand heimgekehrt und nun das Kloster nicht mehr verlassend, hochbetagt „eine Taube ohne Galle", wie von dem milden, liebevollen Greise die Grabschrift rühmt, 25. Juni (21. Oct.) 930 (20. Juni 932). Von Hucbald rührt die Lehre (nicht die Erfindung, denn man kannte die Sache schon längst), von dem sogenannten Organum her, das im Wesentlichen darin bestand, dass eine Stimme von einer zweiten in meist parallel mitgehenden Quinten oder Quarten, also in vollkommenen Konsonanzen begleitet wurde. Diese, bereits bekannte Instrumentaleffekte nachahmende, „einträchtig zwiespältige" Singweise, wenn sie anders je im praktischen Gebrauche war und nicht bloss auf dem Papier stehend, als wunderschön gepriesen wurde[64]), gegen die sich übrigens unser Ohr empört, mochte von der Gewohnheit der Sänger

---

64) „Singen ihrer zwei oder mehr mit bedächtiger Gravität zusammen, wie es diese Singweise erheischt, so wird man aus der Vermischung der Stimmen einen angenehmen Zusammenklang entstehen sehen." Das verdoppelte Organum (Quarten, Quinten und Oktaven) wird als ein besonders schöner und reicher Klangeffekt gepriesen, „denn diese Symphonien werden verschiedene und süsse Cantilenen in einander mischen; mit mächtigem Zögern gesungen, genau ausgeführt, wird die Annehmlichkeit dieses Gesanges ausgezeichnet heissen dürfen." Hucbald.

herkommen, im Chore auf einem Tone liegen zu bleiben, während eine Solostimme Läufe und Verzierungen ausführte[65]) oder von der Gewohnheit der Organisten, die, ihre mühsam zu traktirenden Instrumente mit Fäusten schlagend, nur zwei Töne auf einmal geben konnten und zu einem festgehaltenen Tone wohl manchmal eine ganze Reihe Noten hören liessen, oder von der nordischen Geige, deren über einen flachen Steg gespannte Saiten für sich allein nicht anzustreichen waren und, da der Bogen alle zugleich fasste, nur zu der stets forttönenden Prime und Quinte die einfache Melodie zu spielen gestattete.[66]) Hucbald, dem Grundsatze huldigend, dass, wie die Musik überhaupt, auch alle ihre Kombinationen aus griechischer Quelle strömen müssten, hatte sich in die antike, von der Kunstübung des Kirchengesangs längst überwundene Kunstanschauung hineinspekulirt. Er suchte die überkommenen Lehren in ihrer Tiefe zu erfassen, möchte in ihnen und durch sie Neues und Eigenes gewinnen, Bahnen öffnen, Ziele zeigen. Fühlend, dass die Kunst im Laufe der Zeiten eine andere geworden ist, strebt er, die neuen Erscheinungen mit der alten Lehre zu bewältigen, sie durch diese zu begreifen und zu begründen und umgekehrt in jenen letztere zur vollen Lebenskraft wieder zu erwecken. Es glückt ihm auch, das griechische Tonsystem mit all seiner Weitschweifigkeit auf das von Gregor aufgestellte überzutragen und gewissermassen die Identität der Kirchentöne und antiken Tonarten herzustellen. Seine Nomenklatur hat sich für die betreffenden Oktavengattungen bis auf den heutigen Tag erhalten.

Folgenreicher als die Aufstellung des Organums, obgleich von den Zeitgenossen weniger beachtet und nur zu minderer Berühmtheit gelangt, wurden die Versuche Hucbalds, die noch immer höchst unsichere Tonschrift zu verbessern. Hier zeigt er einen praktischeren Sinn und scheint eine Ahnung davon gehabt zu haben, was Noth that. Er gelangte in Folge seiner Forschungen dahin, dass er mit einer neuen Notenschrift und neuen Notennamen auch ein ganz neues Tonsystem finden und einführen konnte. Zuerst wandte er für die Töne gewisse Buchstaben an, dann versah er seine Notenzeichen, um einige Oktavenreihen (18 Töne) zu gewinnen, mit besondern Zeichen und verschieden gestellten und formirten Figuren und endlich, um auch das Fallen und Steigen der Stimme versinnlichen zu können, zog er Linien,

---

[65]) Waren dieselben improvisirt, so nannte man es über dem Buche singen (supra librum canere). Die ordentlich ausgeschriebene, mehrstimmige Komposition hiess die fertige Sache (res facta).

[66]) Nach der Theorie des bewunderten Boethius sind zu den vollkommenen Konsonanzen zu rechnen: Diapason, Diapente und Diatesseron oder Oktave, Quinte und Quarte. Dissonirend waren dagegen Terz und Sexte. Letztere konnten nach der angenommenen Kunstlehre nicht in einer Folge, sondern nur durchgehend gebraucht werden, erstere wurden in paralleler Bewegung angewendet.

denen er seine Schlüsselzeichen vorsetzte und schrieb zwischen sie die Textsilben. Obwohl diese Schreibweise noch etwas sehr Unbehilfliches und Ermüdendes hatte, so war dadurch doch ein wirklicher Fortschritt eröffnet und es wurde nun auch schon möglich, ein mehrstimmiges Tonstück zu notiren. Die Erfindung unserer Notenschrift war wenigstens angebahnt. Noch im 10. Jahrh. wurden zur Bezeichnung der Töne bereits Punkte gebraucht.[67])

Endlich musste es kommen, dass man das Naturwidrige der hartnäckig fortgesetzten Quarten- und Quintenfolgen empfand.[68]) Vielleicht wurde auch die Theorie des Organums nie mit ganzer Strenge aufrecht erhalten. Allmälig begannen die organisirenden Sänger konsonirende und dissonirende Intervalle häufiger mit einander wechseln zu lassen. Diese Manier bildete den Übergang zu dem sogenannten Diskantus (Dechant), der besonders in Frankreich in Aufnahme kam. Mit dem 10. Jahrh. endet die von altchristlicher, noch antikisirender Kunst abhängig gewesene Periode; zu den bereits bekannten zwei Elementen der Tonkunst, Melodie und Rhythmus, gesellte sich jetzt vollendend und abschliessend ein drittes, die Harmonie. Mit dem neubeginnenden Jahrtausend unserer Zeitrechnung hebt auch eine neue Epoche der Kunstgeschichte an.

§. 10. Deutsche Poesie. Unter schweren, rauhen Stürmen waren im letzten Jahrhundert, wenn auch nur sehr wenige, doch einige der von Karl d. Gr. in den Boden Deutschlands gesenkten Bildungskeime aufgesprosst. So trostlos die Regierungsperiode der Nachfolger Karls war, dennoch reicht in ihre Zeit der Anfang unserer Literatur zurück. Die vom grossen Kaiser mit Vorliebe gesammelten alten Heldenlieder des deutschen Volkes, für deren Bestehen Zeugnisse seit dem 6. Jahrh. vorliegen, diese unersetzbaren Denkmale unserer frühesten Poesie, gingen leider schon unter Ludwig d. Fr., der sie geringschätzte und verachtete, der es verschmähte, sie selbst zu singen oder singen zu hören, wiederum verloren. Nicht besser erging es einer von den Mönchen zu Reichenau angelegten deutschen Liedersammlung, von der schon i. J. 821 Meldung geschieht. Beide Sammlungen beweisen, dass die Volkspoesie in diesem und dem vorhergehenden Zeitraume bereits in Blüthe gestanden hat. Sie würde sich reicher entwickelt haben, wären nicht die höhere Geistlichkeit und die Fürsten in gleicher Weise gegen sie eingenommen gewesen. Seit den Tagen des Bonifazius stossen wir immer wieder auf Verbote, die auf Konzilien und in Kapitularen fränkischer Könige gegen das Absingen weltlicher Lieder, zunächst an die Geistlichkeit, dann auch an die Laien erlassen werden. Mochte es nun überhaupt schon selten

[67]) Man schrieb die Noten auf 8 Linien, ohne die Zwischenräume zu benützen.

[68]) Den Gesang in Quinten nannte man quintiren (quintoyer), den in Quarten diatessaronare.

vorgekommen sein, dass solche verpönte weltliche Lieder aufgeschrieben wurden, so konnten doch, wenn es auch geschehen war, namentlich in Nonnenklöstern, erneute Verbote und die Wachsamkeit der Obern leicht die Vernichtung des Aufgezeichneten bewirken.[69] Dennoch verdanken wir gerade den Klöstern die Rettung weniger Reste uralten Gesanges (so des Hildebrandsliedes, von zwei fuldaschen Mönchen nach mündlicher Überlieferung niedergeschrieben), und später verschmähten es sogar Geistliche nicht, Gegenstände des deutschen Volksgesanges, alte heimische Sagen oder Ereignisse aus nächster Vergangenheit in kunstmässiger Form lateinisch zu bearbeiten (so den alemannischen Waltharius, den bairischen Ruodlieb, die lothringische Ecbasis captivi, den fränkischen Isengrim und Reinard). Im nördlichen Deutschland waren die Göttersagen der in das 6.—8. Jahrh. und zwar an den Rhein zurückweisenden Edda lebendig (deren ältere poetische Sammlung Sämund, † 1133, aufgezeichnet hat), durch das ganze Land hin bekannt und verbreitet waren die Siegfrieds- oder Nibelungensage, die Dietrichssage, die Sagen von Heime und Wieland dem Schmied und dessen Sohne Wittich, von Walther von Aquitanien, von Irnfried und Iring, von Ruediger, von Gudrun, die Thiersagen von Wolf und Fuchs. Dazu hatte jeder Volksstamm, wie schon in uralter Zeit seine besondern Göttergedichte, auch seine Stammsagen (die Gothen, die Longobarden u. s. w.; in Frankreich begann sich seit dem 10. Jahrh. die Karlssage zu bilden), seine Lieder über Helden und ausserordentliche Begebenheiten der Gegenwart oder nächsten Vergangenheit (das Ludwigslied, Volkslieder auf den von den Sachsen über H. Eberhard bei Eresburg 912 erfochtenen Sieg, auf den Verrath Hattos an Adalbert vom Babenberg, auf die Heldenthaten und Eigenheiten des Grafen Konrad, gen. Kurzbold, auf des bairischen Erbo Büffeljagd u. A.), seine Freundes- (winileod) und Liebeslieder, seine Zauber- und Spottsprüche. Nebenzu hatten sich im Volke Spuren uralter heidnischer Gesänge, anknüpfend an die schwer zu vertilgenden Gebräuche des Heidenthums erhalten und fortgeerbt. Der Mönch Otfried spricht von unzüchtigen Liedern, die gesungen wurden und die

[69] Ausser dem Vandalismus der Geistlichkeit, welcher das, was aus dem griechischen und römischen Alterthume sich herüber gerettet hatte, nicht nur nicht gefährlich, sondern sogar sehr kostbar erschien, dagegen durchaus teuflisch und verdammungswerth alles das, was dem deutschen Volksgeiste, namentlich der heidnischen Zeit entsprossen war, haben die vielen Fehden und Kriege des Mittelalters, die Zerstörung und spätere massenhafte Aufhebung der Klöster, die allgemeine Einführung der viel Pergament erheischenden Orgeln, leichtsinnige Buchbinder, welche nicht selten die wichtigsten Manuscripte zu Bücherdeckeln verwendeten, die Kostbarkeit des Pergaments selbst, die oft nöthigte, die ältern Schriften auszuwischen, um den so gewonnenen Raum aufs Neue benützen zu können und in neuerer Zeit der Bedarf der Goldschläger reichlich dazu beigetragen, die Reste unserer ältesten Literatur verschwinden zu machen.

Geistlichkeit fahndete mit Eifer nach allen Resten alter Poesien, die sie Teufelsgesänge nannte. Aber wie sie noch Jahrhunderte hindurch die Tänze und Vermummungen auf den Kirchhöfen, die Spiele und Schmausereien in den Kirchen nicht zu hintertreiben vermochte, so war es ihr auch nicht möglich, alle im Volke festgewurzelten poetischen Erinnerungen auszurotten.

Die selten niedergeschriebenen Heldenlieder des Volkes vererbten sich in den Familien fahrender Sänger und Spielleute [70]), die an den Höfen und auf den Strassen ihr Wissen und ihre Kunst zum Besten gaben nnd, obwohl um ihres Gewerbes willen verachtet, doch überall gerne gesehen wurden. Kein Hoffest ging ohne Gesang, ohne Spiele vorüber. Wie in urältester Zeit, so gaben sich auch jetzt vorzugsweise Erblindete (der Name eines solchen Sängers, Bernlef des Friesen, hat sich erhalten) mit Dichtung, Gesang und Instrumentenspiel ab. Die deutschen Dichtungen, selbst die umfangreicheren, scheinen gesungen worden zu sein; zur Begleitung benutzte man Saiteninstrumente, die Zither (Harfe, Psalter, Rota) oder die Fiedel.

Das deutsche Volk hatte ohne Widerspruch (so sehr es sich innerlich anch davon abgestossen fühlen mochte), die römische Liturgie sich aufdringen lassen, es war ihm also unmöglich, sich am Kirchengesange anders als höchstens durch einzelne Rufe, die in den Worten Kyrie und Christe eleison und Hallelnja bestanden, zu betheiligen. Die von Rom aus so erfolgreich erstrebte und von der Geistlichkeit eifrig unterstützte Durchführung der römischen Sprache für den Gottesdienst (mit Ausnahme der Predigt und Beichtabhörung), erwies sich in der Folge als eine drückende Fessel für die Entwicklung der heimischen Literatur und als ein Ereigniss, das auf das geistige Leben der germanischen Stämme den nachtheiligsten Einfluss übte. Aber auch das kirchliche Leben wurde dadurch beeinträchtigt. Das Volk hatte für zahlreiche Vorkommnisse und Festlichkeiten keine entsprechende Ausdrucksweise. Kirchweihen, Bittgänge, Wallfahrten, Heiligenfeste, die so tief in das Volksleben eingriffen, hatten die von aller eigentlichen Betheiligung an den gottesdienstlichen Handlungen ausgeschlossene Menge nur als stumme Zuschauer, die schweigend beten und nur im Herzen singen sollte. Den uralten Ruf Kyrie eleison (Herr, erbarme dich unser) kannte man schon. Mit den römischen Missionaren aus Italien gekommen, musste sich das Volk Jahrhunderte hindurch daran genügen lassen. Umsonst suchte man, als das Unsinnige und Gefährliche solcher Einrichtung von einsichtigen Fürsten erkannt wurde, die

[70]) Diese „fahrenden" bildeten in späterer Zeit zunftartige Vereine, wie wir denn Beweise von einer rheinischen, österreichischen nnd hairischen Dichterschnle hahen (13. Jahrh.). Das alte Gesetz der Weriner und Thüringe hestimmt den Volkssängern ein höheres Wergeld als den Gemeinfreien, ein Beleg dafür, dass sie in einigem Ansehen standen.

Menge zu lebhafterer Mitthätigkeit am Gottesdienste heranzuziehen. Die Kirche, an ihren Errungenschaften mit bekannter Zähigkeit festhaltend, fürchtete, dass eine innigere Betheiligung der Gemeinde am Kultus dem priesterlichen Ansehen etwas entziehen könnte, und so blieben die nach den Kapitularien Karls v. J. 789 und Ludwigs v. J. 856 getroffenen Verordnungen, dass das Volk zugleich mit dem Geistlichen wenigstens auch das Gloria Patri und das Sanktus andächtig und gleichstimmig singen solle, unbeachtet.

Die Worte: Kyrie eleison waren nicht nur für die Laien, sondern auch für die Geistlichkeit eine wichtige Gebetsformel. Die Ordensregel Benedikts schrieb den Mönchen vor, wie oft und unter welchen Ceremonien sie dieselbe täglich sprechen oder singen sollten. P. Sergius III., der der Kirche zu Candida Sylva eine bedeutende Schenkung machte, verpflichtete dagegen deren Geistlichkeit, zum Heile seiner Seele täglich 100 Kyrie eleison und 100 Christe eleison zu beten. Beim Feste Mariä Himmelfahrt pflegte das auf dem Laurentiusberge versammelte Volk erst 100 Kyrie, dann 100 Christe und darauf nochmals 100 Kyrie zu singen. Dies nur zum Beweise, welchen Gebrauch Kirche und Volk anderwärts von dieser Gebetsformel machte; sehen wir nun, wie in Deutschland dieselbe benutzt wurde. Das Buch von den Wundern der h. Berlindis (lebte um 640) erzählt, dass bei einer feierlichen Veranlassung, wo alle Priester einen Hymnus anstimmten, das Volk Kyrieleis sang. Bei dem Leichenbegängnisse St. Galls († 646), bei der Beisetzung des Leichnams des h. Wunebald zu Heidenheim (777), des h. Bonifazius zu Fulda (819), des h. Liborius von Mans zu Paderborn (836), des h. Vitus zu Korvey (836), des h. Celsus in Trier (979) u. s. w., mischte sich mit dem Psalmengesange der Mönche das frohlockende Kyrie des Volkes, das bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich aus dem ganzen Lande herbeiströmte, um seine Andacht vor den Reliquien zu verrichten, so dass Tag und Nacht die Chöre des Kyrie nicht verstummten. Obschon das Kyrie eleison nur aus zwei Worten besteht, hielt es doch schwer, die fremden und unverständlichen Ausdrücke dem Volke beizubringen, und noch 799 treffen wir auf kirchliche Beschlüsse, die darauf dringen, dass sie nicht mehr so verstümmelt und ungeschlacht geschrieen werden sollten. [71])

Mit den wenigen Silben glaubte man alle religiösen Bedürfnisse befriedigen zu können. Karls Kapitularien, auf eine würdige Sonntagsfeier dringend, sagen: „Die Menge soll nicht auf Kreuzwegen und Gassen stehen und sich mit Erzählungen, Tanzen und weltlichem Singen die

[71]) Oft wurde es böswillig verdorben ausgesprochen: B. Boso von Merseburg (970) suchte mit allem Fleiss die Heiden seines Sprengels zu bekehren und ihnen Bedeutung und Wirkung des Kyrie klar zu machen und dessen Gebrauch ans Herz zu legen. Die verstockten Slaven machten aber daraus spöttisch das Wort: Ukrivolsa, zu deutsch: eine Erle steht im Busche.

Zeit vertreiben, sondern zu einem weisen und frommen Priester gehen, der Predigt beiwohnen und allem, was auf das Heil ihrer Seelen Bezug hat, nachdenken. Sie soll zur Vesper und zu den Metten kommen und alle sollen ihre Kyrie eleison sowohl beim Her- als Heimgange singen." Auch bei den Geschäften des Lebens, beim Ein- und Austreiben des Viehes wird das Kyrie empfohlen. Bei Leichenbegängnissen sollen alle heidnischen Gebräuche aufhören. „Jeder solle, wie es sich für einen Christen gezieme, mit andächtigem Sinne und traurendem Herzen für des Entschlafenen Seele die göttliche Barmherzigkeit anflehen. Wer keine Psalmen wisse, singe mit lauter Stimme Kyrie und Christe eleison, wobei die Männer beginnen, die Frauen antworten mögen. Freunde und Eltern sollen dies 30 Tage hindurch thun. Wer überhaupt zu singen wünscht, der singe Kyrie, sonst schweige er gänzlich." Am Charfreitage pflegte Ludwig d. Fr. seine ganze Hofhaltung vom Vornehmsten an bis zum Geringsten herab, mit neuen Gewändern zu beschenken. Wenn nun jeder seine Gabe hatte und zuletzt auch noch die Armen gekleidet waren, riefen Alle dem Kaiser durch die weiten Hallen des Kaiserpalastes Kyrie eleison! zu.

Auch als Schlachtruf ward das Kyrie frühe schon benutzt. So sang Ludwig III. während der Schlacht bei Saulcourt (881) ein heiliges Lied und seine Krieger sangen zusammen Kyrie, und in der entscheidenden Schlacht gegen die Ungarn (934) stimmte Heinrichs I. Heer das heilige Wort an, während die Feinde nur das hässliche hui! hui! vernehmen liessen. Als Otto III. das von den Slaven belagerte Brandenburg entsetzte (992), sangen die Befreiten fröhlich über ihre Rettung Kyrie eleison, in das die Sieger jubelnd einstimmten. Mit diesem Feldgeschrei überfiel Heinrich II., da er Crusni belagerte (1003), die Anhänger seines Gegners, des Grafen Heinrich.

Wie diese Worte bei allen Gelegenheiten gebraucht wurden, beweisen weiter nachfolgende Thatsachen. [72]) Der B. Ulrich von Augsburg schickte einst den Mönchen von St. Gallen ein Fuder bozener Weines. Der schwere von Ochsen gezogene Wagen kam jedoch, fast schon am Ziele angelangt, aus dem Gleise und stürzte in nächster Nähe St. Gallens eine Brücke hinab. Landleute halfen ihn aus dem Graben wieder heraufholen, dabei Kyrie eleison singend. Bei der Einsetzung des Mönches Dethmar zum Bischof von Prag (973) sang die Geistlichkeit das Te Deum, der Herzog Boleslaus II. von Böhmen mit seinen Grossen aber:

Christe kinado!
Kyrie eleison
und die Heiligen alle helfant uns!
Kyrie eleison.

[72]) Siehe fernere in dem trefflichen Werke Hoffmanns v. Fallersleben: Gesch. des deutschen Kirchenliedes, dem auch die vorstehenden Notizen entnommen sind.

Das Volk stimmte in das Kyrie ein. Als um 1007 eine grosse Hungersnoth, Pest und Dürre das Bisthum Köln heimsuchte, liess der Erzb. Heribert feierliche Bittgänge veranstalten, bei denen Priester und Volk einstimmig das Kyrie sangen.

Ein solcher immer wieder durch Jahrhunderte hindurch bei zahllosen Gelegenheiten gebrauchter Ruf musste einerseits endlich in unverständlichen Jubel ausarten — daher schon frühe die Formen Kyrieles, und Kyrieleis [73]) — anderseits Veranlassung geben, solchen festlichen Schrei mit beziehungsreichen Texten, mit bedeutungsvollen Worten zu versehen und so gleichsam wieder lebendig zu machen. Daher erscheint noch Jahrhunderte hindurch das Kyrie eleison als Schlussvers deutscher geistlicher Lieder. Derartige Lieder mögen jedoch erst um die Mitte des 9. Jahrh. entstanden sein. Die ältesten auf uns gekommenen, möglicher Weise zum Singen bestimmt gewesenen deutschen geistlichen Lieder sind ein Lobgesang auf den Apostel Petrus (vielfach dem Mönch Otfried von Weissenburg zugeschrieben) und zwei in Wackernagels d. Kirchenliede II. mitgetheilte Gebete. [74]) Eine andere ähnliche, uns leider verloren gegangene deutsche Dichtung aus demselben Jahrhundert, war ein für den Volksgesang berechnetes Lied auf den h. Gallus, von Ratpert verfasst. Über ein Jahrhundert lang sangen die Klosterbesucher das mit einer äusserst lieblichen und anmuthigen Melodie versehene Lied, und als es zu veralten und vergessen zu werden drohte, suchte Ekkehard IV. († um 1036) es durch eine lateinische Übersetzung der Nachwelt aufzubewahren. Aus dem 9. Jahrh. haben sich noch drei geistliche Liederdichtungen erhalten: Christus und die Samariterin, eine Bearbeitung des 139. (röm. 138) Psalms und ein Leich vom h. Georg.

Neben diesen zu allgemeinem Gebrauche geeigneten Liedern gab es aber auch noch solche, die nicht sowohl für den Volksgesang, als zur Erbauung Einzelner oder zum Vortrag durch besondere Sänger bestimmt gewesen zu sein scheinen. Hierher gehören die von Jak. Grimm herausgegebenen Übersetzungen von 26 lateinischen Hymnen (8. Jahrh. [75]), dann namentlich Bearbeitungen biblischer Stoffe: der Schöpfungsgeschichte, des jüngsten Gerichtes, des Lebens des Heilandes. Das älteste derartige Gedicht ist das Wesseshrunner Gebet. [76]) Daran reiht

[73]) In Böhmen Kroles, Krilessu; in Frankreich Kyrielle, Quirielle, Kisielle; in Holland Kyriole.

[74]) Das zweite derselben (im angeführten Werke unter Nr. 24) wird nach dem Namen des Schreibers der Freisinger Handschrift von Otfrieds Werken, denen es sich angehängt findet: Sigihards Gebet genannt.

[75]) Hymnorum veteris eccl. XXVI interpretatio theotisca nunc primum edita. Gött. 1830. 4.

[76]) So genannt, weil in einer Handschrift des bairischen Klosters Wessesbrunn uns dasselbe erhalten wurde. Es scheint ein altes heidnisches von einem Mönche christlich geändertes Gedicht zu sein.

sich das in einer muthmasslichen Handschrift Ludwigs d. D. auf uns gekommene Bruchstück Muspilli, Verse vom jüngsten Gericht; ferner das einzige uns erhalten gebliebene stabreimende Gedicht in hochdeutscher Sprache [77]), der im Auftrage Ludwigs d. Fr. von einem berühmten sächsischen Sänger gedichtete Heliand [78]), und Otfrieds Krist. Beide letzteren Werke, die umfangreichsten und wichtigsten der geistlichen Poesie, sind Evangelienharmonien, das erstere alliterirend und ganz aus dem Volksgeiste hervorgegangen, das andere mit Endreimen und gegen die Volkspoesie gerichtet.

„Je näher nämlich die christlichen Dichter der alten überlieferten Art und Weise sich anschliessen, desto genügender und vollendeter erscheinen ihre Leistungen; je weiter sie sich davon entfernen, desto steifer, unbeholfener, trockener werden sie. Das Christenthum trat nicht nur als etwas Fremdes an das Volk heran, es setzte sich auch gleich von Anfang an in Widerstreit mit der alten Bildung, in welcher jenes herangewachsen war. Es musste seiner Wesenheit nach alles Volksthümliche bekämpfen, schon weil dies auf heidnischer Grundlage beruhte und tief im Heidenthum wurzelte. Wenn in Hellas und Rom mehr Duldsamkeit gegen das Heidenthum herrschte, so war das eine Folge einmal der bei weitem höheren Bildung, deren beide Völker in ihrem Heidenthume bereits sich erfreuten, und der das Christenthum nichts Ebenbürtiges an die Seite zu stellen hatte; dann aber auch des

---

77) B. Adalram v. Salzburg liess Augustins Traktat gegen die Juden von einem Meister der Schreibekunst prachtvoll abschreiben und schenkte ihn Ludwig d. D. Auf die breiten Ränder der Handschrift schrieb später eine, dem äussern Anscheine nach mehr des Schwertes, als des Schreiberohrs gewohnte Hand, das Gedicht vom Weltbrande. Ludwig vererbte das Manuscript auf seine Gemahlin, aus deren Besitz es in das Emmeranskloster nach Regensburg kam. Möglich, dass Ludwig selbst das Gedicht niedergeschrieben hat und dass es eine jener uralten Dichtungen ist, die die Söhne und Enkel Karls d. Gr. in ihrer Jugend ihrem Gedächtnisse einprägen mussten.

78) Die erste Nachricht vom Dichter des Heliand gibt Flacius Illyrikus in seinem Kataloge der Zeugen der Wahrheit. Basel 1562. Er lässt ihn einen Bauern, einen Viehhirten sein, der, einst unter einem Baume bei seiner Heerde ermüdet eingeschlafen, durch eine Stimme vom Himmel herab den Befehl zugerufen erhalten haben soll, sein Gedicht zu verfassen. Diese Erzählung erinnert an eine ziemlich mit ihr übereinstimmende Sage, die Beda in seiner angelsächsischen Kirchengeschichte von dem angelsächsischen Dichter Caedmon mittheilt. Nach Schmellers Vermuthung ist der Heliand schon zu Karls d. Gr. Zeiten gedichtet worden und zwar, wenn nicht von Liudiger, B. von Münster, selbst, doch vielleicht von einigen seiner Schüler, entweder im Kloster Verden oder im Kloster Münster; jedenfalls dürfte Westfalen (und zwar das Münsterland), als seine Heimath angesehen werden. Der Inhalt beruht auf der Evangelienharmonie des Ammonius von Alexandria, Tatian gen., welche 546 B. Victor von Kapua ins Lateinische übersetzte. Die Grundlage bildete das durch die übrigen Evangelien ergänzte Ev. Matthäi. Diejenigen heiligen Erzählungen, welche das Gedicht entbehrt, mögen vielleicht desswegen ausgefallen sein, weil der mit ihrer Bearbeitung betraute Mönch entweder Ungenügendes lieferte oder im Rückstande blieb.

Umstandes, dass das Heidenthum dort bereits längst in sich selbst zusammengestürzt war und fast keine gläubigen Anhänger mehr hatte. Hier war es ein überwundener und zwar im Bewusstsein des Volkes überwundener Gegner. Es war bereits todt, das Christenthum brauchte gar nicht darauf auszugehen, es zu tödten. Ganz anders verhielt es sich bei den Deutschen. Hier fehlte nicht nur die Achtung gebietende heidnische Bildung, sondern das Heidenthum stund noch in voller Lebenskraft und zählte die Menge als gläubige Anhänger. Es ist bei der Bekehrung Deutschlands ja nicht zu übersehen, dass die Heiden immer erst den Christen im Waffenkampf unterlegen sein, die heidnischen Götter also als schwächer denn der Christengott sich erwiesen haben mussten, bevor das Volk von jenen sich abwandte und diesem zufiel. Man setzte immer bei den Göttern voraus die Macht zu geben, sei es nun den Sieg oder andere Güter.“ (Ettmüller.)

Erst als das Christenthum vom Heidenthum nichts mehr zu fürchten hatte, konnte es gerechter gegen das Volksthümliche werden. Von dieser Zeit an treten uns nicht nur die alten Gegenstände der Dichtkunst meist in neuer Fassung entgegen, es gelangen auch neue Stoffe zu dichterischer Behandlung. In dieser Blüthezeit der Poesie scheiden sich die Verfasser christlicher Epen nach der äussern Gestaltung ihrer Dichtungen in zwei Reihen. Die älteren bedienten sich wie ihre heidnischen Vorfahren, und an deren sprachliche Darstellung sich anschliessend, des Stabreimes, mit der Form nicht selten auch heidnische Anschauungen mit herübernehmend; die jüngern Dichter suchten für ihre Poesien eine neue Form zu gewinnen, sie gaben den Stabreim auf und führten nach dem Vorgange der lateinischen Dichter, den Endreim ein.[79])

---

[79]) Der alte epische Vers besteht aus 4—8 Hebungen, zwischen denen je eine Senkung (1—2 unbetonte Silben), sich findet. Dieser Vers oder die Langzeile, auch dann vollständig in der Zeitdauer, wenn einzelne Senkungen fehlen, wird regelmässig in zwei Hälften geschieden, die durch den Stabreim oder die Alliteration miteinander verbunden sind. Zu Anfang der Hälften dürfen wieder mehrere (höchstens drei) unbetonte Silben stehen, die als Auftakt betrachtet, nicht zur Vershälfte gerechnet werden. Der Stabreim ist ein Anlautsreim; ein mit einem Mitlauter anhebendes Reimwort verlangt volle Gleichheit desselben im entgegenstehenden Reimworte (z. B. Stock und Stein, Haus und Hof; falsch ist z. B.: Sand und Stein), ein mit einem Selbstlauter beginnendes aber, muss im Stabreim einen andern Selbstlauter bringen (z. B. alt und edel, ein und ans; falsch: alt und Adel, auf und aus). Nur die höchst betonten, im Sinne wichtigsten Silben, dürfen durch den Stabreim verbunden werden; die zweite Vershälfte kann immer nur einen Stabreim haben; die erste nie mehr als zwei. Der neue epische, sogenannte Otfriedsche Vers hatte die Eigenthümlichkeit, dass die Mitte jedes Verses mit dem Ende desselben einen Reim ergab. Er hat acht Hebungen, es kommen also auf jede Hälfte deren vier. Die Senkungen, ausserhalb des Versmasses stehend, können auch hier fehlen oder im Auftakt wie beim Stabreim gehäuft angebracht werden.

Der Heliand gibt ziemlich genau die Erzählung der Evangelisten wieder, nur ausgemalt im Tone der Volkspoesie. Die Darstellung der, von einer wohlthuenden Wärme durchdrungenen Dichtung, gewinnt durch das Versmaass raschen, eilenden Gang. Die Sprache, reich an kühnen und glücklichen Wortfügungen und nirgend mit störenden Flickwörtern überladen, trägt durchweg das Gepräge einer ausgebildeten, neuen metrischen Formen entgegenstrebenden Kunstfertigkeit. Otfried, um 820 in Alemannien, in der Gegend des Bodensees geboren, im Kloster Fulda unter Hrabans Leitung erzogen, Mönch in St. Gallen, dann zu Weissenburg im Elsass, vollendete sein aus 5 Büchern bestehendes, Ludwig d. D., dem Erzb. Liutbert von Mainz, dem B. Salomo von Konstanz und seinen beiden Jugendfreunden, den Mönchen Hartmouth und Werimbert zu St. Gallen gewidmete Gedicht um d. J. 868. Er hatte bei Abfassung desselben den Zweck im Auge, seine Landsleute für fromme und erbauliche Gesänge und religiöse Anschauungen zu gewinnen und ihnen an der Stelle des alten tiefeingewurzelten Heldenliedes [80]) ein christliches Epos zu geben. Der gelehrte Verfasser wusste seinen Stoff wohl zu ordnen und die Darstellung mit mystischen, allegorischen und moralischen Betrachtungen im Geiste seiner Zeit geschickt auszuschmücken. Sein Ton, bisweilen lyrisch, noch öfter trocken lehrhaft, lässt den Predigerberuf des Dichters nicht verkennen. Seine Sprache, von der er selbst sagt, dass sie roh und ungebändigt sei, zeigt doch eine anerkennungswerthe Freiheit und Gewandtheit namentlich da, wo ihn nicht Reimnoth zu Flickwörtern und Weitschweifigkeit verleitet. [81])

---

[80]) Otfried spricht sich gegen Erzb. Liutbert über die Absicht seiner Dichtung selbst also aus: „Da zuweilen der Klang unnützer Dinge (Heldenlieder) manchen würdigen Männern zu Ohren kam und der unkeusche Gesang der Laien (Liebeslieder) die Heiligkeit derselben beunruhigte: so ward ich von gewissen, des Andenkens würdigen Brüdern und zumal von einer ehrwürdigen, heftig in mich dringenden Frau, Namens Judith, gebeten, dass ich für sie einen Theil der Evangelien in deutscher Sprache niederschriebe, damit der Gesang derselben das Spiel der weltlichen Stimmen einigermassen tilge, und sie, gefesselt in der Süssigkeit der Evangelien in deutscher Sprache, dem Klange unnützer Dinge auszuweichen wussten."

[81]) Zu den ältesten uns erhaltenen Poesien gehört das Ludwigslied, zu Ehren Ludwigs III. und seines Sieges über die Normannen bei Saulcourt (887) gedichtet (vielleicht von Hucbald). Von uralten angelsächsischen Dichtungen sind ausser dem heidnischen, auf Stammsagen der Angeln, Friesen, Jüten und Dänen gestützten und in die gleiche Zeit mit der Edda zu setzenden Beowulfsliede, zwei erzählende Gedichte: die Wunderthaten des Apostels Andreas und die Kreuzfindung durch die h. Helena besingend, hier noch zu nennen. Reste deutscher Prosa aus ältester Zeit sind vielfach erhalten, so die malbergischen Glossen zum salischen Gesetzbuche, das Wörterbuch St. Galls und andere Wörterverzeichnisse, Übersetzungen und Erklärungen h. Schriften, Gebete, Tauf-, Beicht- und Beschwörungsformeln, Glau-

X. Der Kirchengesang im zehnten Jahrhundert.

Zeit der sächsischen Kaiser.

Fast das ganze Gebiet des nördlichen Deutschlands stand zur Zeit, da die Karolinger vom Schauplatze der Geschichte abtraten, unter der Herrschaft Eines fürstlichen Hauses. Durch List und Gewalt, wie durch kluge Heirathen und wohlberechnete diplomatische Schachzüge und, wenn es nicht anders zu machen war, auch Härte und Grausamkeit nicht scheuend, hatte sich das Liudolfingische Geschlecht[82]) allmälig zum mächtigsten unter den deutschen Dynastenfamilien aufgeschwungen, in stolzer Unabhängigkeit ein weites Gebiet beherrschend. Ein Sohn H. Liudolfs († 866) war jener Otto der Grosse (der Erlauchte), dem die deutschen Stände schon nach dem Tode des Kindes die Krone anboten, §. 1. Politischer Überblick.

bensbekenntnisse, eine niederdeutsche Teufelsentsagung, Kero's (Mönch zu St. Gallen) Übersetzung der Regel Benedikts, der Schwur der Könige und Völker bei Strassburg 842, Übersetzungen von Tatians († 172) oder wahrscheinlicher von des Ammonius († 224, Lehrer des Origenes) Evangelienharmonie und von einzelnen Stellen einer Rhetorik und Logik und einer Abhandlung von den Syllogismen u. s. w. Siehe: H. Hoffmann's Fundgruben, Bresl. 1830. Massmann's Sprachproben, Bamb. 1855. Beilhack's kurze Übersicht der lit. Denkmäler des deutschen Volkes, München 1843. W. Wackernagels's althochdeutsches Leseb. I., Basel 1847. Goedeke's deutsche Dichtung im Mittelalter, Han. 1854, n. A.

[82]) Im J. 842 hielt Ludwig d. D. jenes fürchterliche Gericht über die gegen ihre adeligen und geistlichen Bedränger aufrührerischen Sachsen. Nithard sagt: „In edelmännischer Weise, aber mit gesetzlichem Morden bestrafte er die Empörer.“ S. p. 263. Bernhard, nat. Sohn Karl Martells, gab seine Tochter Ida einem sächsischen Grafen Ekbert zur Ehe. Aus dieser Verbindung ging Graf Cobbo hervor, dem Ludwig d. D. s. Z. die Verwaltung des Stifts Osnabrück übertrug. Dieser, statt seines Amtes wie sich's gebührt hätte, zu pflegen, riss alle Zehnten und Güter des Klosters an sich, vergabte jedoch später nothgedrungen einen Theil des Raubes an seinen Bruder Warin, Abt von Korvey, und an seine Schwester Adela, Äbtissin von Herford. Ausser Cobbo und Warin hatte Ekbert noch einen dritten Sohn, Liudolf, der um 850 H. von Sachsen wurde, und eine zweite Tochter Hedwig, Wittwe des Grafen Amalung, die nach dem Tode ihrer Schwester Adela deren Nachfolgerin wurde. Liudolf wurde der Stifter des sächsischen Königshauses. (Vorstehende geneal. Folge ist Gfrörers: Gesch. d. ost- u. westfränkischen Karolinger, I., p. 41 entnommen. Damit stimmen nun andere Genealogisten allerdings nicht überein. Nach ihnen hatte Bernhard keine Tochter Namens Ida und Liudolf stammt von Bruno († 843?; Gem. Suana oder Susanna, Gr. v. Montfort, T. Welf I., Gr. v. Altdorf), dem Sohne Wigberts († 825?) und Enkel Wittekinds d. Gr. († 807?) ab. Liudolf war mit Oda, einer ostfränkischen Fürstentochter vermählt, die erst 913, 47 Jahre nach ihrem Gatten starb, und ein Alter von 107 Jahren erreicht haben soll. Das sächsische Haus, in der Folge nochmals zur Herausgabe seines durch Bauerndruck und Kirchenraub zusammengebrachten unermesslichen Gutes genöthigt, gründete 852 das Kl. Gandersheim, das fortan während vieler Jahrhunderte zahlreichen unvermählt gebliebenen sächsischen Prinzessinnen eine Zufluchtsstätte wurde.)

der sie aber seines hohen Alters wegen zurückwies. König Konrad, selbst wenig begütert und im Kampf um die Herstellung der Reichseinheit sich aufreibend, sah mit Neid und Misstrauen auf die grosse, stets wachsende Macht und den Reichthum des sächsischen Hauses. Sofort nach Otto's Tode (912) band er mit dem jungen H. Heinrich, mit dem er schon (907) Händel gehabt hatte, an. Heinrich hatte (906) die schöne und reiche Wittwe (nach Andern die Tochter, eine Nonne) des Grafen Erwin von Merseburg, Hatheburg, geehlicht, und obgleich dieser Verbindung bereits Hoffnung auf Nachkommenschaft in Aussicht stand, wusste er es im Verein mit dem Klerus, der auf Hatheburgs grosse Güter spekulirte, doch dahin zu bringen, dass diese Ehe wieder gelöst wurde. Bald darauf gebar das unglückliche Weib einen Sohn, Thankmar, dem die Kirche erbarmungslos den Makel unehelicher Geburt anheftete. Einige Jahre später (909) nahm Heinrich die treffliche Mathilde, Tochter des dem Geschlechte Wittekinds entsprossenen Grafen Thiederich, der, reich und von grossem Einflusse auf des Volkes Gesinnungen, zu Engern ohnweit Herford wohnte, zur Frau.

Nach dem Tode Otto's weigerte sich Konrad, dessen Sohn in alle von jenem besessenen Lehen einzusetzen. Es handelte sich namentlich um Thüringen, das Otto sich einst widerrechtlich angemasst hatte. Der König scheute weder List noch Gewalt, den jungen Fürsten, der seinerseits ebenfalls mächtige Verbündete gewann, an seinem Besitze, selbst an seinem Leben zu schädigen.[83]) Heinrich aber vertheidigte seine Besitzungen mannhaft. Er schlug (915) den gegen ihn mit starker Heeresmacht ausgezogenen Bruder Konrads, Eberhard, in der Nähe der Eresburg so vollständig, dass er nur mit wenigen Leuten zu entkommen vermochte und ward im folgenden Jahre vom Könige selbst vergebens in seiner Burg Grona bei Göttingen belagert.

Als Konrad an der gewohnten Stelle zu Forchheim gekürt wurde, erhoben die deutschen Fürsten einen Mann auf den Thron, der, abgesehen von seiner Abstammung, die sich karolingischen Blutes rühmte, und seiner hohen Stellung — denn er gehörte dem Stamme der Franken an, der ja von jeher die Herrschaft besessen hatte, — in jugend-

[83]) Auch hiezu bot der schlaue mainzer Erzb. Hatto, der einst auf so nichtswürdige Weise einen andern Gegner Konrads, den babenberger Adalbert, zu Falle gebracht hatte, wiederum die Hand. Heinrich sollte, wie der Mönch von Korvey erzählt, bei einem durch Hatto veranstalteten Gastmahle und mit einer ihm von diesem geschenkten kunstreichen goldenen Kette erdrosselt werden. Der Plan wurde jedoch verrathen. Zur Strafe für die vom Erzbischofe ausgeheckte Schändlichkeit überfiel Heinrich dessen Besitzungen in Sachsen und Thüringen, jagte die Grafen Burchard und Bardo (dieser des Königs Schwager) aus dem Lande und vertheilte die so gewonnenen Güter unter seine Dienstmannen. Bald darauf (15. Mai 913) ward Hatto, zur Strafe für seinen Verrath, wie das Volk glaubte, vom Blitze getödtet. Sein Nachfolger wurde der bisherige Abt von Fulda, Heriger.

licher Kraft blühte, einen tapfern mannhaften Fürsten, reich an adeligen Tugenden, gewohnt, glänzend und stattlich aufzutreten, wie es fränkische Art war, überdies freigebig und gütig, leutselig und heiteren Gemüthes. Leider gelang es dem Klerus, allmälig seine Bande so enge um dieses Mannes Geist zu schlingen, dass sein Streben fortan Zielen zugewandt blieb, durch die er Neigung und Zutrauen der Fürsten endlich verlor, in vergeblichen Kämpfen seine Kräfte erschöpfte, durch eine Reihe unglücklich geführter Kriege das Land in tiefe Verwirrung stürzte. Im steten Ringen mit den widerstrebenden Gewalten der Zeit wurde seine edle, tüchtige Natur endlich herabgedrückt und er, der sonst frei und seiner Kraft sich bewusst in den Stürmen des Lebens dagestanden, wurde auf dem Throne grausam und heimtückisch. Nach siebenjährigem nutzlosen Ringen befiel den kräftigen Mann schmerzliches Siechthum; er erlag der Last einer Krone, die seinem Haupte zu schwer war. Mag er geirrt haben in seinem Streben, sein Ende hat seine Fehler gesühnt. Angesichts des Todes schwand die Täuschung, die ihn so lange umfangen gehalten hatte, und sein entwölkter Blick drang prophetisch in die Zukunft. „So sehr lag ihm das Wohl des Vaterlandes am Herzen, dass er selbst durch Erhebung seines Feindes es zu fördern suchte. Eberhard überbrachte die Reichskleinodien nach dem Willen des Sterbenden an Heinrich von Sachsen, den er, wie die Sage meldet, am Vogelheerde (bei Quedlinburg) traf. Zu Frizlar an der Eder wählten ihn alsdann die deutschen Fürsten einstimmig zum Könige (14. Apr. 919)." Als darnach aus der Franken Mitte Erzb. Heriger hervortrat und ihn aufforderte, sich nach alter Sitte von ihm krönen und salben zu lassen, wies der einsichtsvolle Fürst diese Zumuthung entschieden zurück. Er wollte ein König durch des Volkes Willen, nicht ein lenksames Werkzeug des Klerus sein.

König Heinrich war seinem Volke, das sich aufs Engste ihm anschloss, nicht allein um seines hochgeachteten Vaters, sondern auch der seltenen Tugenden wegen, die ihn persönlich zierten, geliebt. Er erschien dem Reiche wie eine Blüthe, die des Lenzes Nahen verkündet. Bei kriegerischen Spielen, im Lanzenrennen und ritterlichen Zweikampfe war es eine Lust, den hochgewachsenen Mann zu schauen; es gab keinen kühneren, glücklicheren Jäger, keinen muthigeren Krieger im Lande der Sachsen. Eigenthümlichen natürlichen Scharfblick rühmten damals schon die Franken den Sachsen nach; keiner aus seinem Volke aber besass ihn mehr als Heinrich. Das Zweckmässigste und Ausführbare erkannte er sofort; höhere Ziele, als seinen Kräften erreichbar waren, suchte er nie zu erstreben. Uebermuth und Leichtfertigkeit waren ihm fremd, selbst beim Mahle und in guter Laune erschien er ernst, oft streng. Gerecht, fried- und ordnungsliebend, freigebig, der Väter Sitte treu zugethan, wusste er in Ehrfurcht und Liebe das Volk an sich zu fesseln. War es ein Wunder, dass alle Blicke längst voll Stolz auf ihn

gerichtet waren, und dass derjenige, der bisher schon der Seinen Trost und Beistand war, jetzt Allen allein geeignet erschien, des bedrängten Vaterlandes Retter und Befreier zu werden.

Wie einst bei Konrads Wahl Otto der Erlauchte, so hatte bei Heinrichs Erhebung Eberhard freiwillig der Krone entsagt. So begegnen wir am Eingange der deutschen Geschichte zwei Männern, die aus Liebe zum Vaterlande auf die höchsten Würden und Ehren, die einem Sterblichen geboten werden können, die einem kühnen Geiste als die beneidenswerthesten erscheinen müssen, freiwilligen Verzicht leisteten. Keines anderen Volkes Geschichte hat gleiche Beispiele aufzuweisen. Die Dauer des Reiches war mit Heinrichs Wahl gesichert; die Gefahr, dass das erst kurze Zeit bestehende ostfränkische Reich sich wieder auflösen, dass die Stämme sich trennen und abstossen würden, war beseitigt. Ein dunkles Gefühl der Zusammengehörigkeit hatte sich inmitten der unglückseligen Verhältnisse, welchen unter der Herrschaft der Karolinger das Land preisgegeben war, doch schon gebildet; die deutschen Stämme hatten sich einander genähert; was sonst spröde abgeschlossen war, fand in Sprache und Sitte vieles Gemeinsame; man erkannte, dass man in den Kämpfen des Lebens zusammenzustehen habe, dass es Güter gäbe, die durch vereinte Kraft gehegt und vertheidigt werden mussten. Nicht äusserer Zwang ertödtete die alte wilde Stammesfeindschaft zwischen Franken und Sachsen, sondern die ersten Regungen deutschen Volksbewusstseins. Sie hielten jetzt das Reich zusammen und ermöglichten es, dass wie einst bei Konrads Wahl die Sachsen den Franken sich unterordneten, nun die Franken an das Unerhörte sich gewöhnten: die Gewalt bei den Sachsen zu wissen. Verkennen lässt sich allerdings nicht, dass ein wesentlicher Faktor bei solchen Vorkommnissen die festgeschlossenen kirchlichen Ordnungen waren, das gemeinsame, alle Stämme umschlingende Band des Glaubens, und der korveyer Kronist hat nicht ganz Unrecht, wenn er sagt: „Wie Brüder, wie Ein Volk standen die Deutschen zusammen. Das Alles hat der grosse Karl durch den christlichen Glauben bewirkt."

Dem Klerus behagte es allerdings wenig, dass Heinrich Salbung und Krönung zurückgewiesen hatte. Ein König ohne Priesterweihe, behauptete man, sei ein Schwert ohne Knauf, zu nichts gut und tüchtig. Aber Heinrich hat sich trotzdem einen König von Gottes Gnaden genannt und seine Krone dem entsprechend getragen, und das Volk hat nimmer geglaubt, sie sei ihm deswegen nicht von Gott gegeben gewesen, weil er sie nicht aus der Hand des Bischofs empfangen hatte.

Mit bewundernswürdigem Scharfblick übersah Heinrich seine und des Reiches Lage. Die gewonnene Erkenntniss gab ihm die entsprechenden Mittel an die Hand, das was er als richtig erkannte, zu erreichen. Seine gerade, billige Denkungsweise bewahrte ihn vor Unbilligkeiten und Gewaltthaten. Sein erfinderischer, unerschrockener

Geist und das Glück, das sich sichtbar mit allen seinen Unternehmungen verband, liess ihn Alles, was er begann, zu einem ruhmwürdigen Ende führen. Nicht wie ehedem die Frankenkönige, die ein Frankenreich aus Deutschland machen wollten, strebte er jetzt ein Sachsenreich an. Mit kluger Einsicht überliess er jedem Stamme, jedem Fürsten die Ordnung eigener Angelegenheiten: Krieg und Frieden, Gericht und Gesetz, selbst die Überwachung der kirchlichen Zustände.

Dafür hatte aber auch jeder Herzog für Aufrechthaltung des Landfriedens, sowie für den Schutz der Grenzen gegen äussere Feinde zu sorgen und sich ihm, als dem über allem Land und Volk stehenden Könige, dem höchsten Richter und Heerführer, der letzten Zuflucht aller Bedrängten und Gewaltleidenden, dem obersten Schirmherrn der Kirche, unterzuordnen. Soviel auch noch zu wünschen war, als Heinrich sein hohes Amt antrat, mit Geduld, Vorsicht und Ruhe und fast ohne jedes Blutvergiessen erreichte er seine Ziele: der königlichen Gewalt Ansehen und Nachdruck zu verschaffen, die Reichseinheit herzustellen.

Heinrich selbst blieb Herzog in Sachsen und Thüringen, Eberhard herrschte unumschränkt über Franken; beide waren fortan treu und fest bis an des Königs Tod verbunden. Heinrich wandte sich zuerst nach Schwaben und Alemannien, um dort verwickelte Händel zu schlichten.[84]) H. Burchard beugte, ohne einen Kampf zu wagen, vor dem

[84]) Man nennt zuerst als Herzog über Schwaben den Bruder der Kaiserin Judith, Welf. Einer dieses Geschlechts, Eticho II., ein mächtiger Fürst im südlichen Schwaben, als er hörte, dass sein Sohn Heinrich (mit dem goldenen Wagen, später H. in Niederbaiern), dem K. Arnulf gegen ein Geschenk von 160,000 Morgen Landes den Diensteid geschworen hatte, verliess empört darüber seine Güter am Bodensee und zog sich auf die Höhen der bairischen Gebirge zurück, um hier den Schmerz über des Sohnes That, die er als die tiefste Erniedrigung seines alten freien Hauses betrachtete, zu verbergen. Schwaben wurde lange durch Kammerboten verwaltet, dagegen hatte Rhätien einen Markgrafen, Burcbard, seit 909 Herzog und nach des Kindes Tod ziemlich unabhängiger Beherrscher Alemanniens. Er und sein Bruder Adalbert fielen 911 der Rache des B. von Konstanz, Salomo III. Seine Wittwe verlor alle ihre Güter, seine Söhne Burchard und Udalrich wurden vertrieben. Vergebens wandte sich die Schwiegermutter des ermordeten Herzogs, Gisela (die einst an den Normannen Godfried verheirathete Tochter Lothars II.), an König und Papst um einen gerechten Richterspruch. Konrad I., der alle Sprossen der karolingischen Familie tödtlich hasste und sie am liebsten ganz ausgerottet gesehen hätte, liess sie des Hochverraths anklagen und auf Schloss Bodmann am Bodensee gefangen halten. Der junge Burchard kehrte mittlerweile aus der Verbannung zurück und nahm den Kampf gegen den König mit Erfolg und Entschlossenheit auf. Konrad belagerte ihn vergebens 915 in seinem Schlosse Hohentwiel. Nach des Königs Abzug erfocht er sogar über dessen Anhänger bei Wahlwies einen entscheidenden Sieg. Seither blieb er ungefährdet. Als aber Heinrich I. kam, um seiner königlichen Gewalt das nöthige Ansehen zu verschaffen, fand er es doch an der Zeit, sich vollständig zu unterwerfen, obgleich ein kurz vorher von ihm über K. Rudolf von Burgund erfochtener Sieg bei Winterthur seinen Stolz bedeutend erhöht hatte. Später versöhnte er sich auch mit diesem Gegner und vermählte ihm sogar seine

Könige den starken Nacken, sich, seine Städte und Burgen, wie sein Volk, ihm übergebend; dafür ward ihm die herzogliche Gewalt in ihrem ganzen Umfange übertragen (920). Im folgenden Jahre zog der König mit einem wohlgerüsteten und starken Heere nach Baiern.

H. Arnulf[85]), von der Kirche, der er ein harter Peiniger war, der Böse oder Schlimme geheissen, war nach Konrads Tode aus Ungarn zurückgekehrt, und obwohl nur aus karolingischem Halbblut entstammend, wähnte er doch die nächsten Ansprüche auf den deutschen Thron zu haben. Er wollte sich nicht gutwillig unterwerfen. Als ihn aber Heinrich in Regensburg belagerte, zog er es doch vor, ohne Blutvergiessen zu veranlassen, die Thore zu öffnen und sich mit dem Könige zu versöhnen. Auch er ward in allen seinen Rechten anerkannt und ihm sogar die Besetzung der bairischen Bisthümer zugestanden.

Schon war dem Reiche Alles zurückgewonnen, was es im Vertrage von Verdun besessen hatte, bis auf Lothringen. Hier war dem H. Reginar dessen Sohn Giselbert gefolgt, ein Mann unternehmenden Geistes und voll Kraft, aber heftig, leidenschaftlich und unstät, ohne jene Ruhe und Besonnenheit, durch dio man allein grosse Ziele erreichen kann.[86]) Bald war er Gegner K. Karls von Frankreich, bald mit ihm gegen Heinrich verbunden. Dieser, um einen Verbündeten zu gewinnen, schloss zunächst Frieden mit K. Karl (921). Als derselbe nach der verlornen Schlacht bei Soissons, wo sein Gegenkönig Robert fiel, durch H. Rudolf von Burgund entthront wurde (923) und gegen diesen nun Lothringen sich auflehnte, schien dem deutschen Könige der geeignete Moment gekommen, in die Angelegenheiten dieses Landes sich zu mischen. Er unterwarf sich rasch den grösseren Theil des lothringischen Gebietes, schloss, unnützen Kampf vermeidend, mit dem gegen ihn anrückenden K. Rudolf einen Waffenstillstand und schlichtete

---

Tochter Bertha. Er fand 929 seinen Tod in Italien, wohin er Rudolf auf einem Kriegszuge begleitet hatte. Minder glücklich wie er, waren seine Verbündeten, die Kammerboten Erchanger (Neffe der Kaiserin Richarda) und Berthold, die Konrad nebst ihrem Neffen Lintfried 917 zu Aldingen enthaupten liess. — Burchards Nachfolger, der Gatte seiner Wittwe Reginlinde, wurde Hermann, ein Sohn des im Kampfe gegen die Ungarn gefallenen fränkischen Grafen Gebhard und ein Vetter H. Eberhards (926).

[85]) Sein Sohn Eberhard, ein trotziger, hochfahrender Mann, versuchte nach des Vaters Tode (14. Juli 937) das Herzogthum Baiern gewaltsam an sich zu reissen. Er weigerte sich dem K. Otto I. zu huldigen und aus seiner Hand die Belehnung zu empfangen. Der Empörer ward 938 besiegt, des Landes verwiesen und verschwindet von da an spurlos aus der Geschichte.

[86]) Des Volkes ganze Art spiegelte sich in ihm, denn der Lothringer galt als ehrgeizig und habgierig, wetterwendisch und ränkesüchtig, nach Vortheil Herren und Treue wechselnd. Den Herzog schildern alte Chronisten als einen Mann von kurzem gediegenen Bau, von gewaltiger Kraft. Die Augen rollten ihm so unstät im Kopfe, dass Niemand ihre Farbe zu unterscheiden vermochte; seine Sprache war abgebrochen, die Fragen verlockend, die Antworten unklar und doppelsinnig.

erst nach dessen Ablauf (925) die Händel mit dem seither wieder von ihm abgefallenen Giselbert, den er besiegte und als er ihn in seine Gewalt bekommen hatte, durch Güte und Liebe an sich zu fesseln wusste, ja ihm 928 sogar seine Tochter Gerberge vermählte. In die Herrschaft über Lothringen theilte sich fortan mit Giselbert der Frankenherzog Eberhard, den Heinrich als Pfalzgraf dorthin setzte, ihm zugleich seine seit Jahren entzogenen, in diesem Lande liegenden Familiengüter zurückgebend. Das schöne lothringer Land war dem Ostreiche wieder gewonnen und Heinrich hatte im 6. Jahre seiner Regierung die Genugthuung, einen durch das Band der Eintracht und des Friedens gekräftigten Staatenbund geschaffen und unter seiner Oberhoheit alle deutschen Länder und Stämme wieder vereinigt zu haben, und alles dies war sozusagen friedlich und still vor sich gegangen, so dass plötzlich geordnete Zustände da waren und man sich gar nicht zu erklären wusste, wie das Alles so schnell hatte kommen können.

Die Sachsenherzoge lagen von jeher im Streite mit ihren östlichen Nachbaren, den Slaven. Nach und nach war es ihnen gelungen, die Sorben sich unterthan zu machen, um 928 zog Heinrich gegen die mit den Sachsen in tödtlicher Feindschaft lebenden Wenden. Der König besiegte zuerst die Haveller (eine wendische Völkerschaft, auf beiden Seiten der Havel und der untern Spree wohnend), indem er mitten im Winter ihre Hauptfeste Brandenburg nahm. Dann wandte er sich zu den Dalcminziern und zerstörte ihre Burg Jana. Nun fiel er vereint mit H. Arnulf von Baiern in Böhmen ein, nahm Prag und machte den H. Wenzel sich tributpflichtig. Während er so die Slaven besiegte, kämpften seine Feldherrn, die Grafen Bernhard und Thietmar, gegen die nördlich wohnenden Wenden, die Redarier, die Obotriten und Wilzen einen harten Vernichtungskampf, der erst mit dem blutigen Siege bei Lenzen, wo 100,000 Feinde den Wahlplatz deckten, sein Ende fand (929). Auf einem letzten Heerzug unterwarf sich Heinrich noch die Lausitz und die Hauptfeste der Wenden, Lebusa (932).

Diese anstrengenden, mitunter so grausamen Kriege waren für Heinrich jedoch nur Vorübungen für künftige grössere und entscheidendere Kämpfe. Im J. 919 hatten die Ungarn ihren letzten, verheerendsten Zug nach Deutschland gemacht. Sie erschienen 924 plötzlich wieder, zerstörten, wohin sie kamen, Burgen und feste Plätze, Kirchen, Klöster und Dörfer und hausten mit grösserer Wuth als je. K. Heinrichs Land besass keine befestigten Städte, die dem Vordringen der Feinde einen Damm hätten entgegensetzen können; er hatte kein Heer, um ihren Siegeslauf aufzuhalten und war selbst genöthigt, sich in seiner starken Pfalz Werla bei Goslar einschliessen und belagern zu lassen. Ein günstiger Zufall brachte einen vornehmen Ungarn in seine Gewalt und um ihn frei zu machen, verpflichteten die Feinde sich zum

Rückzuge und zur Annahme eines neunjährigen Waffenstillstandes; aber der König musste doch die schmachvolle Bedingung eingehen und jährlichen Tribut an die Barbaren zahlen. Während der ihm bewilligten neun Friedensjahre war Heinrich unglaublich thätig. Weithin in dem offenliegenden Lande erstanden wohlbefestigte Städte; Tag und Nacht wurde gebaut; Haus an Haus, Hof an Hof schloss sich zusammen; Wälle und Mauern erhoben sich zu deren Schutz. Bald war die ganze Grenze durch starke Burgen gesichert. So entstanden Quedlinburg, Goslar, Merseburg. Alle Gerichtstage, Volksversammlungen und Gelage mussten in den Städten abgehalten werden. Je der neunte Mann unter den mit Lehen begabten Dienstleuten hatte für sich und seine acht Gefährten eine Wohnung darin herzustellen und Speicher und Vorrathskammern zu bauen, in denen der dritte Theil der Erndte aufbewahrt werden konnte. Neben der Sorge, durch Burgen und Städte die Grenzen und das Land zu schützen, beschäftigte den König auch die Errichtung eines Heeres, das er den Feinden mit Erfolg entgegenführen konnte. Die Deutschen waren tapfere Fusssoldaten. Gegen die auf schnellen Rossen daherbrausenden Ungarn vermochten sie nichts auszurichten. Heinrich musste sich also ein Reiterheer heranziehen, das er zunächst aus seinen eigenen Dienstleuten bildete. So wurden die Kriegsmänner zu Rittern, aus dem Volksheere ward ein Ritterheer, der Dienst zu Fusse im Heerbann verlor Glanz und Ehre. Als 932 die Ungarn ihren Tribut holen wollten, wurden sie mit Schimpf heimgeschickt. Noch im Winter machten sie einen wüthenden Einfall in Thüringen. Als das arme Land die zahllosen Feinde nicht mehr zu ernähren vermochte, theilten sie ihre Schaaren. Diesen Zeitpunkt hatte Heinrich abgewartet. Sofort griff er den einen Theil an und vernichtete ihn völlig, dann schlug er, 15. März 933, in grosser Feldschlacht bei Riade (Rietheburg?) den andern Theil. Seitdem wagten es, so lange Heinrich lebte, die Ungarn nicht mehr, den deutschen Boden zu betreten.

Der König trug im folgenden Jahre seine siegreichen Waffen auch nach dem Norden, um mit den Dänen, diesen letzten altgefürchteten Feinden Deutschlands, den Kampf auszufechten. Der tapfere, in vielen Schlachten erprobte Dänenkönig, Gorm der Alte, wagte dem Ungarnbesieger in offener Schlacht nicht entgegenzutreten; er bat um Frieden und gelobte, jeder Bedingung sich fügen zu wollen. So wurden auch hier die alten Grenzen wieder hergestellt.

Heinrich, am Ende seiner Laufbahn angekommen, konnte mit Befriedigung auf sie zurückblicken. Das Glück war ihm ein treuer Gefährte geblieben. Nicht nur des Herrschers Tage hatte es mit seinem Segen erfüllt, auch in seiner Familie, an der Seite eines treuen, edlen und frommen Weibes, im Kreise guter Kinder, sah der König frohes Gedeihen. Obwohl der Kirche von jeher abgeneigt, suchte er nun, da

Ruhe und Frieden im Reiche wieder herrschte, ihre Schäden zu heilen, die Kirchenzucht herzustellen, der Simonie entgegenzuwirken; ja, er wurde sogar selbst Stifter des nachher so berühmt gewordenen Klosters zu Quedlinburg, in welchem er auch seine letzte Ruhe fand. Im Herbste 935, als er im waldigen Harze auf seiner Burg Bodfeld weilte, traf ihn ein Schlaganfall. Es war ihm dies eine Mahnung, nun sein Haus zu bestellen. Er dachte zunächst an seinen Nachfolger und schlug den zum Zwecke einer Wahl in Erfurt 936 zusammengetretenen deutschen Fürsten, mit Übergehung seines ältesten Sohnes Thankmar und seines und seiner Frau Lieblingssohnes Heinrich, seinen zweiten Sohn Otto vor. Von Erfurt begab sich der König nach Memleben, wo ihn ein neuer Schlaganfall traf, der seinem reichen Leben ein Ziel setzte. Er starb, 2. Juli 936.[87])

Der Chronist von Korvey sagt: „K. Heinrich war der grösste Fürst Europa's zu seiner Zeit, an geistigen und körperlichen Gaben stand ihm keiner vor, doch hinterliess er einen Sohn, der grösser als er selbst war und diesem Sohn hinterliess er ein grosses, weites Reich, das er nicht von den Vätern ererbt, sondern selbst gegründet und allein Gottes Gnade zu danken hatte.“

Auf den verehrten König Heinrich folgte Otto I., schon von seinen Zeitgenossen „der Grosse“ genannt, der erste wirkliche deutsche Kaiser und der erste Fürst seit Karl d. Gr., der sich wiederum die vollste Hochachtung der Welt zu erringen vermochte. Der Zusage getreu, welche die

[87]) Heinrich hatte aus seiner Ehe mit Hatheburg einen Sohn: Thankmar. Mathilde gebar ihm 8 Kinder; von den drei Söhnen wurde Otto sein Nachfolger, Heinrich, mit der schönen Judith, Tochter H. Arnulfs von Baiern verheirathet, H. v. Baiern und Grossvater K. Heinrichs II., Bruno, Erzb. v. Köln. Eine der Töchter, Gerberge († 984) vermählte sich mit H. Giselbert von Lothringen, dann mit K. Ludwig IV. von Frankreich, eine andere Hedwig, mit H. Hugo von Franzien. — Möge zur nähern Charakteristik Heinrichs I. hier noch die Stimme eines seiner Zeitgenossen, des Klerikers Ruotger von Köln gehört werden: „Der Tag würde nicht ausreichen, wollte man erzählen, wie es Heinrich so weit gebracht, dass der schönste und herrlichste Friede dem Reiche erblühte, das er in dem traurigsten Zustande übernahm, da alle die weiten Länderstrecken nicht minder durch unaufhörliche Angriffe der Nachbarn, als durch greuliche Fehden unter Genossen und Blutsfreunden aufs Schrecklichste heimgesucht wurden. Denn hier drohte das wilde, zu Land und See gleich gewaltige Dänenvolk Unheil und Verderben, dort die knirschende Wuth der vielgespaltenen Slavenstämme und zugleich verwüstete das grausame Ungarnvolk die meisten Länder des Reichs mit Feuer und Schwert. Im Innern war Alles im Aufruhr. Die Grossen wütheten gegen ihr eigenes Fleisch und Blut und unmöglich schien es, dem Verderben Einhalt zu thun. Mit starker Hand die Schäden aus dem gesunden Fleische zu schneiden oder sie auszuheilen, dazu gehörte die erprobteste Tüchtigkeit und eine Ausdauer ohne Gleichen. Aber Heinrich gelang es und in kurzer Zeit verbreitete sich durch Gottes Gnade eine so gewaltige Furcht vor den Deutschen unter den fremden Völkern, wie sie solche nie sonst gekannt hatten, und eine Eintracht verband fortan alle Bewohner des Landes, wie sie auch in dem mächtigsten Reiche nimmer noch gefunden ward.“

Fürsten des Reiches dem alten Könige im Frühjahre gegeben hatten, ward Otto, damals 24 Jahre alt, am 8. August 936 zu Aachen in der Säulenhalle, welche die Kaiserpfalz mit dem Münster verband, zum Könige Deutschlands gewählt, vom Erzb. Hildebert von Mainz in dem vom grossen Karl erbauten Dome gesalbt und unter Mitwirkung Erzb. Wikfrieds von Köln gekrönt. Als darauf die Grossen und Bischöfe sich um das mit auserlesener Pracht bereitete Königsmahl versammelten, dienten die Herzöge der deutschen Länder dem neuen Herrscher bei Tische. So ist es damals zuerst geschehen und dann oft in der Folge, zum Zeichen, dass sie den über das ganze Volk gesetzten König als ihren Herrn erkannten und nichts anders sein sollten und wollten, als die Ersten seiner Dienstleute. [88])

Der junge König wusste sich sofort in Respekt zu setzen. Strenges Regiment schien ihm Bedürfniss, unverweigerlich heischte er Ergebenheit und Gehorsam; man mochte im Voraus erkennen, dass das Bestreben in ihm war, seinen Thron um mehr als eine Stufe zu erhöhen. Mit Sicherheit und Selbstgefühl trat er auf, sein Blick schweifte

---

[88]) H. Giselbert von Lothringen, in dessen Gebiet Aachen lag, leistete die Dienste des Kämmerers und ordnete die ganze Fest- und Krönungsfeier; der Frankenherzog Eberhard sorgte als Truchsess für die Tafel; der Schwabenherzog stand als oberster Mundschenk den Schenken vor und H. Arnulf von Baiern nahm als Marschall für die Ritter und ihre Pferde Bedacht, wie er denn auch die Stelle zu ersehen hatte, wo man vor der Stadt lagern und Zelte aufschlagen konnte.

Im Verlaufe der Zeit und nach den mannigfachen Umgestaltungen, die besonders nach dem Sturze der Hohenstaufen das Reich erfuhr, gingen die grossen Hof- und Kronämter an andere Häuser über und zwar wurden sie in der Folge mit den erblieben weltlichen Kurfürstenthümern verbunden. Der Kurfürst von der Pfalz wurde Erztruchsess, der von Sachsen Erzmarschall, der von Brandenburg Erzkämmerer, der von Braunschweig Erzschatzmeister. Die Kurfürstenthümer selbst entstanden erst im 13. Jahrhundert. Bei der Wahl K. Richards von Cornwallis (1256) betheiligten sich zuerst die 7 Kurfürsten: Mainz, Trier, Köln, als die ersten Erzbischöfe und Reichskanzler, Pfalz (ehemals Lothringen), Brandenburg (sonst Franken), Sachsen und Böhmen (sonst Baiern). Dazu kam später Baiern und 1692 Braunschweig-Lüneburg. Als 1777 das Haus Baiern ausstarb und Kurpfalz succedirte, ging die bairische Kurwürde wieder ein. Im Jahre 1803, kurz vor seinem gänzlichen Absterben, veränderte sich das Kurfürstenkollegium nochmals, indem der Kurfürst von Mainz Reichserzkanzler wurde und zu der Zahl der vorhandenen weltlichen Kurfürsten vier weitere kamen: Salzburg (später, 27. Dezbr. 1805 bis 30. Septbr. 1806, Würzburg), Würtemberg, Baden und Hessen. Von allen deutschen Kurfürsten hat nur der zuletzt bestätigte, der von Hessen, seine Existenz bis 1866 gefristet. Die übrigen erloschen mit dem deutschen Reiche (6. Aug. 1806). Es bleibt hier noch beizufügen, dass die Herzöge von der Zeit an, da sich der Lehnsverband lockerte, nicht persönlich mehr ihre Erzerbämter ausübten, sondern dafür erbliche Vikarien bestellten. Erbschenken wurden die Grafen von Althann, Erbtruchsesse die von Waldburg, Erbmarschälle die von Pappenheim, Erbkämmerer die Fürsten von Hohenzollern, Erbschatzmeister die Grafen von Sinzendorf, Erbthürhüter (ohne Erzbeamte) die Grafen von Werthern.

hoch und weit, und hellstrahlende Tugenden — unerschütterliches Gottvertrauen, felsenfeste Treue Freunden, Grossmuth gedemüthigten Feinden gegenüber, — konnte Niemand ihm absprechen. Man sah ihn meist heiter und wohlwollend. Auf der Falkenjagd, der er gerne oblag, hörte man ihn auf abgelegenen Pfaden mit frischer Stimme liebliche Weisen singen. Freigebig, gnädig, leutselig, offen gegen Jedermann und ohne Falsch und Misstrauen, erweckte doch seine Nähe mehr Bangigkeit und Furcht, als Vertraulichkeit und Hingabe. Brauste er aber in Leidenschaft auf, so war sein Zorn schrecklich und selbst noch in späten Jahren, da doch sein harter Sinn mürber geworden war, war sein Unmuth schwer zu ertragen. Die Sachsen, in denen das Gefühl für unbeschränkte Freiheit noch lebendig war, fürchteten ihn anfangs mehr als sie ihn liebten. Erst nachdem sie seines Wesens Korn ganz erkannt hatten, als seine Grösse, als alle die ihm gewordenen Ehren dem Volke selbst zu gute kamen, rückwirkend Ruhm und Achtung dem Stamme durch den König erwuchs, da verwandelte sich die ursprüngliche Abneigung in liebende Verehrung. Das Volk wurde, als der Tod nach 37jähriger Regierung seiner Herrschaft ein Ziel gesetzt hatte, nicht müde, die ruhmreichen Thaten dieses gewaltigen Mannes zu preisen und seiner väterlichen Regierung zu gedenken. Er hatte das Land von Feinden befreit, den Bürgerkrieg unterdrückt, Ungarn, Dänen und Slaven besiegt, mit den Griechen und Saracenen gestritten, Rom und den grössten Theil Italiens unterworfen, die Götzentempel zerstört und an ihrer Stelle Gotteshäuser errichtet, Missionare ausgesendet und unterstützt. Mit Recht konnte man auf seinen Sarkophag die Inschrift setzen:

König war er und Christ und der Heimath herrlichste Zierde,
Den hier der Marmor bedeckt: dreifach beklagt ihn die Welt.

Noch in seinem Alter bot sein Äusseres eine überwältigende Erscheinung, ja die Jahre schienen ihm nur neue Hoheit und Majestät verliehen zu haben. Seine Gestalt war fest und kräftig, nicht ohne Leichtigkeit und Anmuth in der Bewegung. Er blieb stets ein rüstiger Jäger und gewandter Reiter. Im gebräunten Antlitz blitzten helle, lebhafte Augen, spärliche graue Haare bedeckten das Haupt, der Bart wallte, entgegen alter Sachsensitte, lang auf die Brust herab, die, gleich der des Löwen, dicht bewachsen war. Er trug heimische Kleidung, mied jeden fremden Prunk und sprach auch, obwohl des Romanischen und Slavischen kundig, nur seine sächsische Mundart. Sein Tag verstrich zwischen Arbeit und Gebet, Staatsgeschäften und frommen Übungen. Die Nachtruhe mass er sich kärglich zu und da er im Schlaf zu sprechen pflegte, schien er auch da zu wachen. Obwohl seinem eigensten Wesen nach gütig und mild, konnte er doch, wo es die Umstände heischten, streng bis zur Härte sein; selbst sein Sohn bebte vor dem Grolle des Löwen, wie er den Vater zu nennen pflegte.

Eiserne Willenskraft sich bis zum Ende bewahrend, blieb ihm das Streben nach grossen würdigen Thaten stets eigen. Niemals gedachte er später wieder eines einmal verziehenen Vergehens. Von seiner Herrscherwürde hatte er die höchste Vorstellung. Die Krone, die er einzig der besondern Gnade Gottes zu danken meinte, setzte er nie ohne vorhergegangenes Fasten aufs Haupt. Daher sah er auch in Jedem, der sich gegen seine Majestät erhob, einen Frevler an Gottes Gebot.

War er so seiner ganzen Natur nach grösser und gewaltiger angelegt als sein Vater, so gingen auch seine Ziele, die Begriffe, die er von seinem königlichen Berufe hatte, über diejenigen hinaus, die jenem maassgebend geblieben waren. Aber des jungen Fürsten Laufbahn sollte durch harte Prüfungen hinführen, sein Muth in den schwersten Proben gestählt und er bald inne werden, dass die Krone dem Sterblichen eine schwere Last ist, — auch die ausgiebigste Kraft oft unter sich zermalmend, — ehe er zu erreichen vermochte, was er erstrebte. Kaum war Otto zum Könige gekrönt, so fand sich für ihn Gelegenheit zu bethätigen, ob er des grossen Vaters würdiger Sohn und seine jugendliche Hand stark genug sei, die Zügel der Herrschaft mit Energie zu ergreifen und die Bande der Einheit, die jener um die deutschen Lande geschlungen hatte, zu erhalten und zu befestigen. Zunächst musste er die Empörung früherer Freunde, ja der eigenen Brüder unterdrücken. Durch den Übermuth, der auf die in ihrem Stamme nun erblich gewordenen Königswürde eitlen Sachsen, gereizt und beleidigt, brach H. Eberhard den Landfrieden (937). Wiederholt besiegt und eidbrüchig fand er endlich, ein geächteter Aufrührer, ruhmlosen Tod (bei Andernach, 939). Mit ihm im Bunde waren Heinrich, Otto's Bruder — der, als im königlichen Ehebett Erzeugte, die nächsten Ansprüche auf die Königswürde erhob, und sich erst nach hartnäckigster Gegenwehr (941, zu Frankfurt a. M.) wieder mit seinem Bruder aussöhnte, — H. Giselbert von Lothringen, Otto's Schwager (auf der Flucht im Rhein ertrunken, 939), K. Ludwig IV. von Frankreich, seit 939 ebenfalls mit dem Könige verschwägert, der erst 942 Friede mit Otto schloss), der falsche und treulose Erzb. Friedrich von Mainz, — der sogar einen Mordplan gegen Otto anzuzetteln wagte (in Quedlinburg, 941) — und der zweideutige B. Rothad von Strassburg. Gleichzeitig hatten sich Otto's Stiefbruder Thankmar und H. Eberhard in Baiern empört. In diese Zeit höchster Noth fällt Otto's wunderbarer Sieg bei Birthen a. Rh., fallen die Kämpfe des listigen Grafen Immo gegen den schlauen Giselbert, die denkwürdigen Belagerungen der lothringischen Feste Chevremont und der französischen Stadt Laon. Otto's Lage besserte sich wesentlich erst nach dem Abfalle der nächsten Verwandten des Franken Eberhard von der Sache der Aufrührer, der Brüder Udo, Gr. von der Wetterau und Hermann, H. in Schwaben und ihres Vetters Konrad, gen. Kurzbold, Gr. von Niederlahngau. Sie wurden auch die

Erben der Familiengüter Eberhards. Franken behielt der König für sich. Mit Baiern belehnte er 938 Arnulfs Bruder, Berchtold I. († 945), der bisher H. in Kärnthen war und mit Willetrud, Otto's Nichte, Tochter H. Giselberts vermählt, dadurch noch enger an das königliche Interesse gebunden wurde. Arnulfs Sohn, Arnulf II., ward 939 zum Pfalzgrafen in Baiern ernannt,[89]) seine Schwester, die schöne, geistvolle Judith, heirathete um diese Zeit Otto's Bruder, Heinrich.

Nach Giselberts Tode verlieh Otto seinem Bruder Heinrich Lothringen, da dieser sich aber dort nicht halten konnte und schon 940 wieder vertrieben wurde, setzte er ihm im Gr. Otto, Erzieher des jungen Heinrich, Giselberts einzigem Sohne, einen Nachfolger. Als beide 944 starben, gab Otto das Herzogthum einem seiner treuesten und tapfersten Freunde, dem Gr. Konrad, gen. der Rothe, einem Franken, Neffen K. Konrads I., dem er 948 sogar seine Tochter Liutgarde vermählte. Nur nach harten Kämpfen gelang es dem Könige, die Reichseinheit nach seinem Sinne wieder herzustellen, d. h. Herzöge (deren Gewalt ohnehin durch die kais. Pfalzgrafen beschränkt blieb), einzusetzen, die zunächst als seine Vasallen sich betrachteten. Zugleich wusste er es so einzurichten, dass allmälig alle Herzogthümer mit Gliedern seiner Familie besetzt wurden. Baiern erhielt nach Berchtolds Tode (945) des Königs Bruder Heinrich, der später seine Herrschaft noch über einige Gaue Frankens und über Kärnthen und Friaul ausdehnte (952) und fortan Otto treuergeben blieb; er starb 1. Nov. 955. Lothringen besass, wie schon angegeben, H. Konrad, bis er es, im Bunde mit seinem Schwager Liudolf gegen den Vater, wieder verlor (953). Der sonst durch Klugheit und Tapferkeit ausgezeichnete Mann fand einen ruhmvollen Tod in der grossen Ungarschlacht auf dem Lechfelde, 10. Aug. 955; seine Gattin Liutgarde war schon im Jahre vorher zu Mainz gestorben. Konrads Nachfolger in Lothringen wurde Otto's Bruder, der treffliche Bruno, der fast gleichzeitig (953) Erzb. von Köln und H. in Lothringen wurde, und dem es auch endlich gelang, in dieses unruhige Land mit Hilfe der Gr. Godfried († 964 in Italien) und Friedrich von Bar zu beruhigen.[90]) Das Herzogthum Schwaben übergab Otto seinem

---

[89]) Arnulf II. empörte sich 953 und setzte sich in den Besitz Regensburgs, von wo aus er alle Anhänger Otto's, so auch den B. Ulrich von Augsburg, bekriegte. Er fand den Tod vor den Mauern Regensburgs 954. Sein Sohn Berchtold II. von Reisenburg verband sich mit den Ungarn und fiel in der grossen Schlacht auf dem Lechfelde, 10. Aug. 955. H. Heinrichs Gemahlin, Judith, starb als Nonne in Niedermünster bei Regensburg, 28. Juni 987.

[90]) Zu den vorzüglichsten Männern der Periode Otto's I. und zu den treuesten und festesten Stützen seines Thrones gehört dieser Erzbischof-Erzherzog **Bruno**, der jüngste Sohn K. Heinrichs. Er wurde in Lothringen von B. Balderich zu Utrecht erzogen. 14 Jahre alt kam der hochgebildete, wissensdurstige, fromme Knabe

schon 946 zum Mitregenten ernannten Sohne Liudolf, dem Lieblinge des deutschen Volkes, der 947 die einzige Tochter und Erbin des reichen Hermann († 948), des treuen Anhängers des Königs, geheirathet hatte. Dieser ausgezeichnete, von seinem Vater unendlich geliebte junge Mann kam leider nach seinem verunglückten italienischen Heerzuge (951) und unzufrieden mit der bald darauf erfolgten zweiten Vermählung Otto's mit diesem und seinem Ohm Heinrich in schlimmen Zwiespalt, so dass er sich zuletzt mit seinem Schwager Konrad und dem tückischen Erzb. Friedrich von Mainz in eine schwer zu unterdrückende, gefährliche Verschwörung gegen seinen Vater einliess (952). Auf dem Reichstage zu Frizlar (953) ward über die Empörer des Reiches Acht ausgesprochen. Aber sie hatten grossen Anhang und der König belagerte sie vergebens in Mainz, währenddem Pfalzgraf Arnulf in Baiern und Otto's Vettern Wichmann und Eckbert, der Einäugige, in Sachsen Aufruhr entzündeten. Vergebens hatte schon im Frühjahr 953 Konrad sein Herzogthum zu behaupten gesucht und in heldenmüthigem Kampfe (Schlacht an der Maas)[91]) mit den gegen ihn vom Gr. Reginar geführten Lothringern gerungen. Ebensowenig nützte ihm im Herbste die Einnahme von Metz. Liudolf war nach Baiern geeilt, um sich mit dem Pfgr. Arnulf zu vereinigen. Otto folgte ihm dahin nach und belagerte ihn in Regensburg drei Monate hindurch vergebens. Endlich im folgenden Jahre brach sich der Aufstand. Man beschuldigte die Empörer, die Ungarn, die mit Beginn d. J. 954 Baiern überflutheten, von Konrad sogar nach Lothringen geführt wurden, herbeigerufen zu haben. Das Volk wandte sich von da an mit Abscheu von ihnen.

---

an den Hof seines Bruders zurück. An Bildung und Reife des Verstandes schien er ein Mann und Otto konnte ihn schon 940 zum Erzkapellan ernennen und ihm die Leitung der k. Kanzlei in ihrem ganzen Umfange und die Überwachung der kirchlichen Verhältnisse übertragen. Mit der grössten Hingebung unterzog sich Bruno den Geschäften des Hofes, dabei aber jede freie Minute frommen Übungen, seinen mit leidenschaftlichem Eifer betriebenen Studien, den Armen und Hilflosen widmend. Der k. Erzkapellan verschmähte es nicht, von jedem Mönche, den er auf seinem Wege fand, zu lernen. So eignete er sich von vertriebenen griechischen Geistlichen oder den Gesandten, die der Kaiser von Konstantinopel nach Deutschland schickte, spät erst noch die Kenntniss der griechischen Sprache und Wissenschaft an. Als seinen einflussreichen Lehrer aus dieser Zeit nennt man den Irländer B. Israel. Bruno wurde auch der Hofschule, die seit Karl d. Gr. fast ganz eingegangen war, vorgesetzt. Schon um 950 stand sie wieder in voller Blüthe. Bruno war Lehrer und Lernender zugleich in ihr, an welcher unter andern Gelehrten auch der B. Rather, ein Lothringer, wirkte. Nach einem unendlich segensreichen Leben starb Bruno plötzlich, 11. Oct. 965, zu Rheims, auf einer Reise nach Frankreich, wohin ihn seine hadernden Neffen gerufen hatten.

[91]) In dieser Schlacht fiel an Konrads Seite sein liebster Freund, Konrad, des unglücklichen H. Eberhards Sohn.

Arnulf erlitt am 6. Febr. von den Grafen Dietpold, Bruder des B. Ulrich von Augsburg (gefallen 955 in der grossen Ungarschlacht), und Adalbert von Marchthal am Lech eine vollständige Niederlage. Allenthalben fand ein mächtiger Umschwung der öffentlichen Meinung zu Gunsten des Königs statt. Auf dem Tage von Langenzenn beugten sich ihm Konrad und der Erzb. Friedrich. Liudolf, in seinem Trotz beharrend, suchte wieder in Regensburg, das nochmals vom Könige vergebens berannt wurde, aber trotz Hunger und Verzweiflung, die in ihm wütheten, wiederum nicht genommen werden konnte, Zuflucht. Von dort nach Schwaben entkommen, stellte er sich dem Vater hier kampfgerüstet gegenüber. Da gelang es dem Zureden der B. Ulrich von Augsburg und Hartbert von Chur, seinen trotzigen Sinn zu erweichen, und sein bethörtes Herz auf den Weg des Heils zu lenken. Es wurde Waffenruhe geschlossen und ein neuer Reichstag in Frizlar verabredet. Aber ehe dieser zu Stande kam, eilte Liudolf, dem es keine Ruhe mehr liess, ehe er des Vaters Verzeihung erhalten hatte, nach Thüringen und warf sich in der Hülle eines Bettlers, barhäuptig und barfüssig, den Mund von den rührendsten Bitten überströmend, demselben im Walde, wo er ihn der Jagdlust pflegend antraf, zu Füssen. Otto, tief gerührt, verzieh,[92]) aber weder er noch Konrad erhielten die früheren Lehen zurück. Zum Herzoge über Lothringen war Bruno, zum Herzoge über Schwaben wurde Burchard II. (Sohn des in Italien gefallenen H. Burchard I., Onkel der Kaiserin Adelheid) gesetzt (Reichstag zu Arnstadt), letzterem, einem schon bejahrten Manne, zudem noch die junge, schöne, geistreiche Tochter H. Heinrichs, Hedwig, angetraut. Mittlerweile (24. Okt.) war auch der alte Widersacher des Königs, Erzb. Friedrich von Mainz, gestorben. Sein Nachfolger wurde Wilhelm, ein natürlicher Sohn Otto's, später der Erbe der Reichswürden seines Ohms Brun. Baiern wurde an H. Heinrich zurückgegeben; aber erst nachdem nochmals hartnäckig darum gekämpft, Regensburg wiederholt belagert und eine blutige Schlacht (bei Mühldorf) geschlagen worden war, konnte er wieder Besitz davon nehmen.[93]) Diese unseligen Kriege, welche des Königs Gemüth tief bewegten, dem Lande fast unheilbare Wunden schlugen, waren jedoch nicht die einzigen, die geführt werden mussten. Otto hatte unter seinen nächsten Verwandten noch andere unversöhnliche Gegner. Seines Bruders Thankmar wurde bereits gedacht. Er war erbittert darüber, dass er nicht selbst König werden konnte, dass ihm die Erbgüter seiner Mutter vorenthalten wurden, dass

[92]) Dies geschah zu Saufeld, einem Orte bei Berka a. d. Ilm., Herbst 854.

[93]) H. Heinrich, überhaupt grausamen und harten Charakters, strafte seine beiden Hauptgegner unmenschlich. Den einen, den Erzb. Herold von Salzburg, liess er blenden, den andern, den Patriarchen von Aquilea, entmannen.

ein Anderer als er des mächtigen Gr. Sigfried Nachfolger wurde. Daher seine geheimen Verbindungen mit H. Eberhard, sein offener Aufstand, mit Überrumpelung der Feste Beleke in Westphalen und der Gefangennehmung seines Bruders Heinrich und dessen Auslieferung an H. Eberhard beginnend. [94]) Ferner waren des Königs Familie die mächtigen Grafen Billung nahe verwandt. Otto's Grossmutter, Oda, stammte aus diesem Geschlechte und eine Schwester seiner Mutter war eines Billunger, des tapfern und klugen Gr. Wichmann, Weib. Einem jüngern Bruder desselben, Hermann, übergab Otto die Leitung des Kriegs gegen die empörten Wenden (936). Das erregte den Neid Wichmanns und eines andern vornehmen Sachsen, Eckhard. Des Gr. Sigfried Nachfolger wurde Gr. Gero (937). Beide, Hermann und Gero [95]), die Markgrafen gegen die Wenden, erwiesen sich stets als treue Stützen des Thrones und glückliche Krieger. Erst im J. 938, da Otto's Lage ungemein gefahrvoll war, nahte sich ihm Wichmann wieder. Der Abfall seiner beiden Söhne, Eckbert und Wichmann (954), wurde schon berührt. Letzterer, ein ungestümer, kräftiger Mann, war besonders von tiefem Hass gegen den König erfüllt. Wiederholt (957, 958, 965, 967) empörte er sich, trat er mit den Reichsfeinden, den Wenden, Slaven und Dänen in Verbindung, ward er geschworenen Eiden treubrüchig. Er fand ein ruhmloses Ende in Polen, 22. Sept. 967. Nur nach den hartnäckigsten Kämpfen gelang es Otto, die Gewalt über ehemals tributpflichtige Fürsten wieder zu erneuern, seine Herrschaft über aufrührerische Stämme zu befestigen. [96]) In entscheidenden Fällen musste

---

[94]) Thankmar hatte die Eresburg besetzt, als Otto gegen ihn zog. Die Bewohner öffneten dem Könige freiwillig die Thore; der Prinz floh in die Kirche des h. Petrus. Wüthend ward er verfolgt, die Thüren des Heiligthums erbrochen. Thankmar stand am Altare, auf den er seinen Schild und, als Zeichen hoher Abkunft, seine goldene Kette gelegt hatte. Bis zum Tode bereits erschöpft, musste er jetzt den Kampf aufs Neue aufnehmen. Er tödtete einen Sachsen Thiabold, der ihn mit Schmähungen und schweren Streichen bedrängte. Endlich traf ihn ein Wurfspeer, durch das Kirchenfenster geschleudert, im Rücken. Ein Krieger Otto's, Maincia (er fiel bald darauf in der Schlacht bei Birthen), versetzte ihm den letzten Stoss und raubte die goldene Kette (Juli 938). Thankmar hatte noch nicht sein 30stes Jahr erreicht.

[95]) Gero, Markgraf von Gottes Gnaden, wie er sich selbst nannte, ein gewaltiger Kriegsheld, dessen Name lange in Sage und Lied fortlebte, legte nach dem Tode seiner Söhne und nachdem auch sein Neffe Sigfried an seiner Seite im Kampf gegen die Lausitzer 963 gefallen war, alle seine Würden freiwillig nieder, pilgerte nach Rom und weihte sich und seine Habe dem Dienste Gottes. Er stiftete das Kloster Gernrode, dessen erste Äbtissin Hedwig, seine Schwiegertochter, die 20jährige Wittwe s. S. Sigfried, Nichte der K. Mathilde, wurde. Gero starb 20. Mai 965.

[96]) Mkgr. Hermann wurde in der Folge auch mit der Mark gegen die Dänen belehnt und zuletzt zum Herzog von Sachsen ernannt. Er, Otto's treuester Anhänger, starb, vom Kaiser tief betrauert, zu Quedlinburg, 27. März 973. Sein Nach-

der König sein Heer stets in Person gegen die Feinde führen. Diese Kriege füllten mit geringen Unterbrechungen die Jahre zwischen 936 bis 972, also fast die ganze Regierungszeit Otto's aus.

War nun so der König unablässig im Osten und Norden beschäftigt, so war seine Aufmerksamkeit, abgesehen von den innern Unruhen und den schmerzlichen Familienzwisten, nicht minder auch im Westen und Süden in Anspruch genommen. In Frankreich herrschte zwischen den karolingischen Schattenkönigen und den mächtigen Herzogen von Franzien steter Zwiespalt. Beide waren mit Otto nahe verwandt. H. Hugo hatte, nach K. Rudolfs Tode, den jungen K. Ludwig aus England, wohin seine Mutter, Eadgive, eine englische Prinzessin, zweite Gemahlin Karls des Einfältigen, mit ihm geflüchtet war, auf den französischen Thron zurückgeführt, wohl nur in der Erwartung, ein gefügiges Werkzeug für seine ehrgeizigen Plane in ihm zu finden. Er war seit 937 der Gatte von Otto's Schwester Hedwig. K. Ludwig, von den H. Heinrich uud Giselbert in ein Bündniss gegen Otto gezogen, heirathete nach des letzteren Tode dessen Wittwe, die andere Schwester Otto's, Gerberge. Als Ludwig von den Normannen arglistig überfallen, gefangen und der Gewalt seines mächtigen Gegners Hugo überliefert worden war, vergass Otto sofort die ihm früher zugefügte Unbill und zog zu seiner Befreiung herbei (946). War es Otto auch nicht möglich, das

folger wurde s. S. Bernhard. Gero's Markherzogthum wurde unter die Gr. Dietrich (Nord- oder Altmark), Thietmar und Hodo (Ostmark oder Lausitz), Günther, Wighert und Wigger (Mark Meissen) vertheilt. — Die Wenden empörten sich seit d. J. 936 fast alljährlich. Sie fochten nicht immer nnglücklich und manches deutsche Heer wurde von ihnen aufgerieben (so eines unter Haiko, 936, und ein anderes in der Schlacht bei Zehden, 972, unter dem Mkgr. Dietrich), doch vermochten sie auf die Dauer nicht zu widerstehen. Schon K. Heinrich I. hatte die Sorben und Daleminzier völlig unterjocht. Mkgr. Gero bekämpfte die Milzaner an der obern Spree und die Liutizen (Haveller an d. Havel, Redarier und Ukrer), Mkgr. Hermann die Wilzen (Zirzipaner und Tolensaner, von der Peene und Tollensee b. z. Meere), die Wagrier und die Obotriten (von der Mündung der Eider b. z. Haff). Der Krieg wurde mit unerhörter Grausamkeit geführt und war besonders in der Zeit gefährlich, da die wendischen Häuptlinge Nako und Stoinef mit dem erfahrnen und kriegstüchtigen Wichmann und s. Bruder Eckbert verbunden waren. In diese Periode des Vernichtungskampfes fällt die blutige Schlacht an der Rekenitz, 16. Okt. 955. 963 wurden die Lausitzer, an Spree und Neisse wohnend, 967 die Redarier unterworfen. — In Böhmen hatte 936 der grausame Boleslaw seinen Bruder Wenzel ermordet und sich zum unabhängigen Herrn des Landes gemacht. Erst 946, nnd nachdem er 950 wiederholt besiegt worden war, gelang es Otto, ihn zur Tributpflichtigkeit zurückzuführen. Die Ungarn, in der letzten Zeit stets blutig heimgeschickt, unterliessen dennoch ihre Raubzüge nicht, ja sie dehnten sie jetzt bis nach Frankreich und Italien hin aus. Sie wurden zuerst in Sachsen (937), dann von H. Heinrich in zwei grossen Schlachten (950) und endlich von Otto selbst in der entscheidenden und blutigen Schlacht auf dem Lechfelde bei Augsburg (10. Aug. 955) besiegt; seit dieser Zeit blieb Deutschland von ihnen befreit. Der Dänenkönig, Harold Blauzahn, Gorms Sohn, beugte sich dem Könige 946, ebenso der Polenherzog Mieczyslaw 965.

feste Laon und die Städte Paris und Rouen seinem Schützlinge zurückzugewinnen, so wurde doch Rheims für den König erobert, für dessen Rechte sich ausserdem die Synode zu Ingelheim aussprach (948). Ludwig, von Otto zurückgeführt und aus seinen Händen die Königskrone empfangend, wusste endlich doch noch über Hugo seine königliche Gewalt geltend zu machen (950).

In Burgund waren die welfischem Geblüt entstammenden Herzöge Könige geworden. Rudolf II. hatte Nieder- und Hochburgund unter seinem Scepter vereinigt (933). Der italienische König Hugo, ein Mann von seltener Härte, Arglist und Grausamkeit, aber ausgezeichnet durch festen Willen und scharfen Verstand, der, um in Italien freie Hand zu behalten, seinen Antheil an Burgund Rudolf II. abgetreten hatte, versuchte nach dessen Tode (937) seine früheren Besitzungen wieder zurückzugewinnen. Er heirathete Rudolfs Wittwe, Bertha, Tochter des Schwabenherzogs Burchard, verlobte ihre unmündige Tochter seinem Sohne Lothar und gedachte den jungen burgundischen Königssohn gelegentlich zu beseitigen. Aber dieser, der nachmalige K. Konrad II., der Friedfertige (943—993), ward von den Ständen K. Otto, dem einzigen Manne, der den Knaben gegen seines Feindes Macht und Ränke nachdrücklich zu schützen vermochte, zur Erziehung und Aufsicht übergeben und der deutsche Fürst entledigte sich der ihm gewordenen Aufgabe in edelster Weise. Als Konrad 943 die Regierung seines Landes übernehmen konnte, fand er dessen Verhältnisse wohlgeordnet. Er blieb bis an sein Lebensende ein ergebener Freund seines Beschützers.

Wie Konrad von Burgund, so fand auch der von K. Hugo hart verfolgte Mkgr. Berngar von Ivrea Zuflucht an Otto's Hofe. Von ihm unterstützt, konnte er mit Heeresmacht nach Italien heimkehren (945) und hier sich sogar über seinen Feind (Hugo hatte in der Noth zu Gunsten seines Sohnes Lothar der Krone entsagt) triumphiren. Schon galt Otto allgemein für den ersten Fürsten des Abendlandes. Während die romanischen Reiche im Süden und Westen dem traurigsten Verfalle entgegengingen, das Königthum in ihnen zur erbärmlichsten Schwäche herabsank oder in unerträglichste Tyrannei ausartete, kräftigte sich die Macht des deutschen Reiches, in dem sich eine wahrhaft königliche Gewalt erhob, wusste es einen überwiegenden Einfluss über alle Nachbarstaaten zu gewinnen, vermochte es die Barbarei des Nordens und Ostens durch Kraft und Waffenruhm zu zügeln und diejenige Stellung zu gewinnen, die ihm seine natürliche Lage im Herzen Europa's anwies.

Otto war seit 929 der Gemahl Editha's, der Schwester K. Edwards von England. Dieser glücklichen Ehe entstammten zwei Kinder, Liudolf (geb. 930) und Liutgarde. Über das Schicksal beider haben wir bereits berichtet. Das vom Könige unendlich geliebte Weib starb unerwartet schnell, 26. Jan. 946. Otto konnte den Verlust seiner edlen, frommen, vom Himmel mit allen Tugenden reich gesegneten

Gattin nie völlig verschmerzen. Ihr Leichnam wurde im Morizkloster zu Magdeburg (aus der Königin Witthum 937 begründet) bestattet. Neben ihrem Sarge liess Otto sich selbst seine letzte Ruhestätte bereiten. Sein Sinn erwies sich von dieser Zeit an mehr als bisher geistlichen Dingen zugekehrt, seine Gedanken richteten sich mit Vorliebe auf heilige Schriften und fromme Bücher; jetzt erst lernte er lesen.

Im J. 924 fiel Berngar, der letztgekrönte römische Kaiser, zu Verona, unter Mörderhänden. Vier Jahre später erlöste seinen Gegenkaiser, den blinden Ludwig zu Vienne, der Tod von einem hilflosen, bedauernswürdigen Dasein. Drei Dezennien hindurch blieb das Abendland ohne kaiserlichen Herrn. Vergebens trachteten die um die Oberherrschaft Italiens ringenden kleinen Könige darnach, Rom und mit der Gewalt über die Stadt, auch die Kaiserkrone zu gewinnen. Das Imperium war durch eigne Schuld und Ohnmacht für immer vom italienischen Volke gewichen. In der Metropole herrschte schon seit geraumer Zeit die Familie des Theophylaktus. Er selbst, Herzog und Dux (Konsul und Senator), gehörte einer der edelsten Patricierfamilien Roms an.[97]) Sein Schwiegersohn Alberich I. unterlag seinen Gegnern,

[97]) Theopbylaktus war mit der schönen und energischen Theodora, dieser Semiramis Roms, verheirathet. Ihre Töchter Marozia und Theodora übertrafen die Mutter noch an Reiz, Klugheit und Wollust. Das einst so mächtige und stolze Rom lag nun im magischen Banne dieser ränkevollen, listigen und üppigen Weiber. Ein unheimliches Dunkel breitet sich während dieser Zeit über die Geschichte der Stadt. Im sparsamen und zweifelhaften Schimmer, der aus alten Chroniken hie und da in diese gespenstische Finsterniss fällt, huschen rohe, gewaltthätige Barone, brutale, unselige Päpste, wilde, verbuhlte Weiber, schattenhafte Kaiser in tumultuarischer Hast an den erstaunten Blicken vorüber. Marozia, mit dem Mkgr. Alberich I. von Camerino vermählt, war gleichzeitig die Geliebte P. Sorgius III., der mit ihr den nachmaligen P. Johann XI. zeugte. Auf den glänzenden Sieg, den P. Nikolaus I. im Namen des christlichen Moralgesetzes über die Begierden König Lothars II. erfochten hatte, antwortete die Welt mit einer schrankenlosen Emanzipation des Fleisches, welcher auch Geistliche und Mönche schamlos huldigten. In dieser Periode allgemeiner staatlicher Auflösung ging durch alle Schichten der Gesellschaft ein Cynismus, der sich in rohester Genusssucht Luft zu machen suchte. Alberich, nach dem Regimente der Stadt strebend, ward endlich vertrieben, in seinem Kastelle zu Horta belagert und, nachdem er zu seinem Beistande vergebens die Ungarn noch herbeigerufen hatte, überwunden und erschlagen. Während in Rom die Familie Theophylaktus faktisch die Obergewalt besass, wurde auch das übrige Italien durch Weiber regiert. Die Reize Waldradens, die einst den lothringischen König in unlösbaren Banden gefangen gehalten hatten, die Flammen wollüstiger Leidenschaften, die in diesem schönen Weibe loderten und die nur der Tod zu verlöschen vermochte, entbrannten dämonischer in ihren Kindern und Enkeln, in dieser Periode Italien allenthalben entzündend. Waldradens Tochter Bertha († 925), gebar ihrem Gatten Theutbald, Gr. von Arles, den nachherigen König von Italien, Hugo. Ihrer zweiten Ehe mit Adalbert II. von Tuscien, entstammten Wido und die schöne Irmengard. Letztere, Wittwe Adalberts von Ivrea, wusste durch Ränke und Reize (sie stand weder der griechischen Helena, noch der ägyptischen Kleopatra an Alles bezaubern-

aber seinem Enkel Alberich II. gelang es, die Gewalt über Rom den Händen seiner berüchtigten Mutter, Marozia, zu entwinden und sich zum Fürsten und Senator aller Römer aufzuwerfen. Dieser, durch seltene Eigenschaften ausgezeichnete Mann, starb 954. Ihm folgte sein unwürdiger Sohn Oktavianus, zugleich Papst und Fürst, als ersterer unter dem Namen Johann XII. bekannt.

Während Deutschland unter der weisen Regierung Heinrich I. und seines Sohnes sich allmälig beruhigte, im Innern zu neuer Kraft erblühte, nach Aussen mächtig und stark wurde, blieb Italien grenzenlosem Jammer und unbeschreiblicher Zerrüttung fortwährend anheimgegeben. Zahlreiche kleinere Fürsten lagen in stetem Kampfe mit einander, der oströmische Kaiser suchte seine Herrschaft zu behaupten, von Sicilien und Afrika her drängten die Saracenen, von Spanien aus die Mauren, vom Osten herüber die Ungarn in das Land (seit 899). Erstere hatten eine feste Burg am Garigliano angelegt (880—916), die Mauren ihren Hauptsitz am Golf von St. Troyes, zu Fraxinetum (Frejus,

---

der Schönheit nach), Bischöfe, Grafen und Könige an ihren Triumphwagen zu ketten. Selbst den tapfern Rudolf von Burgund lockte sie in ihr verführerisches Netz und als er nun winselnd und schmachtend zu ihren Füssen lag, war es ihr ein leichtes, ihm hohnlachend die Krone der Lombardei vom bethörten Haupte zu nehmen und sie — Ziele dadurch erreichend, die schon ihre Mutter lange verfolgt hatte — ihrem Stiefbruder Hugo zu geben. (Hugo wurde 926 vom P. Johann X. zu Pavia zum Könige von Italien gekrönt). Fast wäre er noch Kaiser geworden, aber Marozia heirathete nach Alberichs Tode den Mkgr. Wido von Tuscien, Irmengards Bruder, und wusste so den Einfluss Hugo's zu paralysiren. P. Johann X. büsste seine Hinneigung zu Hugo mit dem Leben (929). Im Jahre 931 setzte die Senatrix (Patricia), Marozia, nun Alleinherrscherin, ihren Sohn Johann XI. auf den päpstlichen Stuhl. Ihr zweiter Gatte, Wido, war kurz vorher gestorben; sie bot ihre Hand dem Könige Hugo, der ränkevoll und arglistig, wollüstig und habgierig, kühn und rücksichtslos, mit den treulosesten Mitteln darnach strebte, sein Königthum zu erweitern, der, um die Ehe mit Marozia, seiner Schwägerin, eingehen zu können, sich selbst nicht scheute, die Ehre seiner Mutter zu beschimpfen, ihre in zweiter Verbindung geborenen Kinder als unächt zu erklären. Hugo's Absichten sollten unerreicht bleiben. Zwar zog er, mit königlichen Ehren empfangen, in Rom ein und feierte in der Engelsburg sein glänzendes Hochzeitsfest, aber er beleidigte einige Tage nachher tödtlich seinen neuen Stiefsohn Alberich, der nun einen Aufstand gegen ihn erregte und ihn zwang, heimlich aus der stolzen Feste und von der ihm kaum angetrauten Marozia zu entfliehen, „hinter sich lassend Ehre, Weib und Kaiserkrone“ (932). Nach dieser glücklichen Familien- und Staatsrevolution wurde der junge Alberich II. Fürst und Senator aller Römer, Rom selbst eine Art Freistaat. Alberich, energisch und freigebig, von schöner und zugleich schrecklicher Gestalt, besass seltene Klugheit, weise Mässigung und einen männlich besonnenen Geist. Tapfer schlug er die Belagerungen Hugo's (933, 936, 941) zurück, kräftig unterdrückte er gefährliche Verschwörungen (940), verschloss er sogar dem deutschen Könige Otto I. die Thore der Stadt (952). Er starb in der Blüthe seiner Kraft, ein Mann, des Römernamens würdig, der bedeutendste unter den italienischen Fürsten seiner Zeit, nachdem er 22 Jahre hindurch Rom ruhmvoll regiert hatte (p. 302 u. 303).

Garde-Frainet, seit 889 oder 891).[98]) Nirgends begegneten diese habgierigen und grausamen Feinde nachhaltigem Widerstande. Trotz der grossen, wohlbefestigten Städte und der dieselben füllenden Bewohner[99]) hausten Räuberschwärme ungestraft in dem reichen und schönen Lande, plünderten sie seine Schätze, vernichteten sie seinen Wohlstand. Kaum die Städte, vielweniger die Klöster, die Kastelle, die Dörfer konnten ihnen widerstehen. Rom ward geplündert (846), die berühmten Klöster Subiaco (840) und Farfa (897) zerstört, Pavia, nach Rom die schönste Stadt des Abendlandes, in einen Schutthaufen verwandelt (924). Wiederholt erschienen auch die Ungarn vor den Thoren der Metropole (926, 942). Kein Pilger gelangte mehr mit Geschenken bis zu St. Peters Altar. Hatten sich die frommen Waller beim Übergang über die Alpen aus den Räuberhänden der Mauren losgekauft, so fielen sie an den Strassen von Narni, Rieti und Nepi in die der Saracenen. Die Sabina, Tuscien und Latium glichen einer grabesstillen Wüste. Und leider waren es nicht allein fremde Räuber, die das Land bedrückten, sie wurden von grausamen, unersättlichen einheimischen noch überboten. Die Fürsten Italiens standen im Bunde mit den Feinden ihrer Heimath und ihres Glaubens. Plünderungen, Brandstiftungen, Räubereien, Mordthaten, Gewaltstreiche jeder Art waren an der Tagesordnung. Nach Hugo's Tode schienen sich die Verhältnisse bessern zu wollen. Sein Sohn, der milde, weichherzige Lothar, mit Adelheid von Burgund vermählt, wurde König; ihm zur Seite stand der von Otto einst unterstützte Berngar II., Sohn Adalberts von Ivrea. Aber er, der durch Energielosigkeit und Habsucht den Italienern bald verhasst wurde, hatte Willa, eine Tochter Boso's von Tuscien und Nichte Hugo's, geehelicht, die unter den schlimmen Weibern Italiens die schlimmste war. Herrschsucht, Zornmuth, Rachgier und Wollust paarten sich in ihr auf die widerwärtigste Weise und machte sie Allen, selbst ihrem Gemahl, furchtbar. Eine solche Person konnte nicht Frieden halten. Unaufhörlich stachelte sie Berngar zu Gewaltthätigkeiten gegen Lothar an und als dieser von einem tödtlichen Fieber (oder Berngar'schem Gifte) schnell hinweggerafft, 950 (22. Nov.) plötzlich starb, wusste er nichts Eiligeres zu thun, als sich selbst an dessen Stelle zu drängen, während er der

[98]) Die Maurenkolonien erkannten den Chalifen Abderrahman von Kordoba als Oberherrn an. So freundlich auch die Beziehungen Otto's zu diesem waren, so konnte er doch die Zurückziehung derselben aus Italien von ihm nicht erreichen. Auch aller Waffengewalt spotteten sie, ja sie gewannen sogar um diese Zeit in einer beängstigenden Weise an Ausdehnung. Vergebens wurde Fraxinetum wiederholt belagert. Otto musste Italien verlassen, ohne sie vertrieben zu haben, doch wurden sie 960 vom St. Bernhard, 965 aus der Gegend von Grenoble verdrängt. Erst 972, als Fraxinetum von Wilhelm von Provence zerstört war, wurden die Mauren völlig aus Italien vertrieben.

[99]) Rom hatte 381 feste Thürme auf seinen Mauern, 46 besonders befestigte Kastelle, 6800 Brustwehren.

jungen, schönen, durch Klugheit nnd unbescholtene Sitte ausgezeichneten Wittwe desselben seinen Sohn Adalhert aufzunöthigen suchte. Als er seine Anträge entrüstet zurückgewiesen sah, wurde er des hilflosen Weibes erbittertster und grausamster Feind, fügte er ihr Beleidigung über Beleidigung, Gewalt über Gewalt zu und schon wenige Monate nach dem Tode ihres Gatten (20. April 951) warf er sie in einen Kerker zu Como, später in seine feste Burg am Gardasee, sie den abscheulichsten Misshandlungen und Entbehrungen aussetzend. Man raufte ihre schönen Haare und beschimpfte mit Schlägen und Fusstritten ihren königlichen Leib.

Lothars Schicksal, dessen Tod man wohl nicht mit Unrecht Berngars herrschsüchtigen Gelüsten zuschrieb, fand jenseits und diesseits der Alpen lebhafte Theilnahme. Noch mehr aber erregte das traurige Loos der jungen Königin allgemeines Mitgefühl. Mehr als jedes andern Mannes wurde Otto's Seele dadurch bewegt; war er ja von jeher der Beschützer der burgundischen Kinder und sah er ja nun auch den günstigen Augenblick gekommen, sich in die italienischen Angelegenheiten zu mischen. Es galt Adelheid zu befreien, ihre Hand zu gewinnen und mit ihr das italische Königreich. Als letztes Ziel schwebte der Seele des gewaltigen Mannes wohl jetzt schon die Herstellung des abendländischen Kaiserthums vor. Im Sommer 951 wurde in allen deutschen Gauen zu einem grossen Zuge über die Alpen gerüstet, am 23. Sept. rückte Otto bereits in Pavia ein. Ohne Widerstand zu finden ergoss sich sein Heer über dio gesegnete lombardische Ebene; alle Städte öffneten ihm ihre Thore, Bischöfe und Grafen beeilten sich, ihm zu huldigen. Noch ehe Otto den Boden Italiens betreten hatte, war Adelheid auf wunderbare Weise befreit worden (20. Aug.), war ihr die Flucht zu dem B. Adelhard von Reggio, der ihr in dem festen Kanossa eine Zuflucht bot, gelungen. Hier liess nun Otto um ihre Hand werben; freudig ward er erhört. Sein Bruder H. Heinrich führte ihm im Triumphe die schöne Wittwe zu und als der königliche Mann, glänzend durch Schlachtenruhm, Weisheit und Regentenkraft, ein zweiter Karl d. Gr., die junge Lombardenkönigin umfing, erschien sie in seinen kraftvollen Armen als das Symbol des ihm dargebotenen Italiens, dessen Geschiek fortan an Deutschland gekettet bleiben sollte. Im Oktober d. J. 951 wurde in Pavia das Hochzeitsfest gefeiert. Dem Könige hatte sich wiederum das Glück günstig erwiesen. Er gewann in Adelheid ein liebendes, treues, frommes und kluges Weib.[100])

[100]) Die wunderbaren Schicksale dieser seltenen Frau, der Helena der italienischen Poesie, wurden bald Gegenstand buntwechselnder Mährchen und Sagen und trugen ihren Namen zu den fernsten Völkern. Jahrhunderte lang wurde man nicht müde, die von ihr bestandenen Abenteuer poetisch auszuschmücken, von dem Glückswechsel, den sie erfuhr, von dem Kampf, der um sie entbrannte, zu singen und zu sagen.

Otto, dem Alberich den Eintritt in Rom verweigerte, musste für diesmal darauf verzichten, sich zur Königskrone auch noch die Kaiserkrone zu gewinnen. Er kehrte im Frühjahr nach Deutschland zurück. Sein Schwiegersohn, H. Konrad von Lothringen, setzte den Krieg gegen Berngar fort. Um diese Zeit entbrannte jener fürchterliche und traurige Zwist im königlichen Hause, dessen wir bereits gedachten, in dessen Folge Liudolf und Konrad ein beklagenswerthes Ende fanden. Berngar unterwarf sich auf den Rath Konrads und von ihm geleitet 952 zu Magdeburg dem deutschen Könige und ward als Lehnsmann desselben auf dem Reichstage zu Augsburg wieder in sein früheres Besitzthum eingesetzt. Aber was er beschwor, gedachte er nie zu halten. Die Kämpfe, in welche Otto in den nächsten Jahren verwickelt wurde, erleichterten ihm seinen Abfall und bestärkten ihn in seinem Trotze. Man mochte zuletzt wähnen, der König habe ihn vergessen. Da starb 954 Alberich. Otto's schon früher gefasste Plane traten aufs Neue vor seine Seele. Er schickte einen seiner gewandtesten Unterhändler, den Abt Hadamar von Fulda, sofort an den P. Apaget II., der längst flehentlich um Otto's Hilfe gebeten hatte. Nun erinnerte sich der König auch wieder seines Lehensmannes Berngar. Liudolf führte 956 ein starkes Heer über die Alpen. Berngar und sein Sohn Adalbert wurden überwunden, Pavia fiel; ein zweiter im folgenden Jahre gewonnener Sieg gab Oberitalien völlig in seine Hand. Da raffte ein schneller Tod den deutschen Königssohn (6. Sept. 957 zu Piumbia bei Novara), hinweg. „Wer schildert die Trauer seiner Mannen und Freunde, war er doch ihre letzte Hilfe und Zuflucht gewesen! Sie verliessen nun, ihres Führers beraubt, Italien. Auf ihren Schultern trugen sie die theure Leiche über die Alpen und setzten sie in der Kirche des h. Albanus vor den Thoren von Mainz an der Seite seiner 954 vor Kummer und Herzeleid gestorbenen Schwester Liutgarde bei."

Berngar drängte sich nach dem Abzuge der Deutschen bald wieder in den Besitz seiner früheren Gewalt und wurde nur noch ein härterer Bedränger des Papstes und aller derjenigen, die kurz vorher von ihm abgefallen waren. Noch war Otto mit der Ordnung der deutschen Angelegenheiten zu sehr beschäftigt, als dass er sofort die Erfolge Liudolfs hätte behaupten können. Aber als 960 in Regensburg, wo er Weihnachten feierte, Gesandte des Papstes und Flüchtlinge aus Italien erschienen und wiederholt um seine Hilfe baten, ward ein neuer Römerzug beschlossen und im Herbste 961 stieg er zum zweiten Male über den Brenner in die Lombardei hinab. Berngar, von den Seinen treulos verlassen, suchte das Weite. Er schloss sich in die Burg San Leo bei Monte Feltro, Villa auf der kleinen Insel San Giulio im See von Orta, seine Söhne Adalbert und Wido in die Burgen am Garda- und Comersee, ein. Ohne Widerstand zu finden rückte Otto bis an die Thore Roms vor. Nachdem er vom Papst und Volk feierlichst empfan-

gen worden, erfolgte mit nie gesehener Pracht (2. Febr. 962) seine und Adelheids Krönung. Nach anderthalb Jahrhunderten hatte Karl d. Gr. endlich einen würdigen, einen starken und gewaltigen Nachfolger in Otto, dem Besieger der Ungarn, Slaven und Dänen, dem Schutzherrn Frankreichs und Burgunds, dem Beherrscher Italiens, dem heroischen Missionar des Glaubens gefunden. Als die römischen Angelegenheiten geordnet waren, wandte sich Otto gegen Berngar und seine Familie. Zuerst kam Willa in seine Gewalt (962); nicht ohne grosse Mühe wurde die Burg am Gardasee und San Leo (963) und endlich auch die Burg am Comersee (964) genommen. Berngar, nach Deutschland verbannt, starb zu Bamberg 966. Während dieser Zeit war P. Johann XII. treubrüchig und von Otto, der 2. Nov. 963 nach Rom zurückgekehrt, entsetzt worden. An seine Stelle trat Leo VIII. (Dez. 963). Kaum aber hatte Otto, nachdem er noch einen gefährlichen, von dem flüchtigen Papste angezettelten Aufstand (3. Jan. 964) blutig erstickt und den neuen Treuschwur der Römer empfangen hatte, die Stadt verlassen, als auch schon Johann XII. zurückkehrte, grausame Rache an seinen Gegnern nehmend. Glücklicher Weise starb dieser lasterhafte Papst schon am 14. Mai 964. Jedoch die Römer, uneingedenk der dem Kaiser geleisteten Schwüre, wählten sich mit Übergehung Leo's einen neuen Bischof in Benedikt V. (Grammatikus). Nun flammte Otto's Zorn empor und als Rächer drang er jetzt sengend und brennend, und sein wuthentbranntes Heer zügellos schalten lassend, bis an die Mauern Roms vor, das dem Eroberer, nach tapferm Widerstande, gedemüthigt und ausgehungert, endlich am 23. Juni seine Thore wieder öffnete. Benedikt, entsetzt, starb in der Verbannung zu Hamburg (4. Juli 965). Der Kaiser beging noch das St. Petersfest in Rom, dann verliess er, 1. Juli 964, mit der Absicht nach Deutschland heimzukehren, diese Stadt, ward aber durch eine in seinem Heere ausbrechende und dasselbe decimirende Seuche in der Lombardei bis zu Ende des Jahres noch zurückgehalten. Am 13. Jan. betrat er wieder deutschen Boden; zu Pfingsten feierte er in Köln mit allen Gliedern seiner Familie, voran seine alte hochverehrte Mutter, nach langer Trennung ein einzig schönes Fest des Wiedersehens, herrliche, freudenreiche Tage.

Von Köln aus besuchte der von dem Glanze des Kaisernamens umstrahlte Otto seine Heimath Sachsen; er hielt Umritt auf seinen Pfalzen an der Elbe und Saale, tagte auf dem Kyffhäuser und jagte in den Wäldern des Harzes. Dann schlichtete er die Angelegenheiten der neueroberten wendischen Lande, erwies sich besonders für Ausbreitung des Christenthums thätig, errichtete Bischofssitze, gründete Klöster und Kirchen. Einen Misston in diese glückliche Zeit brachte der Tod Bruns (11. Okt. 965), des geliebten und treuen Bruders. Nach ihm wurde Erzb. Wilhelm von Mainz, Otto's Sohn, Reichserzkanzler, welche Würde fortan den Erzbischöfen von Mainz verblieb.

Ein neuer in der Lombardei ausgebrochener Aufstand und die wiederholte Empörung der Römer riefen Otto 966 zum dritten Male nach dem Süden. Zwar hatte der Schwabenherzog Burchard die von Berngars Söhnen geführten Rebellen Norditaliens bereits besiegt (25. Juni 965) und auch Rom hatte sich aufs Neue unterworfen, ehe Otto ihm nahe kam, aber der zürnende Kaiser war diesmal nicht so leicht zu besänftigen und das unruhige Rom sah schlimme Weihnachtstage. Von seinem Grimme beherrscht, verschmähte er es, wie er sonst wohl gethan, Milde zu üben; mit grausamer Strenge bestrafte er die Häupter des Aufstandes; die Stadt war von Blut und Plünderung erfüllt, wie in den Zeiten, da die Germanen sie zum ersten Male erobert hatten. Im folgenden Jahre (967) hielt der Kaiser, der nun auch in enge Beziehungen zu den süditalienischen Fürsten getreten war, — den Brüdern Paudulf, gen. Eisenkopf und Landulf, Herren von Kapua und Benevent, nun noch mit Spoleto und Camerino belehnt (dafür aber auch mit der Verpflichtung belastet, den Krieg gegen die Byzantiner fortzuführen) und Gisulf von Salerno — in Ravenna eine grosse Kirchenversammlung, auf der er dem Stuhle Petri alle Besitzungen, die derselbe einst unter K. Karl innegehabt hatte, zurückgab; dann trat er, auf eine Idee dieses grossen Fürsten zurückkommend, in Unterhandlung mit Konstantinopel, bei dem K. Nikephorus für seinen Sohn Otto um die Hand Theophano's, Tochter des K. Romanus II. werben lassend (durch den Venetianer Domenikus 967, durch den B. Liudprand von Cremona 968). Otto II., bereits Mitte Mai 961 auf dem grossen Reichstage zu Worms zum deutschen Könige gewählt und am 26. Mai 961 zu Aachen feierlich von seinem Oheim Brun gekrönt, sass im Sommer 967 zum ersten Male in Worms einem Reichstage vor, dann folgte er des Vaters Ruf und zog mit stattlichem Gefolge über den Brenner nach Verona, wo ihn dieser feierlich einholte. Am Weihnachtsfeste empfing er aus den Händen P. Johann XIII. unter dem Jubel alles Volkes die Kaiserkrone. Da die Brautwerbung am byzantinischen Hofe lange erfolglos blieb, unternahm Otto gegen die italienischen Besitzungen, die der oströmische Kaiser noch in Süditalien besass, in den Jahren 967 bis 970 wiederholte Heerzüge. Der Tod des K. Nikephorus (10. Dez. 969, auf Anstiften seiner Gemahlin Theophano von Joh. Tzimisces ermordet), führte Otto endlich auch in Byzanz an das Ziel seiner Wünsche. Zu Anfang des Jahres 972 landete die vielumworbene, heissersehnte, im Purpur geborene Tochter Romanus II. an der Küste Apuliens; am 14. April ward sie in Rom zur Kaiserin gekrönt und Otto II. angetraut. An dem jungen, schönen, zarten Weibe rühmte man einnehmende Sitten, grossen Verstand und kräftigen Geist.

K. Otto I. stand auf dem Gipfel seiner Macht, aber nun auch nahe am Ziele seiner Laufbahn. Alle Völker, alle Fürsten zollten ihm den Tribut ihrer Hochachtung und Verehrung und aus den entfernte-

sten Reichen zogen wiederholt glänzende Gesandtschaften an seinen Hof. Nicht nur stand der Kaiser in Verbindung mit den ihm durch Lehenspflicht näherstehenden Fürsten von Italien, Burgund, Frankreich, Böhmen, Polen, Dänemark u. s. w., in seinen Pfalzen begegneten sich, prächtige Ehrengeschenke darbringend, die Boten des oströmischen Kaisers (945, 949, 973) mit denen des mächtigen und weisen Chalifen Abderrahman von Kordoba[101]) (950), die des Königs von England mit denen aus Ungarn, Russland und der Bulgarei. Noch im Jahre 973 suchten ihn die Gesandten eines afrikanischen Saracenenfürsten zu Merseburg auf. Als der Kaiser 972 nach sechsjähriger Abwesenheit zum letzten Male aus Italien, das in der Folge noch zahllosen Deutschen Gelegenheit zu Ruhm und Ansehen, aber auch seinen wilden Hass und seine Gräber bieten sollte, zurückkehrte, fand er Deutschland in tiefem Frieden. So gross war die Achtung vor seinem Namen und seinem Regimente, dass kein äusserer Feind die Grenzen anzutasten, keine Fehde das Land in Verwirrung zu stürzen gewagt hatte. So viele Befriedigung ihm diese Zustände auch bieten mochten, herber Schmerz blieb ihm dennoch nicht erspart. Zwei theure Personen fand er nicht mehr unter den Lebenden. Seine fromme Mutter, die K. Mathilde, war am 14. März 968 zu Quedlinburg gestorben. Wenige Tage vorher hatte ihren Enkel, den Erzb. Wilhelm von Mainz, der sie besucht hatte, auf der Heimreise zu Radulfsrodo im Harz ein unerwartet schneller Tod hinweggerafft. Mehr und mehr sah sich der alte Fürst vereinsamt, wandelte er nur noch unter Gräbern. Seine Mutter, seine Brüder, seine Söhne bis auf den jungen Otto II.,[102]) seine Tochter Liutgarde und ihr Gatte Konrad, alle waren heimgegangen und wie viele treffliche und treue Freunde mit ihnen. Darf es überraschen, wenn sich des vielgeprüften Helden eine sehr ernste Stimmung bemächtigte und wenn wir sehen, dass ihn das plötzliche Ende des alten, wackern Hermann Billung († 27. März 973 zu Quedlinburg), des letzten hervorragenden Mannes der kräftigen, mit ihm aufgewachsenen Generation, tief ergriff? Nun fühlte auch er seine Stunde nahe. Alle, die mit ihm gelebt, waren durch die gewaltigen Kämpfe und Mühen der Zeit aufgerieben worden. Mit gebeugtem Herzen verliess Otto die grosse Festversammlung, die er im März 973 zu Quedlinburg noch um

[101]) Zwei höchst interessante Gesandtschaftsberichte solcher Männer, die Otto an fremde Höfe sandte, sind uns glücklicher Weise aufbehalten geblieben, der des Mönches Johann aus dem Kloster Görz in Lothringen, der 953—956 nach Kordoba gegangen war, und der des B. Liudprand, der 968 für Otto II. in Konstantinopel um Theophano's Hand geworben hatte.

[102]) Zwei Söhne, Heinrich und Bruno, die ihm Adelheid geboren hatte, starben in früher Jugend. Ausser Otto II. überlebte ihn nur noch eine Tochter Mathilde die 999 als Äbtissin von Quedlinburg starb. Eine Stieftochter, Emma, war seit 965 mit K. Lothar von Frankreich vermählt.

sich gesehen hatte. Gefolgt von den Gliedern seiner Familie, getragen von der Verehrung seines Volkes, reiste er nach Merseburg und Memleben. Hier in der alten Pfalz der Sachsenfürsten, wo einst auch sein Vater von einem jähen Tod erreicht worden war, sollte nach Gottes besonderer Fügung auch er sein Ende finden. Otto I. starb, 7. Mai 973. Sein Tod war ein Weltereigniss; durch alle Gaue des deutschen Landes schlich sich die Trauerklage um den grossen Kaiser; sein Verlust wurde in nächster Nähe, wie in weitester Ferne, tief und schmerzlich empfunden. Seine Mannheit, seine Klugheit hatten sein Volk wiederum zum ersten der Welt erhoben. In starker Hand hatte er die Zügel des Regiments gehalten, die Geschicke der Christenheit gelenkt.[103])

---

[103]) Um das Bild K. Otto's I. zu vollenden, ist es nöthig, auch seiner wichtigen Bemühungen für Ausbreitung des christlichen Glaubens zu gedenken. Bekanntlich erwies sich dieser Fürst, gleich seinem Vater und Bruder, dem H. von Baiern, dem Klerus zu Anfange seiner Regierung nicht sehr geneigt. Die Rückkehr Bruno's an den Hof mochte ihn allmälig umstimmen; auch sein natürlicher Sohn, der Erzb. Wilhelm von Mainz, mag einigen Einfluss auf ihn ausgeübt haben. Eine auffallende Wendung nach dieser Seite hin aber machte der Kaiser erst, nachdem seine von ihm so sehr geliebte Gemahlin Editha gestorben war. Nun befasste er sich mit Vorliebe mit der Gründung von Bisthümern, mit der Stiftung von Klöstern, mit dem Bau von Kirchen, mit der Aussendung von Missionaren. Editha, das fromme, wohlthätige, sanfte Weib, wurde vom Volke schon während ihres Lebens gleich einer Heiligen verehrt und viele rührende Erzählungen, die sich durch Generationen forterbten, erhielten noch lange das Andenken an sie. Otto empfand ihren plötzlichen Verlust sehr schmerzlich. Das traurige Ereigniss führte ihn zur Einkehr in sich selbst. Er, der seiner Mutter, der frommen K. Mathilde, ihre verschwenderische Mildthätigkeit gegen die Kirche und die Armen einst so verübelt hatte, dass er sie in harten Worten darob schalt und in Unfrieden von ihr schied, der mit den deutschen Kirchenfürsten lange Jahre hindurch in nichts weniger als gutem Einvernehmen stand, — denn ihre Hoffahrt und Habgier, ihr Streben nach Macht und Unabhängigkeit, musste besonders ihn, der ausser der eigenen königlichen keine andere Gewalt neben sich dulden wollte, ungünstig gegen sie stimmen — dem eigentlich nur Erzb. Adeldag von Hamburg, den er selbst eingesetzt hatte, verlässig schien, der zudem durch den zwischen Köln und Hamburg noch fortdauernden Streit um das Bisth. Bremen erbittert war, zeigte sich plötzlich umgewandelt. Er erwies sich erfüllt von der hohen Aufgabe des Deutschthums, dem Norden und Osten die Segnungen des Glaubens und der Kultur zu übermitteln und selbst als er dem uralten, unseligen Drange der germanischen Natur folgte und nach dem Süden zog, um sich die für Deutschland so verhängnissvolle Kaiserkrone zu holen, blieb seine Aufmerksamkeit unausgesetzt den geistlichen Angelegenheiten seiner Stammlande zugewendet. Wir haben es darzustellen versucht, wie Otto nach und nach alle seine Gegner besiegt, den Bürgerkrieg erstickt, die fürchterlichen Einfälle äusserer Feinde glücklich abgewehrt hat. Ein lange ersehnter, heilsamer Friede war endlich dem schwer heimgesuchten Vaterlande und seinen Bewohnern geworden. Dem Könige war es allmälig gelungen, alle Herzogthümer und sonstige einflussreiche Ämter an Glieder seiner Familie oder erprobte Anhänger zu vergeben, auch die hervorragenden Bischofssitze und Abteien sah er endlich durch Verwandte oder treuergebene Diener besetzt. Nun erst war er im Stande, allen seinen Bestrebungen gehörigen Nachdruck zu geben und längst gehegte Pläne zur Ausführung zu bringen.

Auf Otto I. folgte sein achtzehnjähriger Sohn Otto II. Hochgesinnt wie sein Vater, erfüllt vom Drange nach ruhmreichen Thaten, dürstend nach der Ehre, seiner Vorfahren würdig zu werden, schien er im Stande zu sein, die grossen Hoffnungen, welche das Abendland auf ihn setzte, erfüllen zu können. Aber das Glück, das ihm wohl anfänglich lächelte und seine Unternehmungen mit Erfolg krönte, verliess ihn leider nur zu bald, und als er getödtet von nagendem Gram frühzeitig ins Grab hinabstieg, schien auch mit ihm der Glanz seines Geschlechtes, das Glück seines Volkes erloschen. Otto II. war mit grosser Sorgfalt erzogen worden. Ausgezeichnete Lehrer hatten seine von Natur guten Anlagen glücklich entwickelt. „Obwohl nur klein von Gestalt, war er doch gewandt in den Waffen und ein tüchtiger Kriegsmann; seine hochgeröthete Gesichtsfarbe, von der man ihn „den Rothen“ nannte, verrieth Lebendigkeit und frischen Muth der Seele. Sein Sinn war grossen Dingen zugewandt und allen Kleinlichkeiten fremd. Dabei war er

---

Im Norden wirkten mit grossem Eifer für die Ausbreitung des Christenthums die Nachfolger Ansgars, die B. Unni und Adeldag. Weit vorgeschobene Kulturstätten wurden die Bisth. Schleswig, Ripen und Aarhuus. 966 bekehrte sich endlich auch K. Harald und mit ihm ein grosser Theil der Dänen. Schwierigeren Eingang fand das Christenthum bei den Wenden, die in den Christen zugleich ihre grimmigsten, tödtlich gehassten Unterdrücker sahen und den Missionaren nicht nur hartnäckigen Widerstand entgegensetzten, sondern auch unzählige Male wieder zerstörten, was unter den grössten Mühen und Opfern gewonnen und gefördert worden war. B. Adalward von Verden hatte den Obotriten und Wagriern die Lehre des Heilandes verkündet und zu dem Bisth. Oldenburg (Stargard, später Lübeck) den Grund gelegt. Otto fundirte 946 das Bisth. Havelberg im Lande der kriegerischen und wilden Redarier, 949 für die Haveller und Lausitzer das Bisth. Brandenburg. Später, 968, gründete er noch für die Slaven, die jenseits des Bobers bis zu den Quellen der Oder wohnten, das Bisth. Meissen. Diese drei Bisthümer und die neugegründeten zu Zeiz und Merseburg (letzteres hatte Otto vor der grossen Hunnenschlacht auf dem Lechfelde dem h. Laurentius zu Ehren zu gründen gelobt), sollten dem Erzbisth. Magdeburg untergeordnet werden. Es gehörte nämlich viele Jahre hindurch zu den Lieblingswünschen Otto's, am Grabe Editha's für die slavischen Länder ein Erzstift zu errichten und das Halberstädter Bisthum nach Magdeburg zu verlegen. Die beabsichtigte Gründung fand aber den heftigsten Widerspruch bei dem Erzb. Wilhelm von Mainz, dessen Sprengel dadurch beeinträchtigt wurde und bei dem B. Bernhard von Halberstadt. Otto musste seine ersten Pläne fallen lassen, und selbst als 962 auch der Papst die Stiftung genehmigt hatte, konnte zur wirklichen Gründung nur nach dem Tode beider Kirchenfürsten geschritten und der erste Erzb. erst 968 eingesetzt werden. Im J. 967 bekehrte sich der Polenherzog Mieczyslaw; er errichtete bald darauf das Bisth. Posen, das ebenfalls dem magdeburger Sprengel einverleibt wurde. Auch nach andern Richtungen hin sandte Otto Glaubensboten aus. 959 hatte er auf Bitten der Zarin Helena die Mönche Libutius und den gelehrten Adalbert aus dem Kloster St. Maximin zu Trier (später Abt des berühmten Klosters Weissenburg im Speier-Gau und darauf erster Erzbischof zu Magdeburg), zu einer leider wenig erfolgreichen Missionsreise nach Russland gesendet. Dem Ungarkönig Geisa sandte er den B. Bruno. Die Christianisirung des ganzen Ostens und Nordens war somit angebahnt.

rasch zur That und unerschrocken in Gefahr und Noth. Es war ihm ein Leichtes, die Gemüther der Menschen zu gewinnen, denn er war offenen und heitern Sinnes, freigebig, versöhnlich, treu in Liebe und Freundschaft." Wohl vermisste man nicht selten in seinen Handlungen das Maass der Weisheit, sowie Stetigkeit und Festigkeit; man tadelte seine allzuraschen Entschlüsse, seine Geneigtheit dem Rathe junger Männer, statt dem alter erprobter Freunde zu folgen, sowie eine gewisse Willkür, die viele seiner Maassnahmen tyrannisch erscheinen liess; aber man hoffte, dass die reiferen Jahre diese Fehler der Jugend mildern würden.

In der ersten Zeit übte die Kaiserin Adelheid grossen Einfluss auf ihren Sohn und die Regierung. Aber als die schöne, feingebildete Theophano mit ihrem kräftigen, fast männlichen Geiste das Übergewicht über sie gewann, verliess sie unmuthig den Hof und kehrte in ihre Heimath zurück (976). Erst vier Jahre später, da Otto auf seinem verhängnissvollen Römerzuge nach Pavia kam, sah er seine Mutter wieder und erfolgte die Aussöhnung mit ihr, so dass sie nun in ihre frühere Stellung wieder eintrat. Die ersten Kämpfe, die der junge Fürst auszufechten hatte, führten ihn, wie einst auch seinen Vater und Grossvater, in das unruhige Lothringen und nach Baiern (974). Dort hatten die Söhne des in der Verbannung in Böhmen gestorbenen Grafen Reginars II. (Neffen H. Giselberts), Reginar III. und Lambert[104]) Unruhen erregt, hier wollte sich der stolze und mächtige H. Heinrich II., gen. der Zänker,[105]) dem viel jüngeren Otto nicht unterwerfen. Letz-

---

104) Otto II. musste zu wiederholten Malen gegen beide, die sich in den Besitz einer Burg an der Hayne gesetzt hatten und ein Räuberleben führten, ziehen. 976 wagten sie in Verbindung mit dem Bruder K. Lothars von Frankreich, Karl, einen neuen Einfall. Die Grafen Godfried vom Ardonnerland und Arnulf von Valenciennes besiegten sie in einem blutigen Treffen. Trotzdem erhielten sie vom Kaiser noch im gleichen Jahre ihr Erbe zurück, während Karl mit Niederlothringen belehnt wurde. Stets unzufrieden, finden wir sie jedoch schon 978 wieder im Bunde mit K. Lothar, der von ihnen unterstützt, plötzlich mit grosser Heeresmacht in Lothringen einfiel und den Kaiser in Aachen zu überrumpeln und gefangen zu nehmen gedachte. Nur mit äusserster Noth entkam Otto mit seiner Gemahlin der ihm drohenden Gefahr. Die Trossknechte Lothars verzehrten die für den Kaiser zugerichtete Mahlzeit. Dieser Vorfall hatte einen ziemlich erfolglosen Kriegszug Otto's nach Frankreich zur Folge, während dessen Paris vergebens belagert wurde. Die Brüder Reginar und Lambert starben in Vergessenheit in Frankreich.

105) H. Heinrich I. hinterliess 3 Kinder: den obengenannten Sohn, geb. 951, † 995; Herzog von 955—975, dann bis 985 entsetzt. Er war mit Gisela, Tochter K. Konrads von Burgund und Nichte der Kaiserin Adelheid vermählt. Von seinen beiden Schwestern heirathete Hedwig († 994) den H. Burchard II. von Schwaben; Gerberge wurde Äbtissin von Gandersheim (959—1001). H. Heinrich II. zettelte nach Otto's I. Tode mit seinem Kanzler, dem B. Abraham von Freising, und den Herzögen von Böhmen und Polen eine Verschwörung gegen den jungen Kaiser an, welche beabsichtigte, diesen vom Thron zu stossen. Otto II. kam den Verräthern

terer hatte nach dem Tode des H. Burchard II. von Schwaben (973) seinen Busenfreund Otto, Sohn des unglücklichen Liudolf, mit Schwaben belehnt. Nun erhielt derselbe nach dem Sturze Heinrichs auch das erledigte Herzogthum Baiern. In Franken gelangte ein Sprosse des einst so mächtigen babenbergischen Geschlechtes, Gr. Berchtbold, wieder zu Macht und Ansehen, indem er mit der Nordmark gegen Böhmen belehnt wurde. Einem Bruder von ihm, dem Gr. Liutpold, verlieh der Kaiser die Ostmark, gegen Ungarn, das heutige Österreich. Die kärnthner Mark und die Mark Verona wurden an einen Verwandten des bairischen Hauses, H. Heinrich d. Jüngern, Sohn Berchtholds und der Biletrud, Enkelin K. Heinrichs, vergabt.

Noch ehe solchergestalt die innern Angelegenheiten Deutschlands geordnet und ein kurzer, aber blutiger Bürgerkrieg unterdrückt worden war, musste Otto 974 gegen die aufständigen Dänen und 975 und 977 gegen den H. Boleslaw von Böhmen ziehen. Heinrich d. J., undankbar gegen den Kaiser, verband sich 977 mit seinem Vetter H. Heinrich, ward aber bei Passau besiegt und entsetzt. Sein Fürstenthum erhielt Otto, Gr. im Wormsfeld, Sohn Konrads des Rothen, der einst Lothringen besessen hatte. In d. J. 978 fällt Otto's Zug nach Frankreich, in das folgende die Züchtigung H. Mieczyslaws von Polen. Erst 980 schloss Otto bei einer Zusammenkunft am Chiers Frieden mit K. Lothar.

Nach vierjährigen Kämpfen sah Otto die kaiserliche Macht neu befestigt und nun wurde sein Glück noch durch die Geburt eines Sohnes gekrönt, der den helltönenden Namen seines Vaters erhielt. Aber die einst mit so grosser Pracht zu Rom gefeierte Vermählung Otto II. mit Theophano sollte dem Reiche reellen Gewinn nicht bringen. Ihre Frucht war ein Wunderkind, das mit fast krankhafter Sehnsucht nach dem Griechen- und Römerthum begabt, in den Flitterglanz des Mutterlandes Byzanz sich kleidete, sein starkmuthiges Vaterland darüber ver-

---

zuvor und liess den Herzog in Ingelheim verhaften. Heinrich entwischte jedoch (976) und kehrte nach Baiern zurück; musste es aber, vom Kaiser besiegt, bald wieder verlassen und wandte sich nun landesflüchtig nach Böhmen; 978 nach erneuertem Aufstandsversuch, wurde er nochmals seines Herzogthums verlustig erklärt und unter die Obhut B. Folkmars von Utrecht gestellt. Erst nach 5 Jahren verschaffte ihm der Tod Otto's II. seine Freiheit wieder. Sofort nahm er nun alte, hochverrätherische Pläne wieder auf. Er legte sich den Königsnamen bei und wollte Otto III. beseitigen. Sein von einem grossen Theile der Geistlichkeit unterstütztes Vorhaben gelang jedoch nicht und scheiterte namentlich am Widerstande Erzb. Willigis von Mainz. Erst nach harten Kämpfen, in denen er stets den Kürzeren zog, verzichtete er auf seine ehrgeizigen Absichten und musste zuletzt froh sein, die königl. Gnade und mit ihr sein Herzogthum Baiern wieder zurückzugewinnen. H. Heinrich leistete (985) zu Frankfurt a. M. den Kaiserinnen und dem jungen Könige den Vasalleneid, gelobend, fortan demselben in unverbrüchlicher Treue zu dienen. Nun erst wurde er wieder mit Baiern belehnt. Sein Vetter Heinrich d. J. hatte freiwillig darauf verzichtet und sich nur Kärnthen und die ital. Mark vorbehalten. H. Heinrich blieb seinem Schwure getreu, so dass ihn das Volk später sogar den Friedfertigen nannte.

gass, jung hinsiechte und früh starb. Der eitle Ruhm jener Verbindung, die der grosse Otto so beharrlich erstrebt hatte, zerrann, alle daran geknüpften Hoffnungen täuschend, in Nichts.

Nun Deutschland beruhigt war, traf Otto grossartige Vorbereitungen zu einem Römerzuge. Er verliess im Nov. 980 in Begleitung Theophanos, seines kleinen Sohnes, seiner Schwester, der Äbtissin Mathilde von Quedlinburg und seines Freundes Otto von Schwaben die Heimath, in die leider weder er selbst, noch auch dieser wieder zurückkehren sollte.[106]) Das Weihnachtsfest feierte der Kaiser in Ravenna; zu Ostern 981 war er in Rom. Dann rüstete er sich zu einem entscheidenden Zuge nach dem Süden. Hier standen sich drei mächtige Gewalten gegenüber. Die Deutschen, die Griechen, denen Apulien und Kalabrien unterthan waren und deren Hoheit die Fürsten von Salerno und Neapel und das seemächtige Amalfi anerkannten und die Araber. In Sicilien herrschte ein Sprosse der Fatimiden. Seit dem J. 976 wurde Süditalien von dem kriegstüchtigen Emir Abul-Kasem, der sich die Aufgabe gesetzt, ganz Italien dem Islam zu unterwerfen, alljährlich schwer heimgesucht. Leider verlor die deutsche Partei in Süditalien im ungünstigsten Momente, eben da Otto sich anschickte, Griechen und Araber zugleich zu bekriegen, in dem tapfern, treuen und unersetzlichen Pandulf, ihr Oberhaupt. Alle Fürsten Italiens folgten bereitwillig dem Aufgebote des Kaisers und auch der Heerbann der Schwaben und Franken sammelte sich während des Sommers unter seinen Fahnen, so dass im September der Feldzug eröffnet werden konnte. Die südlichen Provinzen erhielten nun zwar rasch eine andere Gestalt, jedoch gewannen die neuen Zustände keine genügende Sicherung. Das diesjährige Weihnachtsfest feierte Otto zu Salerno, im Januar 982 brach er wieder auf. Bald war Apulien unterworfen. Die Ostertage verbrachte er zu Tarent, von hier aus seinen Zug nach Kalabrien richtend. Das Heer passirte das Gebiet von Salerno. An den Grenzen bei Rossano traf es auf die Streitmacht der von dem griechischen Kaiser reichlich mit Geld und Hilfsmitteln unterstützten Araber, die in einem ersten leichten Treffen überwunden, sich bis zu dem kleinen Orte Kolonne zurückzogen. Hier wurde eine heisse Schlacht geschlagen, in der die Feinde besiegt wurden, Abul-Kasem fiel. Aber indem das kaiserliche Heer, ohne die nöthigen Vorsichtsmaassregeln zu nehmen, allzu hitzig die flüchtigen Araber verfolgte, gerieth es in einen gefährlichen Hinterhalt, wodurch sein völliger Untergang herbeigeführt wurde. Alle die deutschen und italienischen Fürsten und Grafen, die den letzten Sieg überlebt hatten, unterlagen hier oder wurden gefangen (13. Juli 982 bei Stilo oder Cotrone). Otto selbst entrann nur, indem er sich mit seinem Pferde ins Meer warf und schwimmend ein griechi-

[106]) H. Otto starb auf der Heimreise zu Lucca, 1. Nov. 983.

sches Schiff erreichte, das ihn unerkannt nach Rossano brachte. Der Unglückstag hatte alle Erfolge des letzten Feldzugs in Frage gestellt. Der Kaiser vermochte nur mühsam die Angelegenheiten der kurz vorher von ihm eroberten Provinzen wieder zu ordnen, denn von den früheren Herren derselben waren nur wenige dem Untergange entronnen. Zu Weihnachten finden wir Otto wieder in Rom. Sein Glücksstern war erbleicht. Als die Kunde von seiner Niederlage sich in Italien und Deutschland verbreitete, überall unglaubliches Aufsehen machend, brachen allenthalben Unruhen aus. Die Dänen und Wenden, nun erkennend, dass ihre Bezwinger nicht unbesieghar waren, rüsteten sich, das verhasste deutsche Joch abzuschütteln, in Apulien, Kalabrien und der Lombardei machte sich eine bedenkliche Gährung bemerklich. In einem Jahre schwand der Ruhm deutscher Unüberwindlichkeit im Norden und Süden. Die Blüthe deutscher Ritterschaft war den Saracenen erlegen, vor den Schwärmen der Wenden flohen die deutschen Priester und Ansiedler und unter dem flüchtigen Tritt hereinbrechender Barbaren erstickten die Keime mühsam gehegter Kultur. Rasch nach einander waren Siege, Erfolge und Segnungen dem deutschen Volke zugefallen, eilender stürmte das Unglück herein. Noch einmal sah der Kaiser in Verona seine Familie und eine glänzende, ihm begeisternd zujauchzende Versammlung, zahlreich beschickt aus allen Theilen des Abendlandes, um sich geschaart. Er selbst schien voll Muth und Selbstvertrauen, dürstend den verlornen Kriegsruhm zurückzugewinnen und eifrig bestrebt, schlimmen Folgen seines Missgeschicks vorzubeugen. Auf dem Reichstage zu Verona wählten die Fürsten das Kind Otto zum Nachfolger des Vaters. Die verwittwete Kaiserin Adelheid wurde zur Statthalterin Italiens ernannt, Baiern und das von Otto wieder aufgegebene Kärnthen erhielt Heinrich d. J., fortan dem Kaiser treu ergeben, Schwaben der Franke Konrad, ein Verwandter der alten Herzogsfamilie, Tuscien Hugo, H. Huberts Sohn, Enkel K. Hugo's des Bösen.

Ende Juni trennte sich, nicht ohne trübe Ahnungen, die Reichsversammlung. Der Kaiser, der mit Eifer neue Rüstungen betrieben hatte, — denn seine Gedanken flogen hoch und er trug sich mit gewaltigen Plänen, — zog nach Rom, vor dem ihn der weissagende Abt Majolus von Clugny so dringend gewarnt hatte, zunächst wohl um die bald nöthig werdende Papstwahl zu überwachen und einen ihm ergebenen Mann (Johann XIV.) auf den Stuhl Petri zu bringen. Hier erreichten ihn die Nachrichten von jenen fürchterlichen Aufständen im Norden und Osten Deutschlands, deren bereits gedacht wurde. Diesen Schlägen des Schicksals, den täglich neu erwachsenden Sorgen, der rastlosen Thätigkeit und der verzehrenden Hast und Ungeduld, die seine Seele erfüllten, erlag endlich die Kraft des jungen Mannes, dessen Natur nicht aus dem festen Stahl des Vaters gebaut war und dessen

jugendliche Seele sich eher auf den Flügeln der Phantasie, als auf denen ruhiger und starker Willenskraft erhob. Otto starb, 28 Jahre alt, in Rom, 7. Dez. 983 und wurde, der einzige Kaiser dessen Asche in dieser Stadt ruht, in der Vorhalle der Peterskirche begraben. „Seine Erscheinung in der Geschichte war flüchtig und glänzend, wie die eines Meteors; und seltsam hebt sich sein und seines begabten Sohnes rasches Dasein auf dem Hintergrunde des langen und mächtigen Lebens Otto I. ab, der diese Jünglinge ernst und gross, wie ein Heros, überragt." Wiederum kam das königliche Scepter in eines Kindes Hand.[107])

In Aachen war, wie es Otto II. gewollt, am Weihnachtsfeste 983, sein vierjähriger Sohn von den Erzb. Willigis von Mainz und Johann von Ravenna unter grossen Feierlichkeiten zum deutschen Könige gekrönt worden. Aber mitten in die Festlust hinein erscholl plötzlich die erschütternde Kunde vom Tode des Kaisers. Das Frohlocken der Freude verkehrte sich schnell in Jammer und Wehklagen. Bange Sorge bemächtigte sich aller Herzen. Wer sollte fortan des Reiches Schirm und Schutz, der Feinde Schrecken sein? Ringsum waren die Völker in Waffen gegen Deutschland. Die grausamen Dänen, die blutdürsti-

[107]) Otto II. erwies sich der Geistlichkeit stets sehr geneigt. Er wurde nie müde, geistliche Stiftungen zu beschenken, die Kirche zu bereichern und zu erhöhen. Zu Memleben, wo sein Vater und Grossvater gestorben waren, gründete er ein reiches Kloster. Im Norden und Osten Deutschlands machte die Mission die glänzendsten Fortschritte. Hamburgs Thätigkeit erstreckte sich über ganz Dänemark; auf der Insel Fünen entstand ein neues Bisth. zu Odense. Das mainzer Erzstift errichtete Bisthümer in Prag und in Mähren. Unter den Ungarn wirkte der Schwabe Wolfgang, und nach ihm der B. Piligrim von Passau. In Folge der verlornen Schlacht bei Stilo erhoben sich alsbald im Norden die Dänen. K. Harald Blauzahn wurde von seinem Sohne Sven bekriegt und ermordet (1. Nov. 985). Die Empörung richtete sich in gleicher Weise gegen das Christenthum, wie gegen die sächsische Herrschaft. Zugleich warfen auch die Wenden mit dem Joch der deutschen Gewalt den christlichen Glauben wieder ab. Die Liutizen zerstörten Havelberg und Brandenburg; die Obotriten unter ihrem H. Mistui das Kloster Kalbe a. d. Mulde und das wieder aufgeblühte Hamburg. Ein Sieg, den Dietrich, Mkgr. der Nordmark, unterstützt von den Mkgr. Rikdag von Meissen und Hodo von der Lausitz und den geistlichen Herren von Magdeburg und Halberstadt über sie erfocht, trieb sie zwar über die Elbe zurück, konnte aber frühere Grenzen nicht wieder gewinnen. Otto's I. Schöpfungen waren vernichtet, vom Sprengel Magdeburgs fast die Hälfte verloren, der grösste Theil der Nordmark in Feindes Hand. Der alte Götzendienst lebte überall mit neuer Macht wieder auf. Viele schrieben diese Unglücksfälle göttlicher Strafe für die leichtfertige Auflösung des Bisth. Merseburg zu, das Otto II. unter die Bischöfe von Halberstadt, Zeiz, Meissen und Magdeburg vertheilt hatte, damit der Wunsch des seitherigen B. Gisilor von Merseburg erfüllt werden konnte, Erzb. von Magdeburg werden zu können.

Otto II. hinterliess ausser dem Knaben Otto III. noch drei Töchter: **Adelheid**, geb. 977, Äbtissin zu Quedlinburg 999, zu Gandersheim 1039—1044, **Sophie**, geb. 978, Äbtissin zu Gandersheim 1002, † 1030 und **Mathilde**, wider ihres Bruders Willen an Ehrenfried, Sohn des Pfalzgr. Hermann von Lothringen vermählt, † 1024.

gen Slaven, die beutegierigen Franzosen und fern im Süden Griechen und Araber. Es stand Alles auf dem Spiele, was von dem deutschen Volke im Verlaufe der letzten Jahrhunderte errungen worden war: Einheit, Freiheit, Grösse und Macht.

Zu all den Befürchtungen, welche die Gemüther erfüllten, trat bald eine neue. Heinrich, der entsetzte, in Utrecht gefangen gehaltene Herzog von Baiern war nach dem Tode des Kaisers von B. Folkmar sofort seiner Haft entlassen worden, Erzb. Warin von Köln übergab ihm sogar das königl. Kind, zu dessen Vormund er sich erklärte. Als nächster Verwandter des sächsischen Hauses warf sich der Ehrgeizige jetzt zum Reichsverweser auf, ja strebte sogar ohne Scheu nun selbst nach der Krone. Einerseits die Versuche Heinrichs, seine Absichten durch jedes Mittel zu erreichen, die Würdenträger des Reichs zu Verrath und Abfall zu bewegen, Verbindungen selbst mit den Reichsfeinden, den Franzosen, anzuknüpfen (für ihren Beistand ihnen die Abtretung deutschen Gebietes in Aussicht stellend), und andererseits die Bestrebungen treugebliebener Fürsten, den beiden verwittweten Kaiserinnen die Vormundschaft und die Regentschaft zuzuwenden, dem jungen Könige Treue und Anhänglichkeit zu bewahren, füllen die nächsten Jahre aus. Der heftige Streit der Parteien, der allgemeine Bruch des Landfriedens, stürzte das Reich in grosse Unruhe und nicht geringe Verwirrung. Zu H. Heinrichs Partei gehörten ausser den alten Gegnern Deutschlands: dem K. Lothar, den Herzögen Boleslaw,[108]) Mieczyslaw und Mistui, besonders viele Bischöfe, darunter auch solche, die Otto II. erhoben, hochgeehrt und mit Wohlthaten überhäuft hatte. In Lothringen und am Rhein wurden treulos die Erzbischöfe von Köln und Trier, die Bischöfe von Utrecht und Metz, in Sachsen der listige und habsüchtige Erzb. Gisiler von Magdeburg, der dem verstorbenen Kaiser so grossen Dank schuldete. Mit letzterem verbunden waren Gr. Ekbert und Gr. Wilhelm von Weimar. Zur Partei des Kindes hielten in Lothringen mit unverbrüchlicher Treue der edle Godfried, Gr. von Verdun, im Ardennerlande und Hennegau,[109]) sowie sein Sohn Adalbero, B. von Verdun und sein Bruder, Erzb. Adalbero v. Rheims. Ebenso blieben Otto anhänglich (besonders nachdem ihr Sohn Adalbero das Bisthum Metz erhalten hatte), die Gräfin Beatrix, Wittwe Friedrich I. von Oberlothringen und Bar, Schwester Hugo Kapets, die für ihren

[108]) Er nahm, da er H. Heinrich mit einem Hilfsheer nach Sachsen führte, durch List die Burg Meissen, vertrieb, um die umwohnenden Wenden zu gewinnen, den B. Volkold und zerstörte also auch diese Stiftung Otto's I.

[109]) Er kam leider, da er vom K. Lothar in Verdun 984 belagert wurde, bei einem Ausfalle mit seinem Sohne Friedrich und seinem Oheim Sigfried in Gefangenschaft, aus der er erst 987 wieder entlassen wurde. Sein Nachfolger wurde sein Sohn Godfried II. Diesem edlen Geschlechte entstammte der berühmte Godfried IV. H. von Bonillon, K. v. Jerusalem.

unmündigen Sohn Dietrich das Regiment führte, und die Bischöfe von Lüttich, Toul und Cambray. In Deutschland waren besonders der Erzb. Willigis von Mainz und der H. Konrad von Schwaben Stützen der königlichen Sache. Auch in seinem Stammlande fand der Knabe ergebene Anhänger: den H. Bernhard, Schwager des Gr. Godfried von Verdun, den Mkgr. Dietrich v. d. Nordmark u. A.

Ein ganz besonders eifriger und unermüdlicher Parteigänger für den jungen Otto war aber der gelehrte Mönch von Aurillac, Gerbert,[110]) das Werkzeug und Organ der thätigen und getreuen Erzbischöfe von Rheims und Mainz. Diesen drei Männern war die günstige Wendung, welche die königlichen Angelegenheiten allmälig nahmen und die Erhaltung Lothringens beim deutschen Reiche vornehmlich zu danken. So schlimm die durch H. Heinrich hervorgerufenen Streitigkeiten sich schliesslich wendeten und so sehr die allgemeine Verachtung und der Hass des Volkes auch auf ihn sich häuften, war er doch schwer zu bewegen, von seinem ungerechten Beginnen abzulassen. Es musste seine völlige Demüthigung auf dem Reichstage zu Biesenstätt und ein zu Gunsten Otto's gedeutetes Wunder auf dem Tage von Rara (29. Juni 984) vorhergehen, ehe er sich dazu verstand, den jungen König, der nun zu ritterlicher Erziehung dem sächsischen Gr. Hoiko übergeben wurde, seiner Mutter auszuliefern. Mit dieser Handlung war aber der Friede noch nicht geschlossen. Nochmals entbrannte, nach einer zweiten zu Biesenstätt (19. Okt.) gehaltenen Reichsversammlung, der Kampf und erst zu Anfang d. J. 985 legte der trotzige Mann zu Frankfurt Angesichts des versammelten Volkes ein reumüthiges Bekenntniss ab, leistete er mit gefalteten Händen in die Hand des kleinen Königs den Vasalleneid. Nun konnte die kaiserliche Familie ein ruhiges und frohes Osterfest zu Quedlinburg feiern und wiederum dienten die Herzöge von Sachsen, Schwaben, Baiern und Kärnthen, wie es einst bei Otto I. Krönung geschehen war, dem jungen Könige bei Tische und auch die abtrünnigen Fürsten von Böhmen und Polen erschienen hier, um den Vasalleneid zu leisten. Die Einheit des deutschen Reiches war wiederum gerettet. Auch im Süden blieben die Dinge, wie sie beim Tode Otto II. waren, denn die Araber waren unter sich entzweit, die Griechen ohnmächtig und selbst die Römer achteten die Rechte des sächsischen Kindes.

Die Kaiserin Theophano, die Griechin, in Pracht, Vergnügen und

---

110) Gerbert, um 950 in der Auvergne geboren, im Kloster St. Gerald zu Aurillac erzogen, in der Schule des B. Hatto von Vich ausgebildet, hatte sich nicht nur alles Wissen seiner Zeit angeeignet, er war derselben weit vorausgeeilt. Er wurde in noch jugendlichem Alter Vorsteher der berühmten Schule zu Rheims, dann gab ihm Otto II., der ihn überaus hochschätzte, die reiche Abtei Bobbio in Oberitalien. Im J. 991 erhielt er das Erzbisthum Rheims. Otto III., dessen Lehrer er war, erhob ihn 998 zum Erzb. von Ravenna und (den ersten Franzosen) als P. Sylvester II. (999—1003) auf den Stuhl Petri.

Wohlleben aufgewachsen, um ihrer fremden Sitten willen beim deutschen Volke wenig beliebt, von ihren Feinden ihm zudem in gehässigster Weise verdächtigt, wurde dennoch — ein bisher unerhörter Fall — von den Fürsten zur Reichsverweserin und Vormünderin ihres Sohnes erwählt. Das edle Weib, bereit, Alles zu wagen und jeder Schwierigkeit zu trotzen, um das von den Vorfahren begonnene Werk fortzusetzen und Otto III. Erbtheil zu behaupten, ergriff mit männlicher Entschlossenheit und seltener Einsicht die Zügel der Regierung und verwaltete das Reich sieben Jahre lang nicht ohne Ruhm. Zahlreiche unruhige Länder gehorchten dem hohen Geiste der Fremden, kühn trat sie als Imperatrix auf, allenthalben übte sie volle Kaisergewalt. „Sie war eine Frau von bescheidenem und doch festen Charakter, wenn sie gleich von der Schwäche ihres Geschlechtes nicht frei blieb; sie führte, was bei den Griechen selten ist, einen musterhaften Lebenswandel und wachte mit wahrhaft männlicher Kraft über ihres Sohnes und des Reiches Wohl, indem sie die Hoffärtigen demüthigte, die Demüthigen aber erhob.“ (B. Thietmar v. Merseburg).

Theophano war zunächst auf die Sicherung der Ostgrenzen bedacht. Dem wackern Mkgr. Thietmar von der Lausitz und Meissen († 978) war der Gr. Hodo gefolgt; mit Umgehung der natürlichen Erben trat an des Mkgr. Rikdag von Thüringen Stelle der tüchtige und schlagfertige Gr. Eckard, Sohn des unter Otto I. zu hohem Ansehen gelangten Gr. Günther, der Gemahl Swanehilds, der reichen Wittwe des Mkgr. Thietmar und Schwester H. Bernhards von Sachsen. Eckard wurde der Mächtigste der deutschen Fürsten und zuletzt noch, vom Volke dazu erwählt, Herzog in Sachsen. Die Nordmark erhielt nach Dietrichs Tode der Gr. Lothar von Walbeck. Vereint und einzeln unternahmen die neuen Heerführer wiederholte Kriegszüge. So 985 gegen die Wenden, 990 gegen die Obotriten, bei denen ebenfalls die kirchlichen Ordnungen zu wanken begannen, 986, 987 und 990 gegen die Böhmen. Es wurde von der verlornen Herrschaft Manches zurückgewonnen, und zuletzt auch der Böhmenherzog wieder unterworfen, aber die Länder jenseits der Elbe und ein Theil der Lausitz blieben vorläufig noch in Feindes Gewalt. Weniger glücklich war man im Norden, das in die alte Barbarei des Heidenthums völlig zurückfiel und wo mit Mühe nur Schleswig behauptet wurde.[111])

[111]) Gegen Harald Blauzahn empörte sich sein Sohn Sven Gabelbart. Zwei Mal ward ersterer geschlagen, eine dritte Schlacht blieb unentschieden. Bei einem Einigungsversuch wurde Harald ermordet (985). Sven wurde nach unrühmlicher Herrschaft vom Schwedenkönig Erich vertrieben. Die Bisthümer Aarhuus und Odense erloschen, Ripen und Schleswig bestanden nur noch dem Namen nach. Der Kummer über diese Verluste brachte den Erzb. Adeldag von Hamburg ins Grab. Sein Nachfolger, Libentius, sandte den Missionar Poppo nach Schweden, dem es gelang, wenn auch nur auf kurze Zeit, den König zu bekehren. Doch fing nun, vornehm-

Während man im Osten und Norden täglich auf Kampf und Abwehr bedacht sein musste, lenkten wichtige Ereignisse die allgemeine Aufmerksamkeit nach dem Westen. In Frankreich war unerwartet schnell K. Lothar gestorben (2. März 986). Seine Wittwe Emma, der alten Kaiserin Adelheid Tochter, Vormünderin ihres Sohnes Ludwig V., suchte eifrig den Frieden mit Deutschland, der denn auch, nachdem alle ihm entgegenstehenden Hindernisse überwunden waren, am 17. Mai 987 abgeschlossen wurde und in Folge dessen Verdun wieder an Deutschland zurückfiel. Aber schon wenige Tage darauf (21. Mai) starb auch K. Ludwig und nun entbrannte der Kampf der Parteien um die Oberherrschaft Frankreichs aufs Neue. Rechtmässiger Erbe war H. Karl von Lothringen, der letzte Karolinger, aber auf Seite seines mächtigen und angesehenen Gegners, Hugo Kapet, standen die meisten Fürsten und Bischöfe des Reichs. Hugo wurde denn auch, besonders auf Betreiben des Erzb. Adalbero[112]) von Metz, zu Compiègne zum Könige gewählt.

Karl rüstete sich zum Kampfe, eroberte Laon, die festeste Stadt Frankreichs, nahm dort die K. Emma und ihren Liebhaber, den B. Adalbero von Laon gefangen und gelangte zuletzt auch noch in den Besitz von Rheims und Senlis, wurde aber durch seinen Gefangenen (991) verrathen und Hugo ausgeliefert, der ihn in einen Kerker warf, wo er 992 starb.[113])

Theophano, die mit Klugheit und Mässigung dem Verlaufe dieser Angelegenheiten zugesehen hatte, erlebte leider deren Ende nicht. Noch

lich durch die Bemühungen der beiden Odinkar, Oheim und Neffe, aus einem reichen und vornehmen Dänengeschlechte, die nordische Mission wieder an, neues Leben zu gewinnen. Im J. 994 starb K. Erich. Sven heirathete seine Wittwe und wurde sein Nachfolger. Erichs Sohn, Olaf, wurde K. von Schweden; in Norwegen gelangte nach Jarl Hakons Fall der kühne Sprosse des alten Königsstammes Olaf Tryggves Sohn, als Kind von Hakon verdrängt, zur Herrschaft. Alle diese Könige bekannten sich zuletzt zum Christenthum, so dass eigentlich erst von jetzt an das Licht des neuen Glaubens im Norden allenthalben zu erglänzen begann.

112) Adalbero starb mitten in diesen politischen Wirren, 23. Jan. 988. Auf Betreiben Hugo's wurde ein natürlicher Sohn K. Lothars, Arnulf, ein Mann von den schlimmsten Sitten, aber von grosser geistiger Gewandtheit und der furchtbarsten Arglist, sein Nachfolger. Er hielt offen zu Hugo, heimlich zu Karl. Zugleich mit diesem verrathen und gefangen, ward er von der Synode zu Rheims, 17. Juni 991, seiner Würden entsetzt. Erst jetzt gelangte Gerbert, der schon lange darnach trachtete, auf den erzb. Stuhl zu Rheims. Arnulf wurde von den Päpsten Gregor V. und Sylvester II. erst in den Jahren 997—999 wieder restituirt.

113) Karl hinterliess 3 Söhne und 2 Töchter. Der älteste Sohn, Otto, war in Deutschland, als sein Vater gefangen wurde. Er folgte ihm als H. von Niederlothringen, starb aber 1005 kinderlos, so dass mit ihm sein Geschlecht erlosch. So endete der Stamm der Pipiniden, vergessen in jenen deutschen Gegenden, aus denen er sich einst zu einer weltbeherrschenden Höhe aufgeschwungen hatte, nachdem ihm durch dieselben Künste die Herrschaft entwunden ward, durch die er einst die Merovinger (vor 253 Jahren) vom Throne verdrängt hatte. Karls Gemahlin, sein zweiter Sohn Ludwig und seine Töchter fielen 991 ebenfalls in Hugo's Gewalt, erhielten aber bald die Freiheit wieder. Den jüngsten Sohn retteten die aus Laon fliehenden Anhänger Karls.

einmal, nachdem sie das Jahr 989 in Rom, von wo sie erst im Sommer 990 nach Deutschland zurückkehrte, zugebracht, war es ihr vergönnt, mit gewohntem Glanze (991) das Osterfest in Quedlinburg zu feiern. Deutsche und ausländische Fürsten (unter letzteren H. Mieczyslaw von Polen und H. Hugo von Tuscien) umgaben die edle Fürstin und ihren jungen Sohn, dann begab sie sich, um dem Schauplatz der politischen Begebenheiten näher zu sein, nach Nymwegen, wo sie plötzlich am 15. Juni, in noch jugendlichem Alter, erdrückt von der Bürde der Regierung, starb.

Für den 11jähr. Otto musste nun eine neue Vormundschaft gesucht werden. Die alte Kaiserin Adelheid, in der letzten Zeit mit Theophano in beständigem Hader lebend, kam rasch aus Italien herbei; aber sie gewann einen ausschliesslichen Einfluss auf die Geschäfte nicht mehr. Ihr zur Seite stand der Erzb. Willigis von Mainz, des deutschen Reiches Erzkanzler, und auch andere hervorragende Persönlichkeiten machten ihre Stimme im Rathe des jungen Königs geltend. So sehr man sich bemühte, die Zusammengehörigkeit des Reiches aufrecht zu erhalten, sein Ansehen zu wahren, konnte es doch nicht verhindert werden, dass sein Einfluss im Osten, — wo in den Jahren 991—996 wiederholte und erschöpfende Kriegszüge gegen die das Sachsenland mit verheerenden Einfällen heimsuchenden Liutizen, Wilzen und Obotriten unternommen werden mussten, wo die Festen Brandenburg und Mecklenburg erobert und wieder verloren wurden und erst nach einem wenig ehrenvollen Frieden (996) ein zwar unsicherer, aber wenigstens erträglicher Zustand herzustellen war — und Norden[114]) geschmälert wurde. Im Westen hatte sich ein unabhängiges Königthum erhoben. Friesland wusste sich aus dem Reichsverbande zu lösen. Der allgemeine Landfriede war allenthalben gestört und zahlreiche Fehden grosser Herren bedrohten die Ruhe und Sicherheit des Reiches. Wahlherzöge, seit einem Menschenalter verschwunden, traten wieder auf uud wussten sich grosse Gewalt anzumaassen.[115]) Man fühlte es schmerzlich, dass dem Reiche ein gewaltiges und starkes Oberhaupt mangelte.

[114]) An den Küsten von Gotland, Schonen und Dänemark hauste der kühne Seeräuber Olaf Tryggvens Sohn, der, mit Sven Gabelbart verbunden, regelmässig alljährlich die Küsten des von dem erbärmlichen K. Ethelred, dem Unberathenen, beherrschten Englands brandschatzte. Um 994 und in den folgenden Jahren liefen schwedische und dänische Schiffe, mit sogenannten Aschmännern bemannt, wiederholt in die Mündungen der Elbe und Weser ein, die Küsten von Friesland und Hadeln plündernd. Obwohl von den Grafen von Stade und dem H. Bernhard von Sachsen mehrmals besiegt und häufig völlig aufgerieben, war doch eine dauernde Abwehr dieser Räuber nur mit äusserster Mühe zu gewinnen.

[115]) Die Thüringer wählten den Mkgr. Eckard zu ihrem Herzoge, die Baiern 995 den Sohn H. Heinrichs II., Heinrich III. (VI.) In Kärnthen und der Mark Verona herrschte Otto, ein Sohn H. Konrads von Schwaben. Auf diesen letztern, dessen Gewalt sich auch über den Elsass erstreckte, folgte 997 sein Neffe Hermann II. Der Babenberger Liutpold fiel in einer Fehde mit dem B. von Würzburg 994. Nach ihm wurde sein Sohn Heinrich I. (1013), Mkgr. der österreichischen Mark.

Während innere und äussere Stürme seit Otto's II. Tode Deutschland nun schon 10 Jahre hindurch schwer bedrohten, wuchs zur Freude der Seinen der junge Otto, der Enkel der Kaiser des Morgen- und Abendlandes, zu einem anmuthigen Jüngling empor, der schönen Eltern schöner Sohn, das Entzücken und die Hoffnung seines Volkes. Gr. Hoiko hatte ihn in ritterlicher Sitte erzogen und bereits betheiligte sich der junge Fürst an den Heerzügen gegen die Wenden. Seine Lehrer in den Wissenschaften, in denen er bewundernswürdige Fortschritte machte, waren zuerst der in grosser Armuth einst an den Hof gekommene, von Theophano sehr begünstigte, in griechischen Künsten hochgebildete, beredte, schlaue und gewandte Kalabrese Johannes Philagathus, später Abt von Nonantula und Erzbischof von Piacenza, dann der geistreiche und vielwissende B. Bernward von Hildesheim. Neben seiner kaum zu stillenden Wissbegierde, die ihn den ernstesten Beschäftigungen und anstrengendsten Studien sich unterziehen liess, war Otto's Seele zugleich auch von den überschwänglichsten Anschauungen von der Stellung, zu welcher die Vorsehung ihn bestimmt hatte, erfüllt. Die höchsten Ideen kaiserlicher Gewalt, die Hoffnung grosser Thaten, weltbewegende Gedanken belebten seine Phantasie; sollte er doch vollenden, was Vater und Grossvater begonnen hatten. Darf es verwundern, dass neben vielen guten Eigenschaften auch Trotz, Übermuth und Launen in des Jünglings Wesen hervortraten? Und doch welch seltene Gegensätze vereinigten sich im Charakter dieses anscheinend so sehr vom Geschicke begünstigten, geistig reichbegabten jungen Mannes! In seinen Herrschertrotz mischte sich mystischer Tiefsinn und ein eigenthümlicher Hang zu frommen Bussübungen. Weltmacht und Weltentsagung kämpften in seiner jungen Seele einen schweren Kampf, in dem er selten Frieden fand. Während, besonders nach seinem ersten erfolgreichen und glänzenden Römerzuge, Herrschbegier und Ehrgeiz Otto's Herz mit immer festern Banden umstrickten, warf er sich wunderbarer Weise gleichzeitig in eine geistliche Richtung, die ihn alles Irdische als nichtig und gemein verachten liess. Solche Anschauungen, für jeden Menschen bedenklich, mussten für einen Fürsten seiner Stellung geradezu gefährlich werden. Macht und Gewalt in den Händen eines phantasievollen, leicht zu erregenden und zu leitenden Jünglings haben sich nie als ein segensreiches Geschenk des Himmels bewährt.

Hatte man Otto von frühester Jugend an in den Gedanken seines künftigen hohen Berufs gross gezogen, so war doch die ganze Zeitrichtung zugleich dazu angethan, einen tiefen Eindruck auf sein weiches empfängliches Gemüth auszuüben. Die Barbarei, in der die Welt beim Aussterben der karolingischen Königsfamilie sich befand, begann zu verschwinden. Namentlich auf religiösem Gebiete vollzog sich eine grosse Umwandlung. Die deutsche Geistlichkeit bestand mit wenigen Ausnahmen aus würdigen Männern; im Anschluss an die königliche Gewalt bereitete

sich eine tiefgreifende Reformation des gesammten Klerus vor, die nicht ohne eine durchgreifende Rückwirkung auf das ganze bürgerliche Leben und die allgemeinen Verhältnisse bleiben konnte. In Frankreich und Burgund suchten die zahlreichen, nach der strengen Regel des Klosters Clugny gestifteten Ordenshäuser nicht allein das Mönchthum, sondern auch die zu Werkzeugen des Despotismus herabgesunkene Weltgeistlichkeit zu reformiren; doch gelang es ihnen nicht, die meist den ersten Familien des Landes angehörigen Bischöfe für sich zu gewinnen. Der üppige und schwelgerische, in Wollust und Sinnentaumel dahinlebende Klerus Italiens war nur schwer dazu zu bewegen, die hellleuchtenden Beispiele einzelner würdiger Männer, besonders des h. Nil's und des h. Romualds,[116]) sich zum Vorbilde zu nehmen. Doch hatte die von Clugny ausgehende Reformation bereits Eingang in das Paulskloster zu Rom und das Augustinskloster zu Pavia gefunden, während das Bonifaziuskloster auf dem Aventin, wo einige griechische Mönche nach der Regel Basils neben abendländischen Benediktinern lebten, vom Geiste des dem Abt Leo Simplex befreundeten Nil's berührt worden war. In diesem, durch Strenge seiner Zucht merkwürdigen Kloster hatte wiederholt neben andern ausgezeichneten Männern auch der B. von Prag, Adalbert (oder Woytech, d. i. Heerestrost), welcher von H. Boleslaw und den noch in Rohheit versunkenen Böhmen vertrieben worden war, Zuflucht gefunden, und besonders dieser Schwärmer, in dem sich die unstäte Slavennatur mit der Glut eines römischen Heiligen der Vergangenheit vereinte, war es, der auf das Gemüth des jungen Königs einen so ungewöhnlichen Einfluss gewann.[117])

---

116) Nilus, zu Rossano in Kalabrien geb., trat zuerst in ein Kloster seiner Heimath, das der Regel des h. Basilius folgte; schon im Geruche der Heiligkeit bezog er das kleine Michaelskloster zu Valleluc im Gebiete von Monte-Cassino. Dann, als die Klosterzucht hier verfiel, übersiedelte er in das Gebiet von Gaeta, wo er mit andern Schwärmern wie ein Nomade unter Zelten lebte, die „von Armuth erglänzten." Der Ravennate Romuald, Abkomme der Herzöge Traversara, war nach einem wüsten Leben 925 Eremit geworden; er trat dann in das Kloster d. h. Apollinaris in Ravenna, lebte darauf bei dem Einsiedler Marino, im Venetianischen und zu Kusan in Katalonien. Otto III. übergab ihm die Abtei Classe zu Ravenna, aber auch hier vermochte sich der strenge Mönch nicht zu halten. Er starb, 120 Jahre alt, in dem von ihm 971 gestifteten Eremitenkloster auf der Insel Pereus bei Ravenna, dem berühmten Seminar zahlreicher Anachoreten. Er und Nilus sind hervortretende Charakterfiguren des 10. Jahrhunderts.

117) Adalbert entstammte einer vornehmen böhmischen Familie. Er hatte seine wissenschaftliche Ausbildung in der berühmten Stiftsschule zu Magdeburg, der Otrik vorstand, erhalten. In Prag wurde er der Nachfolger Thietmars, des ersten dortigen Bischofs, 983 erhielt er zu Verona vom Erzb. Willigis die Weihe. Schon 989 aber verliess er mit seinem Halbbruder Radim, seinem unzertrennlichen Begleiter, gesetzwidrig und heimlich sein barbarisches Bisthum, das ihm zur Last war, einem unwiderstehlichen Drange nach dem Süden folgend. Er wollte eine Wallfahrt durch Italien nach Jerusalem machen, liess sich aber im Bonifaziuskloster zu Rom zurück-

Otto III. machte im Februar 996, von einem stattlichen Vasallenheer begleitet, von Regensburg aus seinen ersten Römerzug. Das Osterfest feierte er in Pavia. Überall wurde er mit Auszeichnung empfangen und jubelnd im Mai auch von den Römern eingeholt. Am 21. Mai, dem Feste Maria-Himmelfahrt, salbte ihn der kurz vorher von ihm erst auf den päpstlichen Stuhl erhobene Gregor V. (vorher sein Kaplan Brun, Sohn des H. Otto von Kärnthen, also Urenkel Otto's I.), zum Kaiser. Otto I. hatte einst die Kaiserkrone aus den Händen eines knabenhaften Papstes empfangen, jetzt verlieh sein Enkel, ein Knabe, die Krone der Greise einem jungen Manne, erst 23—24 Jahre alt, aber voll Kraft und Muth und von ausgezeichneten Geistesgaben. Nun war sogar auch der apostolische Stuhl an das Sachsenhaus gebracht, ein Sieg des deutschen Kaiserthums, der Alles hinter sich liess, was selbst Otto I. je zu erreichen hoffen konnte, eine Thatsache so unerhört, dass sie alle Traditionen mit einem Schlage vernichtete. Darf man sich wundern, wenn die Römer den neuen Papst mit Murren empfingen? Otto ordnete mit kräftiger Hand die in tiefen Verfall gekommenen Zustände der Stadt, ehe er im Juni wieder nach Deutschland zurückkehrte. Im November verherrlichte er durch seine Gegenwart die Einweihung des von seiner Grossmutter Adelheid (die ob des Enkels Trotz und hochfahrenden Wesens schon längst den Hof verlassen hatte) gestifteten Klosters Selz im Elsass.

Otto sah den von ihm hochverehrten Adalbert nicht wieder. Sein Martyrertod machte auf die Seele des ihm mit schwärmerischer Liebe ergebenen Jünglings den nachhaltigsten Eindruck und Otto vermochte sich nur dadurch zu beruhigen, dass er allenthalben Kirchen zu Ehren seines Freundes bauen, ihn heilig sprechen liess[118]) und im J. 1000, in welchem dem allgemeinen Glauben nach der Weltuntergang stattfinden sollte, sogar eine Wallfahrt nach dem Grabe des Preussenapostels zu Gnesen unternahm. Bei dieser Gelegenheit wusste ihn der schlaue Polenherzog Boleslaw vollständig zu übertölpeln, denn er brachte es soweit, dass Otto, dessen

---

halten. Nur mit Mühe war er 992 zu bewegen, nach Böhmen, wo das kirchliche Leben ganz in Verfall gerathen war, heimzukehren. Doch war hier sein Aufenthalt nur ein kurzer und bald (995) finden wir ihn wieder bei seinem Freunde Leo im Kloster auf dem Aventin zu Rom. Erst 996 entschloss er sich nochmals zu einem Besuche seines Vaterlandes und zwar machte er die Rückreise in Gesellschaft Otto's III., der, um ihn immer in seiner Nähe zu haben, ihm sogar sein Lager neben dem seinigen aufschlagen liess. So konnten die ascetischen und mystischen Lehren des Mönchs, der das auffallende Abbild seines poetischen Freundes im Mönchsgewande war, den ohnedem überspannten jungen Fürsten ganz berücken. Adalbert fand am 23. April 997 in Preussen, das er zu bekehren gedachte, den von ihm gesuchten Martyrertod.

118) Adalberts Heiligsprechung war die zweite für die ganze Kirche Giltigkeit beanspruchende. Wenige Jahre vorher (993) war der erste Fall einer Kanonisation vorgekommen, indem dem B. Ulrich von Augsburg diese Ehre widerfahren war.

Verstand in Folge seiner frommen Verzückungen völlig umnebelt gewesen zu sein scheint, ihn seiner Tributpflicht enthob. Seit dieser Zeit wurde Polen ein selbstständiges, mächtiges, für Deutschland gefährliches Reich, dessen Beispiel man sich bald auch in Ungarn zum Vorbilde nahm. Nicht nur wurde die Thätigkeit und der Einfluss des magdeburger und passauer Sprengels von da an schwer beeinträchtigt und schroff abgegrenzt (denn nicht deutsche, sondern italienische Mönche missionirten in der Folge Polen und Ungarn), auch das deutsche Reich verlor, indem es sich mächtige Gegner an seinen Grenzen grosszog, weite Gebiete und die Stützen seiner Gewalt und Kraft im Osten.

Nach Adalbert gewann der Erzb. Gerbert von Rheims eine fast magische Gewalt über Otto, die er bis an dessen Ende zu behaupten wusste und die nicht die geringste Ursache am Verderben des Königs wurde. Gerbert, von ihm in einem demüthigen Schreiben an den Hof eingeladen, folgte bereitwillig dem an ihn ergangenen Rufe. Sein glänzendes Wissen, das ihn seinen Zeitgenossen wie einen mit bösen Mächten im Bunde stehenden Zauberer erscheinen liess, fesselte den Jüngling, der seiner Zeit selbst weit vorausgeeilt, ihr als ein Wunder der Welt erschien. Gerberts Kühnheit, seine Welterfahrung, sein heller Verstand, sein bereitwilliges Eingehen in alle phantastischen und oft tollen Launen des jungen Fürsten, dessen Ideenwelt im Banne des Alterthums und Mönchsthums zugleich lag; die zahllosen Schmeicheleien, die er an ihn verschwendete und mit denen er leider seine Seele vergiftete, entzündeten, blendeten, und führten diesen stets wieder zu ihm zurück. Vorläufig sass noch Gregor V. auf dem Stuhle Petri, ein deutscher Papst, tadellos von Sitten, aber leidenschaftlich und ehrgeizig, hitzig und übereifrig in allen seinen Maassnahmen, strenge gegen Andere, mit den höchsten hierarchischen Anschauungen erfüllt, der Kirche ein Zuchtherr, den Königen ein unbestechlicher Richter. Hätte er länger regiert, es würde seiner Energie gelungen sein, die Kirche aus ihrer Versunkenheit empor zu richten, aber er starb inmitten seiner grossen Entwürfe in der Blüthe der Jugend eines unerwarteten Todes, 18. Febr. 999. Ihm folgte — der verwerfliche Gebrauch, nur Römer auf dem Stuhle Petri zu sehen, war schon durch Gregors Wahl aufgegeben worden, — in alle seine Fussstapfen tretend, nur ohne den Charakter sittlichen Ernstes zu besitzen, der seinen Vorgänger zierte, wieder ein Fremder, unter dem Namen Sylvester II. der Franzose Gerbert, einst Erzb. von Rheims, seit 998 Erzb. von Ravenna (999—1003).[119]) Dieser Kleri-

[119]) Seit dem Syrer Zacharias waren in 250 Jahren unter 47 Päpsten nur zwei nicht aus Rom (der Tuscier Bonifaz VI. und der Pavese Johann XIV). Seit Gregor V. nahm das Papstthum wieder einen universellen Charakter an und während des ganzen Mittelalters sassen Päpste verschiedenster Nationalität auf Petri Stuhl. Mit dem Ende der päpstlichen Weltherrschaft erlosch mit Hadrian VI. (1522—23), ebenfalls einem Deutschen, dies Prinzip der Humanität und der stillschweigend zum Ge-

ker, ränkevoll, sophistisch und diplomatisch, ein Bekämpfer der päpstlichen Gewalt, so lange er der Freund Hugo Kapets war, erschien umgewandelt, seitdem er in Italien festen Fuss gefasst hatte. Sein ganzes Streben ging nun ebenfalls dahin, nach langer Zeit tiefen Verfalls dem apostolischen Stuhle wieder Ansehen und Ehre zu verschaffen. Er, der welterfahrene, oberste Priester der Christenheit, hatte in der Person Otto's, dem die höchste weltliche Macht gegeben war, einen jungen Mann sich gegenüber, den er bisher so zu sagen beherrscht hatte, in dessen geheimste Pläne er eingeweiht, der einst mit einem Eifer zu seinen Füssen gesessen war, dass er darüber es sogar vergass, sein Reich gegen eindringende Feinde zu schützen; der ihm so andächtig gelauscht, dass er den Nothschrei seines Heimathlandes überhört,[120]) der ihn mit Auszeichnung und reichen Gaben überschüttet hatte. Was sollte aus der kaiserlichen Gewalt werden, wenn Männer wie Gregor V. und Sylvester II. die Herrschaft in Rom besassen? Wenn ein Kaiser auf dem Throne sass, der keinen Anstand nahm, obwohl er in den Augen des Volkes sich dadurch erniedrigte, barfuss weite und beschwerliche Wallfahrten zu heiligen Stätten zu machen, sich wochenlang in Höhlen, in die Einsamkeit, in strenge Klöster zurückzuziehen und in mystische Betrachtungen versenkt, seine Tage hinzubringen, ja den sogar der Schwärmer Romuald zuletzt ganz für das klösterliche Leben zu gewinnen gedachte, lag die Befürchtung sehr nahe, dass die Hierarchie ihr unausgesetzt verfolgtes Ziel erreichen, die geistliche über die weltliche Macht endlich triumphiren würde. Schien ein solcher Fürst nicht ganz wie geschaffen, ihr, der unablässig aufstrebenden, zum Werkzeug zu dienen? Glücklicher Weise aber vereinigten sich in Otto's Wesen zwei ganz verschiedene, merkwürdig sich entgegenstehende Strebungen. Der Jüngling, der die Eitelkeiten der Welt zu verachten schien, trug sich mit den hochfliegendsten politischen Plänen und schwärmte für die Wiederherstellung eines mächtigen Römerreichs, grösser, wie es in alten Tagen die Welt bereits gesehen hatte, grösser, wie Karl d. Gr. oder Trajan es herzustellen hoffen durften. Der phantastische Thor, der sich seiner deutschen Abkunft schämte, der nur ein Grieche, ein Römer

---

setz erhobene Brauch, nie einen Nichtitaliener zum Papste zu machen, bewies klar die verengerten Grenzen des Papstthums.

[120]) Im J. 997 rüstete Otto zu einem neuen Wendenkrieg, denn die unruhigen und rachsüchtigen Bewohner des rechten Elbufers batten sich wieder einmal empört. Das Joch des jungen Kaisers glaubten sie leicht abschütteln zu können. Sie überfielen und zerstörten die Arneburg und verheerten den Bardengau. Obwohl in grossen Schlachten immer wieder besiegt, erschienen sie doch fast unbezwingbar. Kaum war ein Stamm niedergeworfen, als ein anderer sich erhob. Otto ging zwar mit seinem Heere im August selbst über die Elbe und drang siegreich in das Havelland ein, aber meist und lieber beschäftigte er sich zu Magdeburg mit wissenschaftlichen Streitfragen. Gerbert war angelangt und ein Kreis der berühmtesten Gelehrten der Zeit hatte sich um ihn und Otto dort versammelt.

sein wollte, dessen Kraft sich bereits verzehrte und dessen Körper unter Bussübungen und Kasteiungen, wie unter den Sorgen der Regierung hinsiechte, wähnte seiner kaiserlichen Majestät die Welt unterwerfen, eine Universalmonarchie gründen zu können. Zwei Jünglinge, Otto und Gregor, blutsverwandt, geistvoll und schön, nahmen kurze Zeit die höchsten Gipfel der Macht ein, die Sterblichen beschieden sein kann. Aber die Welt, deren plumpes Gewicht zu tragen selbst Heroen oft zu schwer ward, ist ein zu gewaltiger Stoff für idealische Knaben.

Otto III. zog im Winter 997 zum zweiten Male nach Italien. Fast alle Fürsten Deutschlands folgten seinem Aufgebote. In Pavia traf er mit Gregor V. zusammen, der von den empörten, nach Freiheit begehrenden Römern wieder verjagt worden war. Nachdem beide das Weihnachtsfest gefeiert, zogen sie gegen die Aufrührer, die diesmal grimmige Strafe erfuhren. Gregors Gegenpapst, der einst von Otto so hochgeehrte Erzb. von Piacenza, Johannes XIV. (Philagathus), sein ehemaliger Lehrer und sein und des Papstes Pathe, wurde zur Strafe für seinen Treuebruch und den an seinem Wohlthäter begangenen, schimpflichen Verrath, trotz der Fürbitte des h. Nil's, grausam verstümmelt und aufs Tiefste erniedrigt; das Haupt der Empörung, Crescentius, fand mit 12 seiner Genossen einen schmählichen Tod (29. April 998). Sobald Rom beruhigt war, zog der Kaiser aus, die Verhältnisse der Lombardei zu ordnen; erst im Novbr. kehrte er wieder zurück. Während Gregor V. unverhofft starb, war Otto auf jener denkwürdigen Wallfahrt nach dem Süden begriffen, die ihn nach Monte-Cassino, Kapua, Benevent, dem Michaelskloster am Monte-Gargano und nach Gaeta zu Nilus führte, und die so auffallende Bussübungen in Rom und im Kloster Subiaco zur Folge hatte, denen er im Verein mit dem B. Franko von Worms sich unterzog. Von dieser Zeit an fügte Otto, der sich schon „Kaiser aller Kaiser" nennen liess, der sich mit altrömischem Stolz die Triumphatornamen Italicus, Saxonicus und Romanus beizulegen pflegte, in mystischer Demuth seinen Titeln zugleich den Zusatz: „Knecht der Apostel" und „Knecht Jesu Christi" bei. Er bezeichnete es selbst als seine erhabenste Aufgabe, die Kirche zugleich mit dem Reich und mit Rom gross und blühend zu machen. Solche phantastische, quälende Ideen liessen ihn zeitweise in die widerspruchvollste Entsagung eines Mönchs versinken. Griechenland und Rom umstrickten seine Seele und hoben sie ins Reich der Ideale, aber die Mönche hingen an ihr wie Vampyre.

Nachdem Sylvester II. erwählt und vom römischen Volke, wiewohl mit finsterm Widerstreben, anerkannt war, schritt Otto dazu, längst gehegte Pläne zu verwirklichen. Er ernannte einen ihm nahe befreundedeten Kleriker, Heribert (999 zum Erzb. von Köln erhoben), zu seinem Kanzler in Italien, und nach des B. Hildibald von Worms Tode (998) übertrug er ihm auch die Geschäfte der deutschen Kanzlei. Nun dachte

der bethörte Fürst, „der Kaiser der Römer" (Grieche von Geburt, Römer nach der ihm übertragenen Herrschermacht), der sich seines Deutschthums entäussert, dessen Erziehung ihn dem Vaterlande entfremdet hatte, der geringschätzend auf sächsische Rohheit herabsah, auf griechische Feinheit wie auf ein Ideal hinblickte, und der doch unfähig war, ein politisches System sich zu bilden, wie es für das germanisch-romanische Abendland sich eignete, unablässig daran, das alte Römerreich im Abendlande wieder herzustellen. Rom, das politisch für immer verfallene, sollte seine Residenz, die erste Stadt des Reiches, der Mittelpunkt der Welt werden. Er liebte diese Stadt mit einer tiefen, dämonischen Gluth. Auf der luftigen Höhe des Aventins baute er sich in Eile einen Palast, in den mit ihm der nachgeahmte pedantische Prunk und das althergebrachte Ceremoniel des byzantinischen Hofes einzog, wo ihn eine endlose Schaar von Hof-, Staats- und Heerbeamten mit hochtönenden Titeln und eine aus den vornehmsten Edelleuten seines weiten Reiches gebildete Nobelgarde[121]) umgab. Die Burg Otto's und was sie erfüllte, musste dem Volke wie zu einem Maskenfest aufgeputzt erscheinen, aber schnell wie Faschingslust verrauschte auch die ganze Herrlichkeit. Mit Unwillen und Staunen sahen seine Landsleute des Kaisers Beginnen, sahen sie, wie er in bunte, phantastische Tracht sich kleidete, beim Essen allein an einem halbkreisförmigen Tische sass, mit ungewöhnlichem Pomp auftrat, Schmeichlern gerne sein Ohr lieh und Eunuchen, Musikanten, Schauspieler (Thymelici) und Ritter von sehr zweifelhafter Treue die Säle seiner Burg füllten. Die Höflinge affektirten ihm zu Gefallen griechische Art und selbst manche seiner deutschen Kämpen versuchten es, griechisch zu stammeln.

Das Jahr 999, in welchem Otto so recht der Kaiserwahnsinn erfasst hatte, war zugleich ein an schmerzlichen Verlusten reiches für ihn. Am 7. Febr. war die Regentin Deutschlands, die treffliche Äbtissin Mathilde von Quedlinburg, plötzlich von einem bösen Fieber hinweggerafft worden; ihr folgte noch im selben Monate Gregor V. und bald auch des Kaisers vertraute Freunde B. Widerold von Strassburg und B. Franko von Worms, sowie überraschend schnell des letzteren beide Nachfolger. In nächster Nähe Otto's schien unaufhaltsam das Verderben zu wüthen. Schon bangte die hochbetagte Adelheid, „die Mutter der Könige", wie sie ihre Zeitgenossen nannten, dass auch ihr Enkel vor ihr sterben und dass sie allein und schutzlos zurückbleiben könnte. Ihre Gebete, dass dies nicht geschehen möge, wurden erhört. Die merkwürdige Frau, deren Lebensschicksale Deutschlands Geschick für Jahrhunderte hinaus auf entfernte Bahnen lenkte, starb 17. Dezbr. 999 in

[121]) Zwei Kohorten von je 550 Mann, jede von einem Comes, beide vom kaiserlichen Pfalzgrafen (der über alle Grafen der Welt gestellt und dem die Sorge für den Palast anvertraut war) befehligt.

ihrem Kloster Seltz. Wenige Wochen vor dem Tode seiner Grossmutter war Otto wieder in Deutschland eingetroffen und in Regensburg von den Seinen mit aufrichtiger Freude und Herzlichkeit bewillkommt worden. Von hier aus unternahm er jene unpolitische Wallfahrt nach Gnesen zum Grabe Adalberts, die dem Herzoge von Polen so grosse Vortheile brachte; dann zog er, im Fluge durch Sachsen eilend, nach Aachen, der alten Kaiserstadt. In jugendlichem Übermuthe und von Eitelkeit verblendet, wagte er es hier, des grossen K. Karls Grabesruhe zu stören, ein Vorfall, der die Missbilligung des ganzen deutschen Volkes hervorrief und, wie man glaubte, den Fluch des Todten auf ihn lenkte.

Mittlerweile war auch Sylvester II. wieder in Noth gekommen und von den Römern hart bedrängt worden. Seinen flehentlichen Bitten und der eigenen unseligen Sehnsucht folgend, eilte Otto, dessen Gesundheit bereits zu ernsten Besorgnissen Anlass gab, — denn die glühende Luft des Südens zerstörte seine Kräfte, — schon im Juni wieder nach Italien zurück. Mit den Herzögen von Baiern und Niederlothringen und den Bischöfen von Augsburg, Lüttich, Würzburg und Zeiz feierte er in seinem Palast auf dem Aventin Weihnachten. Zu Anfang des J. 1001 gesellte sich auch noch B. Bernward von Hildesheim zu diesem Kreise. Schwere Sorgen erfüllten des Kaisers Seele. Ganz Süditalien stand in offener Empörung gegen ihn, ebenso war Rom in drohender Gährung. Das kleine Tibur (Tivoli) musste belagert und zum Gehorsam zurückgezwungen werden; bald erhob sich in Rom selbst der Aufstand, an dessen Spitze sich der von Otto stets mit Wohlthaten überhäufte Gregorius von Tuskulum, ein Enkel Alberichs, stellte. Die Aufrührer schlossen den Kaiser drei Tage hindurch in seiner Burg ein. Schon war er entschlossen sich durchzuschlagen; B. Bernward hatte allen Anwesenden das Abendmahl gereicht und sich erboten, die h. Lanze den Ausfallenden vorzutragen, da eilten noch rechtzeitig die H. Heinrich von Baiern und Hugo von Tuscien den Bedrängten zu Hilfe. Misstrauisch geworden gegen die von ihm stets so sehr geliebten Bewohner Roms, entfernte sich Otto mit seinen Getreuen, denen sich auch der Papst anschloss (16. Febr. 1001), in fluchtähnlicher Eile aus der Stadt, um sie nun nie mehr zu betreten. Das Osterfest verbrachte er unter harten Bussübungen im Kloster Classe bei Ravenna, dann machte er dem Dogen Orseolo II. einen heimlichen Besuch in Venedig und war nun eifrigst darauf bedacht, ein grosses Heer zusammenzubringen, um das verrätherische Italien zu züchtigen und aufs Neue zu bezwingen. Gleichzeitig liess er früher schon angeknüpfte Unterhandluugen am oströmischen Hofe wieder aufnehmen und durch den Erzb. Arnulf von Mailand um die Hand einer Tochter des griechischen Kaiserhauses werben.

Zur Pfingstzeit lag der Kaiser vor Rom, die ganze Kampagna schonungsloser Verwüstung preisgebend, dann führte er Benevent zum Gehorsam zurück, im Herbst war er, neue Streitkräfte heranziehend, in

Pavia und Ravenna, im Dezember wieder auf dem Zuge südwärts. Er wohnte in der hochgelegenen Burg Paterno am Sorakte, von deren Zinnen aus er das grosse Gefilde des noch ungestraften, empörten Roms weithin übersehen konnte. Er selbst wurde in seiner Feste von den Aufständigen oft bedrängt und litt nicht selten mit den Seinen drückenden Mangel. Auch aus Deutschland traf die erwartete Hilfe in gewünschtem Maasse nicht ein. Tiefer Unmuth über das undeutsche Auftreten Otto's, über die offenkundige Zurücksetzung des eigenen Volkes, über die mehr und mehr hervortretende Schwächung des Reiches griff hier um sich und machte sich in bittern Reden Luft. Böse, trotzige Worte führten zu hochverrätherischen Planen und schon bildete sich eine Verschwörung, in die ein grosser Theil der deutschen Fürsten sich hineinziehen liess. Selbst die Bischöfe, die doch im Kaiser einen so freigebigen und milden Herrn hatten, erwiesen sich wankelmüthig in der Treue gegen ihn.[122]) Man dachte schon daran, einen andern Kaiser zu küren. Niedergebeugt durch die Kunde von dem Ungehorsam seiner deutschen Vasallen, entmuthigt durch das Ausbleiben der sehnlichst erwarteten Hilfstruppen, krank von Kummer, von Fiebergluth gepeinigt und erschöpft, musste sich seiner aufgeregten Phantasie das ganze Italien endlich als eine einzige Flamme der Empörung darstellen. Der Traum seines Weltreiches zerrann. Sterbend fand er sich in einem kleinen Kastell eingeschlossen, in dem ihn der Hunger und, was er noch schmerzlicher empfinden mochte, der Übermuth seiner römischen Vasallen bedrohte. Noch wurde ihm die Freude, den getreuen Erzb. Heribert mit einem Heerhaufen ankommen zu sehen; wenige Tage später hauchte er, nachdem ihm Sylvester das Abendmahl gereicht, noch nicht 22 Jahre alt, am 23. Jan. 1003, in den Armen weinender Freunde, seinen letzten Athemzug aus.

„Kein Sterblicher, der sich vom heimischen Boden losreisst und in vermessenem Stolze über seines Volkes Art sich erhebt, vermag Dauerndes zu schaffen; am wenigsten ein Herrscher, dessen eigenthümliche Arbeit nur gedeiht, wenn er alle Triebe und Kräfte seines Landes und Volkes zusammenhält und sie vereinigt zu bestimmt in das Auge gefassten grossen Zielen leitet. Wie traurig das Ende eines Fürsten ist, der sein Volk verlässt, das hat Niemand unter bittereren Schmerzen erfahren, als Otto III. Während er sich hoch über sein Volk aufzuschwingen vermeinte und von einer Höhe der Macht sich

122) Den Deutschen, besonders dem alten Erzb. Willigis von Mainz und seiner Partei war der Gedanke unerträglich, die Residenz ihres Kaisers und so den Schwerpunkt des Reiches nach Rom verlegt zu sehen. Gegen die hauptsächlichsten Begünstiger der Pläne Otto's, P. Sylvester II. und B. Bernward von Hildesheim, erregte desswegen auch Willigis den ärgerlichen Jurisdiktionsstreit über das Kloster Gandersheim (1000—1007).

zur andern zu erheben gedachte, entschwand ihm der Boden unter den Füssen, und er stürzte jählings in die Tiefe hinab; während er alle Welt zu beherrschen glaubte, verliess ihn alle Welt; das weite Reich seiner Väter war ihm zu eng gewesen und er beschloss seine Tage in einem abgelegenen, fast ausgehungerten Felsenneste. So unglücklich das Ende des zweiten Otto war, viel trauriger noch und trüber waren die letzten Tage seines Sohnes."

Das ergreifende Drama, in welchem Otto's Leben endete, war mit seinem Tode noch nicht abgeschlossen. Er hatte gewünscht, in Aachen bestattet zu werden. Rings aber um Paterno her war das Land in offenem Aufruhr. Die wenigen Getreuen, die des Kaisers Sterbelager umstanden hatten, die Bischöfe von Augsburg, Köln, Konstanz und Lüttich, H. Otto von Niederlothringen und Andere, mussten seinen Tod so lange geheim halten, bis es gelungen war, alle zerstreuten Truppen zu sammeln. Nun erst konnte man daran denken, Otto's letzten Wunsch zu erfüllen. Während sein Gesandter, der Erzh. Arnulf, mit dem Schiffe, auf welchem die sehnlichst erwartete Kaiserbraut sich befand, das jonische Meer durchsegelte, eilten die tapfern Deutschen mit dem Sarge, in welchem der Bräutigam lag, in hastiger Flucht durch Tuscien, den trauervollen Zug in geschlossenen Reihen umgebend, und ihm mit ihren Schwertern durch die sich allenthalben entgegenstellenden Feinde Bahn brechend. Sieben Tage vergingen ihnen in unausgesetzten Kämpfen. Erst in Verona fand man Ruhe. „So ward der Kaiser, der Rom so sehr geliebt hatte, unter wildem Kampfgeschrei mitten durch die Schaaren der den Sarg umschwärmenden Römer, todt durch jene Gefilde geführt, die er einst, die junge Seele von kühnen Entwürfen getragen, an der Spitze seiner Heere stolz und froh durchzogen hatte." Der Leichenzug ging von Verona über den Brenner, durch Baiern (im Afrakloster zu Augsburg wurden Otto's Eingeweide beigesetzt), an den Rhein. Montag nach Palmsonntag kam man nach Köln, am Tage vor Ostern nach Aachen, wo am Osterfeste (5. April) die Leiche endlich im Chor der Münsterkirche beigesetzt wurde.

Die Nachricht von dem Tode des jungen Kaisers erschütterte die Welt und bewegte alle Gemüther. Ganz Deutschland, wo man jetzt erst aller seiner liebenswürdigen Eigenschaften sich bewusst zu werden schien, durchzog die Klage. Bald stiegen poetische Sagen aus seinem frühen Grabe auf, aber nicht eine Tochter Roms, wie man erzählte, Roma selbst mit ihren unvergänglichen Reizen hatte den mit der Kaiserkrone geschmückten Jüngling unwiderstehlich gefesselt, treulos verrathen, vorzeitig getödtet.[123])

---

123) Man erzählte sich, dass die Wittwe des auf Otto's Befehl grausam hingerichteten Crescentius, Stephania, — eine neue Medea, — eine schöne, aber stolze und rachgierige Römerin, Otto mit ihren Reizen umstrickt habe. Man konnte sich

Otto III. hinterliess das Reich in grösster Verwirrung. Was seine Vorfahren gebaut, drohte zusammenzustürzen, was sie erstrebt, war in Gefahr zu zerfallen. Sie hatten das Erbe Karls d. Gr. vor innerer Zersetzung und vor der Zerstörungswuth der Barbaren gerettet, wenige Jahre nur hatten hingereicht, die stolzen Hoffnungen auf eine grosse und sichere Zukunft zum Wanken zu bringen. Über dem Unerreichbaren das Nächstliegende versäumend, waren die beiden letzten Kaiser hochgesteckten, fernliegenden Zielen nachgejagt, zu deren Gewinnung ihnen die Kraft fehlte. Während unselige Bestrebungen und Wünsche die Gedanken dieser Fürsten fortwährend nach dem Deutschland stets verderblichen Süden gerichtet hielten, erlitten daheim die sozialen Verhältnisse eine durchaus neue Gestalt. Kein Gesetz brachte in die herrschende Gährung Ordnung, Form und Maass. Das Ritterthum begann seinen Lauf um die Welt, die alte Gemeinfreiheit sank überall ohnmächtig darnieder, die Machtverhältnisse der Reiche verschoben, die Standesunterschiede veränderten sich, die uralte Gauverfassung löste sich auf; geistliche und weltliche Herrschaften traten an ihre Stelle. Aus den alten freien Gaugenossen machten durch List und empörende Gewaltthaten die Machthaber abhängige Hintersassen. Das Volk schied sich allmälig in drei grosse Theile, die durch eine unüberschreitbare Kluft geschieden waren. Über Allen stand der streitbare Ritter, wie er sich denn auch die Felsenklippen zum Wohnsitze erkor; nach ihm gewannen die Städte mit ihrer trotzigen und strebsamen Bevölkerung Bedeutung; verachtet blieb nur der Bauer. Der Trieb nach Macht, nach Besitz setzte Allen seinen Stachel in die Seite. Es war eine Thätigkeit, ein Hadern und Neiden, ein Ringen und Kämpfen um irdisches Gut ohne Gleichen. Nur der Adel, der Klerus und die Städte zogen aus solchen Zuständen allein Gewinn. Die Krone, wie die grosse Masse der Bevölkerung, kamen dabei gewöhnlich zu kurz.

Als Otto III. starb, stand Italien in Aufruhr. Die Wenden und Dänen hatten sich empört, in Polen und Ungarn waren mächtige Reiche entstanden, die Thätigkeit der Mission und mit ihr die segensreiche Arbeit der Geistlichkeit blieb unterbrochen. Die Kraft des kriegerischen Adels, der nach Aussen rühmliche Beschäftigung nicht mehr fand, machte sich in innern Fehden Luft. Bald konnte in keinem Gau der Landfriede mehr aufrecht erhalten werden. Es galt in dieser betrübten und beängstigenden Zeit, in der die Ehre des deutschen Volkes, ja das Heil der Welt auf der Wage lag, einen Mann auf den deutschen Thron zu erheben, der mit eiserner Hand die Zügel des Regiments zu fassen

sein glühendes, für Freundschaft so sehr empfängliches Herz nicht unberührt von dem Zauber der Liebe denken. Vorgebend, seine Krankheit heilen zu wollen, soll Stephania ihn in eine vergiftete Hirschhaut gehüllt, ihm einen vergifteten Trank gemischt, oder ihm einen vergifteten Ring an den Finger gesteckt haben.

und mit ungewöhnlicher geistiger Kraft sich über die Verhältnisse zu erheben vermochte.

Kaum war die Kunde von Otto's III. Tode nach Dentschland gedrungen, als auch drei mächtige nnd edle Fürsten die Hand nach der erledigten Krone ausstreckten: H. Heinrich IV. von Baiern, Otto's nächster Verwandter; der ruhmreiche Wendenbesieger, Mkgr. Eckard von Meissen, H. in Thüringen, und der reiche, aber weichherzige H. Hermann II. von Schwaben. Otto III. soll sterbend seinen Schwager, den Pfgr. Ehrenfried, zu seinem Nachfolger empfohlen haben. Von jenen Dreien hatte von Anfang an Heinrich die meisten Chancen. Er hatte eine sorgfältige Erziehung genossen, galt bei der Geistlichkeit viel, wurde als tüchtiger Verwalter seines Herzogthums gerühmt, hatte dem Kaiser selbst unter schweren Anfechtungen stets unverletzt die Treue bewahrt, besass in hohem Maasse Klugheit, Gewandtheit und Entschlossenheit und jene glänzende Rednergabe, die man schon an seinem Vater bewundert hatte. Das kräftigste Mannesalter, in dem er stand, liess zudem eine dauernde Regierung erwarten. Mehr noch als durch diese Verdienste mussten seine Ansprüche durch sein Erbrecht gehoben werden.[124]) Indem aber Heinrich sich sofort als den rechtmässigen Kronerben betrachtete, erregte er die Abneigung der Fürsten, die ihr Wahlrecht geltend machen wollten. Man setzte an ihm Kränklichkeit und seine kinderlose Ehe aus. Indessen gelang es dem Herzoge doch, obwohl nicht ohne grosse Mühe, den Wahlplatz schliesslich zu behaupten. Mkgr. Eckard, „die Zierde des Reiches, wie ihn Thietmar nennt, die Säule des Vaterlandes, die Hoffnung der Seinen, der Schrecken der Feinde“, fiel, ein Opfer seiner ehrgeizigen Bestrebungen, unter Mörderhänden.[125]) Heinrich war schon am 6. Juni von den fränkischen, oberlothringischen und baierischen Grossen zu Mainz zum Könige gewählt uud vom Erzb. Willigis gesalbt worden. Im Juli hatte er während eines Besuches in Sachsen auch die Stimme aller Sachsenfürsten gewonnen; der Schwabenherzog Hermann schloss im Herbste Frieden mit ihm. Auch der kühne und hochstrebende Polenherzog Boleslaw Chrobry (der Glorreiche), der sich sofort nach Eckards Tode in den Besitz der Ostmark und der Mark Meissen gesetzt hatte, kam nach Merseburg, um Heinrich zu huldigen und wurde genöthigt, seine Er-

124) Nur der alte H. Otto von Kärnthen, Liutgardens Sohn, also Otto I. Enkel, hätte ihm seine Ansprüche bestreiten können; aber dieser verzichtete zum voraus und hielt treu zu Heinrich, selbst als sein Sohn Konrad, II. Hermanns Schwiegersohn, auf dessen Seite trat.

125) Er wurde zu Pöhlde, wo er übernachtete, von einem Grafen Sigfried überfallen und durch einen Lanzenstoss getödtet. Da die Mörder unbestraft ausgingen, so erscheint der Verdacht, als habe Heinrich bei dieser Schandthat die Hand im Spiele gehabt, nicht ganz unbegründet.

oberungen wieder herauszugeben.[126]) In Paderborn wurde (10. August) dann auch Heinrichs Gemahlin, Kuuigunde, vom Erzh. Willigis geweiht und gekrönt und am 8. Sept. ward der neue König zu Aachen feierlich auf den Stuhl Karls des Gr. erhoben. Im Laufe des Jauuars 1003 vollendete er seinen Umritt durchs Reich. Grosse Versprechungen und Znsicherungen hatten ihm allgemeine Anerkennung erworben, aber er hatte nicht nach der geheiligten Sitte der Väter zu Aachen, sondern in neuer Weise zu Mainz die Krone empfangen. Eine so begründete Herrschaft vermochte erst nach vielen innern Kämpfen unter dem trotzigen Volke wirklichen Bestand zu gewinnen.

Sofort nach seinem Regierungsantritt sah sich Heinrich nach allen Seiten in die ernstesten Kämpfe verwickelt. Gerne wäre er sogleich nach Italien geeilt, — wo sich (15. Febr. 1002) der Mkgr. Arduin von Ivrea in Pavia zum Könige hatte wählen und krönen lassen und woher die flehendlichsten Hilferufe der der deutschen Sache treugebliebenen Fürsten und Bischöfe zu ihm drangen,[127]) hätten nicht die Angelegenheiten im Osten des Reiches jetzt alle seine Aufmerksamkeit beansprucht. In Böhmen war auf den Brudermörder Boleslaw I., den Grausamen, 967 Boleslaw II., der Fromme, gefolgt und nach dessen Tode 999 sein Sohn Boleslaw III., der Rothe, Herzog geworden. Beide letzteren Fürsten hatte der kriegstüchtige Eckard zur Unterwerfung ge-

126) Mit der Mark Meissen wurde Gunzelin, Eckards Bruder, belehnt. Boleslaw schied in Wuth von Merseburg; besonders konnte er dem Könige einen auf ibu gemachten Mordanfall nie vergeben. Übrigens war dieser Piaste neben K. Heinrich der hervorragendste Fürst seiner Zeit. Selbst noch halb Barbar beherrschte er barbarisch ein barbarisches Volk. Aber in ihm lebten freie und hohe Gedanken, er vollführte Thaten ewigen Ruhmes werth und schuf ein grosses Reich aus dem Nichts; das arme und schwach bevölkerte Land bereicherte er durcb zahllose Beute, die er ihm zuschleppte und durch massenweise Gefangene, die er in ihm ansiedelte; seine Nation erfüllte er mit ritterlicher Tapferkeit und heroischem Muthe. Mit allen seinen Nachbarn führte er, wenn auch nicht immer glückliche, doch auch keine unrühmlichen Kriege; auf Erwerb und Eroberung war sein Sinn unablässig gerichtet. Selbst in rohe Lüste versunken, strebte er doch seines Volkes Sitten zu verbessern; er erwies sich als ein gehorsamer Sohn der Kirche, als ein Vorkämpfer des abendländischen Christenthums. Durch ihn wurden Adalbert und später Brun die Wege nach Preussen und Russland gebahnt und als beide den Martyrertod gefunden hatten, war er es, der ihre Reliquien bewahrte und ehrte. Boleslaw beherrschte Polen von 999—1025. Ausser ihm sind in diesem Zeitraum als berühmte Fürsten zu nennen: Zar Wladimir d. Gr., 980—1015, K. Sancho d. Gr. von Navarra, 1000 bis 1035, K. Stephan d. Heilige in Ungarn, 1000—1038, K. Knut d. Gr. in Dänemark, 1016—1036. Man vermag an ihren Königen den ungeheuern Aufschwung zu ermessen, der im Zustand aller barbarischen Völker mit dem Beginne des neuen Jahrtausend eintrat. Wer wird sich z. B. bei Boleslaw nicht an den Zar Peter d. Gr. erinnern?

127) Arduin gelang es sogar — ein das grösste Aufsehen machendes Ereigniss — ein deutsches, unter dem Befehle Otto's von Kärnthen und des Mkgr. Ernst von Österreich stehendes Heer an den enganeischen Höhen zu überfallen und in die Flucht zu schlagen.

zwungen. Boleslaw III., in tyrannischer Grausamkeit gegen seine Familie,[128] wie gegen sein Volk wüthend, wurde verjagt,[129] kehrte aber mit Hilfe des Polenherzogs wieder zurück, nun mit noch unsinnigerer Wuth sich gebehrdend, bis sein Volk nothgedrungen jetzt den Beistand Boleslaws von Polen gegen ihn anflehte, worauf dieser ihn blenden liess und sich selbst in den Besitz seines Landes setzte. So waren also Polen und Böhmen in der Hand des tapfersten und kühnsten Kriegsfürsten seiner Zeit vereinigt, der nun mit aller Energie danach trachtete, alle slavischen Stämme von der Ostsee bis zur Adria seinem Scepter zu unterwerfen. Nicht nur sagte er sich sogleich vom deutschen Reiche, von dem er seine Lehen empfangen hatte, los, er unterhielt auch mit allen Feinden Heinrichs hochverrätherische Verbindungen; ja es gelang ihm, eine weitverzweigte Empörung, die bis zu den ersten Männern am Throne hinaufreichte, anzuzetteln. Schon im Frühjahr des J. 1005 standen Mkgr. Heinrich von Schweinfurt und sein Vetter, der sonst treffliche Ernst von Österreich, sowie des Königs eigener Bruder, Brun, in Waffen gegen Heinrich, und hatte der Polenherzog die Mark Meissen aufs Neue mit Krieg überzogen. Doch der König, rasch schlagfertig, warf alle seine Gegner nieder. Heinrichs Burgen wurden zerstört und er zur Flucht nach Böhmen genöthigt, Ernst wurde gefangen, Brun musste geistlich werden (er erhielt später, 1006, das Bisth. Augsburg). Ein Bündniss K. Heinrichs mit den heidnischen Liutizen[130] zerstörte die Hoffnungen Boleslaws, seine Herrschaft, wie er gedacht hatte, ausbreiten oder auch nur die bereits gewonnene festhalten zu können. Ehe das Frühjahr 1004 angebrochen war, hatte sich Mkgr. Heinrich von Schweinfurt unterworfen. Er erhielt nach einjähriger zu Giebichenstein erstandener Haft seine Güter zurück. Mkgr. Ernst, zum Tode verurtheilt, wurde auf Willigis Fürsprache hin begnadigt. Beide, Heinrich und Ernst, blieben fortan dem Könige treuergebene Freunde. Von besonderm Erfolg für Heinrich wurde die Herstellung des Bisthums Merseburg, welche Klerus und Volk längst allgemein gewünscht hatten. An Erzb. Gisilers von Magdeburg Stelle, der im Jan. 1004 starb, trat Heinrichs Kaplan Tagino; ein anderer k. Kaplan, Wighert, wurde B. von Merseburg.

Seit 2 J. war nun Arduin zum Könige Italiens gekrönt. Heinrich hatte bisher dem Flehen um Hilfe seiner dortigen Getreuen kein Gehör schenken

---

[128] Seinen älteren Bruder Jaromir lies er entmannen, den jüngern wollte er im Bade ersticken lassen. Da dieser Mord vereitelt wurde, verbannte er seine Brüder und seine Mutter.

[129] Das böhmische Volk wählte zunächst den Trunkenbold Wladiwoi, einen Verwandten des herz. Hauses, der als Verbannter in Polen lebte, dann, als dieser bald starb, die Brüder Boleslaws III.

[130] Sie erhielten sogar das Recht, unter Vortragung ihrer Götzenbilder in die Schlacht zu ziehen.

können. Jetzt, da die grössten Gefahren für Deutschland beseitigt schienen, beschloss er, ihm Folge zu leisten. Er übertrug der Kaiserin die Reichsgewalt, seinem Schwager Heinrich (V.) das Herzogthum Baiern und zog im Frühjahr über die Alpen; am 9. April war er bereits zu Trient; durch das Brentathal drang er in die Lombardei ein; Arduins Heer zerstob wie Spreu; Verona, Brescia, Bergamo und Pavia öffneten ihre Thore. In letzterer Stadt wurde Heinrich (15. Mai 1004) zum Könige Italiens gewählt und gesalbt. Ein Aufstand, der am Abende des Krönungstages ausbrach, beschwor ein fürchterliches Strafgericht über die unglückliche Stadt, die dem Feuer, deren Bewohner der Wuth der deutschen Kriegsknechte preisgegeben wurden; die weithinleuchtenden Flammen der Königsstadt verbreiteten durch ganz Italien Furcht und Entsetzen und wer sich dem gewaltigen Könige noch nicht gebeugt hatte, beeilte sich, es jetzt zu thun.

Schon im Juni war Heinrich wieder in Schwaben, wo H. Hermann (4. Mai 1003) gestorben war und zur Sicherung der Landesruhe, — Hermann hatte nur einen unmündigen Knaben hinterlassen — besondere Vorkehrungen getroffen werden mussten; dann eilte er nach den östlichen Grenzen. Bereits einmal in diesem Jahre, im Febr., hatte Heinrich wieder einen Heerzug gegen den übermüthigen Polenherzog unternehmen müssen. Das eintretende schlechte Wetter vereitelte jedoch diese Unternehmung und nöthigte den König zu schleuniger Rückkehr. Nun im August rüstete er aufs Neue. Boleslaw verlor Böhmen, mit dem der König den H. Jaromir belehnte, für immer und wurde auch gezwungen, nachdem die Hauptstadt des milzener Landes, Bautzen, in Heinrichs Hand gefallen war, die wendischen Marken zu räumen. Dem ruhmreichen Jahre 1004 sollte ein gleich ruhmreiches folgen. Wieder war für Mitte August (1005) das deutsche Heer aufgeboten, um nun Boleslaw im eigenen Lande aufzusuchen. Nur mühsam vermochten die Deutschen vorzudringen. Es gelang ihnen nicht, den Feind zu erreichen, denn die Polen suchten, so oft es zum Treffen kommen sollte, „gleich flüchtigen Hirschen“, stets das Weite. Bis in die Nähe von Posen rückte Heinrich vor. Leider schloss er hier, anstatt Boleslaw ganz zu vernichten, was jetzt möglich gewesen wäre, einen für seinen Gegner allerdings demüthigenden Frieden, denn der hochfahrende Mann musste wieder zinspflichtig werden, aber keinen Frieden, der dem deutschen Nationalgefühle, das nach so grossen Opfern, Anstrengungen und Erfolgen ein ganz anderes Resultat erwartet hatte, irgendwie genügen konnte. Im folgenden Sommer unternahm es der König, in den westlichen Provinzen des Reiches Ordnung zu schaffen. Schon im J. 1005 hatte er die Westfriesen zu ihrer Reichspflicht zurückgeführt, jetzt zog er gegen den angesehenen und kräftigen Mkgr. Balduin von Flandern, der sich der Stadt Valenciennes bemächtigt hatte; aber trotz der Mithilfe

K. Roberts von Frankreich[131]) und H. Richards von der Normandie vermochte der König deren Rückgabe jetzt nicht zu erzwingen. Erst im J. 1007, da Heinrich einen zweiten Zug gegen ihn unternahm, durch welchen seine Länder fürchterlich verwüstet wurden, ward er zur Unterwerfung genöthigt.[132]) Noch ehe hier solche Erfolge erreicht waren, sah sich Heinrich veranlasst, wiederholt gegen Boleslaw, der des Königs Grossmuth auch jetzt wieder übel lohnte, in den Kampf zu ziehen. Während er selbst die tüchtigsten Kräfte des Reiches gegen Flandern führte, sollte der Erzb. Tagino von Magdeburg den Krieg gegen Polen leiten. Noch ehe das lässig zusammentretende Heer in Sachsen sich gesammelt hatte, hatte Boleslaw bereits mit seinen Reiterschaaren die Marken bis zur Elbe überschwemmt, die Feste Zerbst erobert, sich in Besitz der wichtigen Burg Bautzen und damit des milzener Landes gesetzt und so in der Ober- und Niederlausitz wieder festen Fuss gefasst. In diesem Augenblicke grosser Noth sah sich der König überdies noch in einen gefährlichen Kampf mit Gliedern seines eigenen Hauses, mit den Brüdern Kunigundens, verwickelt, der tief in die Verhältnisse seiner Familie eingriff und die Ruhe des Reiches aufs Äusserste gefährdete. Heinrich, obwohl ein abgesagter Feind jeder Hauspolitik, hatte dennoch seinem Schwager Heinrich von Luxemburg (1004) das Herzogthum Baiern gegeben. Nun verband sich dieser mit seinen Brüdern Dietrich und Adalbert, die sich gegen des Königs Willen zu Erzbischöfen von Metz und Trier (1006 und 1008) aufgeworfen hatten. Bald wurde Lothringen der Schauplatz eines langen verheerenden Krieges, der das unglückliche Land an den Rand des Verderbens brachte. Namentlich litten die wiederholt belagerten Städte Trier und Metz. Erst auf der Synode zu Koblenz (Novbr. 1012), nachdem verschiedene Male Waffenstillstand geschlossen und der Kampf aufs Neue wieder aufgenommen worden war, zahlreiche vom Könige eingeleitete Sühneversuche gescheitert und alle Hilfsmittel der Empörer erschöpft waren, beugte sich der hartnäckige Erzb. Dietrich vor seinem Gebieter. Der 1009 entsetzte Heinrich V. von Baiern erhielt erst 1018, als der Friede zwischen dem Kaiser und den Luxemburgern völlig hergestellt und gesichert war, sein Lehen wieder zurück.

Während der Krieg im Westen Deutschlands sich durch Jahre hinzog, drohte im Osten Alles verloren zu gehen, was seit einem Säkulum erworben und mühsam befestigt worden war. Gräuelvolle Fehden

[131]) Mit K. Robert hatte Heinrich an der Maas im Sommer 1006 eine persönliche Zusammenkunft, gelegentlich deren beide ein Schutz- und Trutzbündniss schlossen und der deutsche König Frankreichs volle Selbstständigkeit anerkannte.

[132]) Um diesen mächtigen und einflussreichen Fürsten in sein Interesse zu ziehen, belehnte ihn Heinrich später mit Valenciennes und der Insel Walchern (1012). Diese Lehen nannte man Reichsflandern. Noch einmal, 1020, sah sich der Kaiser veranlasst, ihn durch Gewalt zu seiner Vasallenpflicht zurückzuführen.

waren in Sachsen, besonders in den östlichen Marken, ausgebrochen, überall war der Landfriede gebrochen. Des äussern Feindes vergessend, führten deutsche Fürsten unter sich einen Vernichtungskampf. Alle Markgrafen der Ostgrenze bekriegten sich. Wäre Boleslaw in dieser Zeit nicht in einen Krieg mit K. Stephan von Ungarn verwickelt gewesen, ganz Sachsen würde in seine Hände gefallen sein. K. Heinrich hielt 1010 über die pflichtvergessenen Herren, denen er den Schutz der Ostgrenze anvertraut hatte, ein strenges Gericht und dann erliess er ein allgemeines Aufgebot zum Streite gegen Polen. Er führte nun in Person ein sächsisches und böhmisches Heer über die Elbe, die Feinde bis zur Oder vor sich her treibend, doch da er und Erzb. Tagino plötzlich schwer erkrankten, musste man sich mit der Eroberung der Lausitz, in der alle zerstörten Burgen schnell hergestellt wurden, begnügen und das Heer wieder entlassen. Tagino starb 1012 und erhielt in Erzb. Walthard einen Nachfolger; auch diesen erreichte noch im selben Jahre der Tod. Heinrich, in Lothringen beschäftigt, hatte im J. 1012 den Krieg gegen Boleslaw wieder Anderen anvertrauen müssen. Das rasche Ende Walthards, der Umschwung der Dinge in Böhmen, wo H. Jaromir von seinem Bruder Udalrich entthront und zur Flucht nach Polen genöthigt worden war, der Abfall der Liutizen, der Verrath der vom Könige kurz vorher hartbestraften Markgrafen, vernichteten jedoch alle gehofften Erfolge des neuen Heerzugs. Der Polenherzog fiel unvermuthet in der Lausitz ein, nahm und zerstörte das kaum wiedererbaute und befestigte Lebusa (20. Aug. 1012) und gewann alle seine früheren Eroberungen zurück. Die sechsjährigen Kämpfe seit dem posener Friedensschluss hatten die Kräfte beider Fürsten, Heinrichs und Boleslaws, endlich erschöpft, Beide sehnten sich nach Frieden. Unverhofft trat zu Pöhlde, wo Heinrich das Weihnachtsfest feierte, eine polnische Gesandtschaft vor ihn; im Februar 1013 erschien Boleslaws Sohn Mieczyslaw im Hoflager zu Magdeburg, den Lehneid aufs Neue leistend und zu Pfingsten kam der stolze Boleslaw selbst zum Könige nach Merseburg. Der erwünschte, aber für Deutschland sehr ungünstige Friede wurde hier geschlossen; die Lausitz und das Milzenerland blieben als Lehen im Besitze Boleslaws.

Zwölf Jahre hatte K. Heinrich unter fortwährenden Kämpfen, aber doch ruhmreich nun das Scepter geführt. Wenn er auch nicht erreicht hatte, was er erstrebte und wenn besonders seine Erfolge gegen den Polenherzog nichts weniger als glänzende waren — nicht durch seine Schuld nahmen einige der Feldzüge einen so unglücklichen Ausgang, — dennoch hatte er endlich Ruhe und Frieden im Lande geschaffen. Grosse dynastische Veränderungen[133]) hatten zahlreiche ihm

[133]) H. Bernhard I. von Sachsen starb 1011, sein Nachfolger wurde sein Sohn Bernhard II. († 1059). Auf Erzb. Willigis von Mainz folgte der Abt Erkanbald von Fulda (1011—1021), auf Konrad von Kärnthen (1004—1011), Adalbero von Eppstein,

treuergebene Freunde zu den ersten Stellen im Reiche befördert, ihm aber auch viele heimliche Feinde und grollende Gegner gemacht. Er erkannte, dass der königliche Name allein nicht genügte, die widerstrebenden Mächte dauernd im Zaume zu erhalten und dass der Glanz der Kaiserkrone für ihn nöthig wäre, um ihm die Herrschaft über den Adel und Klerus zu sichern. Heinrich beschloss also, sich in Rom zum Kaiser krönen zu lassen. Italien erheischte ohnedies seine Anwesenheit. In Norditalien führte Arduin immer noch den Königsnamen und zählte er unter den grossen Bischöfen und dem Adel viele Anhänger; in Rom hatte Johann Crescentius, der Sohn des enthaupteten Crescentius, die Herrschaft an sich gerissen, dann aber war seit dem Jahre 1012, wo er und P. Sergius IV. bald nacheinander starben, ein wüthender Kampf um die Obergewalt zwischen den Crescentinern und den Grafen von Tuskulum dort ausgebrochen. Treu hingen an Deutschland nur die kleineren Bischöfe Oberitaliens und die rasch aufblühenden Städte, — ausser den schon früher genannten Pisa und Genua, die Städte Florenz, Lucca und Luni. Heinrich überstieg im Herbst 1013 zum zweiten Male die Alpen, feierte in Pavia das Weihnachtsfest, traf in Ravenna mit Papst Benedikt VIII. zusammen und wurde mit seiner Gemahlin am 14. Febr. 1014 in Rom von ihm zum Kaiser und zum Schutzherrn und Schirmvogt der römischen Kirche feierlichst gekrönt. Mit gewohnter Energie suchte er nun im Lande geordnete Zustände herzustellen und dem verwilderten Treiben des Adels ein Ziel zu setzen. Ein gefährlicher Aufstand in Rom (22. u. 23. Febr.), wie er bei allen Kaiserbesuchen schon fast zur Sitte geworden war, wurde im Blute erstickt, dann kehrte Heinrich zurück, Ostern in Pavia, Pfingsten wiederum in Bamberg feiernd.

Noch einmal nach seiner Entfernung erhob Arduin die Waffen gegen seine Gegner, bald aber wandte sich das ihm anfänglich geneigte Glück und müde der endlosen Kämpfe, krank an Leib und Seele, begab er sich (1014) in das Kloster Fruttuaria bei Turin, legte hier die königlichen Insignien auf dem Altare nieder, liess sich den Bart scheeren, nahm die Tracht der Brüder an und starb daselbst, 14. Dezbr. 1015. Er (der zwanzigste in der Reihe der italienischen Könige seit Karl d. Gr.) war bis auf Viktor Emanuel der letzte nationale König Italiens.

Während Heinrich in Italien verweilte, herrschte in Deutschland völlige Ruhe. Er durfte annehmen, dass die streitenden Parteien versöhnt

bisher Mkgr. im östlichen Kärnthen, Schwager Konrads (1011—1035), auf H. Hermann III. von Schwaben, sein Schwager Mkgr. Ernst von Österreich, mit Gisela vermählt (1012—1015), auf H. Otto von Niederlothringen, den letzten Karolinger, Gr. Godfried von Verdun (1005—1019), auf Erzb. Walthard von Magdeburg Gero, auf Erzb. von Hamburg Unwan, beide bisher königliche Kapläne.

seien. Nur einer der Fürsten hatte die von ihm beschworene Vasallenpflicht wiederum verletzt. Es war Boleslaw, der mehr als je seine stolzen Ideen von einem grossen unabhängigen Slavenreiche zur Ausführung zu bringen suchte. Kaum hatte er sich 1013 mit Heinrich ausgesöhnt, als er einen erbitterten Kampf mit Zar Wladimir d. Gr. von Russland, der gleich ihm hochfliegende Plane verfolgte und sein durch Eroberungen ausgedehntes Reich bis an die Grenzen Polens erweitert hatte, begann. Zur Eifersucht auf die wachsende Macht dieses gefährlichen Nachbars gesellte sich bei den Polen noch die Feindschaft des Glaubens, denn Wladimir hatte, nachdem er zu Kiew die Götzenbilder gestürzt, sich zur griechischen Kirche bekannt. Gegenseitig geschlossene Ehen (Swätopolk, der russische Thronerbe, hatte eine Tochter Boleslaws, dieser, nach Verstossung seiner bisherigen Frau, eine Tochter Wladimirs geheirathet) vermochten kaum eine nothdürftige, bei jedem Anlasse gebrochene Freundschaft zwischen Polen und Russland herzustellen.

Boleslaw hatte sich geweigert, Heinrich beim Römerzuge Vasallenpflicht zu leisten und als dieser aus Deutschland entfernt war, schickte er sogar heimlich seinen Sohn zum Böhmenherzog, um ihn zum Abfalle zu bewegen. H. Udalrich aber, misstrauisch gegen die ihm gemachten Vorschläge, hielt den jungen Mieczyslaw fest und erst als Heinrich sich denselben ausliefern liess und ein Fürstenrath für seine Freilassung sich entschied, erhielt Boleslaw seinen Sohn zurück. Boleslaw, vom Kaiser nun wiederholt vorgeladen, um sich gegen die wider ihn erhobenen Anschuldigungen zu vertheidigen, gab nur trotzige Antworten. Nun beschloss Heinrich den Krieg. An drei Orten zugleich entbrannte der Kampf, in Mähren und im milzener Lande (H. Udalrich von Böhmen und Mkgr. Heinrich von Österreich), an der obern Oder bei Krossen (K. Heinrich) und an der untern Oder (H. Bernhard und die Liutizen). Schlau wusste der Pole jedoch die beabsichtigte Vereinigung des deutschen Heeres zu verhindern, das desshalb die gewonnenen Vortheile nicht nur nicht verfolgen konnte, ja sie wieder aufgeben musste und auf dem Rückzuge sogar (1. Sept. a. d. Bober) eine sehr empfindliche Niederlage erlitt.

Heinrich ging über die Oder und die Elbe zurück. Mieczyslaw folgte ihm auf dem Fusse. Nur eine heldenmüthige Vertheidigung vermochte das wichtige Meissen vor den stürmenden Polen zu retten. Das folgende Jahr 1016 verging ohne einen Kriegszug gegen den Reichsfeind, dafür benutzten die sächsischen Herren die kurze Ruhe sogleich wieder, um eigene Händel auszufechten. Friedensunterhandlungen, von Heinrich im Frühjahre 1017 mit Boleslaw angeknüpft, scheiterten an dessen Trotz. Nun wurde mit grösserer Überlegung als sonst zum Kriege gerüstet. Boleslaw sollte von Mähren, Ungarn, Russland und Deutschland aus zu gleicher Zeit angegriffen werden. Der Kaiser verliess am 10. Juli Leitzkau, am 9. Aug. lag er vor Glogau, die Belagerung von Nimptsch hielt den Weiterzug des deutschen Heeres auf. Mittlerweile

kämpfte Mkgr. Heinrich wieder unglücklich in Mähren, die Polen machten erfolgreiche Einfälle in die Lausitz und nach Böhmen, verheerten hinter des Kaisers Rücken das Land und nöthigten auch die Liutizen zur Heimkehr; die Unterstützung der Russen blieb ganz aus. Das kaiserliche Heer schwächten ansteckende Krankheiten und Zwietracht gleichzeitig. Die Belagerung von Nimptsch musste aufgegeben werden und man war zuletzt noch froh, Böhmen und Sachsen vor dem mächtigen Feind nothdürftig schützen zu können. Wie ein Strom überfluthete nach des Kaisers Abzug ein polnisches Heer das Land zwischen Oder und Elbe und durchzog es raubend und sengend. Der mit so grossen Hoffnungen begonnene Kriegszug war vollständig gescheitert, wie durch ein Wunder Boleslaw allen seinen Feinden wieder entgangen. Am 30. Jan. 1018 wurde zu Bautzen zwischen Heinrich und ihm wiederum ein für Deutschland unrühmlicher Friede geschlossen, der dem Feinde nicht nur alles sicherte, was er vor dem letzten Kriege besessen hatte, sondern ihm auch noch seine fünfte Frau verschaffte, Oda, des Mkgr. Heinrich Schwester. Fast gleichzeitig vermählte sich Mieczyslaw mit Richezza, einer Tochter des Pfgr. Ehrenfried II. Diese Vorfälle und Verluste im Osten wurden zumeist hervorgerufen durch die Lässigkeit, mit der die von Boleslaw bestochenen und in verwandtschaftlichen Beziehungen zu ihm stehenden sächsischen Grossen den Krieg betrieben, durch den unter ihnen herrschenden Unfrieden und durch häufige, den deutschen Namen schändende Verräthereien. Deutschland vermochte kaum Meissen und Böhmen zu retten, Mähren, Schlesien und die Lausitz blieben ihm für lange Zeit hinaus verloren, und es kostete unendliche Mühe, in diesen Ländern nachher deutsche Sitte und deutsche Kultur wieder zur Geltung zu bringen, ja es ist dies bis heute dort vollständig noch nicht gelungen. Den Frieden mit Deutschland benutzte Boleslaw zu einem Siegeszuge nach Russland, der sogar das mächtige Kiew in seine Hand gab.

K. Heinrichs Regierung sollte in ununterbrochenen Kämpfen verlaufen. Noch während er mit Polen stritt, war der Krieg mit Burgund entbrannt, auf das der Kaiser schon seit 1006 seine Aufmerksamkeit gerichtet hielt.

Der letzte König Burgunds, Rudolf III. (993—1032), kinderlos, schwach und wankelmüthig, suchte bei Heinrich vor seinen übermächtigen und übermüthigen, ihn beständig tyrannisirenden Vasallen, Schutz und sicherte ihm dafür die Erbfolge in seinem Reiche, auf welche deutscher Seits zudem rechtliche Ansprüche erhoben werden konnten[134]), zu. Damals hatte Heinrich von Rudolf als Unterpfand der Erbschaft

---

[134]) Heinrich war der Sohn Gisela's, der ältesten Schwester Rudolfs III., anderer Verwandtschaften, z. B. Adelheids, Konrads II. Schwester, Otto I. Gattin, Gerberge, jüngere Schwester Rudolfs III., an Hermann II. von Schwaben vermählt u. s. w. gar nicht zu gedenken.

die Stadt Basel erhalten. Mit dieser Verabredung war jedoch der Adel Burgunds nicht einverstanden, an dessen Spitze sich der angesehene, reichbegüterte Lombarde, Otto Wilhelm (Enkel K. Berngars II. und Sohn K. Adalberts, des Bedrängers der K. Adelheid) stellte. Zu Anfang 1016 stieg Rudolfs Noth so hoch, dass er sich entschloss, schon bei Lebzeiten der Regierung zu entsagen. Bei einer Zusammenkunft am Pfingstfeste zu Strassburg belehnte er seinen Neffen mit der Regierung Burgunds. Diesem Vorgange setzte sich Otto Wilhelm mit gewaffneter Hand entgegen und es gelang dem Kaiser nicht, dessen Widerstand zu besiegen. Im Febr. 1018 erschien Rudolf wieder am Hofe Heinrichs zu Mainz, die alten Zusagen erneuend. Ein zweiter und dritter Kriegszug nach Burgund 1018 und 1020 blieben ebenfalls erfolglos, ja der Kaiser scheint zuletzt sogar seinen Hoheitsrechten über das Land für die Zeit, da Rudolf am Leben blieb, entsagt zu haben (Basel, 1023). Das Land und der schwache König mussten ihren Feinden überlassen werden; ein wüster, gesetzloser Zustand riss ein, dem ein von den Bischöfen (1018) aufgerichteter Landfriede nur wenig zu steuern vermochte.

Der erste frische Glanz der Kaiserkrone war in den wenig ruhmreichen Kämpfen gegen Polen und Burgund rasch getrübt worden. Durfte man sich wundern, wenn die Vasallen des Reichs immer frecher wurden? Zumeist herrschte in Lothringen Unfriede, hervorgerufen und genährt von den in ihren ehrgeizigen Erwartungen getäuschten nächsten Verwandten der K. Kunigunde. Nur mit äusserster Anstrengung konnte sich H. Godfried gegen den Hass und die Eifersucht des eben so zügellosen und wilden, als stolzen Adels, der das unglückliche Land zum täglichen Schauplatze seiner Fehden machte, vertheidigen. Erst nach einer blutigen Schlacht (27. Aug. 1017), in der Graf Gerhard (der K. Kunigunde Schwager) und sein Anhang eine vernichtende Niederlage erlitten,[135]) kehrten bessere Zustände zurück. K. Heinrich hielt im März 1018 eine Synode zu Nymwegen, um die lange dauernden Händel zu endlichem Ausgleiche zu bringen. Die beiden angesehensten Männer, H. Godfried und Gr. Gerhard mussten sich hier versöhnen, der alte Widersacher des Kaisers, Erzb. Heribert von Köln, wurde durch Gunstbeweise gewonnen; die Grafen Heinrich, Reginar[136]) und Berthold bewog die Milde Heinrichs zur Nachgiebigkeit.

Noch einmal entbrannte im Sommer 1018 ein gefährlicher Kampf in Niederlothringen gegen den Gr. Dietrich, den Neffen der Kaiserin,

[135]) Gerhards Sohn, Sigfried, wurde gefangen, sein Schwestersohn, der fränkische Gr. Konrad (der spätere K. Konrad II.), verliess schwer verwundet den Platz.

[136]) Ersterer Sohn, letzterer Neffe Gr. Lamberts von Löwen, der mit einer Tochter H. Karls von Lothringen vermählt, nach Otto's Tode die nächsten Ansprüche auf das Herzogthum Lothringen erhob, aber in der Schlacht bei Fleurus, 12. Sept. 1015, den Tod fand. Erst der Urenkel Lamberts, Godfried V. (1106—1140) wurde Herzog von Lothringen.

der den unglücklichen Tag von Vlaardingen zur Folge hatte, in welchem 3000 Ritter, meist Vasallen der Bischöfe von Utrecht, Lüttich, Cambray und Köln, das Leben verloren. In Oberlothringen, wo der Kampf um den Bischofsstuhl zu Trier zwischen Adalbero, der Kaiserin Bruder, der sich eigenmächtig dort eingedrängt und Megingard, den der Kaiser dahin gesetzt hatte, ununterbrochen fortwüthete, wurde erst dann die Ruhe hergestellt, als nach Megingards Tode Heinrich den Bruder des Mkgr. Heinrich von Oesterreich, den mannhaften und tapfern Poppo, bisher Probst in Bamberg, zum Erzb. von Trier erhob (1016).

Während K. Heinrich in Burgund kämpfte und die Ruhe in Lothringen herzustellen suchte, entbrannte auch die Fehde in Schwaben. H. Ernst, der Gemahl Gisela's, fand einen jähen, unglücklichen Tod. Der Fehlschuss eines Vasallen raffte ihn auf der Jagd in frischester Manneskraft dahin (1015). Er hinterliess zwei Söhne, von denen der älteste, der nachher so unglückliche Ernst II., mit dem Herzogthum belehnt wurde. Gegen des Kaisers und der Kirche Willen heirathete Gisela 1016 ihren Vetter, den Gr. Konrad von Franken (später K. Konrad II.) und gebar ihm (28. Okt. 1017) den nachherigen K. Heinrich III. Der über diese Verbindung erbitterte Kaiser (dem Gr. Konrad überhaupt nie hold) entzog Gisela die vormundschaftliche Regierung über Schwaben und übergab sie dem Erzb. Poppo von Trier, dem Oheim des jungen Ernst II. Konrad, auch darüber erzürnt, dass sein Vetter Konrad, der Sohn H. Konrads von Kärnthen, von der Erbfolge ausgeschlossen worden war, griff zum Schwerte, konnte aber nennenswerthe Erfolge nicht erzielen. K. Heinrich verbannte ihn auf kurze Zeit, dann wartete er in Ruhe besserer Zeiten.

In Schwaben zur Ruhe gekommen, suchte Heinrich nun auch in Sachsen, wo Adel und Klerus stets noch in blutigem Kampfe lagen und sogar die bisher getreuen Fürsten eine trotzige Haltung angenommen hatten, den Frieden wieder herzustellen. Die wendischen Hilfsvölker, Liutizen, Obotriten und Wagrier, hatten sich nämlich empört, den H. Mistislaw verjagt, das sächsische Joch abgeschüttelt, die christlichen Priester getödtet.[137]) H. Bernhard II., vom Kaiser, der seine ehemaligen Bundes-

137) Die Wenden, von H. Boleslaw in ihrer Selbstständigkeit bedroht, hatten 1003 Frieden mit K. Heinrich geschlossen und waren, wie B. Thietmar sagt, aus Feinden der Deutschen, die besten Freunde des Königs geworden. Sie traten in ein gewisses Abhängigkeitsverhältniss zum Reiche, gaben Tribut, räumten dem Könige einige Festen in ihrem Lande ein, brachten wichtige Fälle vor seinen Richterstuhl und namentlich gelobten sie ihm Heeresfolge zu leisten. Im Übrigen liess sie Heinrich gewähren und gestattete ihnen nicht nur freie Ausübung ihres Götzendienstes, sondern, wie schon erwähnt, sogar die Vortragung ihrer Götzenbilder in der Schlacht. Diese Nachsicht des Königs gerade in diesem Punkte fand aber bei der Geistlichkeit, besonders den B. von Havelberg und Brandenburg, die ihre ganzen Sprengel eingebüsst hatten und dem Einsiedler Günther, der vergebens die Liutizen zu bekehren versuchte, den heftigsten Tadel. Im J. 1018 griffen die letzteren in Verbindung mit

genossen mit grösster Nachsicht behandelt wissen wollte, lange hilflos seinem Schicksale überlassen, sah zuletzt seine ganze Macht auf dem Spiele stehen. Es gelang endlich den Bemühungen Heinrichs und des Erzb. Unwan von Hamburg, die aufrührerischen Stämme zur Zinspflichtigkeit und unter Bernhards Herrschaft zurückzuführen, aber der christlichen Kirche waren, da sämmtliche wendische Völkerschaften wieder zum Heidenthum zurückgekehrt, schwere, spät erst geheilte Wunden geschlagen.

Nur sehr mühsam war K. Heinrich allmälig ans Ziel seiner Bestrebungen, Deutschland endlich ganz beruhigt zu sehen, gelangt. Noch eine Streitsache blieb zuletzt auszugleichen, die anscheinend geringfügigste von allen, und doch diejenige, über die selbst der Kaiser nicht Herr zu werden vermochte. Otto, Graf v. Hammerstein, hatte den kirchlichen Gesetzen entgegen sich mit seiner Base, der schönen Irmengard, vermählt. Heisseste Liebesleidenschaft hatte so ein Band geknüpft, das die engherzige Beschränktheit der Kirche verfluchte. Die Verfolgungen, welche die jungen Gatten zu dulden hatten, steigerten nur ihre Neigung. Vergebens zürnte der Kaiser, ermahnte der Klerus, wurde Acht und Bann über die Schuldigen gesprochen. Drei Monate (1020) belagerte das kaiserliche Heer den trotzigen Ritter in seiner festen, bei Andernach a. Rh. gelegenen Burg. Otto und Irmengard, nachdem der Hunger die Besatzung zur Übergabe gezwungen, schweiften, ohne von einander zu lassen, — Martyrer treuer Liebe — seitdem im Elende umher. Da die Ehre des Reiches wie der Kirche gleicherweise durch solche Hartnäckigkeit gefährdet schien, so berief der Erzb. Aribo von Mainz 1023 ein Konzil, auf dem der ärgerliche Handel beigelegt werden sollte. Otto, aus Furcht vor dem Kaiser, beugte sich, aber sein Weib entfloh nach Rom, bei Benedikt VIII., der den hartnäckigen Erzbischof ohnedem hasste, Hilfe und Vergebung zu suchen. Sie sollte auch wirklich dispensirt, ihrem Verfolger Aribo das Pallium entzogen und er somit seiner Würde entsetzt werden. Des Papstes Tod verhinderte jedoch die Ausführung dieser Maassregeln.

K. Heinrich wusste endlich alle höheren Reichsstellen in den

---

den bereits christianisirten Obotriten zu den Waffen. Alle Kirchen des Landes wurden eingeäschert, die Kreuze niedergerissen, die Priester in Ketten gelegt und grausam hingerichtet. Am Schrecklichsten wütheten die Aufrührer, nachdem H. Mistislaw verjagt war, in Oldenburg, wo auch ein Bischof seinen Sitz hatte. Ein grosser Theil des Klerus wurde hier sogleich niedergemacht, was man in der ersten Wuth verschonte, nur zu noch schlimmerer Marter aufgespart. Man schnitt den Unglücklichen mit ausgesuchter Bosheit das Kreuzeszeichen in die Kopfhaut ein und trieb sie dann unter Geisselhieben von Ort zu Ort, bis sie todt zusammensanken. So starben in Oldenburg allein 60 Priester, darunter Probst Oddar, ein Verwandter des dänischen Königshauses. Mit einem Schlage war wiederum das Christenthum unter den Obotriten und Wagriern vernichtet. B. Bernhard v. Oldenburg, dem es gelungen war, dem Blutbade zu entfliehen, flehte vergebens bei K. Heinrich um Hilfe.

Händen treuer Anhänger.[138]) In fast 20jährigen Kämpfen hatte er den Trotz des Adels gebrochen, die Macht der Krone zur Anerkennung gebracht, die Zuneigung seines Volkes, die Bewunderung der Welt gewonnen. Friede und Frohlocken umgaben ihn, wenn er in der Fülle seiner Macht von Land zu Land zog, die Treuen zu belohnen, die Ungehorsamen zu züchtigen, die öffentliche Ruhe durch weise Anordnungen zu schirmen. Nun auch durfte er wieder daran denken, nach siebenjähriger Abwesenheit Italien heimzusuchen, wo sich so Vieles verändert hatte. Noch sass Heinrichs Freund, der Tuskulaue Benedikt VIII. auf dem Stuhle Petri. Die Keime höherer Bildung, die Gregor V. und Sylvester II. einst in den Boden Roms zu legen versucht, waren ohne Ertrag geblieben. Der Papst, selbst ohne höhere Bildung und ganz ein Prototyp der barbarischen Lebensgewohnheiten des damaligen Roms, sah sich von einem sittenlosen Klerus umgeben. Glücklicher Weise war er ein Mann von seltenem Scharfblick und grosser Geschicklichkeit. Beide Eigenschaften ermöglichten es ihm, die gefahrvollsten Unternehmungen zu erwünschtem Ziele zu führen. Nach langer Zeit besass die Kirche wieder ein Oberhaupt, das nicht nur seine Gewalt in der Stadt zu befestigen wusste, das auch die Befreiung Italiens vom Joche der Griechen und Saracenen mit Kühnheit und Ausdauer anzustreben wagen durfte. Im J. 1012 hatten räuberische Araber Pisa, 1016 die alte Stadt Luni zerstört und das gesegnete Toskana geplündert. Der Papst an der Spitze eines italienischen Heeres vernichtete nach einem dreitägigen furchtbaren Kampfe die Erbfeinde Italiens. Ihr Anführer, Modschahed, floh, von den Pisanern und Genuesen verfolgt, nach Sardinien und ward von ihnen genöthigt, auch diese Insel preiszugeben. Nicht besser erging es ihm in den folgenden Jahren an den Küsten der spanischen Mark und in der Provence.

Um diese Zeit machten auch die Griechen, aus träger Ruhe von kühnen Empörern aufgerüttelt, einen letzten energischen Versuch, ihre Macht in Süditalien zurückzugewinnen. Während der Norden Italiens von saracenischen Seeräubern, die aus Afrika kamen, beunruhigt wurde, hatten auch die südlichen Provinzen von den unausgesetzten Einfällen sicilianischer Araber furchtbar zu leiden. Unmittelbar nach Otto's III. Tode (1003) wurde die griechische Hauptstadt 5 Monate hindurch von ihnen belagert. Im J. 1009 fiel Kosenza, die festeste Stadt Kalabriens, in ihre Hände, worauf sie Salerno und Apulien verwüstend überzogen. Bald standen die Feinde wieder vor den Thoren Bari's. Alle Klagen und Hilferufe der, unaufhörlicher Plünderung preisgegebenen unglück-

[138]) Köln wurde nach des starren Heriberts Tode 1021 an einen jungen bairischen, dem Kaiser verwandten Kleriker, Piligrim († 1036) übergeben, das erledigte Mainz war im gleichen Jahre einem Vetter Piligrims, dem talentvollen, strebsamen Aribo (1021—1031) zu Theil geworden.

lichen Länder verhallten in Konstantinopel ungehört. Da fassten reiche Bürger von Bari, Melus und sein Schwager Dattns, den Entschluss, ihre Mitbürger zur Freiheit aufzurufen und der griechischen Herrschaft in Süditalien für immer ein Ende zu machen (1010). Nun musste man sich am Hofe zu Byzanz zu einem völligen Verzicht auf die fernen Provinzen oder zu einem Entscheidungskampfe entschliessen. Im J. 1011 landete ein bedeutendes griechisches Heer. Bari ward belagert und nach zwei Monaten genommen, ebenso Ascoli. Vergebens flehten Melus und Dattus zu Benevent, Salerno und Kapua um Beistand. Nur Benedikt VIII. lieh ihnen Gehör. Er übergab dem Dattus einen festen Thurm am Garigliano und gewann dem Melus die Hilfe von 250 normännischen Rittern, die eben damals (1016) nach Italien gekommen waren, um gegen die Saracenen zu fechten.[139] Im Mai 1017 schlug Melus mit den ihm verbündeten tapfern Fremdlingen und einem kleinen von ihm selbst angeworbenen Heere die Griechen am Fortore, und gewann, von Sieg zu Sieg eilend, bald das ganze Apulien wieder bis hinab nach Trani. Nun aber langten neue ungeheure Streitkräfte aus Byzanz an, darunter ebenfalls nordische Hilfsvölker; Russen und Waräger. Der neue Katapan Basilius Bugianns kämpfte mit grossem Glücke. Auf der altberühmten Wahlstatt am Ofanto bei Kannae erlitt Melus eine vollständige Niederlage. Nur er und sechs normännische Ritter sollen dem furchtbaren Blutbade entronnen sein. Nicht besser erging es ihm bei Salerno, wo er mit 3000 Normannen den Griechen aufs Neue entgegenzutreten versuchte, wo aber nur 500 seiner Gefährten aus der Schlacht zurückkehrten. Melus (der jedoch sein Vaterland nicht mehr sehen sollte, er † zu Bamberg 1020) und der Normanne Rudolf eilten nun nach Deutschland, bei K. Heinrich Hilfe suchend. Bald nach ihnen traf sogar der Papst, für das Schicksal Italiens besorgt und beängstigt durch die wachsende Macht der Griechen, in Person am kaiserlichen Hoflager zu Bamberg ein. Mit nie gesehener Pracht vom Kaiser empfangen, feierten hier die beiden höchsten Häupter der Christenheit gemeinsam das Osterfest, weihte Benedikt die neuerbaute Stephanskirche und bereicherte er sie mit den prächtigsten Geschenken. 72 Erzbischöfe und Bischöfe und eine un-

---

[139]) Zu Anfang des J. 1016 landeten, aus Jerusalem zurückkehrend, *zufällig* 40 Normannen vor dem von den Ungläubigen hart-belagerten Salerno. Die Bedrängniss der Stadt erkennend, forderten sie Waffen und Pferde und warfen sich mit so kühnem Muthe auf die zahlreichen Feinde, dass diese entsetzt das Weite suchten. Durch sie veranlasst, kamen noch im selben Jahre obige 250 Ritter unter Führung von 5 Brüdern, von denen Gisilbert, eines Mordes wegen, die Heimath hatte verlassen müssen, nach Italien. In Rom hoffte er Lösung von seiner Blutschuld, im Kampfe mit den Ungläubigen die Gnade des Himmels zu gewinnen. Er fiel schon in der ersten Schlacht. Nach ihm übernahm sein Bruder, der kühne und ausdauernde Rudolf die Oberleitung seiner Landsleute.

zählbare Schaar weltlicher Fürsten, Grafen und Ritter hatten sich in diesen Tagen in der Feststadt zusammengefunden. Während hier aber und ebenso in Fulda, wohin Kaiser und Papst sich noch begaben, Freude und Jubel herrschten, gestalteten sich die Verhältnisse Italiens immer gefahrvoller. Die Griechen hatten Apulien wieder gewonnen, und im Beneventschen eine starke Feste, Troja, erbaut. Dattus, in seiner Burg am Garigliano belagert, gerieth in Gefangenschaft und wurde zu Bari, in einen Sack genäht, ins Meer geworfen. Von den longobardischen Fürsten hielt nur Laudulf V. von Benevent noch treu zu Kaiser und Papst. Pandulf IV. von Kapua und sein Bruder Atenulf, Abt von Monte Cassino, wie Waimar II. von Salerno waren zu den Griechen übergegangen.

K. Heinrich zog im Winter 1021 über die Alpen. Im Dezember hielt er einen grossen Landtag zu Verona; bei seinem Stiefbruder dem Erzb. Arnold zu Ravenna (natürlicher Sohn II. Heinrichs II. von Baiern) feierte er Weihnachten. Mit Beginn des J. 1022 ging er, sein 60,000 Mann starkes Heer in drei Theile geschieden, südwärts. Im März langte er in Benevent an, kurz darauf begann die Belagerung von Troja, das sich nach 13 Wochen ergab. Erzb. Piligrim von Köln, welcher einen der drei Heerhaufen führte (den andern befehligte der Patriach Poppo von Aquilea), nahm während dieser Zeit Kapua, Salerno, Neapel und Amalfi. Die heisse Jahreszeit nöthigte den Kaiser, noch ehe er seine Absichten vollständig erreicht hatte, zu schleuniger Rückkehr, die trotzdem nicht schnell genug bewerkstelligt werden konnte, denn eine ansteckende Seuche raffte den grössten Theil seines Heeres hin und nur mit geringer Begleitung langte er im Herbst wieder in Deutschland an, wo man es bereits schmerzlich zu empfinden begann, welche furchtbaren Opfer an Menschenleben bei geringem wirklichen Gewinn die Römerzüge dem Vaterlande kosteten.

Die letzten Lebensjahre des Kaisers füllten die Vorbereitungen zu einer durchgreifenden Reformation der abendländischen Kirche, während ihn zugleich die umfassendsten Plane zur Aufrichtung eines allgemeinen Friedens beschäftigten. Mit rastlosem Eifer verfolgte Heinrich seine Absichten. Um sie durchführen zu können, trat er mit K. Robert I. von Frankreich in enge Verbindung. Beide Fürsten sahen sich im August, da, wo der Chiers in die Maas sich ergiesst. Der Kaiser, den die grösste Pracht umgab, lagerte bei Ivois am Chiers, der König, ebenfalls vom glänzendsten Hofstaat umgeben, bei Mouzon an der Maas. Im freundlichsten Einvernehmen wurden die Verhandlungen gepflogen und schieden die Könige wieder von einander.

Alle Bestrebungen Heinrichs fanden von Seite Benedikts VIII. die eifrigste Unterstützung. Aber die deutschen Bischöfe blickten voll Sorge auf das intime Verhältniss zwischen Kaiser und Papst, das ihrer eigenen Macht Gefahr drohte und das leider so bald schon gestört werden

sollte; denn Benedikt starb, noch ehe die lange vorbereiteten Plane zur Ausführung gelangen konnten und ehe es zu einem von den geängstigten deutschen Bischöfen angestrebten allgemeinen Konzile gekommen war. Dieser Todesfall traf den Kaiser sehr schwer. Tief gebeugt, zudem durch den Verlust so manches zuverlässigen Mannes — die letzten Jahre hatten unter seinen Freunden grosse Lücken gebrochen — in Sorge versetzt, fühlte er selbst nun sein Ende mit schnellen Schritten herannahen. Krank und schwach und kaum die Beschwerden der Reise überwindend, feierte er 1023 zu Bamberg ein trübes Weihnachtsfest, 1024 zu Magdeburg Ostern, zu Goslar Pfingsten. Schwerem Leiden erliegend, beschloss er bald darauf in seiner Pfalz zu Grona, 13. Juli 1024, sein thatenreiches Leben. Mit ihm starb auf sächsischem Boden der Herrscherstamm Heinrichs I. aus, der Deutschland in 105 Jahren fünf Könige gegeben hatte, deren Heldenruhm das Abendland staunend bewunderte, deren Grösse sowohl als Unglück die allgemeinste Theilnahme der christlichen Welt zu erregen im Stande war.

Heinrich hatte in seiner Jugend in dem trefflichen B. Wolfgang von Regensburg einen vorzüglichen Lehrer gefunden, in dessen Schule seine guten Anlagen sich aufs günstigste entwickelten. Von frühe an der Kirche aufrichtig ergeben, galt er viel beim Klerus. Der Weg, den er als König zu wandeln hatte, war ein überaus dornenvoller, sein ganzes Dasein opferte er den Sorgen der Regierung. Nirgends fand er bei seinem Regierungsantritt aufrichtige Hingabe an die Interessen des Reichs vor. Tausendfältige Sonderbestrebungen hemmten während seines ganzen Lebens die Entfaltung seiner Herrschergewalt. Dennoch gelang es seiner Klugheit, Ausdauer und Freigebigkeit, sich endlich alle widerstrebenden Elemente dienstbar zu machen. Ein kränklicher Mann, der er war,[140] gönnte er sich doch keinen Augenblick Ruhe. Unter den grössten körperlichen Beschwerden stürmte er vom Norden zum Süden, vom Osten zum Westen im Kriegswetter mit Blitzeseile einher. Kinderlos übte er seines Amtes Pflichten mit der Treue eines Fürsten, der seine Stellung auf eine blühende Nachkommenschaft zu vererben strebt. Nicht wie ein Erbgut verwaltete er das Reich, sondern wie ein ihm vom Himmel übertragenes Lehen. Freundschaft und Treue hat er selten gesucht und gefunden, nur mit seiner Gemahlin war er stets ein Herz und eine Seele. Das Glück war ihm nicht immer getreu, im Unglück aber erprobte sich sein Werth. Er, der Ehrliebende, liebte

[140]) Heinrich soll an einer ihm angebornen Kolik gelitten haben. Adalbold spricht von einer gravissima infirmitas. In Monte-Cassino erzählte man sich später, dass er an Steinschmerzen gelitten habe, die durch ein Wunder Benedikts gehoben worden seien. Die Wunder der h. Erendrudo melden, dass seine Krankheit die Epilepsie gewesen sei, wovon ihn die genannte Heilige geheilt habe. Nach der gewöhnlichen Vorstellung war er lahm. Eine bestimmte Nachricht über sein eigentliches Leiden fehlt uns.

die Freuden eines ritterlichen Mannes, die Hitze des Kampfes, die Waidlust und ritterliche Spiele. Seine Hofhaltung überbot an Pracht und Glanz Alles, was seine Zeit kannte. Hätte er friedlichere Tage gesehen, er würde aus Deutschland einen Musterstaat gemacht haben. Man darf sich ihn nicht vorstellen, wie ihn, den (am 14. März 1146) unter die Heiligen erhobenen, die Legende schildert, als einen Mönch im Purpur, als einen Büsser in der Krone. Er ist einer der wenigen Fürsten, denen das Beiwort „der Fromme“ nicht zur Unehre gereicht. Heinrich war vielmehr unter allen deutschen Kaisern einer der praktischsten, ausdauerndsten und energischsten Herrscher. Die Treue, die er selbst einst seinem Vorgänger bethätigt hatte, die Anhänglichkeit, die er gegen ihn über das Grab hinaus an den Tag legte, sind ein schönes Zeugniss seiner Gesinnung; aber nicht wie Otto III. strebte er ein Römerreich, sondern wie sein grosser Urgrossvater ein deutsches Reich herzustellen, es stark und blühend zu machen. Das rauhe Sachsen war sein liebster Aufenthalt, es erschien ihm wie ein Paradies der Fülle und des Lebensgenusses und heiter lachte es ihn immer wieder an, selbst wenn er aus dem gesegneten Süden dahin zurückkehrte.[141]) Wie er unermüdlich in der Bekämpfung seiner äussern Feinde war, so war er auch unablässig auf Begründung eines gesicherten Rechtszustandes und gesetzlicher Ordnungen im Innern seines Reiches bedacht. Der Tyrannei und Willkür des übermächtigen Adels, den er strenge zu den Pflichten seines Amtes anhielt, strebte er durch Gesetz und Recht, wie durch die heiligen Mittel der Kirche zu steuern, der Unterdrückung des niedern Volkes, das bei der allgemeinen Unsicherheit zumeist litt, suchte er durch einen vom Adel beschworenen allgemeinen Landfrieden zu wehren, das Königthum sollte sich als schützende Gewalt über Alle und Alles erhöhen. Indem er darauf Bedacht nahm, den schwankenden staatlichen Verhältnissen Halt und Zusammenhang zu geben, begründete er aufs Neue die tief erschütterte Macht der Krone und gab ihr solches Ansehen, dass sich das deutsche Königthum bald nachher zu einer Höhe emporheben konnte, die es vorher nie erreicht hatte, nachher nie wieder erreichen sollte.[142])

[141]) Sachsen, in dem sich während der Regierungszeit der sächsischen Kaiser eine ungewöhnliche Betriebsamkeit entwickelte (im Lüneburgischen und Bremischen war der Mittelpunkt des nordischen Handels, der durch den Zufluss italienischen und griechischen Geldes und die ergiebig gemachten Bergwerke des Harzes noch belebt wurde), wird also geschildert: „Spärliche Klöster, sehr wenige Kirchen, bis ins 12. Jahrh. Wildniss und der alte Zustand der Germanen des Tacitus, einzelne Meierhöfe und Wälder von ungeheuerer Ausdehnung, vor Heinrich den Löwen erweislich wenig Anbau des Bodens, Städte in sehr geringer Anzahl.“

[142]) Das Christenthum befestigte sich während der letzten Jahrzehnte in Ungarn und Polen. Im Norden und Osten Deutschlands gingen und blieben die einst von Otto I. dem Evangelium gewonnenen Provinzen wieder verloren. Die Könige des Nordens, obgleich dem Namen nach Christen und in ihren Staaten der Wirksamkeit englischer Missionare kein Hinderniss in den Weg legend, blieben bis zum Ende des 10. Jahrhunderts die vornehmsten Räuber und gefürchtetsten Feinde christlicher Völker. Erst unter K.

In einer Zeit, in der die weltliche Gewalt mit den empörten, nach Gleichberechtigung ringenden Mächten noch immer in einem so hartnäckigen und mörderischen Kampfe lag, wie in der Regierungsperiode der sächsischen Kaiser, konnten die allgemeinen Kulturverhältnisse kaum zu günstiger Entwicklung gelangen. Zwar erhielt Deutschland

§. 2. Das Papstthum.

Knud änderten sich diese Zustände. Dieser Fürst, Kriegsheld und Gesetzgeber zugleich, ein Jüngling an Jahren, da er zur Regierung kam, bethätigte, wunderbar von der Natur ausgestattet, die gereifte Erfahrung des Mannes und wurde dem Norden, was einst Karl der Grosse dem mittlern Europa war. Er errichtete in Schonen, auf Finnland und Fünen neue Bisthümer. In Norwegen gewann sich K. Olaf, mit starrer Härte die letzten Reste des Heidenthums unterdrückend, den Namen eines Heiligen. Nur Ein deutscher Missionar zieht während der Regierungszeit K. Heinrichs unsere Aufmerksamkeit auf sich, es ist dies der feurige Mönch Brun, aus vornehmem, der kaiserlichen Familie verwandtem, sächsischen Geschlechte, in der Stiftsschule zu Magdeburg gebildet, von Otto III. 996 mit nach Italien genommen, durch Romualds Beispiel dazu bewogen, 1001 Eremit zu Pereum. P. Sylvester II. stellte ihn an die Spitze einer von H. Boleslaw begehrten Mission und machte ihn, den Nachfolger des h. Adalberts, zum Erzbischof unter den Heiden. Da nun 1004 Deutschland im Kriege mit Polen lag, so ging Brun zuerst nach Ungarn, im Dezbr. 1007 nach Kiew zu Zar Wladimir und von da zu den Petschenegen, dem grausamsten und wildesten Heidenvolke. Er wirkte mit Erfolg unter ihnen, kam dann nach Polen und sandte von hier aus einen seiner Begleiter, den Mönch Rohert, nach Schweden, um den K. Olaf zu taufen. Brun erlitt am 14. Febr. 1009 in Preussen mit 18 seiner Gefährten den Martyrertod.

Hat Heinrich auch weniger Interesse für die auswärtige Mission an den Tag gelegt, so war er doch um so eifriger darauf bedacht, die kirchlichen Zustände Deutschlands zu heben. Im engsten Bunde mit dem Episkopat suchte er ohnedem die Stütze seiner Herrschaft. Er wusste auf die hervorragenden Bischofssitze tüchtige, würdige und ihm ergebene Männer zu bringen; die Klöster reformirte er mit schonungsloser Konsequenz. Obwohl er mit der Kirche in die intimsten Beziehungen trat, unter dem Klerus seine nächsten Freunde sich wählte, mied er doch jede phantastische Schwärmerei, die seinen Vorgänger so missliebig bei seinem Volke gemacht hatte. In die festen Ordnungen der Kirche, in ihre anerkannten Lehren und Satzungen hatte er sich dagegen tief eingelebt, sie beherrschten in jedem Augenblick sein Denken und Sein. Ihre klar und bestimmt ausgeprägten Formen mussten seinem ordnenden, praktischen Geiste besondere Befriedigung gewähren und ihm Muster und Vorbild auch für das staatliche Leben worden. Selten hat ein Kaiser die kirchlichen Vorschriften mit gleicher Sorgfalt beobachtet, sich ergebener ihren Dienern gezeigt, eine glänzendere Freigebigkeit gegen sie bethätigt, als Heinrich. Aber dennoch würde man irren, wollte man annehmen, dass er sich dem Klerus gleichgestellt oder gar untergeordnet habe. Kein anderer Herrscher hat die Kirche so unter seinen Willen gebeugt, sie mit festerer Hand gelenkt, als er. Sie musste durchaus seinen staatlichen Zwecken dienen, über sie und ihr Gut nahm er die unbeschränkteste Herrschaft in Anspruch. Massenhaft entzog er das Klostervermögen bisheriger Verwendung und machte es dem Staate dienstbar, auf die gewaltsamste Weise griff er in seinen reformatorischen Maassnahmen in die inneren Verhältnisse der Klostergeistlichkeit ein. Unermessliche Reichthümer waren im Laufe der Zeit den Abteien zugeflossen; ihre Insassen führten unter mildem Regimente ein höchst angenehmes, sorgloses Leben. Die Tage, in denen Klöster allein die verglimmenden Funken der Wissenschaft genährt, wo sie allein zahlreiche todesmuthige Missionare nach dem Norden und Osten entsendet hatten, waren schon vorüber. Bereits herrschten Über-

vorübergehend unter Heinrich I. und Otto d. Gr. und später wieder unter Heinrich II. ruhigere Tage, aber selbst der ungewöhnlichen Kraft dieser Männer gelang es nicht, einen so sehr gewünschten, dauernden Frieden aufrecht zu halten und die wilden Leidenschaften zu bändigen, welche Aller Herzen noch erfüllten. Die Menschen von damals hatten eiserne Stirnen. Sie zeigten sich ohne Verstellung nackt, kühn und furchtbar, wie sie waren. Die ausschweifendsten Laster verbanden sich mit dem abschreckendsten Aberglauben. Rohheit, Bosheit und Grausamkeit traten neben die auffälligsten Bussübungen und die Werke äusserlicher Frömmigkeit. In dem täglich wieder entbrennenden Kampfe begegneten sich endlich zwei Gewalten, die, bisher unter sich selbst im Streite, nun gegenseitig sich zu verbinden und zu stützen suchten. Von dem Augenblicke an, da man in Rom erkannt hatte, dass das

muth, Üppigkeit, Zank und Faulheit hinter ihren Mauern und die alten Ordnungen waren in ihnen mit Benedikts Regel meist in Vergessenheit gekommen. Wie gerechtfertigt erschienen also des Kaisers Maassnahmen; aber mit den von ihm vorgenommenen Reformen waren gewöhnlich die kolossalsten Beraubungen verbunden und ein massenhaftes Einziehen der Klostergüter, über die er zu Reichszwecken nun verfügte. Unaufhörlich mussten Bischöfe und Äbte ihm Hof- und Kriegsdienste leisten, den Hofunterhalt bestreiten, Geldbeiträge und grosse Geschenke geben. Sie waren seine Beamten, Minister, Feldherren und Gesandten; auf ihre Schultern wälzte er, wo es anging, die Bürde der Regierung. So sehr der Klerus über diesen frommen Herrn seufzte, so sehr hing er doch wieder mit grösster Verehrung an ihm; gab er doch nicht selten mit der andern Hand, was er mit der einen nahm und war er doch sein festester Schutz und ergebenster Freund. Sobald Heinrich in seiner Herrschaft sich etwas gesichert wusste, schritt er dazu, sich durch die Stiftung des Bisthums Bamberg ein bleibendes Denkmal zu errichten. Die Gegenden am obern Main und der Redniz lagen verödet. Die Bewohner waren in den Stürmen des 10. Jahrhunderts fast ausgerottet worden. Nach der Gründung des Bisthums hob sich rasch der Wohlstand des Landes, Bamberg selbst wurde eine gesuchte Hochschule deutscher Gelehrsamkeit, die Kunst und Wissen nach allen Richtungen hin förderte. Nur mit der grössten Mühe konnte Heinrich seinen Lieblingsgedanken durchführen, denn die babenbergischen Güter, die er selbst in Franken besass, reichten nicht hin, die Stiftung gehörig auszustatten und die B. von Würzburg und Eichstädt, die einen Theil ihrer Diözesen im Volkfeld und Radenzgau abtreten sollten, hielten mit bekannter kirchlicher Zähigkeit an ihrem Eigenthume fest. Heinrich gewann durch trügerische Vorspiegelungen zuerst den Bischof von Würzburg auf der Synode zu Mainz (1007) für seine Plane, dann auf dem Tage zu Aachen (22. Oktbr.) die Zustimmung der Herzöge und Grafen, und auf der grossen Synode zu Frankfurt (1. Nov.) die der Bischöfe. Hier trat das neue Bisthum thatsächlich erst ins Leben; Eberhard, ein Verwandter des Königs, bisher sein Kanzler, wurde von Willigis zum ersten Bischofe von Bamberg geweiht. Sechs Abteien noch mussten der neuen Stiftung ihre Selbstständigkeit opfern. Der im J. 1007 begonnene Bau des Domes wurde 1012 vollendet und er am 40. Geburtstag Heinrichs (6. Mai) mit grösster Feierlichkeit vom Patriarchen Johannes von Aquilea eingesegnet. Den höchsten Glanz sah jedoch Bamberg, als in der Osterzeit 1020 P. Benedikt VIII. dorthin kam, um die neuerbaute Stephanskirche zu weihen. Im folgenden Jahre (1021) wurde auch der Bau des Michaelsklosters auf dem Engelsberge vollendet.

verkommene Geschlecht Karls d. Gr. die Herrschaft an das kräftige, klarschende sächsische Haus abgetreten hatte, vollzog sich eine Annäherung zwischen der weltlichen und geistlichen Gewalt, die zuletzt im öffentlichen Interesse zu aufrichtiger Freundschaft zwischen beiden sich gestaltete. Das Reich Karls war zerfallen, und besonders befand sich der Süden in völliger Auflösung. Saracenen, Griechen und Ungarn wütheten im Bunde mit den einheimischen Fürsten gegen Italien, und alle diese Bedränger hielten die Blicke stets gierig auf Rom gerichtet. Das Papstthum verwandelte sich allmälig in eine römische Baronie. Unfähige, ungebildete, unwürdige Männer, Werkzeuge mächtiger Adelsfraktionen, die, wagten sie je an ihren Ketten zu rütteln, rascher Beseitigung gewiss sein durften, folgten sich auf Petri Stuhl. Und dennoch fand noch ein Drängen und Ringen um den römischen Bischofssitz, der einzig nur noch den Namen, aber nichts mehr von seiner früheren Ehre, Würde und Gewalt besass, statt. So lange das Kaiserthum machtlos und nicht im Stande war, den obersten Bischof der Christenheit und sein Gebiet zu schützen, sehen wir beide Gewalten in tödtlicher Feindschaft. Sobald aber wieder ein Fürst auf dem Throne sass, der die Zügel der Macht in starken Händen hielt, vernehmen wir lauter und lauter die Hilferufe aus Rom nach Deutschland dringen und während der Papst dem Kaiser durch die Krönung jenes hohe Ansehen verleiht, das im Auge des Volkes und der Zeit die Herrscherwürde erst eigentlich befestigt und verklärt, kann dieser wiederum der Beschützer und Wohlthäter der Kirche werden.

Wir haben die Reihe der Päpste bei jenem unwürdigen Jüngling Johann XII., der, obwohl der Sohn des mächtigen Alberich und der Alda, und Fürst und Papst zugleich, doch nur ein Spielzeug der Parteien und der Sklave seiner schmachvollen Leidenschaften blieb, unterbrochen. Wiederholten Treubruches schuldig, fand er endlich ein seiner würdiges Ende.[142] Vielleicht mochte der eitle Thor wähnen, als er Otto I. zum Kaiser krönte, in ihm ein gefügiges Geschöpf zu gewinnen, aber er erhielt in dem Manne, der zu seinem Schutz herbeigekommen war, einen energischen Gebieter, der im höchsten Sinne des Wortes Kaiser sein, auf keines seiner Rechte verzichten wollte. Otto setzte dem abtrünnigen Johann in dem aus dem Laienstande auf Petri Stuhl erhobenen Leo VIII. (963) einen Gegenpapst. Diesem stellten dann nach Johanns

[142]) In unreifer Jugend im Besitze einer Stellung, die ihm auf die Ehrfurcht der Welt Ansprüche gab, verlor er die Besinnung und stürzte sich in die ausgelassenste Lust. Der Wüstling, der aus dem Lateran ein Bordell gemacht hatte, der Städte und Güter an seine Maitressen verschleuderte, der Rom in solchen Verruf brachte, dass keine anständige Frau mehr dahin zu wallfahrten wagte, aus Furcht in seine Gewalt zu fallen, wurde in einer, in ehebrecherischer Lust ausserhalb Rom zugebrachten Nacht vom Teufel geholt, dessen Rolle ein Ehemann spielte, der ihm einen Schlag an die Schläfe versetzte, an dessen Folgen er nach 8 Tagen starb (14. Mai 964).

Tode die Römer eigenmächtig in Benedikt V., genannt Grammatikus, seither Kardinaldiakon, einen Widersacher auf. Er und Leo waren würdige Männer, aber beide erlagen den Stürmen der Zeit. Benedikt starb zu Hamburg in der Verbannung, noch vor ihm in verzweifelter Lage Leo zu Rom (965). Nun fand unter des Kaisers Aufsicht eine neue Wahl statt. Sie fiel auf den nicht ungelehrten Johann XIII., Sohn des B. von Narni. Seine Anhänglichkeit an Otto setzte ihn den heftigsten Verfolgungen und gröbster Misshandlung seitens der Römer aus. Der Stadtpräfekt Petrus stellte sich endlich an die Spitze einer Verschwörung gegen ihn, warf ihn in die Engelsburg und führte ihn darauf nach einem festen Schlosse in Kampanien, aus dem er nur mit Noth zu dem Gr. Pandulf nach Kapua zu entrinnen vermochte. Otto rächte den wiederholten Abfall Roms grausam und züchtigte mit eiserner Strenge die Häupter der Empörung (14. April 972). Johann XIII. krönte 967 Otto II. und segnete noch kurz vor seinem Tode (6. Sept. 972) dessen Verbindung mit Theophano ein. Auf ihn folgte der Diakon Benedikt VI., Sohn eines Mönch gewordenen Römers, der sofort nach Otto I. Tode von den Römern entsetzt, gefangen und in der Engelsburg erwürgt wurde (Juli 974), während sie einen Diakon, des Ferrucius Sohn, als Bonifazius VII., ein Monstrum, befleckt mit dem Blute seines Vorgängers, alle Sterblichen an Bosheit übertreffend, auf Petri Stuhl erhoben. Nach einer Regierung von nur 42 Tagen floh dieser, ein Dieb und Räuber zugleich, mit den zusammengerafften Kirchenschätzen Roms nach Konstantinopel. Nun fiel die Wahl, da der Abt Majolus von Clugny die Tiara ausschlug, auf Benedikt VII., bisher Abt von Sutri (Okt. 974), der, ein kluger und kräftiger Mann, die Herrschaft neun Jahre zu behaupten wusste, noch den Unglückstag von Stilo erlebte und kurz vor Otto II., der kaum noch seinen Reichskanzler Petrus von Pavia als Johann XIV. zu dessen Nachfolger ernennen konnte, starb (983). Dieser milde, energielose Greis fand ein baldiges, schreckliches Ende. Bonifazius VII., dessen racheglühende Gedanken unablässig auf St. Peter gerichtet waren, kehrte auf die Nachricht von Otto II. Tode nach Rom zurück. Zur Liga der Griechen und Saracenen hatte er beigetragen, mit Genugthuung die Niederlage, mit Unmuth die Rettung, mit Lust des Kaisers Ende vernommen. Sein Gold gewann ihm rasch Anhänger in Rom, seine Agenten schürten die hier so leicht zu entzündenden Flammen des Aufruhrs. Johann XIV. kämpfte vier Monate in den Verliessen der Engelsburg mit dem Hunger, bis er ihm (oder dem Gifte) erlag. Der grausame, hasssüchtige Mörder zweier Päpste genoss die Freuden einer terroristischen Regierung nur kurze Zeit. Nach 11 Monaten fand er einen gewaltsamen Tod. Seine Leiche wurde den rohesten Ausbrüchen pöbelhafter Wuth preisgegeben, mit Schlägen und Lanzenstichen bedeckt, an den Füssen durch die Strassen geschleift und endlich vor der altberühmten Reiterstatue Marc Aurels

nackt hingeworfen. Des Bonifazius wenig neidenswerther Nachfolger wurde (985) Johann XV., Sohn des Presbyters Leo, ein gelehrter und strenger, aber karger und habgieriger Mann, der, dem Adel abgeneigt, dem Kaiser ergeben, noch den Fehler beging, die einflussreichsten Stellen seinen gierigen Verwandten zuzuwenden. Unter seiner Regierung entbrannte der Streit um die Besetzung des rheimser Bischofstuhles, und kam die K. Theophano nach Rom, um dort anderthalb Jahre im vollen Glanze kaiserlicher Majestät die Herrschaft auszuüben. Der den Römern verhasste und von ihnen 995 wiederholt verjagte Papst starb im Frühjahr 996. Otto III., der um diese Zeit mit einem stattlichen Heere die Alpen herabstieg, verlieh in Ravenna, von den eingeschüchterten Römern dazu aufgefordert, einem Deutschen, Gregor V., die Tiara. Rom hatte durch seine entsetzlichen Zustände gezeigt, dass aus seiner Mitte kein würdiger Papst mehr hervorgehen könne; die Wohlgesinnten der ganzen Christenheit (nur die Römer murrten und hätten lieber ein römisches Ungeheuer, als einen sächsischen Heiligen auf dem Stuhle Petri gesehen) begrüssten daher die Ernennung des frommen und thatkräftigen Bruno, von dem man eine Reform der Kirche, eine Rettung von Schisma und Untergang erhoffen durfte, wie ein Heil. Durch die Erhebung Gregors V. nahm das Papstthum wieder grössere Dimensionen an. Es wurde aus dem engen Banne der Stadt und ihrer Aristokratie befreit und in eine universelle Beziehung zur Welt gebracht. Kaum hatte jedoch Otto III., nachdem ihn Gregor (21. Mai) gekrönt hatte, Rom im Sommer wieder verlassen, um nach Deutschland zurückzukehren, als sich die Römer unter dem kurz vorher begnadigten Crescentius empörten und den Papst, „von Allem entblösst", zu schleuniger Flucht zwangen (29. Sept.). Die Aufrührer erhoben den unglücklichen von Ehrgeiz verblendeten Erzb. von Piacenza, Johann XVI. Philagathus, zum Gegenpapst, den nach Otto III. und Gregor V. Rückkehr ein so schreckliches Schicksal erwartete, wie seine Freunde ein fürchterliches Ende fanden. Mit barbarischer Wuth hatten die dem flüchtigen Johann nacheilenden kaiserlichen Reiter ihm Nase, Zunge und Ohren abgeschnitten, die Augen ausgerissen, den Bejammernswerthen nach Rom geschleppt und dort blutend in eine Klosterzelle hingeworfen. Mitleidslos hatte man ihn dann vor ein Konzil im Lateran gestellt, ihm die h. Gewänder vom Leibe gerissen und ihn rücklings, auf einem räudigen Esel sitzend, durch die Strassen geführt (März 998). Der Fluch, den der vergebens um Gnade für seinen Freund Johann bittende Nilus über die beiden hartherzigen Fürsten, die sich am Elend des Unglücklichen weideten, aussprach, sollte bald in Erfüllung gehen. Der junge, schöne Papst, auf dessen Regierung die Welt so grosse Hoffnungen gesetzt hatte, starb schon im Febr. 999 plötzlich, der Rache der Bevölkerung zum Opfer fallend. Der auf solche Schauerkunde erschreckt herbeieilende Otto gab nun, sich selbst dadurch ehrend und das finstere Rom

beschämend, einem Franzosen, seinem Lehrer und Freunde Gerbert, zuletzt Erzb. von Ravenna, die höchste Würde der Christenheit. Der neue Papst, Sylvester II., schlug auf dem Wege der Kirchenreform die Bahuen eiu, die sein Vorgänger vorgezeichnet hatte. Sehonungslos verfuhr er gegen den K. Robert von Fraukreieh (der, nachdem er seine erste Gemahlin, die reiche Italienerin Susanna, ohne gerechte Ursache verstossen hatte, 995, mit Bertha von Blois, Wwe. des Gr. Odo von Champagne, Tochter K. Konrads von Burgund und also Niehte der K. Adelheid, in ein unkanonisches Ehebündniss getreten war) und die französischen Bischöfe, die den päpstliehen Vorschriften widerstrebten, gegen den Aufrührer Arduin von Ivrea, seine Familie und seinen Anhang, gegen Alle, die sich der Simonie und Unzueht sehuldig gemacht hatten.

Der durch seine Bildung über seine Zeit weit erhabene Kirchenfürst, von dem der erste Aufruf an die Christenheit zur Befreiung Jerusalems aus den Händen der Ungläubigen ausging, hatte die Genugthuuug, zwei mächtige Völker, Polen und Ungarn, dem Stuhle Roms gewonnen zu sehen. Dennoch blieb er ein Fremdling in Rom, das ihn hasste. Wie eine einsame Faekel iu tiefer Naeht, so erseheint er in der Dunkelheit der Zeit. Sein glänzendes Genie, sein umfangreiehes Wissen, seine unermüdlichen Studien, lassen die Finsterniss und barbarische Unwissenheit Roms nur noeh finsterer hervortreten. [144]) Das unglüekliehe Gesehick, welches die letzteu Lebensjahre Otto's verbitterte, dehnte sich auch auf Sylvester aus. Mit dem Kaiser floh er (16. Febr. 1001) aus der empörten Stadt, in seinen Armen starb jener (23. Jan. 1002). Niemand wurde durch diesen Todesfall tiefer betroffen als er. Noeh einmal schien er, der den Weehsel des Gesehicks so oft schon empfunden, von der Höhe des Glückes in die Tiefe des Elends hinabgeschleudert. Aber dem gewandten Manne gelang es, Frieden mit den Römern zu machen und so konnte er, naehdem er noch um ein freuden- und thatenloses Jahr den Kaiser überlebt hatte, im Lateran sterben (12. Mai 1003) uud in Rom zur Erde bestattet werden. [145])

Sofort naeh Otto's III. Tode hatte sieh, nachdem Gregor von Tuskulum der Volksgunst rasehen Umschlag kennen gelernt, der Sohn

---

[144]) Wir besitzen von Sylvester II. etwa 230 Briefe, die von höchstem historischen Interesse sind, und in die Zeit von 980—1002 fallen, ferner eine Geschichte der rheimser Synode (991), den Brief des Legaten Leo an K. Hugo Kapet und seinen Sohn Robert, die Verhandlungen der Synode von Mouzon (995) und eine von ihm auf der Synode zu Coucy gehaltene Vertheidigungsrede.

[145]) Man darf vielleicht eineu gewaltsamen Tod annehmen. Stephania, die man als Otto III. Mörderin hezeichnete, soll auch ihn vergiftet haben. Das spätere Mittelalter, das nicht müde wurde, in seinen Sagen und Legenden die Person Sylvesters II. zu verwenden, gefiel sich darin, ihn, den Nekromanten, vom Teufel holen zu lassen (Sieghert, † 1113). So wenig vermochten selbst noch die folgenden Jahrhunderte diesen Charakter zu hegreifen.

des unglücklichen, 998 enthaupteten Crescentius, Johannes, nicht gewitzigt durch seines Vaters Schicksal, des patrizischen Diadems bemächtigt. Während seines Regiments folgten sich zwei Päpste, von denen nichts zu berichten ist: Johann XVII., Sico, der schon nach 7 Monaten wieder starb und Johann XVIII., der 5 Jahre regierte (25. Dezbr. 1003 bis Juni 1009). Sergius IV., bisher B. von Albano, hatte seine Wahl den wieder mächtiger werdenden Tuskulanern zu verdanken. Mit dem Tode des kräftigen Crescentius (1012) ging der Einfluss seiner Familie auf immer verloren, während derjenige der Gr. von Tuskulum stieg, so dass sie endlich Rom tyrannisiren, den Stuhl Petri für einige Zeit zu ihrem Erbgut verwandeln konnten. Die Partei der Crescentiner erhob nach Sergius Tode (1012) den Römer Gregor zu seinem Nachfolger, aber Theophylakt, Sohn Gregors von Tuskulum, drang mit seinen Brüdern in die Stadt, verjagte Gregor und liess sich als einen Laien zum Papst weihen: Benedikt VIII. (Mai 1012). Auch K. Heinrich II., zu dem sich Hilfe begehrend der kanonisch gewählte Gregor geflüchtet hatte, fand es in seinem Interesse, sich an Benedikt anzuschliessen. Gregor ward seinem Schicksal überlassen, ein tuskulanischer Graf, wild, gewaltthätig, aber schlau, voll Verstand und Kraft, fuhr fort Papst zu sein. Durch ihn wurde Heinrich II. (14. Febr. 1014) zum röm. Kaiser gekrönt. Er war es auch, der mit den emporblühenden Städten Pisa und Genua[146]) 1016 ein Bündniss schloss und die Macht der Saracenen, die von Neuem Italien furchtbar bedrängten, in einer grossen Seeschlacht vernichtete. Aber bald darauf nöthigten ihn die siegreich vordringenden Griechen, hilfesuchend selbst nach Deutschland zu Heinrich II. zu eilen (1020) und es ward ihm darauf auch die Genugthuung, das Ende der uralten Herrschaft von Byzanz und die Beseitigung des alten longobardischen Herzogthums in Benevent, Kapua und Salerno noch zu erleben.

Diese unerwarteten Erfolge hatte der siegreiche Zug K. Heinrichs nach Unteritalien (1022). Der kluge, kräftige Papst, der trotz seiner Unbildung und eigenen Sittenlosigkeit, doch gegen Priesterehe und Simonie mit grossem Nachdrucke auftrat, starb leider schon im Frühjahr 1024. Sein Bruder, Romanus, bisher Senator aller Römer, beeilte sich nun, seine weltlichen Kleider abzuwerfen und sich, obwohl er keinen Begriff von den Rechten und Pflichten seines angemassten Amtes hatte, und eben so ungebildet als habsüchtig war, zum Papst wählen zu lassen: Johann XIX. Bald nach seiner Erhebung starb der Freund Benedikts K. Heinrich II. (13. Juli 1024).

---

[146]) Bisher hatten sich die Päpste mit den süditalienischen Republiken: Amalfi, Neapel und Gaeta in ähnlichen Fällen verbunden. Mit dem J. 1016 beginnt die herrliche Epoche der nördlichen Städterepubliken. Venedig war schon längst mächtig und unabhängig.

§. 3. Der Klerus. Wenn man bedenkt, dass während des ganzen 10. Jahrh. die oberste weltliche Macht in unaufhörliche, häufig sehr blutige und grausame Kämpfe verwickelt war, dass die oberste geistliche Gewalt nicht selten von den heftigsten Stürmen umtobt, ja in ihren Repräsentanten oft vernichtet wurde, so lässt sich ein Schluss auf die sittlichen Zustände der Zeit zurück machen, der wenig erfreulich ist. Man kann sagen, dass das Papstthum in dieser Periode auf der Stufe tiefster Erniedrigung ankam. Die aufeinanderfolgenden Pontifikate von Verbrechern hatten die Ehrfurcht vor dem Stuhle Petri endlich völlig ertödtet. Alle Schilderungen der Schriftsteller jener Tage stimmen in der Klage über die trostlosen Verhältnisse des Volkes und des Klerus überein. Die Barbarei, in welche Rom und seine Geistlichkeit allmälig versunken waren, die Unwissenheit des Klerus und selbst der Päpste, erscheinen geradezu haarsträubend. Gelegentlich der Synode zu Rheims (991) gab, als ein Geistlicher die Streitsache zwischen Hugo Kapet und Karl von Lothringen an die höchste kirchliche Instanz zu bringen begehrte, B. Arnulf von Orleans seiner Verachtung Roms in folgenden Worten Ausdruck: „O, beklagenswerthe Roma! unsern Vorfahren brachtest du in der Stille das Licht der Kirchenväter, unsere Gegenwart hast du mit so schrecklicher Nacht geschwärzt, dass sie noch in der Zukunft ruchbar sein wird. Einst empfingen wir die herrlichen Leone, die grossen Gregore; was soll ich von Gelasius und Innocentius sagen, die alle Philosophen der Welt durch Weisheit und Beredsamkeit übertrafen? Was sehen wir dagegen in diesen Zeiten? Geschöpfe der Finsterniss vom Satan ausgespieen, schmachbedeckten Namens in alle Ewigkeit. Wie? Und solchen Scheusalen, die mit allen Lastern befleckt, aller göttlichen und menschlichen Erkenntniss baar und ledig sind, sollen zahllose Priester in der Weite der Welt, die sich durch Wissen und Tugend auszeichnen, unterworfen sein! Was meint ihr, dass der sei, der da sitzt auf erhabnem Thron und blitzet von Silber und Gold? Ist er der Liebe ledig und blähet sich auf mit eitler Wissenschaft, so ist er der Antichrist, der sich in Gottes Tempel setzt und vorgibt, er sei Gott; fehlt ihm aber mit der Liebe auch das Wissen, dann ist er nichts, als ein todtes Götzenbild, und ihn befragen heisst vom todten Marmor sich Rathes erholen. Wohin uns also wenden? Wahrlich es wäre besser, die frommen und trefflichen Bischöfe Deutschlands und Lothringens zu berathen als Rom, das Jedem feil ist und wo die Urtheile nach dem Goldgewichte abgewogen werden.“ Von Johanns XV. Nepotismus und Habsucht wurde bereits gesprochen; der Tyrann Crescentius liess sich nur für Gold herbei, freizusprechen oder zu bestrafen. Weiter verspotteten die Bischöfe Galliens die geistliche Kultur Roms, indem sie sagten: „Es gibt da gegenwärtig fast Niemand, der die Wissenschaften gelernt hat, ohne welche doch kaum Jemand zum Pförtner befähigt ist; mit welcher Stirn will der nun von Dingen lehren, der sie gar nicht

gelernt hat. Denn im Vergleich zum röm. Bischof mag die Unwissenheit anderer Priester erträglich sein, aber bei ihm, der über Glauben, Wandel und Disciplin des Klerus und über die allgemeine katholische Kirche zu richten hat, kann und darf sie nicht geduldet werden."

Gegen diese die Verwilderung der röm. Geistlichkeit in so grelles Licht setzende Invektiven vertheidigte sich der Legat Leo (Simplex), der schon genannte Abt des Bonifaziusklosters zu Rom, in drastischer Weise durch folgendes heitere Selbstbekenntniss, also: „Petri Stellvertreter nnd seine Schüler wollen zu ihrem Magister weder Plato noch Virgil, noch Terenz, noch das übrige Philosophenvieh haben, welches sich im stolzen Flug, wie die Vögel, in die Luft erhebt, wie die Fische des Meers in die Tiefe taucht, wie die Schafe schrittweise die Erde beschreibt. Und deshalb sagt ihr, diejenigen, welche mit solchen Poesien nicht gemästet sind, dürften nicht Pförtnersrang bekleiden? Ich sage euch, diese Behauptung ist eine Lüge. Denn Petrus wusste von dergleichen nichts und doch wurde er zum Pförtner des Himmels bestellt, weil der Herr selbst zu ihm sprach: ich werde dir die Schlüssel des Himmelreichs geben. Daher sind seine Stellvertreter und Schüler in den apostolischen Lehren unterrichtet; sie schmücken sich aber nicht mit dem Prunk der Rede, sondern mit dem Sinn und Verstand des Wortes. Vom Anbeginn an hat Gott nicht die Philosophen und Redner, sondern die Einfältigen und Ungebildeten erwählt." [147])

---

[147]) Die Unwissenheit in Rom war schon zur Zeit der letzten Karolinger zum Gespötte der Welt geworden. Es fanden sich mit Ausnahme der Theologie und Jurisprudenz, die übrigens schon längst stille standen, keine Lehrer mehr für andere Wissenschaften, wie Astronomie, Mathematik und Physik. Die klassische Bildung schrumpfte znm dürftigen Begriff der Grammatik zusammen. In den Klöstern gab es zwar noch Schulen, aber der Unterricht wurde darin meist nur noch von griechischen Mönchen gegeben und diese Anstalten standen weit hinter denen Deutschlands und Frankreichs zurück. Kein einziger bedeutender Mann lehte mehr in Rom; von Bibliotheken, wie sie die Klöster des Auslandes besassen, war in der ewigen Stadt kaum eine Spur anzutreffen. Rom wurde nicht nur durch die grosse wissenschaftliche Kultur Konstantinopels, wo Fürsten wie Leo Philosophus und Konstantin Porphyrogenitus, Männer wie Cäsar Bardas und Photius inmitten einer Bevölkerung von Grühlorn, Sophisten, Pedanten nnd Fanatikern lebten, tief gedemüthigt und heschämt, auch die afrikanischen Saracenen, welche die Schätze St. Peters und Pauls plünderten, konnten sich Halbgötter gegenüber den unwissenden Römern dünken, wenn sie an ihre Universitäten und Philosophen, an ihre Theologen und Grammatiker, Astronomen und Mathematiker dachten, welche Kairovan, Sevilla, Alexandria, Bassora und Bagdad zählten. Selbst Völker, die von den Römern Barbaren gescholten wurden, heschämten die Prahler durch Bildung und Wissenschaft. Hinkmar von Rheims (s. pag. 317) musste den unwissenden Kardinälen Roms wie ein Mirakel erscheinen. Während die Poesie in Rom völlig verstummt war, und dort kaum so viele poetische Kunst sich erhielt, um in barbarischen Worten und Rhythmen ein elendes Epigramm zusammenzusetzen, dichtete der Benediktiner Ermoldus Nigellus, Abt des anianensischen, von dem Gothen Witiza gestifteten

Stellt sich nun Rom, die Residenz des Papstes, als ein Sitz der Unwissenheit, Rohheit und Ausschweifung dar und konnte erst dann, nachdem die dunkle Reihe der Päpste des 10. Jahrh. von zwei Ausländern unterbrochen und beschlossen wurde, daran gedacht werden, den Lateran von seiner Barbarei zu reinigen, so lässt sich mit einiger Sicherheit ein Schluss auf den Zustand der Kirche und die Sitten des Klerus, besonders in Italien, zurück ziehen. Das kaiserliche Kloster Farfa war im letzten Viertel des 9. Jahrh. neben dem lombardischen Nonantula das schönste Italiens. In reizender Gegend gelegen glich es einer Oase der Kultur. Die schöne, von Gold prangende, der Maria geweihte Hauptkirche war noch von fünf andern Basiliken umgeben; ein kaiserlicher Palast und zahlreiche Wohnungen lagen im Klosterbezirk. Innen und Aussen erhoben sich Säulengänge, die reichen und stolzen Mönche zum Lustwandeln einladend, und die ganze Abtei umgab, ähnlich wie eine

---

Klosters, in Aquitanien sein treffliches Lobgedicht auf K. Ludwig und Elegien auf K. Pipin, und in Deutschland verfassten Männer, deren Väter noch Heiden gewesen waren, in der kraftvollen Ursprache ihres Volkes Evangelienharmonien, deren Originalität noch heute Bewunderung abnöthigt. Nicht einmal mehr einen Geschichtsschreiber besass Rom und hätte nicht der Bibliothekar Anastasius das Leben der Päpste (Liber Pontificalis) geschrieben, wir wären ohne jede Nachricht über sie und die ewige Stadt. Gleichzeitig lieferte Johannes Diakonus seine treffliche Biographie Gregors I., Agnellus schrieb die barbarische, doch schätzbare Geschichte der Bischöfe von Ravenna und der neapolitanische Diakon Johannes das Leben der Bischöfe seiner schönen Vaterstadt.

Im 10. Jahrh. erreichte der Verfall alles Wissens und Studiums in Rom den höchsten Grad. Was noch an Resten alter Gelehrsamkeit vorhanden war, verschwand. Seit Ägypten, das Vaterland des Papyrus, in der Araber Gewalt gekommen war, wurde das Papier eine Seltenheit, die Herstellung von Kodices fast unerschwinglich. Zahllose und unersetzliche alte Pergamenthandschriften wurden ihres kostbaren Inhalts beraubt und mit werthlosen Heiligenhistorien beschmiert. Was an alten Schriften noch vorhanden war, verschleuderte man. Das Lateinische, einer Vulgärsprache Platz machend, verschwand aus dem gewöhnlichen Gebrauche und blieb nur noch, in barbarischer Weise verstümmelt, die Sprache des Kultus, der Literatur und der Justiz. An Gelehrten zählte Italien in dieser Zeit selbstverständlich nur sehr wenige: den Lütticher B. Rather von Verona und den Longobarden Atto von Vercelli, beide durch ihre Briefe für die theologische Wissenschaft und die Geschichte ihrer Zeit wichtig; den geistreichen, aber eitlen und boshaften B. Liudprand von Cremona (s. pag. 317); den Panegyristen Berngars, dessen Name unbekannt geblieben ist, wie der des Anonymus von Salerno (der um 974 des Paulus Diakonus longobardische Geschichten fortsetzte), und der des Biographen des h. Nilus; den Odo von Clugny, der zugleich ein Heiliger und ein Gelehrter war, denn er hatte in Rheims Philosophie, Grammatik, Musik und Poetik studirt; den Diakon Johannes, Kapellan des Dogen Pier Orseolo II., der um 1008 Venedigs älteste Chronik schrieb; den Mönch Benedikt vom Andreaskloster auf dem Sorakte, der um 973 eine im barbarischsten Latein geschriebene Chronik Roms während der Ottonischen Zeit verfasste; den Abt des Alexiusklosters in Rom, Johannes Cannaparius, dem man eine Biographie Adalberts, des Preussenapostels, aneignet, die im J. 1004 B. Brun von Querfurt verbesserte und erweiterte.

befestigte Stadt, eine mit Thürmen bewehrte Mauer. Die Güter des Klosters glichen in ihrer Ausdehnung dem Gebiet eines mächtigen Fürstenthums, sein Reichthum war königlich. Die Saracenen, die sich seit 876 am Garigliano eingenistet hatten, warfen ihr lüsternes Auge lange auf dieses Kloster. Oft wiederkehrend, bedrängten sie dasselbe stärker um das J. 890. Abt Petrus vertheidigte sich mit seinen Vasallen 7 Jahre lang, dann erkannte er, dass Rettung unmöglich sei. Er theilte, ehe er die Abtei verliess, die Klosterschätze, sandte sie nach Rom, Fermo und Rieti, zerstörte das Ciborium des Hauptaltars und vergrub dessen Onyxsäulen seufzend in die Erde. Als die Mönche abgezogen waren, rückten die Saracenen ein; jedoch die Schönheit der Gebäude bewog sie zur Schonung; sie benutzten Farfa als ihr Absteigequartier, ohne es besetzt zu halten. Erst durch christliche Räuber gingen die herrlichen Bauwerke in Flammen auf und Farfa lag nun 30 Jahre lang als Schutthaufe am Boden.. Der Abt Roffred baute es 925 wieder auf; zum Lohne dafür ermordeten ihn (936) zwei seiner Mönche: Campo und Hildebrand. Ersterer, ein vornehmer Sabiner, war jung ins Kloster gekommen und vom Abt in der Grammatik und Medizin unterwiesen worden. Der Zögling legte von seinen Fortschritten in letzterer ein gründliches Zeugniss ab, indem er seinem Wohlthäter einen wirksamen Gifttrank mischte. Geschenke verschafften ihm von K. Hugo die Abtswürde und nun begann er mit Hildebrand ein wüstes Freudenleben, bis beide nach Jahresfrist Gegner wurden. Der vertriebene Hildebrand warf sich alsdann in den Klostergütern der Mark Fermo zum Abte auf. Er und sein Genosse hatten Weiber. Campo erzeugte mit Liuza 7 Töchter und 3 Söhne, die er alle fürstlich versorgte. Eine davon vermählte er sogar einem Juden, mit Namen Azo und begüterte auch ihn aus den Besitzungen des Klosters. Das Klostergut verschleuderte er unter dem Scheine von Pacht- und Tauschverträgen mit offenen Händen an seine Anhänger und trat in der Sabina völlig als Fürst auf. Hildebrand that in Fermo das Gleiche. Er lud einst in seiner Residenz S. Vittoria seine Weiber, Söhne, Töchter und Ritter zu einem Schmause; als sie alle berauscht waren, ging das Schloss in Flammen auf und es verbrannten zahllose Schätze, welche Hildebrand aus Farfa hieher geschleppt hatte. Der Äbte Beispiel folgten die Mönche. Jeder hatte sich mit einer Konkubine kirchlich vermählt. In Villen, die um das Kloster her zerstreut lagen, wohnend, kamen sie höchstens Sonntags nach Farfa, wo sie, um da nicht bleiben zu müssen, ihre Zellen niedergerissen hatten. Was sie hier Kostbares fanden, raubten sie. Sie stahlen selbst die Goldsiegel von den kaiserlichen Diplomen und ersetzten sie durch bleierne. Sie nahmen die h. Brokatgewänder, um ihren Dirnen Kleider, die Altargeräthe, um ihnen Spangen und Ohrgehänge daraus fertigen zu lassen.

Dieses Unwesen dauerte so ein halbes Jahrhundert fort. Alberich, mit

Leo VII., so sehr darauf bedacht, die völlig aufgelöste Klosterzucht wieder herzustellen, trachtete vornehmlich, dem abschreckenden Unwesen im kaiserlichen Farfa, das leider, da es keinen Kaiser mehr gab, ohne Schutz war, Einhalt zu thun. Nachdem er in der Sabina, welche reiche Provinz er Rom unterwerfen wollte, freie Hand erhalten hatte, sandte er, von Odo von Clugny unterstützt,[148]) Mönche in das verwilderte Kloster, um in ihm die strenge clugnysche Regel einzuführen. Da sich Campo weigerte, sie aufzunehmen und die Brüder, die man Nachts in ihren Betten hatte erwürgen wollen, bestürzt nach Rom zurückflohen, zog Alberich selbst mit den Milizen vor die Abtei. Er vertrieb den Abt, setzte Clugnyacenser ein und übergab dem Mönch Dagobert aus Cumä das Kloster, dem er alles Geraubte zurückzustellen befahl (947). Jedoch schon nach 5 Jahren wurde der neue Abt vergiftet und die schlimmen Zustände dauerten mit wenigen Unterbrechungen fort. Nach Campo's Tode (966) erhielt Abt Leo von St. Andreas auf dem Sorakto die Abtei als Kommende. Dann wurde ein zügelloser Schwelger, Johannes,[149]) Abt, den Otto II. absetzte. Sein Nachfolger, Adam, konnte sich nur in der Mark Fermo behaupten; Johann nistete sich in den Klostergütern, die im Sabinischen, Tuscischen und Spoletinischen lagen, ein. Erst Otto III. vereinigte (996) unter dem Abte Johann das ganze Klostergebiet wieder. Den kanonischen Vorschriften entgegen erkaufte Abt Hugo nach Johanns Tode (997) von Gregor V. die Abtswürde. Otto entsetzte zwar den Eindringling, aber auf die Bitten der Mönche hin und aus Achtung vor Hugo's seltenen Talenten belehnte er ihn (22. Febr. 998). Dieser gelehrte, obwohl erst 24 Jahre alte Abt führte lange und rühmlich den Krummstab von Farfa, er drang mit Nachdruck auf die Einführung der clugnyschen Reform und war unermüdlich darauf bedacht, das Klostergut, das im Laufe der Zeit weithin zersplittert war, wieder zurückzugewinnen.

---

[148]) Odo von Clugny, als Missionar der Klosterreform alle Länder durchziehend und in vielen Abteien die Regel seines Ordens einführend, kam bald nach Italien. K. Hugo und Alberich ehrten ihn hoch und bedienten sich seiner, die allenthalben verfallene Klosterzucht herzustellen. In Rom wurden ihm 936 jene Klöster übergeben, deren Mönche entlaufen waren oder in Üppigkeit lebten (z. B. St. Paul). Dem klugen Alberich konnte der Zustand der Abteien, die unter seinem Dominium standen, nicht gleichgiltig sein, denn nicht nur verarmte das Landvolk und hörte die Bebauung des Bodens auf, er fand auch, da er die Klöster nicht mit seinen Anhängern besetzen konnte, kein Gegengewicht gegen den Trotz des Adels mehr. Er bestellte für das Gebiet Roms Odo zum Archimandriten aller Klöster. So wurden denn Monte-Cassino, Farfa, Subiaco, S. Elias in Tuscien und viele andere berühmte Abteien reformirt. Alberich übergab selbst seinen Palast auf dem Aventin (St. Maria) Odo, um daraus ein Kloster zu machen und auch seine Schwestern bezeichnet man als Stifterinnen eines solchen.

[149]) Des Papstes Leute ertappten ihn einst im Ehebruch. Er trug kein Bedenken, sich mit Kirchengut von der Strafe zu lösen.

Zustände, wie die vorstehend geschilderten, herrschten in grösserem oder geringerem Grade fast überall. Die Klöster in Italien, Deutschland und Frankreich hatten sich gegenseitig wenig vorzuwerfen. Aber während in Deutschland das Unglück stets eine Stärkung der sittlichen Kraft zur Folge hatte, verkamen andere Nationen, und in Italien, das allerdings auch am meisten litt, war der Verfall am hervortretendsten, nahm es dem Volke den letzten Rest von Mannhaftigkeit und Ernst. Die geselligen und sittlichen Ordnungen zeigten sich hier in grauenvollster Auflösnng. Alle Bande der Scheu und des Gehorsams waren gesprengt, in zuchtloser Willkür walteten die entfesselten Lüste und Leidenschaften. Nur auf das sinnliche Lehen nahm man noch Bedacht, auf Essen nnd Trinken, auf prunkende Schätze und schöne Weiher. Alle höheren, das Leben erst zum Leben machenden Güter hatten für das verweichlichte, entsittlichte Geschlecht ihren Werth verloren. Eine Weiherherrschaft entwickelte sich, wie sie die Welt nie wieder gesehen. Königreiche, Fürstenthümer, Bisthümer nnd Abteien hingen vom Lächeln oder Schmollen hochgestellter Buhlerinnen ab; ihre Lüste und Ränke entschieden über Wohl und Wehe des Volks, an ihren Blicken hingen Adel und Klerus; die ganze Nation stürzte sich in bacchantischem Taumel von Sinnenlust zu Sinnenlust. Vornehme Bischöfe der Lombardei kleideten sich in griechischen Schmuck und babylonische Pracht; sie lagen beim Mahle, umtönt von verbuhlten Liedern, gefesselt von lüsternen Tänzen; dann eilten sie zur Jagd, um in raschem Fluge den Falken steigen zn lassen, oder sie fuhren prunkend auf hohen Wagen einher, stolz auf die sie umwogende Menge herabsehend, bis die hereinbrechende Nacht sie aufs Neue zu den Genüssen der Tafel lud; dann harrten ihrer die Freuden des Bettes, von dem aus sie den Morgen mit Flüchen begrüssten.

Wenn nun der deutsche Klerus auch nicht zu solcher Verthierung herabsank, immerhin darf doch angenommen werden, dass er seiner hohen Aufgabe sich nicht immer bewusst war. Manche unter den Bischöfen verdankten ihre Stellung mehr ihrer Geburt, als ihren Tugenden[150]) und ihrer christlichen Gesinnung, sehr viele der Klöster, die man immer noch wie Baronien an Adelige vergabte, waren verwildert, die Mönche in Üppigkeit und Faulheit versunken, die Ordensregeln vergessen, die Wissenschaften lagen darnieder. Es kostete K. Heinrich II., der es endlich unternahm, mit schonungsloser Energie die um sich fressenden Krebsschäden auszuschneiden, und den tüchtigen nnd frommen Männern,[151]) die ihn in seinen reformatorischen Bestre-

[150]) Über zwei solcher Bischöfe findet man in Giesebrechts Kaisergeschichte interessante Mittheilungen: über Megingard v. Eichstädt, II., p. 71 und 85 und über Meinwerk v. Paderborn, II., p. 86 u. 87.

[151]) In Baiern reformirte der Schwabe Wolfgang, s. 972 B. in Regensburg (einst Missionar in Ungarn) von B. Piligrim von Passau und Erzh. Friedrich von Salzburg

bungen förderten, unendliche Mühe, des hartnäckigen Widerstandes der aus ihrer Behaglichkeit aufgestörten Klosterbewohner Herr zu werden. Vielleicht wäre es ihm trotz aller seiner Entschiedenheit nie gelungen, zu erreichen was er wollte, wenn nicht inmitten des allgemeinen sittlichen Verfalls viele Stimmen laut geworden wären, die dringend nach bessern Zuständen verlangten und wenn nicht eine vom Klosterklerus selbst ausgehende, durchgreifende Reformbestrebung ihn unterstützt hätte. Die fürchterliche Noth der Zeit hatte die Menschen endlich zu der Einsicht gebracht, dass ohne Gottes sichtlichen Beistand für sie Alles verloren sein würde. Die Verzweiflung trieb sie in die Kirchen, um an den Altären Schutz für die Gegenwart, Gewähr für die bedrohte Zukunft zu suchen. Die Gläubigen fanden im Gebete Trost und Freudigkeit, die Verzagten richteten sich an den Weissagungen frommer Männer auf, die Abergläubischen massen heilig gehaltenen Reliquien und äusserer Werkthätigkeit göttliche Kraft bei; man suchte daneben, da der höhere Klerus dem Volke sich entfremdet hatte, vorzugsweise einsame, der Welt abgestorbene Klausner und schwärmerische Mönche auf, um Trost und Beruhigung durch sie zu gewinnen. Ein eigenthümliches religiöses Leben, dem es an Wärme und Glaubenskraft nicht fehlte, das aber einer Leitung bedurfte, sollte es sich von der Kirche nicht völlig trennen, begann sich unter solchen Umständen zu entwickeln. Rechtzeitig noch bemächtigten sich einige fromme einsichtsvolle Bischöfe, z. B. B. Ulrich von Augsburg, dieser Bewegung und nochmals wurde in dieser Zeit, wie einst in den Tagen Kolumbans und Galls, die rettende Hand Deutschland von Irland herübergeboten. Irische, von Normannen und Dänen aus ihrer Heimath vertriebene Mönche kamen über die See, um ein Unterkommen in jenen Klöstern zu suchen, die einst am Rhein, in Lothringen und der Schweiz von irischen Mönchen gegründet worden waren. Von den hierarchischen Bestrebungen der karolingischen Geistlichkeit weit entfernt und wie ihre Vorfahren der Zwängung der Geister unter Roms Gebot abgeneigt, lebten sie in Gebet, Kasteiung und wissenschaftlicher Arbeit, in Armuth und Demuth dem Reiche Gottes und dem Wohle der Menschheit. Dabei vertiefte sich ihre Einbildungskraft mit Vorliebe in die Geheimnisse der Offenbarung, überall glaubten sie sinnlich greifbare Zeichen

---

unterstützt. Zunächst stellte er seinen Freund Romuald, aus dem St. Maximinskloster bei Trier, der nachmals so grossen Einfluss auf Otto III. gewann, an die Spitze des Emmeransklosters in Regensburg; dem Kl. Altaich wurde 988 der Schwabe Erkenbert vorgesetzt. 997 trat der Mönch Godhard an seine Stelle, der später auch noch Hersfeld und Tegernsee erhielt. Ebenso wurden das Kl. Stein in Schwaben, das Johanniskloster in Magdeburg, die Kl. Reichenau, Memleben und Gernrode reformirt. Der Abt Poppo von Lorsch erhielt noch Fulda, der Mönch Thutmar von Lorsch das Kl. Korvey, Poppo von St. Vaast die Kl. Stablo und St. Maximin bei Trier.

und Beweise göttlichen Waltens zu erblicken. Es war eine wunderbare Mischung von wissenschaftlicher Nüchternheit und religiöser Phantastik, von Werkheiligkeit und christlicher Glaubensfreudigkeit in diesen Mönchen, deren aufopfernder Gottesliebe Alles möglich erschien. Dem Volke stellten sie in ihrem Denken und Wandel ein Ideal christlichen Lebens dar und mit Begeisterung hing es an ihnen, deren Leben schon ein Heiligenschein umgab. Solche Frömmigkeit aber, solche Bestrebungen mussten gegenüber der von Rom ausgehenden Ascetik heftigen Widerspruch finden. Ein Mönchthum, das nicht völlig in den in Rom gelehrten Papstideen aufging, das den den ganzen Klerus beschäftigenden dogmatischen Streitigkeiten ferne blieb, musste Vielen ein Greuel sein. Die Grundsätze, die Herrschaft dieser irischen Mönche erschienen besonders den neuen in Frankreich und Italien zum endlichen Durchbruch gekommenen düstern Anschauungen des Mönchswesens gegenüber als viel zu milde, und allmälig verschwanden denn auch die frommen Brüder der grünen Insel aus den deutschen Klöstern und ein anderer Geist begann dieselben zu erfüllen.

Das Institut Benedikts, entstanden im 6. Jahrh., zur Zeit als die altrömische Gesellschaft sich auflöste, hatte in den letzten 4 Jahrhunderten seine kulturgeschichtliche Bedeutung eigentlich erfüllt. Die Benediktiner halfen die neue christliche Gesellschaft bilden, stellten unter barbarischen Völkern eine geordnete Gesellschaft dar und legten in ihrer Ordensregel die Grundzüge eines neuen Civilkodex nieder. Während beim Untergange der alten Welt alle Ordnung sich auflöste, einte sie die Bruderliebe, während die Welt einer rauchenden Brandstätte glich, erschienen ihre Genossenschaften wie friedliche Oasen, in die sich Gehorsam und Demuth, Fleiss und Frömmigkeit geflüchtet hatten. Sie zogen als Missionare hinaus, sie befestigten durch Lehre und Beispiel die Eroberungen der weltlichen Waffen, sie gründeten Städte und Kolonien, Kirchen und Schulen. Unzählige Landstriche verdankten ihnen allein Wiederanbau, Fruchtbarkeit, Bevölkerung und Blüthe. Nun aber, nachdem eine germanisch-römische Monarchie sich festbegründet hatte, war auch ihre Aufgabe gelöst. Der Sturz des karolingischen Reichs und des Papstthums musste den des Benediktismus nach sich ziehen. „Sobald in Folge der neuen staatlichen Ordnung die weltlichen Elemente furchtlos in den Vordergrund traten, brach der lauernde Widerspruch von Himmel und Erde gewaltsam zusammen. Der Menschengeist begann nach langer Entsagung aus der jenseitigen Sphäre herauszutreten und die mönchisch verschmähte Welt wieder in Besitz zu nehmen. Indem aber der Mensch aus dem Himmel der Entsagung wieder auf die schöne Erde herabstieg, die Wirklichkeit ihr Recht und ihre Schuld einforderte, trat sie bacchantisch ungestüm auf, im grellen Zwiespalt mit der Tugend, die fürchterlichsten Zerrbilder erzeugend.“ Der Verfall des Mönchsthums begann mit dem anschwellenden Reich-

thum der Klöster und mit dem steigenden Ehrgeiz der Mönche. Die Abteien verwandelten sich in Fürstenthümer, die Äbte in Grafen, die Mönche machten statt Benedikt und Scholastika, Bacchus und Venns zu ihren Heiligen. Da, als der Ruin die äusserste Grenze erreicht zu haben schien, begann auch in Frankreich und Italien eine merkwürdige religiöse Reaktion.

Plötzlich versuchten, wie es in Deutschland die Irländer gethan hatten, auch hier einige fromme, aus dem Staube Benedikts erstandene Männer den einfallenden Himmel des Christenthums zu stützen. Zudem nahte das tausendste Jahr der Christenheit heran. Mehr und mehr bemächtigte sich eine Todesangst der Menschheit, die wähnte, dass es „wie ein grauser Dämon kommen würde, die Posaune des Gerichts am Munde, die Fackel des Weltbrandes in der Iland." Da erwachte der Drang zur Ascese und aus dem Chaos niederer Leidenschaften erhob sich siegreich die bussfertige Liebe. Ordensstifter, Eremiten, Büsser schossen wie Pilze auf; todesmuthige Missionare zogen wieder zu den Völkern an der Ostsee; Fürsten nnd Tyrannen hüllten sich stöhnend in die Mönchskutte und das finsterste Jahrhundert der Kirche begann mit einem Male von glänzenden Sternen zu erstrahlen. Es war die Zeit, da Nil und Romuald, deren Weissagungen sich an dem unglückliehen Otto III. so traurig bewahrheitet hatten, Italien mit dem Rufe ihrer Frömmigkeit erfüllten. Während in Folge der Bemühungen Gregors V. und Sylvesters II. die Wissenschaften langsam in die römischen Klöster zurückznkehren begannen, sassen zu Romualds Füssen, der die höchste Aufgabe des Menschengeistes in der einsamen Verwilderung mystischen Naturzustandes suchte, glanzvolle Fürsten.

Eine neue mystische Exstase ergriff das Menschengeschlecht, die Reichen schenkten ihre Güter der Kirche, Fürsten pilgerten und büssten, Otto III., der Doge Petrus Urseolus, die edlen Venetianer Gradenigo und Maurocenus und viele Andere, begeisterten sich für das Einsiedlerleben, küssten ehrfurchtsvoll des unwissenden Romualds Kutte und streckten sich seufzend auf sein hartes Binsenlager. Die benediktinische, von Frankreich ausgehende Reform nahm ihren Ursprung im Kl. Clugny (von Berno 910 auf Grund der verschärften Regel Benedikts gestiftet). Odo und Odilo begannen von hier aus die Welt als Missionare der Klosterreform zn durchziehen. Wie später die Jesuiten, beherrschten von nun an die Clngnyacenser, deren Bestrebungen bald unaufhaltsame Fortschritte machten, die Abteien und Fürstenhöfe, wurden sie die Stütze des Papstthums. War bisher das Augenmerk der Schüler Benedikts zumeist auf Frankreich nnd Italien gerichtet gewesen, so begannen sie, nachdem in diesen Ländern glänzende Erfolge ihre Bemühungen gelohnt hatten, nun auch nach Deutschland sich zu wenden, wo das Walten der Irländer ihnen längst ein Dorn im Auge war. Gr. Friedrich von Verdun, ein tapferer Soldat und tüch-

tiger Verwalter seiner Grafschaft, wurde in spätern Jahren von einer unstillbaren innern Unruhe erfasst, so dass er endlich beschloss, in den geistlichen Stand zu treten. Er begab sich zu diesem Zwecke nach Rheims, verband sich da mit einem jungen Gesinnungsgenossen, Richard und wanderte mit ihm nach Clugny, dem zu dieser Zeit Odilo als Abt vorstand. Dieser, der schnell erkannte, welche tauglichen Kräfte zur Erreichung seiner Absichten beide werden konnten, gebot ihnen die Rückkehr nach Lothringen, um dort die Strenge der Regel der Welt vor Augen zu stellen. Friedrich und Richard traten nun in das Kl. St. Vaast zu Verdun, dem noch ein irischer Abt vorstand, ein. Sein freies Regiment war aber den von den starren Satzungen Clugnys erfüllten Mönchen so anstössig, dass sie schon beschlossen hatten, wieder auszuscheiden, als der Abt starb und der ebenso fromme, als weltkluge Richard sein Nachfolger wurde. St. Vaast ward sofort reformirt und die glücklich vollzogene, von weltlichen und geistlichen Würdenträgern des Landes begünstigte Umgestaltung der innern Verhältnisse der Abtei machte solches Aufsehen, dass das Kloster bald sich füllte und Schüler in Masse herbeiströmten. In kurzer Zeit hatte Richard, den man den Beinamen „Gotteshuld" gab, 21 weitere Abteien der Regel Clugnys gewonnen. Was Odilo vorhergesagt, dass aus kleinen Anfängen Grosses erwachsen könne, war eingetroffen. Richard fand in dem flandrischen Mönche Poppo einen für diese Sache ebenso begeisterten als energischen Gehilfen, der die clugnyacensische Reform weiter nach Deutschland verpflanzte und dem, von Heinrich II. besonders begünstigt, es möglich wurde, die ausgedehnteste Wirksamkeit zu entfalten. In Deutschland aber waren mittlerweile selbst Versuche gemacht worden, die Zügel des Kirchenregiments straffer anzuziehen, denn nicht alle Kirchenfürsten blickten freundlich auf die aus Frankreich kommenden Reformen. Im Septbr. d. J. 1021 hatte Aribo, ein junger feuriger Kleriker, den erzbischöflichen Stuhl von Mainz bestiegen und mit leidenschaftlicher Hitze sofort die Aufgabe ergriffen, eine Reinigung der gesammten deutschen Kirche, wie sie die Zeit erforderte, vorzunehmen. Auf dem denkwürdigen Konzile zu Seligenstadt (12. Aug. 1022) wurden die reformirenden Beschlüsse gefasst und darunter waren solche, die ebenso den Rechten, die der Papst auf die deutsche Kirche sich angemasst hatte, und den Absichten, mit denen sich Heinrich in Bezug auf sie längst trug, zuwiderliefen, als sie die Macht des ehrgeizigen, aufstrebenden Erzbischofs auszudehnen und zu erhöhen geeignet waren.

Alle deutschen Bischöfe, die den engen Bund Heinrichs mit Rom ohnedem mit äusserstem Misstrauen betrachteten, standen auf Seite Aribo's und der Kaiser, der die unter sich in stetem Hader lebenden Bischöfe, obgleich sie ihm fast alle ihre Stellung verdankten, nun sämmtlich um des Mainzers Person geschaart und in der Vertheidigung von dessen

Rechten einmüthig fand, sah mit Sorge auf eine so mächtige Koalition, die wohl im Stande war, seine Pläne zu durchkreuzen. Der bald darauf eintretende Tod Benedikts und das rasche Ende Heinrichs liessen diese Angelegenheiten, die zuletzt noch eine sehr drohende Wendung genommen hatten, vorläufig unerledigt.

Glücklich hatte sich endlich der Beherrscher Deutschlands und Italiens mit den Königen von Frankreich und Burgund und mit dem Papste über die Aufrichtung eines allgemeinen Friedens und über die Durchführung einer grossen Kirchenreformation geeinigt. Alle äussern Hindernisse waren allmälig beseitigt worden. Ein Konzil, dem alle Bischöfe der Christenheit beiwohnen sollten, sollte die Angelegenheiten der Kirche ordnen, die streitenden Parteien in ihr versöhnen. Der Moment war günstig, wie er nicht günstiger gedacht werden konnte, und doch zerrannen alle die glänzenden Hoffnungen alsbald durch wunderbare Fügungen des Schicksals in Nichts. Es war ein grosses Missgeschick für die Welt, ein verhängnissvolles Unglück für Deutschland, dass den Kaiser der Tod ereilte, ehe er an das Endziel seines Strebens, an die Lösung seiner letzten höchsten Aufgaben gelangt war: den Weltfrieden herzustellen und unter seinem Schutze die Kirche von ihren Gebrechen zu heilen. Nie mehr ist der Welt auch nur annähernd wieder ein Zeitpunkt, in welchem alle Bedingungen glücklichen Erfolges so sich vereinigt erwiesen, gekommen, wie zur Zeit des Heimganges K. Heinrich II.

§. 4. Allgemeine Kulturzustände.

Wir haben oben eine Schilderung der Geistlichkeit im 10. Jahrh. versucht, die leider für sie nicht günstig ausfallen konnte. Wenn sich nun in einem Stande, in welchem Bildung, Frömmigkeit und gute Sitte heimisch sein sollte, das gerade Gegentheil alles dessen fand, was man zu erwarten berechtigt war, wie mag es erst im Volke, das ja tief unter dem Klerus stand, ausgesehen haben? Zwar war Manches zu seinem Vortheile geschehen. Man hatte Gesetze festgestellt, die ihm seine Rechte sichern und Schutz gegen die Willkür seiner weltlichen und geistlichen Tyrannen geben sollten. Alles Gericht war öffentlich und wo die aus den freien Männern erwählten Schöffen und die mit ihnen tagenden Beamten, die Meier, Vögte, Grafen und Herzöge das Recht nicht fanden, stand der Weg zu des Königs höherer Einsicht Jedermann offen und wo auch diese nicht ausreichte, unterstellte man sich dem Urtheile eines Gottesgerichts. Nie entschied übrigens ein Richter und selbst der König nicht, nach eigenem Willen, stets stand ihm der Beirath anderer Männer zur Seite. Das Volk mochte sich endlich zu einem grossen Ganzen verbunden fühlen, und wenn man auch noch nicht von einem deutschen Volke, von einem deutschen Reiche oder von Deutschland überhaupt sprach, so wussten doch alle diejenigen sich zusammengehörig, welche dieselbe Sprache redeten. Otto I. nannte sich noch König der Ostfranken. Die Idee des Königthums, d. h. der Obergewalt, war

in schweren Kämpfen allmälig befestigt worden. Der König machte keine Gesetze, aber er hatte die Wahrung derselben einzig in der Hand; in ihm vereinigte sich der Begriff des Reiches und da die Reichsverwaltung in seiner Person ihren einzigen festen Mittelpunkt, der Hof auch, bei dem Wanderleben, das er führte, keine bleibende Stelle hatte, denn des Königs Haus war allerorten, so konnte sich auch Jedermann in fast unmittelbarer Verbindung mit ihm fühlen. Besondern Glanz pflegte der Herrscher stets an hohen Kirchenfesten um sich zu entfalten. Deshalb findet man es immer bemerkt, wo die Könige Weihnachten, Ostern oder Pfingsten feierten. Da strömten die geistlichen Würdenträger herbei, um durch ihre Gegenwart der kirchlichen Feier höhere Weihe zu geben, da nahten mit reichen Gaben die Herzöge und Grafen, um ihrem Lehnsherrn zu huldigen, da brachten abhängige Fürsten ihren Tribut, die Gesandten befreundeter Höfe kostbare Geschenke, da entwickelte sich ein fröhliches, buntes Leben in der königlichen Pfalz. Feste reihten sich an Feste, Gelage an Gelage und die heitern Lieder fahrender Sänger wechselten mit den gerngesehenen Spielen der Gaukler und Possenreisser. Solche Tage waren es aber auch, wo im Rathe der Fürsten die ernstesten Dinge erwogen wurden.

Trotz der eifrigen Bestrebungen der Könige, die Lage des Volkes zu verbessern, durch den Landfrieden dem Reiche Ruhe und Sicherheit zu geben, die Gesetze aufrecht zu erhalten, blieb doch noch sehr Vieles zu wünschen übrig. Die Zeit war noch eine zu gewaltsame, eiserne. Wilde Leidenschaften, trotziger Übermuth, der allerorten lagernde Zündstoff, täglich in neuen Kämpfen auflodernd, zerstörte gar oft wieder die frischen Kulturkeime und das mühsam Aufgebaute. Wie mag es im Lande ausgesehen haben, wenn noch 1015, da K. Heinrich bereits die Hälfte seiner Regierungszeit daran gewendet hatte, seinem Reiche Frieden zu verschaffen, ein lothringischer Geschichtschreiber in folgenden Jammerruf ausbricht: „Welche Zeiten! Man verflucht das Leben und fleht um Nichts als den Tod. Die Städte sind entvölkert, Dörfer und Höfe eingeäschert, Wälder und Gärten verwüstet, die Weinberge ausgerodet. Krieg, Hungersnoth, Pestilenz und Feuer raffen das Volk massenweise dahin. Viele Edle sind verarmt und an den Bettelstab gebracht. Die Gotteshäuser stehen ringsum verödet.“ Die Unsicherheit der Existenz, die plötzliche Verarmung, der man allenthalben sich ausgesetzt sah, mussten endlich jedes höhere Streben unterdrücken. Eine unglaubliche Rohheit und der grasseste Aberglauben griffen Platz. Der Grad der Kultur ist am besten darnach zu bemessen, wenn man betrachtet, was die Menschen am Höchsten begehren, glauben oder verehren. Wie musste die Religion von Menschen beschaffen sein, die sich vorstellten, der Erzengel Michael lese im Himmel jeden Samstag die Messe, oder die einem Heiligen, der ihr Land

zu verlassen drohte, Mörder nachzusenden beschlossen, um wenigstens seinen Leichnam als kostbare Reliquie zu erhalten?

Zu der durch die obwaltenden Zustände hervorgerufenen Sittenlosigkeit trat im 10. Jahrh. ein neuer Faktor, der bald den Verfall dessen, was an guter alter Sitte noch anzutreffen war, nach sich ziehen sollte. Italien, das grosse Grabfeld des deutschen Volkes, sandte unsern Vorfahren bei dem nun gesteigerten Verkehr mit ihm nicht nur seine Krankheiten und Epidemien, sondern auch seinen Luxus und seine Gewohnheiten. Die Deutschen lernten jenseits der Alpen alle Genüsse des Lebens, alle Laster einer verwilderten, in Üppigkeit verkommenen Nation kennen. Der Hang zum Wohlleben und zur Prunksucht ergriff besonders die höheren Kreise. Die Liebe zum Besitz steigerte sich zu unersättlicher Habgier, das Gold begann seine unwiderstehliche Macht auszuüben. Die um sich greifende Verderbniss ergriff die Weiber nicht minder schnell als die Männer. Viele der einst so tugendsamen Edelfrauen begannen sich hoffärtig mit eitlem Tand zu schmücken, lernten die Künste der Gefallsucht und überliessen sich einem ausschweifenden Leben. Unzucht und Ehebruch galten bald als erlässliche Sünden und auf dem abschüssigen Wege des Bösen gerieth man rasch von Greuel zu Greuel.[152]) Je grösser von jeher der Einfluss war, den edle Frauen auf unsere Vorfahren ausübten, um so verderblicher musste solcher Verfall weiblicher Sitte ins innerste Leben der Nation eingreifen. Glücklicher Weise ist jedoch die Sitte eines Volkes von härterem Stoff, als dass sie plötzlich sich zersetzen könnte. Die markige Kraft der alten Germanen hatte viele der alten Heldentugenden — Muth, Standhaftigkeit, Tapferkeit und Treue — sich noch bewahrt. Ja es gab andere hohe sittliche Eigenschaften, die sich sogar erst, nachdem eine höhere Kultur das Volk zu durchdringen begann, zu entwickeln vermochten. Wie allenthalben, so lag auch in Deutschland die Pflege der Sitte, die Hoffnung einer bessern Zukunft

[152]) Thietmar v. Merseburg, nachdem er die schrecklichen Strafen geschildert hat, mit denen man in Polen — „wo die Unterthanen gehütet werden müssen, wie eine Heerde Rinder und gezüchtigt, wie stöckische Esel“ — die Unzucht verfolgte, fährt in seiner Chronik also fort: „In unsern Tagen aber, in denen die Lust zu sündigen mehr als je und in schrankenloser Weise herrscht, treiben ausser der Menge verführter Mädchen selbst noch gar manche verheirathete Frauen, denen geile Lust den verderblichen Kitzel anreizt, Unzucht und Ehebruch, und zwar noch zu des Mannes Lebzeiten. Und damit nicht zufrieden, überliefert manche noch, indem sie ihren Buhlen heimlich dazu antreibt, ihren Gatten der Hand des Mörders, den sie darauf — ein böses Beispiel für die Übrigen — öffentlich zu sich nimmt und mit ihm — wie schändlich! — nach vollem Belieben buhlt. Ihr rechtmässiger Gemahl wird verschmäht und verstossen und sein Vasall, wie der holde Abo und der sanfte Jason, ihm vorgezogen. Weil nun dergleichen bei uns nicht mit schweren Strafen verfolgt wird, so wird es, fürchte ich, von Tag zu Tag als eine neue Mode mehr in Übung gebracht werden.“

im eigentlichen Kern der Bevölkerung, in den niedern Ständen, beim gemeinen Mann. In bedenkliche Abnahme kamen die zartesten und doch stärksten Tugenden der Reinheit und Keuschheit, Wahrheit und Schlichtheit, Treue und Liebe zuerst und zumeist bei denen, die des Volkes Geschick in den Händen hatten, bei den Hochgestellten. Unter solchen Verhältnissen that es doppelt noth, dass Beispiele hoher Tugenden jenen nicht fehlten, auf die des ganzen Volkes Blicke vornehmlich gerichtet, waren und wirklich boten auch die Könige und der Frauenkreis, der sie umgab, das Bild untadelhaften Wandels, ja es ergoss sich von ihnen aus ein breiter belebender Strom von Tugenden über das weite Land hin. Klugheit, Bildung, Muth, Ausdauer, Gerechtigkeit, Treue, Mässigkeit und Frömmigkeit, sowie rastlose Sorge für ihres Namens Grösse und ihres Volkes Wohl schmückten alle Kaiser aus dem sächsischen Geschlechte.

Unter den Königsfrauen und ihren Töchtern, die alle zu den edelsten und untadeligsten Frauengestalten zählen, die unsere Geschichte aufzuweisen hat, ragt vor allen die fromme, demüthige Königin Mathilde hervor, die beinahe 80 Jahre alt, nach einem langen und überaus reichen Leben, am 14. März 968 zu Quedlinburg starb und an der Seite ihres Gatten die ersehnte Ruhe fand. Jahrhunderte hindurch lebte ihr gesegnetes Andenken im Volke fort. Selten war weltlicher Ruhm und irdische Höhe so aufrichtig im Dienste Gottes thätig, als es in dieser ausgezeichneten Frau der Fall war. Ihr Beispiel, ihre Thätigkeit hat für Gesittung und Erweckung christlicher Gesinnung unter ihrem Volke Unendliches gewirkt. Nicht zu Ruheplätzen der Trägheit und des Genusses bestimmte sie ihre reichen Stiftungen zu Quedlinburg, Pöhlde, Nordhausen und Engern, sondern zu umfriedeten Burgen heiligen Lebens. Hier sollte die verfolgte Unschuld Rettung, die Noth Hilfe, das verlangende Herz Glaubenstrost finden; von ihnen aus sollte sich über Sachsen jene aus heiligen Quellen strömende höhere Bildung, welche dem Dasein zugleich eine geistige Weihe zu geben vermag, ergiessen.

Die glücklichen Zeiten des grossen Karls, der eine Epoche der Kultur hervorgerufen hatte, die im Materialismus der nächsten Dezennien rasch wieder untergegangen war, schienen für immer unserm Volke entschwunden zu sein. Das Abendland hatte von seinem Ringen nach dem Wiederbesitz antiker Kultur abgelassen, der Schimmer, den Poesie und Kunst einst über das Leben verbreitet hatten, war erloschen. Man dichtete, malte, baute nicht mehr, man schrieb nicht mehr in saubern Charakteren die kostbaren und seltenen Werke des Alterthums ab. Der Sinn für die Studien schien erloschen und Wissenschaft und Kunst drohten völlig unterzugehen. Aber das Ewige im Menschengeschlechte ist unvertilgbar. — „Die Kultur strömt bisweilen in geheimen Kanälen unter der Oberfläche der Geschichte fort, bricht §. 5. Die Wissenschaften.

dann unvermuthet hervor und entzündet in scheinbar springender Weise eine Folge von Geistern." Während das seinem Ruin entgegenstürzende Italien noch immer stolz und hochmüthig auf die Barbaren jenseits der Alpen herabsah, begann gerade unter diesen die Fackel einer neuen Kultur hell aufzuleuchten. Otto II. und Otto III. waren hochgebildete Männer, mit allem Wissen ihrer Zeit vertraut. Erzb. Bruno von Köln, dessen Leben zwischen Studium und Gebet getheilt war, wurde der Neubegründer der Hofschule, die nun eine Pflanzstätte für Wissenschaft und Literatur, für Kirche und Staat ward. In einzelnen Klöstern waren die altberühmten Schulen und eine strenge Zucht ebenfalls nicht völlig erloschen (z. B. St. Gallen, Reichenau, Hersfeld, Rheims u. a.). Die schöne Wittwe H. Burkhard II., Hedwig von Schwaben, (994) las mit dem St. Galler Mönche Ekkehard die Klassiker. Junge adelige Mädchen wurden in den Nonnenschulen zu Gandersheim und Quedlinburg zur Erlernung des Lateinischen angehalten, um den Virgil und andere römische Schriftsteller in der Ursprache lesen zu können. Die sächsische Nonne Hrotsuitha schrieb in lateinischer Sprache Epen und dichtete in der Weise des Terenz Komödien. Die Kaiserinnen Adelheid und Theophano konnten sich klassischer Bildung rühmen. Die enge Verbindung des Kaiserhauses mit dem byzantinischen Hofe leitete alsbald den Strom griechischer Wissenschaft nach Deutschland. So versteinert und vertrocknet dieselbe damals auch bereits schon sein mochte, an Umfang der Kenntnisse, an Gewandtheit in Schrift und Rede, an feiner geselliger Bildung übertrafen die Griechen weitaus noch die Bewohner des Abendlandes. Als es endlich der Energie K. Heinrichs II. gelungen war, die Reformation der Klöster durchzusetzen, als mit der strengen Regel Clugnys auch der Sinn und die Freude für ernste Studien zurückkehrte, als wieder ein gewisser Wetteifer die verschiedenen Abteien belebte und die Bischofsstühle wieder mit tüchtigen Männern besetzt waren, da brach auch eine bessere Zeit an. Deutsche Mönche gingen nach Italien, um zu erwerben was an alten Handschriften noch vorhanden war und triumphirend kehrten sie oft mit reichen Schätzen in die stillen Räume ihrer Klöster zurück. Mit frischem Eifer betrieb man das Studium der alten Dichter, Redner und Historiker. Virgil, Horaz, Ovid, Terenz, Cicero und Sallust erstanden gleichsam wieder von den Todten und wurden nun der Deutschen Lehrer und ein Sporn für sie, in ähnlicher Weise sich zu versuchen. Eine Literatur eigenthümlichster Art begann sich zu entwickeln. In das Gewand klassischen Lateins gehüllt, ist sie klösterlich-ascetisch, aber zugleich sinnlich-naturalistisch nach der Anschauungsweise der Alten. Sie ist geistlich und höfisch, fern von theologischer Streitsucht, schlicht, treuherzig und aufrichtig. Die altdeutsche Heldensage klingt in Hexametern wieder, die dem Virgil nachgebildet sind; die naive Thiersage fügt sich dem strengen Takte antiken Versmasses; die wunderbaren Geschichten von den Anfängen

der Sachsenherrschaft werden in der Sprache des Tacitus und Sallust niedergeschrieben. Mit der Lust an den Wissenschaften erwachte auch wieder die an den Künsten. Die sächsischen Kaiser schmückten ihr Heimathland mit zahlreichen schönen Bauten. K. Heinrich II. gründete und vollendete den Dom zu Bamberg, uud Strassburg baute seit 1015 an seinem berühmten Münster.[153])

Als endlich Italien an dem Aufschwunge der Wissenschaften theilzunehmen begann, als man in diesem Lande wieder von Weltweisen und Männern städtischer Bildung redete, entstanden auch dort Schulen, die sich bald einen Weltruf gewanuen; so die älteste berühmte Schule der Medicin zu Salerno und die älteste Rechtssebule zu Pavia. Die Klöster Süditaliens, besonders Monte-Cassino, zeichneten sich im 11. Jahrh. durch ihre historischen Schrifteu aus.

Das 10. Jahrh., das bei seinem Beginne so trostlose Zustäude aufwies, dessen Verlauf durch so furchtbare Kämpfe und merkwürdige Umwälzungen gekennzeichnet ist, erwies sich Wissenschaften und Künsten lauge uugünstig. Wie die gauze Regierungszeit des sächsischen Hauses vom Schicksal nur dazu bestimmt schien, eine Übergangsperiode zu bilden, in der das Reich aus tiefster Erniedrigung zu Macht und Ansehen emporgehoben, seine innern und äussern Verhältnisse geordnet werden sollten, so gleicht sie aueb einer Rube- und Vorbereitungszeit für künftige grössere Leistungen auf allen Gebieten geistiger Thätigkeit.

Die Regierungsperiode der sächsischen Kaiser ist ärmer an Dichternamen als irgend ein anderer Zeitraum unserer Geschichte und auch das Einzelne und Besondere, was in ihr produzirt wurde, erreicht an Bedeutsamkeit nicht entfernt die Leistungen früherer oder späterer Zeiten. Zwar war dieser Zeitraum nicht arm an historischen Schriftstellern, aber ibre Werke, die meist einen schweren Kampf mit der Sprache, in der sie geschrieben sind, zu bestehen haben und unter der Beschränktheit der Anschauungen ihrer Verfasser und deren Parteistellung leiden, bieten nur dürftige Quellen für die Geschichte ihrer Zeit dar. Regino's,[154]) von einem Mönche des Kl. St. Maximin

[153]) Am 7. Sept. 1275 durch Erwin von Steinbach († 1318) bis auf den Thurm vollendet. Der Grundstein zu diesem wurde erst 25. Mai 1277 gelegt und der Münsterbau in seiner jetzigen Gestalt dann durch den Baumeister Joh. Hültz von Köln am 24. Juni 1439 abgeschlossen.

[154]) Regino aus Altrip am Rhein, der Sohn vornehmer Eltern, wurde im J. 892 der 7. Abt des Kl. Prüm. Diese berühmte Abtei, 763 von K. Pipin und seiner Gemahlin Bertrada und beider Söhne Karl und Karlomann zu Ehreu des Erlösers gegründet, wurde leider zwei Mal völlig von den Normannen geplündert und zerstört (882 u. 892). Zur Zeit, da Regino die Abtswürde übernahm, mochte wenig mehr von der früheren Herrlichkeit und den grossen Bauten der Stifter übrig gewesen sein. Durch List und Gewalt 899 von den Gr. Gerhard und Matfrid, die ihren Bruder Richar an seine Stelle brachten, verdrängt, wandte sich Regino nach Trier

bei Trier (vielleicht dem nachherigen Erzb. Adalbert von Magdeburg) bis zum Jahre 967 fortgesetzte Chronik, war ein weitverbreitetes, vielgelesenes Buch. Daneben gehörten die vorzüglichen, leider aber sämmtlich unvollendet gebliebenen Schriften des schon mehrfach genannten B. Liudprand von Cremona,[155] Widukinds[156] sächsische Geschichten, B. Thietmars von Merseburg[157] und Ri-

und wurde hier vom Erzb. Ratbod (883—915) dem Martinskloster vorgesetzt. Er starb 915 und wurde bei St. Maximin beigesetzt. In Trior verfasste er drei Schriften: eine über Harmonie, seine Weltchronik (907 vollendet) und eine Sammlung kirchenrechtlicher Bestimmungen (dem Erzb. Hatto von Mainz gewidmet).

[155]) Liudprand stammte aus einem angesehenen longobardischen Geschlechte. Sein Vater ging 927 als K. Hugos Gesandter nach Konstantinopel, starb aber bald nach seiner Rückkehr, seine Mutter vermählte sich zum zweiten Male mit einem reichen und vornehmen Manne, der 941 ebenfalls als Gesandter an den byzantinischen Hof geschickt wurde. Liudprand erhielt seine Erziehung zu Pavia am Hofe Hugos, der ihm wegen seiner schönen Stimme besonders gewogen war. Als Hugos Gegner Berngar 945 in Italien erschien, trat Liudprands Stiefvater auf dessen Seite und Liudprand selbst erhielt eine Stelle in der k. Kanzlei, ja wurde 949 sogar mit einer Gesandtschaft an den K. Romanus II. betraut. Nach seiner Rückkehr muss er sich mit Berngar überworfen haben, denn er befindet sich um 955 an Otto's I. Hofe. Hier (zumeist in Frankfurt) begann er, von seinem Freunde, dem B. Recemund von Elvira dazu angeregt, zwischen 958—62, sein erstes Geschichtswerk: Das Buch der Vergeltung, — so genannt, weil er sich darin an Berngar für erlittene Unbill rächen, seinen Wohlthätern aber sich dankbar erweisen wollte — zu schreiben. Es umfasst in sechs Büchern den Zeitraum von 887—952. Im J. 962 gab ihm Otto I. das Bisth. Cremona. Im März 965 schrieb er dann sein zweites Werk: Das Buch von den Thaten des K. Otto d. Gr. (die Begebenheiten der Jahre 960—64) und auf seiner Rückkehr von seiner verfehlten Gesandtschaftsreise von Konstantinopel 969 seinen merkwürdigen Bericht über diese seine Sendung. Zum letzten Male finden wir Liudprand 970 in des Kaisers Umgebung zu Ferrara. Dann verschwindet jede sichere Spur von ihm. Er soll während einer neuen Reise nach Byzanz gestorben sein. Seine Schriften, um ihres dem Klerus feindseligen Inhaltes willen lange heftig angefeindet und verdächtigt, zeichnen sich durch Zuverlässigkeit, gewandte und elegante Sprache und gehaltvollen Inhalt aus, obwohl die Eitelkeit des Verfassers und seine Rachsucht die Darstellung manchmal beeinträchtigen.

[156]) Widukind, Mönch im liudolfingischen Kloster Korvey, das schon in dem Abte Bovo (879—890) einen Geschichtsschreiber besessen hatte, legte eine bereits begonnene Arbeit: Das Leben der Heiligen, beiseite und schrieb, auf den Wunsch der Äbtissin Mathilde von Quedlinburg, seine 3 Bücher sächsischer Geschichten. Obgleich Mönch und gläubig frommen Sinnes ist er doch Sachse mit Leib und Seele. Mehr als die Kirche liegt ihm seines Volkes Kriegsruhm am Herzen. Sein Styl und seine Ausdrucksweise in der ihm schwierigen lateinischen Sprache ist ungelenk und oft fehlerhaft und unklar; aber sein Buch fesselt durch die Wärme der Darstellung und die Hingabe an seinen Gegenstand. Widukind starb gegen 1004.

[157]) Thietmar, angeblich am 25. Juli 976 zu Halberstadt geboren, war der Sohn Gr. Sigfrieds zu Walbeck und Kunigundens, Tochter des Gr. Heinrich d. Kahlen von Stade. Durch seine Eltern war er den angesehensten Dynastenfamilien Sachsens, selbst dem Kaiserhause nahe verwandt. Seine ältern Brüder, Graf Heinrich von Walbeck und Friedrich, Burggr. von Magdeburg, zeichneten sich als tapfere Krieger

chers[158]) Chroniken, sowie die Jahrbücher von Quedlinburg[159]) zu den hervorragenderen Geschichtswerken des Jahrhunderts, neben denen ferner Ruotgers Leben des Erzb. Bruno von Köln[160]) und die Biographien der K. Mathilde,[161]) der K. Adelheid[162]) und des B. Adalbert von Prag[163]) zu literarischem Ansehen gelangten. Aber um so geringer erscheint neben dieser historischen die poetische Produktivität.

aus, von seinen jüngsten Brüdern wurde Brun B. zu Verden, Sigfried B. zu Münster. Thietmar brachte seine erste Jugend unter der Obhut einer Muhme, Emnilde, Nichte K. Heinrichs I., in Quedlinburg zu, dann wurde er 988 dem Abte Rikdag zu St. Johannis in Magdeburg übergeben. Schon 989 ward er in die Brüderschaft des Domkapitels von St. Moritz in Magdeburg aufgenommen. Im J. 1002 trat er als Probst in das von seinen Vorfahren gestiftete Kl. Walbeck und 1009 nach dem Tode des B. Wigbert erhielt er das Bisth. Merseburg; er starb, 1. Dezbr. 1018. Die ersten 6 Bücher seiner Chronik verfasste Thietmar zwischen 1012—14. Die beiden letzten einige Jahre später. Noch kurz vor seinem Tode schrieb er daran. Dieses werthvolle, umfangreiche Werk wurde bereits 1606 ins Deutsche übersetzt. Thietmars Chronik litt an denselben Mängeln, wie die ähnlichen Werke anderer Historiker seiner Zeit, denn sie ist zum grossen Theile aus bereits vorhandenen Schriften kompilirt, aber ihr Verfasser hat eine gründlichere Bildung, eine höhere Stellung und einen weiteren geistigen Gesichtskreis, wie ihn hohe Geburt und grössere Reisen zu verschaffen vermögen, für sich, und wo er Selbsterlebtes berichtet, werden seine Mittheilungen geradezu unschätzbar.

158) Die Chronik Richers ist besonders für die Geschichte Lothringens und Frankreichs von Wichtigkeit. Sie knüpft an die bis zum J. 882 geführte Chronik Hinkmars an, benutzt für die J. 919—966 die Annalen Flodoards und reicht bis zum J. 995. Richer, Sohn Rudolfs, eines ritterlichen Dienstmannes K. Ludwigs IV., war Mönch zu St. Remi und erhielt vom Erzb. Gerbert von Rheims, dessen Schüler er wahrscheinlich war, den Auftrag, seine Chronik zu schreiben. Man hat an Richers Arbeit auszusetzen, dass er die Form seiner Darstellung über die Thatsachen stellt, dass er geziert im Ausdruck ist und die geschichtliche Wahrheit oft dem poetischen Ausdruck opfert; aber er ist der einzige Historiker seines Landes und bei allen Mängeln ist seine Arbeit für die Kenntniss der Zustände, der Sitten und der Bildung seiner Zeit ungemein lehrreich.

159) Die Jahrbücher von Quedlinburg, vielfach aus den hildesheimischen und hersfelder (welche letzteren verloren gegangen sind) kompilirt, reichen bis zum J. 1025, erheben sich jedoch in der letzten Zeit zu einem Annalenwerke ersten Ranges.

160) Ruotgor schrieb des trefflichen Erzb. Bruno's Leben auf Wunsch von Erzb. Folkmar, dessen Nachfolger. Sprache und Darstellung sind mangelhaft, Einsicht und Talent des Verfassers gering; dennoch ist sein Buch, als ein gleichzeitiges, stofflich von der grössten Bedeutung und die Lücke, welche es in der Geschichte ausfüllte, würde, ohne dasselbe, schmerzlich empfunden werden.

161) Mathildens Biographie liegt in zwei Bearbeitungen vor. Sie wurde zuerst im Auftrage Otto II. von einem vermuthlich in Nordhausen lebenden Sachsen (oder einer Nonne?) geschrieben und unter Heinrichs II. Regierung (in den J. 1002 bis 12) erweitert und umgearbeitet.

162) Adelheids Leben hat ihren langjährigen vertrauten Freund, den Abt Odilo von Clugny (geb. zu Clermont 962, † 1049), zum Verfasser.

163) Adalberts Schicksale soll um 999 ein Mönch des Kl. des h. Bonifazius und Alexius, Johannes Canaparius, † 12. Okt. 1004, Nachfolger des Abts Leo

§. 6. Hrotsuitha.

Die vorzüglichsten poetischen Leistungen der Zeit gehörten der edlen und scharfsinnigen Nonne Hrotsuitha, die im stillen Gandersheim dichtete und sang, an. Wie ein einsam lieblicher Stern in trüber ferner Zeit, mitten aus Barbarei und Finsterniss leuchtet sie mit ihrer kindlich reinen Seele, ihrer Begeisterung für Kunst und Studium und ihrem grossen Herzen für ihres Volkes Macht und Würde hellstrahlend hervor. Gandersheim, eine Gründung H. Liutolfs und eine der ältesten Kulturstätten christlicher Gesittung im Gebiet des Sachsenstammes, — der unter allen deutschen Stämmen am längsten und heftigsten gegen das Evangelium gekämpft und dann am innigsten sich ihm hingegeben hatte, — hat durch diese poetische Klosterfrau bleibenden Ruhm gewonnen. Hrotsuitha (d. h. Weissrose), aus vornehmer sächsischer Familie stammend (einzelne Biographen nennen sie Helene von Rossow, andere lassen ihre Herkunft unaufgeklärt), mag um 936 geboren sein; ihr Eintritt ins Kloster erfolgte vor 959, in welchem Jahre die kaum 20jährige Gerberge, Tochter H. Heinrichs I. von Baiern und der geistreichen Judith, Äbtissin wurde. Eine Nonne Richardis, von Hrotsuitha als grundweise und grundgütig gepriesen, und die hochgebildete Kaisernichte selbst waren ihre Lehrerinnen. Letztere las mit ihr eine Anzahl lateinischer Autoren, die sie selbst früher mit gelehrten Männern gelesen hatte. Schon vorher hatte Hrotsuitha sich mit dem kleinen Büchervorrath des Klosters vertraut gemacht, jetzt, angeregt von dem Gelesenen, lernte sie heimlich für sich schreiben. Gelegentlich ihrer kalligraphischen Übungen versuchte sie sich nun auch, das Geschriebene umarbeitend, im Versemachen. Noch glaubte sie bei ihrer Jugend und mangelhaften Bildung das Urtheil Anderer fürchten zu müssen. Aber allmälig fühlte sie sich sicherer und ihres Talentes bewusst. Bald erwarben ihr ihre Belesenheit und Sprachgewandtheit Aufmunterung und allgemeinen Beifall. Mit der ganzen Kraft ihres Gemüthes warf sie sich in die geistige Strömung der Zeit, von der sie auch manche ihrer Mitschwestern bewegt sah. Die demüthige Weltentsagung und völlige Hingebung an Roms Lehre einerseits und andererseits das lebhafteste Interesse für die literarischen Traditionen des römischen Alterthums, erhöht und gesteigert durch den Glanz, den die Kaiserkrone über ihr Vaterland verbreitete, erfüllen die Seele dieser begeisterten Nonne. Mit einem gewissen Selbstgefühl, das jedoch durch ihre allerwärts ausgesprochene Demuth angenehm gemildert erscheint, nennt sie sich in wörtlicher Übersetzung ihres Namens (clamor validus

Simplex, zuerst beschrieben haben. Eine Umarbeitung und Erweiterung erhielt dieses Buch 1004 durch den B. Brun von Querfurt, dem Zeitgenossen und Nacheiferer Adalberts. Brun hatte seine Erziehung in Magdeburg erhalten, wurde Domherr daselbst, ging 996 mit Otto III. nach Italien, ward Mönch im Bonifaziuskloster zu Rom, folgte 1001 dem Eremiten Romuald nach Pereum und kehrte dann, zum Erzb. der Heiden ernannt, nach Deutschland zurück. Er wurde auf einer Missionsreise in Preussen mit 18 seiner Gefährten, 14. Febr. 1009, enthauptet (p. 415).

Gandersheimensis) den starktönenden Ruf aus Gandersheim, der dem Glockengeläute einer Klosterkirche ähnlich, in Feld und Wald hinaustönt. Nicht auf eigne Kraft vertrauend, hat sie zu dichten begonnen, sondern damit nicht das ihr anvertraute Pfand der Begabung, in ihrer Brust unthätig liegend, vom Roste verzehrt, vielmehr angeschlagen werde vom Glockenhammer unablässiger Frömmigkeit es zu Gottes Lob ertöne, auf dass, wenn keine Aussicht wäre Ansehnliches damit zu erwuchern, es sich doch wenigstens in ein Werkzeug von geringstem Nutzen verwandle. Demüthig fleht sie zu Gott, er möge ihre Zunge zu seinem Preise lösen, wie er einst des Esels Zunge habe reden lassen.

Hrotsuitha verfasste zuerst um 959 ein Gedicht auf die h. Jungfrau, dann eins auf Christi Himmelfahrt. Diesen liess sie, zur Belehrung und Erbauung bestimmt, eine Reihe legendenartiger Dichtungen, theils im elegischen, theils im heroischen Versmasse geschrieben, folgen: St. Gangolfs Geschichte, das Leiden des h. Pelagius von Kordoba, die Geschichte vom Vicedominus Theophilus, das Gedicht von Proterius und die Lebensgeschichten des h. Dionys und der h. Agnes. Der Ärger darüber, dass in den Klöstern die Komödien des Terenz trotz ihres anstössigen Inhalts mit Eifer gelesen wurden, trieb sie an, sechs Komödien zu schreiben, die, obwohl auf ganz entgegengesetzten Grundsätzen ruhend, in der Form doch jenen ähnlich sein sollten. So verfasste sie denn dialogisirte Heiligengeschichten, in denen der Sieg des Frauencharakters über alle Anfechtungen ebenso siegreich verherrlicht erscheint, wie er in den Stücken des Terenz herabgezogen wird und zwar dies Alles, wie sie sagt, nicht zu ihrer, sondern zur Ehre Gottes. Es war die Apotheose ihres demüthigen Standes, des Nonnenthums, gegenüber der heidnischen Lebensanschauung, welche aus der Nonne die erste deutsche Theaterdichterin machte. Es braucht wohl kaum hier bemerkt zu werden, dass diese Komödien nur zum Lesen, nicht aber zur Aufführung bestimmt waren, obgleich damit die Annahme nicht ausgeschlossen ist, dass das Volk damals und viel früher schon scenische Darstellungen kannte und sie mit Vorliebe sah.[164])

[164]) Facteurs oder Fatisten, die Gedichte (Faits) mit Pantomimen und Chorgesängen vortrugen, gab es schon am Hofe Chilperichs. K. d. Gr. verbot bei Prügelstrafe oder Verbannung, Schauspielern den Gebrauch priesterlicher oder klösterlicher Gewänder. Mimi werden zu Ludwigs d. Fr., Histrioni zu Heinrichs I. und Thymelici zu Otto's III. Zeiten genannt. Aus dem 9. Jahrhundert stammt ein lateinisches Stück: Herodes sivi magorum adoratio; aus dem 11. Jahrhundert: Ordo Rachelis, eine scenische Darstellung des bethlehemitischen Kindermords, worin Rachel über die getödteten Kinder klagt. Die Autorschaft Hrotsuithas, bezüglich der oben besprochenen sechs geistlich-moralischen Komödien und übrigen Dichtungen, wurde übrigens in jüngster Zeit sehr angefochten. J. Aschbach in Wien versuchte, gestützt auf die Annahme, dass es im 10. Jahrh. keine deutsche Nonne gegeben haben könne, die ein so korrektes Latein schreiben, mit solcher Kunst der Versifikation sich ausdrücken und so mannigfaltige Kenntnisse in den exakten Wissenschaften und schönen Künsten haben konnte, ihre von K. Celtes zuerst 1501

Im Sommer 965 begehrte der damals 10jährige Otto von ihr, sie solle seines Vaters Thaten poetisch beschreiben. So entstand, auf die mündlichen Mittheilungen des Erzb. Wilhelm von Mainz, der Äbtissin Gerberge und anderer Freunde gestützt, in der Form des lat. Epos im J. 967 das Gedicht von den Thaten Kaiser Otto's I. Dieses Poem, welches das Leben Otto's bis zur Kaiserkrönung (962) beschreibt, ist leider nur mit einer grossen Lücke auf uns gekommen; die Jahre 953—62 sind verloren. Kurz darauf verfasste die fleissige Klosterfrau das Gedicht über die Gründung Gandersheims und die Vorfahren der Ottonen, bis zum Tode Christina's (919) reichend, das, da ihr ein werthvolles historisches Material zu Gebote stand, ein Werk von bedeutendem geschichtlichen Werthe wurde.[165])

§. 7. Hymnendichter. Die Reihe der Hymnendichter des 10. Jahrh. hebt mit Odo von Clugny an, des durch die von ihm begonnene Reformation des Klosterwesens so berühmt gewordenen burgundischen Abtes. Er wurde, aus einer adeligen französischen Familie stammend, um 880 geboren, machte seine Studien in der Schule zu Rheims unter dem bekannten Remi d'Auxerre,[166]) wurde Kanonikus und erster Sänger an der Kirche St. Martin in Tours (899) und trat 10 Jahre später in das Kl. Beaume in der Franche-Comté, worauf er Abt zu Aurillac und dann zu Fleuri wurde. Endlich 927 (924—41) kam er als Berno's Nachfolger nach Clugny. Er starb daselbst am 18. Novbr. 942 und ward um seiner Verdienste und seiner Frömmigkeit willen bald darauf kanonisirt. Die Äbte Aymar, Majolus, Odilo und Hugo setzten das von ihm angefangene

---

in Nürnberg herausgegebenen Poesien, als Werke dieses berühmten Humanisten und seiner vertrauten Freunde, womit er seine Zeitgenossen habe täuschen wollen, auszugeben. Da Celtes sich eines andern literarischen Falsifikats, allerdings in der besten Absicht, schuldig gemacht hat, so erscheint der ihm hier gemachte Vorwurf nicht ganz ungerechtfertigt. Jedoch haben sich energische Stimmen für Hrotsuitha erhoben (Waitz in den Gött. Gel. Nachr. 32, Christ in der Allg. Zeit. 266, 1867 u. 261, 168 u. Kurz ebenda 272) und es steht also wohl nicht zu befürchten, dass die glänzende Gestalt der ehrwürdigen Poetin an ihrem Ruhme oder ihrer Ehre etwas einbüssen wird.

165) Die beiden letztgenannten Dichtungen, von Dr. Th. G. Pfund übersetzt, bilden den 5. Band des 10. Jahrh. der Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit. Berl. 1860. Die beste Ausgabe der Werke Hrotsuitha's ist die von K. A. Barack besorgte, Nürnberg 1858. Eine Übersetzung der Komödien, von Benedixen, erschien in Altona 1850—53.

166) Remi d'Auxerre war, mit Karlomann, Karls d. K. unglücklichem Sohne und Hucbald, Schüler des Mönchs Heiric im Kl. St. Germain. Erzb. Fulko berief ihn nach Rheims, wo er von 893 bis zum Tode Fulko's wirkte. Er starb als Lehrer der Schule zu Paris. Bezüglich Odo's sei hier nachgetragen, dass einige seiner Biographen ihn am Hofe H. Wilhelms von Aquitanien, des Stifters der Abtei von Clugny aufwachsen und dann als Regens chori am Dom zu Tours eintreten lassen. Seine Aufnahme in Clugny soll schon 910 erfolgt sein. Bekannt ist es, welche wichtige Rolle er als Reformator italienischer Klöster und als Schiedsrichter im Streite zwischen K. Hugo von Italien und Alberich von Rom spielte.

Werk fort. Unter dem letzten Abte standen selbst einzelne Klöster in Spanien und Polen. Die Clugnyacenser behielten Benędikts Regel bei und beobachteten sie unter anhaltendem Schweigen in ursprünglicher Strenge, bekannten öffentlich ihre Sünden und versüssten sich die Arbeit durch fromme Gebete des Psalters. Diese Kongregation wurde für zwei Jahrhunderte hinaus der Grundpfeiler des gesammten kirchlichen Lebens. Aus ihr, die mit jeder bedeutenden kirchlichen Erscheinung der Folgezeit in unmittelbarer Verbindung steht, ging, durch Ascese und Wissenschaft, die geistige Wiedergeburt des Abendlandes hervor. Odo ist der Verfasser einiger Hymnen.[167]) Er war jedoch nicht alleiu Dichter, sondern auch Tonsetzer und Musikgelehrter. Auf der Bibliothek zu Clugny sollen sich noch Antiphonen und Hymnen seiner Komposition finden und ausserdem verdanken wir ihm eiuen oft irrthümlich dem Guido zugeschriebenen Traktat: Dialogus de Musica (ein praktisches Handbuch der Musikwissenschaft damaliger Zeit), und einige Fragmente über Musik.

Ausser Odo sind noch anzuführen: Salvus, Abt eines Klosters in Navarra († 962), der als Verfasser mehrerer verloren gegangener Kirchengesänge gilt; Heriger, Abt des Benediktinerklosters Lobics im Bisth. Lüttich († 1007), Dichter und Komponist; Letald, Abt im Kl. St. Menin bei Orleans, der einen Lobgesang auf den h. Julian dichtete und Theoderich, Presbyter zu Monte-Cassino (um 1012), der eine Hymne auf den h. Maurus schrieb. Bedeutender als diese letztgenannten ist Fulbert von Chartres, der Sokrates der Franken genannt, einer der ausgezeichnetsten und gelehrtesten Priester seiner Zeit. Sein Geburtsort, ja selbst sein Geburtsland sind unbekannt. Er studirte unter dem berühmten Gerbert in Rheims, folgte diesem, als er Papst geworden, nach Rom, wurde dann Abt zu Ferrieres, später Kanzler der Kirche zu Chartres und 1007 des B. Rudolf Nachfolger daselbst. In der von ihm errichteten und geleiteten theologischen Schule erhielt unter Andern auch Berngar von Tours seine wissenschaftliche Ausbildung. Fulbert, einer der Vorkämpfer des nachher so hochgestiegenen Kults der h. Jungfrau war ein eifriger und unerschrockener Bekämpfer vieler in Staat und Kirche eingeschlichenen Missbräuche, namentlich sprach er sich gegen die persönliche Theilnahme der Bischöfe an Kriegen aus.[168])

Auch ein König findet sich unter den geistlichen Dichtern dieses

---

[167]) Aeterni patris unice W. 154.

Lauda, mater ecclesia. D. 1, 190. W. 153. I. 1, 217. W. 3, 152. IX. 88. X. 98. XI. 236.

Summi parentis unice. IV. 1, 179. 2, 105. XII. 1, 147. XIV. 266. XIX. 147.

[168]) Chorus novae Hierusalem. D. 1, 191. W. 159. I. 1, 224. IV. 1, 191. 3, 227. IX. 90. X. 106. XIII. 63.

Organum mentis tibi quaeso nostrae I. 1, 225.

Jahrhunderts: Robert von Frankreich, Sohn Hugo Kapets und Freund K. Heinrichs II., (geb. um 970 zu Orleans, Mitregent seit 988, Alleinherrscher 996—1031). Robert, der trotz seiner gerühmten Frömmigkeit und seiner grossen Vorliebe für den Kirchengesang mit dem päpstlichen Stuhle wegen seiner Ehe mit Bertha von Blois, seiner Base, in arge Kollisionen kam, ja selbst mit dem Banne belegt wurde (bis er sich endlich demüthigte, in die Scheidung von dem geliebten Weibe willigte und die Gr. Konstanze von Tours heirathete), soll der Verfasser der berühmten Pfingstsequenz: „Veni sancte spiritus" sein.[169]) Er war, wie viele seiner Zeitgenossen, zugleich Dichter und Tonsetzer und der Kirchengesang ist durch ihn mit vielen Sequenzen, Antiphonen und Responsorien bereichert worden. Man erzählt sich, dass er einst in Rom, während eines vom Papste selbst celebrirten feierlichen Hochamtes, unter dem Offertorium an den Altar getreten sei und mit grosser Ehrerbietung etwas darauf niedergelegt habe. Die Altardiener, ein ansehnliches Geldopfer erwartend, eilten schnell hinzu, die königliche Gabe in Empfang zu nehmen, fanden aber zu ihrem Leidwesen nur einen mit wenigen Worten und Zeichen beschriebenen Zettel, der das Responsorium: „Cornelius centurio" enthielt. Trotz ihrer Täuschung lobten sie doch den guten Einfall und des Fürsten Frömmigkeit und der Papst verordnete, dass zu des Verfassers Gedächtniss der genannte Gesang stets am Feste St. Peters gesungen werden solle. Was nun seine bekannte Ostersequenz anlangt, so erfreut sie sich eines Ruhmes, wie ihn nur wenige Gesänge dieser Gattung mit ihr theilen. Als im 16. Jahrh. alle Sequenzen bis auf vier aus dem römischen Kirchengesang ausgeschlossen wurden, behielt neben dem Dies irae, Lauda Sion und Victimae paschalis, das Veni sancte spiritus seine Stelle.

Nur sehr wenige Hymnen unbekannter Herkunft werden in das 10. Jahrhundert verlegt.

§ 8. St. Gallen. Mehr Ausbeute für Poesie und Musik als das ganze übrige Europa liefert auch in diesem Jahrhundert wiederum St. Gallen, die alte Kulturstätte Alemanniens, die trotz der Ungunst der Zeiten, geschützt durch eine günstige Lage vor den heftigsten, die Christenheit erschütternden Stürmen und stets begünstigt von den deutschen Fürsten, die ihre hohe Wichtigkeit wohl erkannten, ihren früheren Ruf zu behaupten wusste. Dieses Kloster mit seiner blühenden Schule und seinen gelehrten Mönchen blieb noch immer eine Art Mittelpunkt deutscher Sprache und Schriftthätigkeit, sowie eifriger Kunstübung. Die Schilde-

---

[169]) Auch die Hymne Fulberts: „Chorus novae Hierusalem" wird ihm zugeschrieben.

O constantia martyrum.

Veni sancte spiritus. D. 2, 38. W. 160. I. 1, 227. II. 109. IV. 1, 141. V. 10. VII. 42. VIII. 92. IX. 92. X. 104. XI. 206. XII. 1, 149. XIV. 357. XVI. 210. XVII. 101. XIX. 156.

rung, die Schubiger im 10. Kap. seiner Sängerschule St. Gallens von demselben macht, verschafft uns zugleich ein treffliches Bild von dem Leben und Treiben in den grössern Abteien Deutschlands zu damaliger Zeit; denn es ist anzunehmen, dass es im Grunde anderswo ebenso wie hier gehalten wurde. Die deutschen Könige auf ihren Wanderzügen durch das Reich und überhaupt ohne feste Wohnstätte, suchten, wollten sie zwischen den Tagen ihrer Regentensorgen und Kämpfe Momente aufathmender Musse geniessen, stets gerne Herberge in den Klöstern und da sie nie mit leeren Händen kamen oder ohne Gunstbezeugungen schieden, so waren sie auch immer willkommene, hochgeehrte Gäste, und ihre Anwesenheit eine Festzeit für alle Klosterbewohner. Es kam sogar vor, dass sie sich in Klöster, in denen es ihnen besonders wohl gefiel, als Ehrenbrüder aufnehmen liessen.[170]) Dankbar für die dem Klerus so oft bewiesene Gunst, bestrebte dieser sich auch des Himmels Segen auf seine hohen Gönner herabzuflehen und die Sitte, für Glück und Wohlergehen der Könige und des Reiches öffentlich in den Kirchen zu beten und zu singen, darf wohl als eine bereits allgemein verbreitete angenommen werden. Regelmässig aber wurden, wenn ein fürstlicher oder aussergewöhnlicher Besuch die Brüderschaft ehrte, feierliche Acclamationsgesänge (in der Form kurzstrophiger Wechselgesänge) beim Empfang und Abschied angestimmt und nicht selten geschah es noch immer, dass für solche Vorkommnisse besondere Dichtungen verfasst und komponirt wurden. Wir wissen, dass König Liudolf in Begleitung seines Schwiegervaters, des H. Hermann von Schwaben, im J. 948 zum Feste des h. Gall nach St. Gallen kam und dass auch sein Vater Otto auf seiner letzten Heimreise aus Italien, im August 972, das Kloster besuchte. „Schon zum Voraus von seiner Ankunft benachrichtigt, hatte man sich nach altem Gebrauche mit neuen Begrüssungsgesängen und anderem glänzenden Gepränge versehen. Ehrfurchtsvoll, wie sich's gebührte, zog der Chor der Mönche dem Kaiser durchs Münster entgegen. Otto erschien. Mit der Majestät eines Löwen schritt er durch den Haupteingang daher, an der Linken vom Erzb. von Köln geführt, mit der Rechten sich auf seinen Stab stützend, gefolgt von Adelheid, die der junge Otto geleitete. Unter den zahlreichen Gästen befand sich auch H. Konrad von Kärnthen. Dem Kaiser gegenüber war der Konvent in langen, geraden Reihen auf beiden Seiten der Kirche aufgestellt, in lautem Chor den Festgruss anstimmend: „Ave beati germinis." Der Erzbischof küsste ehrfurchtsvoll Otto's Hand, der nun lautlos und unbeweglich, gleich einer Statue, in Mitte des Münsters stehen blieb und die ganze Schärfe seines strahlenden Blickes auf die Mönche gerichtet hielt. Plötzlich liess er den Stab,

[170]) So K. Heinrich II. in St. Vaast und Monte-Cassino.

den seine Hand führte, fallen, fortwährend die Brüder ansehend. Allein diese, ohne durch das entstandene Geräusch aus der Fassung zu kommen, bestanden die Prüfung. Denn als H. Konrad herbeieilte, um den Stab aufzuheben, sprach der Kaiser zu ihm: „Sieh', ich wollte die Disciplin der Mönche prüfen, doch ich bemerkte keinen unter ihnen, der seinen Blick hieher gewandt hätte." Nach geendetem Gesange brachten die Vorsteher des Klosters ihm ihre Huldigung dar, wobei er sich alsogleich nach dem alten Lehrer Notker, dem Verfasser des Empfangsliedes, erkundigte und ihn von seinem Sohne herbeiholen liess. Nicht ohne tiefe Rührung umfing der Herrscher den ehrwürdigen Greis, drückte ihn an seine Brust, küsste und führte ihn dann, gefolgt von geistlichen und weltlichen Fürsten, mit eigner Hand ins Innere des Klosters, wo er an des Kaisers Seite seinen Sitz einnehmen musste und wo ihm Bischöfe und Äbte, deren Lehrer er einst war, nun Gruss und Verehrung darbrachten.[171])

Für Pflege und Förderung heiliger Kunst wirkten in St. Gallen auch im 10. Jahrh. immer noch einige ausgezeichnete Männer. Unter ihnen ragt vor andern der Dekan Ekkehard I. (aus dem Geschlechte derer von Jonschuvil, † 978) hervor. Er pilgerte einst, eines Gelübdes wegen, nach Rom, wo seine ausgezeichneten Kenntnisse die Aufmerksamkeit des Papstes in solchem Grade auf sich zogen, dass er ihn als Freund behandelte und möglichst lange zurückzuhalten versuchte. Nach einer glücklich überstandenen Krankheit, in der ihn derselbe persönlich mehrmals besucht und für seine Verpflegung aufs Freundlichste gesorgt hatte, durfte er endlich heimkehren und fortan erwarb er sich neben andern grossen Verdiensten, besonders auch um den Kirchengesang den Dank seiner Mitbrüder. Seine Dichtungen[172]) kommen denen Notkers sehr nahe. Auf Ansuchen B. Ulrichs von Augsburg verfasste er das Offizium von der h. Afra (923—973), nämlich die Antiphonen, die Sequenz und den Hymnus: „O Martyr aeterni patris." Leider ist uns eine seiner interessantesten Arbeiten, eine lateinische Übersetzung des

171) Besondern feierlichen Veranlassungen danken auch die Responsorien: „Deus qui sedes" und „Cives Apostolorum" ihre Entstehung. Ersteres sang der Chor der Ordensbrüder als B. Ulrich von Augsburg den um 957 geflüchteten (vertriebenen?) Abt Kralo zurückführte und wieder in den Besitz des Klosters setzte; letzteres als bei Anlass der grossen Visitation, 966, Bischöfe und Äbte ihren Einzug hielten.

172) Adoremus gloriosissimum.
Ambulans Jesu.
A solus occasu.
Christo regi regum virgo.
Confessor aeterni patris. (O Martyr aeterni patris.)
Prompta mente canamus.
Qui benedici cupitis.
Summum praeconem Christi.

deutschen Karlmannsliedes (in Originalsprache und Melodie auch nicht mehr vorhanden) verloren gegangen.

Ein Brudersohn des vorigen, Ekkehard II., Palatinus († 996 als Propst der bisch. Kirche zu Mainz), zeichnete sich nicht minder durch Beredtsamkeit, Sprachkenntniss und Kunstbildung aus. Er stand der innern und äussern Klosterschule mit solcher Energie vor, dass er seinen Schülern nur den Gebrauch der lateinischen Sprache gestattete. Ihn wählte die hochgebildete, einst dem griechischen Kaiser zur Gattin bestimmte H. Hedwig von Schwaben, zu der der Ruf seines Wissens gedrungen war, zu ihrem Lehrer in den klassischen Sprachen; mit ihm las die junge Wittwe auf ihrem fernhinblickenden Schlosse Hohentwiel den Ovid und Horaz und andere Dichter des Alterthums.

Später ward Ekkehard an Otto's Hof beschieden, wo er sich als Lehrer der kaiserlichen Kinder und im Rathe hohes Ansehen erwarb. Einst (966) wurde im Kl. St. Gallen eine grosse Visitation gehalten. Acht Bischöfe und eben so viele Äbte wohnten diesem Akte bei. In diese Zeit fiel das Fest des h. Desiderius, gelegentlich dessen der Chor nach der lieblichsten Weise die Sequenz: „Summis conatibus" sang. Kaum war dieselbe zu Ende, so spendeten auch die Bischöfe, die Dichtung und Tonsatz dem Notker Balbulus zuschrieben, diesem Lob und Anerkennung. Wie erstaunten sie, als man ihnen den Mönch Ekkehard als Verfasser bezeichnete. Er und die Kunstbestrebungen des Klosters erndteten da grosses Lob.

Um die gleiche Zeit lebte Notker Physikus († 981), ein Verwandter des Vorgenannten und Schwestersohn Ekkehards I. in St. Gallen. Er war Lehrer, Maler und Arzt, Dichter und Musiker. Von ihm rührt das Offizium und das berühmte Lied zu Ehren St. Ottmars verfasst, das bis zum heutigen Tage im Kloster gesungen wird, und manch andere treffliche Arbeit her.[173])

Nach Beginn des 11. Jahrh. nahm das wissenschaftliche Studium einen neuen Aufschwung. Die Liebe zur Poesie und Musik erhielt frische Nahrung und zahlreich entstanden nun Hymnen und Sequenzen in dem durch seine bisherigen Leistungen schon sich auszeichnenden Kloster. Die Seele dieser neuen Thätigkeit auf dem Gebiete kirchlicher Kunst war Notker III., Labeo (oder Teutonikus), den seine Zeitgenossen den gelehrtesten und liebevollsten Mann nennen. Er wirkte Grosses als Lehrer der Grammatik, der Mathematik, der Astronomie und der Musik. Um seinen Schülern das Studium zu erleichtern, ver-

---

[173]) Ave beati germinis invicte Rex et inclite. — Hymnum beatae virgini, die turma voce supplici. — Nostri solemnis saeculi refulget dies inclyta. — Rector aeterni metuende saecli.

Notker II. hat auch den Zunamen Piktor und wegen seiner strengen Lebensweise ward ihm die Bezeichnung Piperis granum gegeben.

fasste er mehrere deutsche Werke,[174]) darunter auch eine musikalische Abhandlung, die wohl die älteste in deutscher Sprache geschriebene ist (Opusculum theotiscum de Musica). Sie handelt in vier kurzen Abschnitten: über die 8 Töne, über die Tetrachorde, von den 8 Tonarten und von der Mensur der Orgelpfeifen. Seinen Zöglingen lehrte er an den poetischen Werken des Sedulius und Aldhelm, die er zu diesem Zwecke mit neumatischen Tonzeichen versehen hatte, deklamiren und unterrichtete sie in der Musik nach den Lehrbüchern des Quadriviums. An seinem Sterbetage erst (Vorabend des Peter- und Paultages 1022) endete er seine Arbeit über das Buch Hiob, dann bat er noch, man möge die Armen in seinem Gemache und vor seinen Augen speisen. Umgeben von seinen, ob des ihnen bevorstehenden unersetzlichen Verlustes tieftrauernden Schülern, schied seine Seele vom Leben.

Ganz besondere Verdienste erwarben sich die Mönche St. Gallens durch die zahlreichen Gesangbücher, die sie so fleissig schrieben. Die unausgesetzte Pflege, welche dem Kirchengesange im Kloster zu Theil ward, erheischte nothwendig eine genügende Anzahl von Musikbüchern. Noch war das im Laufe späterer Jahrhunderte leider verloren gegangene authentische Antiphonar Romans vorhanden und an der Seite des Apostelaltars aufgelegt. Ausserdem aber besass die Kirche schon im 9. Jahrh. 17 Psalterien (unter denen das sogenannte goldene und das Folkards besonders prächtig ausgestattet waren) und 2 alte und 3 neue Antiphonarien. Zur Zeit des Notker Balbulus schmückten 13 Singpulte mit eben so vielen prachtvoll geschriebenen und verzierten Psalterien den Chor. Zu den berühmtesten Schreibern unter dem Abtbischof Salomo gehörte der Mönch Sintram, von dessen Hand die Klosterbibliothek noch heute ein bewunderswürdiges Evangelienbuch besitzt. Er schrieb so viele Bücher ab, — denn nicht allein St. Gallen, sondern auch zahlreiche andere Kirchen besassen Arbeiten von ihm, — dass man nicht begreifen kann, wie ein einziger Mann so Vieles zu schreiben vermochte. Neben Sintram lebte in St. Gallen noch ein anderer Schönschreiber, der Mönch Godeschalk, von dem ebenfalls ein Antiphonarium Missae sich erhalten hat. Unter dem Abte Kralo galt Kunibert für einen vortrefflichen Schreiber. Um seiner vielseitigen Bildung willen begehrte ihn H. Heinrich II. von Baiern als Lehrer der Schule zu Salzburg, ja er setzte ihn nach einigen Jahren dem Kl. Altaich als Abt vor. Die Sehnsucht nach St. Gallen bewog ihn jedoch, später diese Stellung wieder aufzugeben und als einfacher Ordensmann in sein früheres Kloster zurückzukehren.

Eines der merkwürdigsten Manuscripte St. Gallens, — der Winter- und Sommertheil des Antiphonars, alle Responsorien und Antiphonen

---

[174]) Einen Kommentar zum Buche Hiob, Erklärungen der Psalmen Davids und einiger theologischer Schriften P. Gregor d. Gr.

für die Matutin, Laudes, Horen und Vespern enthaltend — rührt von dem Mönche **Hartker** her, einem Asceten, der während der Hälfte seines Lebens sich freiwilligem Martyrthum unterzog. Er liess sich nämlich 986 in die Georgenzelle einschliessen, die so enge und unbequem war, dass er nicht einmal aufrecht darin stehen konnte. Hier lebte er 30 Jahre lang in härtester Busse und Abtödtung; ein Stein diente ihm als Kopfkissen, ein kleines Fenster liess das nothdürftige Licht ein und durch dieselbe Öffnung wurde ihm seine sparsame Kost gereicht. An Hand und Fuss Fesseln tragend, schrieb er hier sein Antiphonar. Selbst in den letzten Tagen seines Lebens liess er von seiner überstrengen Selbstquälerei nicht ab. Sterbend schob er noch den Stein, der ihm als Polster diente, unter sein Haupt, breitete seine Arme in Kreuzesform aus und beschwor diejenigen, welche am Fensterchen auf sein Hinscheiden harrten, die Zelle, ehe er vollendet habe, nicht zu betreten. Er starb 1017. Um die Vermehrung der Gesangbücher erwarb sich in der letzten Zeit auch der Abt **Burkard** (1001—1022) besondere Verdienste. Unter seiner Amtsführung verewigte sich der Mönch **Luiter** durch ein von ihm geschriebenes, noch vorhandenes Antiphonar.

Im Kloster zu St. Gallen war Alles grossartig, vom Plane, den Abt Gozbert 816 zu einem glänzenden Neubau des Stifts und der Kirche (in welch letzterer vor der östlichen Chorabsis und den beiden Kreuzschiffen Stühle und Pulte für die Sänger nicht vergessen sind) entworfen hatte und dem Kirchendienste, der überaus prachtvoll war, bis herab zum Klosterbackofen, der, wie sich Abtb. Salomo gegen die Kammerboten Erchanger und Berthold rühmte, 1000 Brode zugleich buck. Dabei waren, was besonders anerkennend hervorzuheben ist, die Sitten im reichen Kloster die strengsten und die Lebensweise die einfachste, so dass es als ein Festessen angesehen wurde, wenn frisches Brod und geschälte Bohnen auf den Tisch kamen.

Was in einer so bedeutenden Abtei wie St. Gallen geleistet wurde, sei es auf welchem Gebiete des Wissens oder der Kunst es wolle, konnte und durfte der Welt nicht verborgen bleiben. Betrachteten diese Institute, die stets so stolz auf berühmte Männer waren, die zu den Ihrigen zählten, sich doch nicht allein als Asyle der höheren Güter der Menschheit, sondern zugleich auch als Leuchten, die fernhin ihr strahlendes Licht in die Nacht der Zeit werfen sollten. Die einzelnen Klöster unterhielten deshalb fortwährend intime Beziehungen zu einander. St. Gallen stand nicht nur mit Reichenau, Weissenburg, Hirschau, Hersfeld und Fulda, sondern selbst mit Metz und Rheims, mit Bobbio und Monte-Cassino in freundschaftlichem Verkehre.[175])

[175]) Die berühmtesten Schulen des 10. Jahrh. befanden sich in Köln, Utrecht, Mainz, Prüm, Korvey, Trier, Paderborn, Hildesheim. Man sieht, die meisten dieser

In vielen Klöstern wurden gelehrte musikwissenschaftliche Schriften verfasst; man zehrte an den Ideen Hucbalds und sein Organum mag manchem der grübelnden Mönche Anlass gegeben haben, sich an der Ausbildung der neuen Kunstlehre zu betheiligen.[176] Eine Zeit frischesten Aufschwungs für Poesie und Musik wird sich uns allerdings erst im 11. und 12. Jahrh. darstellen.

§. 9. Deutsche Poesie. Es darf angenommen werden, dass während die musikalische Kunst in den Klöstern fortglimmte, auch das von jeher so sanglustige Volk seine alten Lieder nicht vergass, ja sich neue erdachte und sang.[177] Bittgänge, Wallfahrten, Heiligentage, kirchliche Feste werden häufige Veranlassung dazu gegeben haben, dass die Menge in der ihnen geläufigen Sprache einen Ausdruck für fromme Empfindungen suchte und fand und nicht minder boten Kampf und Schlacht und die den Streitenden entgegentretende Todesnoth Gelegenheit zu Liedern, deren Inhalt sich nicht hinter einem fremden Idiom verbergen konnte. Manche der deutschen Lieder, welche im Liederschatze der katholischen Kirche sich bis zur Stunde erhalten haben, mögen bereits im 10. Jahrh. bekannt gewesen sein.[178] Neben den geistlichen hatte aber das Volk, so sehr

Orte lagen in Norddeutschland. In Rom schleppte die Sängerschule des Laterans, seit Gregor d. Gr. die einzige und wesentlich geistliche Universität der Stadt, tief herabgekommen, ein elendes Dasein fort. Nicht besser stand es mit den Zentralschulen Italiens, die zufolge eines Edikts Lothars I. 825 errichtet worden waren, zu Ivrea, Turin, Cremona, Florenz, Fermo (für den Dukat Spoleto), Verona, Vicenza, Forum Julii (Cividal von Friaul); sie alle bis auf Pavia waren eingegangen.

176) Um das Verzeichniss alter Theoretiker vollständig zu machen, mögen hier noch zu pag. 194 und 337 nachgetragen werden, ausser den beiden Notker St. Gallens: Amalarius Symphosius, Benediktiner und Priester zu Metz und sein Gegner, Erzb. Agobard zu Lyon (geb. 779, † am 6. Juni 840 zu Saintonge); Walafried Strabo, Abt zu Reichenau (geb. 806, † 18. Aug. 849); Adelbold, Kanonikus zu Lobies, im Gebiete von Lüttich, und K. Heinrichs II. Kanzler († 1027); der Franzose Bernelin und der Mönch Otker (? vielleicht Notker) von Regensburg. Die Verfasser vieler Traktate sind unbekannt geblieben, noch mehr aber, als das uns erhalten wordene, mag verloren gegangen sein. Bemerkenswerth ist es, dass schon im 10. Jahrh. der Abt Letaldus von St. Menin Klage darüber führte, dass unter den Musikern anmassliche Neuerer seien, die grosse Abweichungen hören liessen und es durchaus verschmähten, sich den alten Autoren anzuschliessen.

177) „Fromme Personen des Laienstandes bewiesen im Singen und Psalmodiren eine Ausdauer, welche in ihrer Art auch als eine Äusserung jener spezifisch mittelalterlichen Religiosität gelten kann, kraft welcher man jede Andachtsübung, jedes Tugendmittel, jede Kasteiung ins Übermenschliche zu treiben liebte." (Ambr. II, 117). Die Volksgesänge hatten grosse Ähnlichkeit mit dem Gregorianischen Gesang, so dass es diesem leicht möglich wurde, Einfluss auf jene zu gewinnen.

178) Noch behalf man sich vielfach mit dem bekannten Rufe „Kyrie eleison". Hoffmann v. Fallersleben führt folgende Stelle an (pag. 20): „In einer Lebensbeschreibung der h. Verena aus dem 10. oder 11. Jahrh. liest man: Als zu einer Zeit ein Theil der Kirche dieser Heiligen zu Zurzach einfiel, befahl der Propst sie wieder herzustellen. Da wollten die Bürger die ins Wasser gestürzte Steinmasse hervorschaffen, um sie von Neuem zu benutzen; und obschon sie es nicht vermochten,

man dagegen von Seite des Klerus auch gefahndet und gewüthet hatte, noch immer seine weltlichen Lieder und die volksthümliche Heldendichtung und einheimische Heldensage, wenn auch bereits in die Periode des Absterbens gekommen, bis sie als Kunstpoesie in den folgenden Jahrhunderten wieder zur Blüthe kam, wurde noch stets gehegt und gepflegt.

Was nun die geistliche deutsche Poesie anlangt, so hatte sie in den beiden grossen Evangelienharmonien, dem Heliand und Krist ihre Kulminationspunkte erreicht.[179]) Die Ausbreitung der deutschen Stämme hatte zuerst die Poesie und die Freude an ihr angeregt. Sobald dazu das belebende Element trat, welches mit dem Christenthum den Volksgeist zu durchdringen, ihm neuen Aufschwung zu geben begann, gewann die Dichtung eine neue Sprache und Form. Die Geistlichen, darauf hingewiesen sich verständlich zu machen, sahen sich zur Pflege der Vulgärsprache genöthigt, einer Sprache, für die, um in ihr lehren und schreiben zu können, sie erst Schriftzeichen erfinden mussten. Der Durchbruch der grossen, zugleich christlich und sprachlich nationalen Schriftthätigkeit unter dem Klerus, besonders unter den Benediktinern, war durch die karolingischen Herrscher veranlasst worden. Bald trat aber auch der bis heute noch nicht überwundene Unterschied südlicher und nördlicher Bestrebungen und Geistesentwicklung zu Tage. Im Norden war das Christenthum durch Gewalt, im Süden durch Beispiel und Lehre dem Volke beigebracht worden. Hier wirkten britische Missionare und römische Einwanderer unter den keltischen Bewohnern und ermöglichten einen allmäligen Umschwung der Kultur- und Glaubensverhältnisse, dort überwand der neue, mit den härtesten Mitteln aufgedrungene und mit äusserstem Widerstreben angenommene Glaube nur mühsam alte Sitten und heidnische Gebräuche. Der Heliand ist ein merkwürdiges Produkt der urkräftigen Volkspoesie Norddeutschlands, der Krist, für die Franken gedichtet, die bereits begonnen hatten, Got-

---

so versuchten sie es doch und unter dem Gesange von Kyrio eleison, nach Art frommer Krieger, wenn sie ins Treffen eilen, sprangen sie in den Rhein." — Ambros II., 114, theilt einen höchst interessanten uralten Volksgesang mit, das in Böhmen heimische Adalbertuslied, dessen Entstehung sogar in die Zeiten der Slavenapostel zurückdatirt wird. Das Lied in der ihm vom h. Adalbert gegebenen Form wurde schon 992 vom P. Johann XV. sanctionirt. Seit 1039 sang es das Volk am Adalbertusgrabe neben dem Prager Dom, wenn Regen mangelte. Vor der Schlacht bei Kroissenbrunn, 13. Juli 1260, wo Ottokar II. den K. Bela IV. von Ungarn schlug, war es der Böhmen Schlachtlied. Vom 14. Jahrh. an wurde es sowohl bei Prozessionen, als vor der Predigt und selbst vor der Messe, seit 1654 zu Ende des Hochamts gesungen, und noch heute wird es bei vielen Gelegenheiten angestimmt.

179) Bruchstücke der Bibel hatte man schon zu Karls d. Gr. Zeiten übersetzt. Dem B. Haymo von Halberstadt († 853) wird die Übersetzung der Evangelienharmonie des Ammonius (pag. 356) zugeschrieben. Auch seine Zeitgenossen Strabo und Hraban sollen sich durch Übertragung einzelner Theile der h. Schrift, Verdienste erworben haben.

tes Loh zu singen, legt ein interessantes Zeugniss für die Blüthe klösterlicher Gelehrsamkeit und für die wahrhaft poetische Erhebung und Begeisterung ab, mit der man in süddeutschen Abteien das klassische Alterthum, die Grammatik, die Poeten und Philosophen Griechenlands und Roms und sogar die weltliche vaterländische Dichtkunst umfasste.[180]) Für Werke der Meditation, die durch Abgeschiedenheit, ungestörte Ruhe und langen mühsamen Fleiss allein gefördert werden, die nur in beschaulicher Betrachtung gedeihen können, war das Kloster die eigentliche Heimath. Auch für musikalische Leistungen, vom Gemüth ausgehend und auf dasselbe wirkend, blieb der geschlossene Raum der Kirche ein günstiger Boden. Anders war es freilich mit der Poesie, sobald man diesem Begriff eine Bedeutung über die Reimevangelien hinaus geben wollte. Sie erfordert Kenntniss der Welt und der Menschen und ihrer freiesten unbeschränktesten Natur, ihrer Leidenschaften und Genüsse. Die Mönche retteten die Philosophie und die Wissenschaften, die Jahrhunderte hindurch das Licht scheuten; die Poesie aber, deren eigentlichste Sphäre die Frische der Luft und Blüthe des Lebens ist, konnten sie anders als formell nicht fördern, sie musste sich selbst helfen. Daher der grosse Unterschied zwischen Volks- und Klosterpoesie. Letztere athmet allzuoft die dicke Luft der Zelle, während jene keinen Geisteszwang, keine Beschränkung der Sinne, deren Freiheit und Schärfe ihr vor Allem nöthig ist, duldet.

Vor Karl d. Gr. war die heidnische Wildheit in den Massen noch zu wenig gebrochen. Von ihm an bis zu den Zeiten der Kreuzzüge, wo der Fanatismus, dem deutschen Volke bisher fast unbekannt, und die das Reich in furchtbare Spaltung stürzende höchste Ausbildung der Hierarchie sich gegen die freie Geistesthätigkeit verbanden, liegt die köstliche Zwischenzeit, in der das Christenthum erst eindrang in das Gemeingefühl und Gemüth des Volkes, wo auf dem Grunde seiner geistigen Unmündigkeit frommer Glaube alle die Eigenschaften und Tugenden — Einfalt und Unschuld und Selbstverleugnung — erzeugte, welche die segensvollsten Früchte ächter Religiosität sind. Die Zeiten des rohesten Kampfes, des Übergangs zu bessern Zuständen, sind am Schlusse des 10. Jahrhunderts nun vorüber; mit dem neuen Jahrtausend hebt auch eine neue, bessere Zeit an.

Bisher sahen wir das Volk todesmuthig gegen die Heiden ziehen und in frommer Bussfertigkeit Hab und Gut an die Kirche verschleudern. Klerus und Volk lebten in Eintracht. Aber nun finden wir

---

[180]) In der heidelberger Handschrift des Krist ist die Dichtung mit Tonzeichen versehen; sie konnte also gesungen werden, doch ist es nicht denkbar, dass dies je geschah. Der auffallendste Unterschied zwischen ächter Volksdichtung und Klosterpoesie tritt an zwei uns erhalten gebliebenen Dichtungen des 9. Jahrh., an Hucbalds (?) Siegeslied über die Normannen und dem angelsächsischen Liede vom Siege Athelstans bei Brunaburg, hervor. Gervinus I. p. 84 und Ettmüller I. p. 100 und 103.

ersteren, der noch immer mit ungeschwächtem Eifer allen Resten des Heidenthums, besonders aber allen weltlichen Poesien nachspürte, plötzlich von der Kultur des eroberten Gebietes überwältigt. Er begann zunächst die Form zu hegen und zu pflegen, deren einstiger Inhalt ihm anstössig war und im Bestreben das Anstössige zu beseitigen, bemächtigte er sich endlich der Dichtungen in der Volkssprache, als eines Mittels, Heiduisches durch Christliches zu verdrängen.

Einen Beweis für das Interesse der Geistlichen an der Volksdichtung, — in das früherer Widerwille übergegangen war, — liefert Ekkehards I. lateinische Übersetzung des altdeutschen Gedichts von Walther von Aquitanien, das ihm möglicher Weise geschrieben vorlag oder durch einen fahrenden Sänger mitgetheilt worden war. Der gelehrte Mönch hat die Übertragung in seiner Jugend wohl als Schulübung gemacht, aber mit offenbarer Liebe zur Sache, und uns dadurch einen unschätzbaren Rest unserer ältesten Poesie gerettet, denn das deutsche Original ging uns leider verloren. Ekkehard IV., derselbe der auch Ratperts Lobgesang auf den h. Gall ins Lateinische übersetzt und uns dadurch denselben aufbewahrt hat, hat es nicht verschmäht, seines Vorgängers Arbeit nochmals zu überarbeiten und zu verbessern (Gerv. I., 88). Mit dem Waltharius schliesst die heroische Dichtung ab,[181]) mit dem Ruodlieb (Gerv. I., 91), einem von einem tegernseeer Mönch (vielleicht Froumunt) zu Anfange des 11. Jahrh. abgefassten Gedichte, beginnt die romantische. Ein Hauptkennzeichen des gemischten Charakters der Dichtungen dieser Zeit ist eben die für sie gebrauchte lateinische Sprache. Vom 10.—12. Jahrh. blühte die lateinische Dichtung wie im Reformationszeitalter, aber beidemale war die deutsche fast verstummt oder verbauert. „Sie bildet die Brücke von der untergehenden althochdeutschen Poesie eines Geschlechts heldeumüthiger Natursöhne zu der mittelhochdeutschen des Ritterstandes."

In das 10. Jahrh. gehört ein geschichtliches Gelegenheitsgedicht (ein halb lateinischer, halb deutscher Leich) auf die Versöhnung Otto's I. mit seinem Bruder Heinrich (941)[182]) und ein lateinischer Trauergesang auf Heinrichs II. Tod. Es gehören weiter hieher verschiedene Gedichte vom h. Ulrich und seinen Wundern, die nebst vielen andern Liedern im Munde des Volkes lebten, und von B. Benno von Hildesheim; die Sagen und Geschichten von H. Konrad dem Rothen, von Salomon und Morolf, die Legende von Gregorius lassen sich bis in dies Jahrh. zurückverfolgen. Man erzählt sich ferner, dass auf Betrieb B. Piligrims von Passau, — desselben, den man auch mit dem

[181]) „Mit K. Heinrich I., der die berühmte Hunnenschlacht schlug, endete die alte Heldenzeit Deutschlands und ein neues Ritterthum begann."

[182]) Lateinisch und deutsch (sächsisch). Das älteste Beispiel von Mischpoesie (das Gedicht ist nicht vor 962 verfasst).

Nibelungenlied, das in seinen Bruchstücken jedenfalls schon bekannt war, in Verbindung setzt, — Otto's I. Thaten im Ungarnkriege besungen wurden.

Die sprachlichen Denkmäler aus diesem Jahrhundert sind unbedeutend. Sie beschränken sich auf einige Glossen und Vokabularien, auf geringe Fragmente deutscher Predigten, auf eine Psalmenübersetzung in niederdeutscher[183]) und eine solche in althochdeutscher Mundart, (letztere von Notker Labeo), auf Interlinearübersetzungen lateinischer Hymnen, zum Schulgebrauche gemacht und in der kirchlichen Praxis oder zum Gesange nie verwendet, den Physiologus, althochdeutsch in zwei wiener Handschriften u. s. w.

XI. Rückblick und Umschau.

In der Einleitung dieses Buches wurde versucht, den Untergang der alten Völker und ihrer Kulte und in dessen Verlauf den Sieg des Christenthums, den Triumph der Kirche und die wechselnden Schicksale der christlichen Reiche zu schildern. Im ewigen Prozesse der Weltgeschichte war in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung die Vernunftklarheit der antiken Zeit der neuen aus dem Orient nach dem Abendland hin sich ausbreitenden, das Gemüth bereichernden und das Gefühl belebenden Lehre Christi erlegen. Das Christenthum hatte die ganze Sinnenwelt des Alterthums mit allen ihren Reizen vertilgt, sie zu einem Grabeshügel, zu einer Himmelsstaffel, zu einer in die Ewigkeit hinüberführenden Schwelle zusammengedrückt und eine neue Geisterwelt an ihre Stelle gesetzt. Aber die erste schöne und bei aller äussern Trübsal dennoch so glückliche und heilige Zeit des Urchristenthums ging leider nur allzurasch vorüber. Je subtiler die Auslegungen wurden, die man den heiligen Schriften gab, je grösser wurden auch die Spaltungen in den Glaubensbekenntnissen und bald trat an die Stelle der Liebe der Hass, an die Stelle der Demuth die rücksichtsloseste Hoffart, an die Stelle christlicher Duldsamkeit der erbitterte, oft blutige Hader verknöcherter Dogmatiker. Die Welt wurde in Wahrheit ein Tummelplatz des Satans, welchem ja die Menschheit vermöge der Erbsündenlehre von Anfang an als verfallen erklärt ward. Auf den holden, menschlich edlen Götterdienst Hellas folgte die Periode der Einsiedler, Säulenheiligen, Mönche und Pfaffen, der die

[183]) Herausg. von H. v. d. Hagen. Bresl. 1846, 4.

Natur hassenden, die Gesellschaft meidenden, sich selbst peinigenden, alle Welt entzweienden, Mord, Tod und blutige Verfolgung predigenden Asceten und Fanatiker; es kam die Zeit der Bussen und Selbstquälereien, deren Finsterniss, Unglück und Greulichkeit leider mit dem ersten Jahrtausend der christlichen Kirche nicht abschliesst, sondern ihre trüben Schatten bis in unsere Tage hereinwirft. Die Anbetung idealer Götterstatuen wich der Verehrung ekelhafter Reliquien, die man mit dem Namen heiliger Leiber zierte. Ein der alten Welt völlig unbekannter Begriff: religiöse Intoleranz, wüthete nicht allein gegen die Mitmenschen, sondern auch gegen alle Werke und Schätze antiker Kunst. Die edelsten Bauten, die schönsten Gebilde der Skulptur, die unschätzbarsten Bibliotheken,[184]) die Kulturbestrebungen eines viele tausend Jahre zurückdatirenden Zeitraums erlagen der unsinnigen Wuth stupider und verdummter Mönche, die alles, was Geistesbildung hiess, als einen Schandfleck am menschlichen Wesen darzustellen strebten. Die fürchterlichen politischen Umwälzungen, welche im staatlichen Leben in der nächsten Folgezeit stattfanden und eine unbeschreibliche Rohheit und Verkommenheit nach sich zogen, vollendeten die mit so vielem Erfolge begonnenen Ausschreitungen eines tobsüchtigen und übermüthig gewordenen Fanatismus. Wenige Jahrhunderte genügten, um die humanistischen Errungenschaften Griechenlands und Roms nahezu zu vertilgen und läge nicht im Tiefsten der Menschennatur jener göttliche Funke verborgen, dessen Glimmen nie ganz zu ersticken ist, der immer wieder neu aufflackert, wenn man ihn auch längst erloschen wähnt, und der die Menschheit auf die Bahnen der Erkenntniss, mag sie auch noch soweit von ihnen abgeirrt sein, stets wieder zurückdrängt, wohin würde es mit ihr gekommen sein? wohin hätte es mit ihr kommen müssen?

Der Sturm der Völkerwanderung war vernichtend über die römische Welt dahingebraust. Die entnervte Civilisation sank vor dem Andrang roher Naturkraft zu Boden, aber nachdem der Orkan die Luft gereinigt hatte, ward es auch möglich, in die vertrockneten Adern des gesellschaftlichen Körpers der alten Welt frisches und gesundes Blut zu leiten. Der gebildete, aber verkommene Süden wurde durch rohe, aber bildungsfähige Barbaren des Nordens regenerirt. Und als dann in

[184]) Nach dem Tode K. Julians zogen christliche Banden, von fanatischen Mönchen geführt, von Provinz zu Provinz, alles zerstörend, was die Vorzeit Herrliches geschaffen hatte. In wenigen Decennien fielen die prachtvollen Heiligthümer in Athen, Damaskus und Ephesus, in Karthago und Alexandria. Die höchst werthvolle Bibliothek, das Serapeum zu Alexandria, das prangende Wunder des Morgenlandes, wurde vom dortigen Erzb. Theophilus 389 zerstört. Noch 20 Jahre später erregte der Anblick der leeren Bücherbehälter das Bedauern und die Entrüstung eines jeden Beschauers. Die Ägypter wähnten, ob dieser That müsse die Welt wieder in das Chaos zurücksinken.

Deutschland ein mächtiges Reich sich festbegründet hatte, als der von den Bildungselementen der Klassicität getränkte Geist der Germanen die empfangenen Güter mit reichen Zinsen selbst den Völkern, von denen er sie einst empfangen, zurückzugehen begann, da vermochte auch die Hoffnung auf eine bessere Zukunft in der Menschheit wieder aufzuleben. Noch allerdings sehen wir die Germanen erst am Beginne ihres civilisatorischen Berufs, und es bedurfte harter Kämpfe und schmerzlicher Opfer, ehe das Joch, das nun von Rom aus in drückendster Schwere den Weltgeist zu belasten begann, gebrochen und abgeschüttelt werden konnte; es bedurfte unendlicher Anstrengungen, ehe jene Macht zu endlicher völliger Ohnmacht herabsank, die in frevelhafter Verblendung den Wahn zu nähren wagte, mit ehernen Banden die Geister fesseln zu können.

Die Dichter der Urkirche schöpften den Stoff ihrer Gesänge aus den hebräischen Psalmen oder gaben in andern religiösen Poesien Nachahmungen der Dichtungsformen des klassischen Alterthums. Das Volk Israels, von alter Zeit her für Griechenland der Übermittler (Zwischenübersetzer) des Arabischen und Persischen, belebte zuerst durch seine erhabenen Poesien, mit Jehovah als ihrem Ausgang- und Schlusspunkte, die junge christliche Kirche, bestimmt dazu, die Verkünderin einer neuen Weltreligion zu werden, während die vom Geiste des Alterthums noch durchdrungenen ersten Lehrer der göttlichen Offenbarung in begeisterten Hymnen bereits von der Menschwerdung und dem Opfertode Christi sangen. Aus dem Griechischen übersetzte man alsdann die Erzeugnisse der neuen Literatur ins Lateinische und aus dieser Sprache fanden sie endlich den Weg ins Romanische und Deutsche. Bei dieser Assimilation jedoch büsste jeder neu übertragene Stoff, jede neu angenommene Form von ihrer Eigenthümlichkeit etwas ein, denn jede Umwandlung hatte wieder die Besonderheit desjenigen Volkes sich anzubequemen, das die Aneignung für sich vollzog. So, wenn auch Vieles von dem, was wir auf dem Gebiete der Literatur besitzen, trotz mannigfacher Neugestaltungen bis zu seiner entfernt liegenden Quelle zurück zu verfolgen ist, blieb doch, gestützt auf die eigenthümliche Auffassung des Christenthums unter den verschiedenen Nationalitäten, jedem der grossen Kulturvölker, den eigentlichen Trägern der gewaltigen, durch die Lehre Christi hervorgerufenen Bewegung, ein gewisser, bis heute noch nicht verwischter Grundtypus seiner poetischen Anschauungen zurück. Im Alterthume, in der griechisch-orientalischen Kirche mit dem ihr eigenen liturgischen Tempeldienste, vollzog sich der Übergang vom Vater zum Sohne, im Mittelalter, in der lateinisch-romanischen, durch ihren Opfer- und Heiligendienst zu charakterisirenden Kirche, der vom Sohne zum Geiste, in der Neuzeit hat die germanisch-protestantische Kirche, deren eigentliches Element die Anbetung Gottes im Geiste und der Wahrheit ist, erst des wahren Geistes der christlichen Lehre sich bemächtigt.

Die erstere lebt, — wie das Judenthum, in der Furcht des Herrn, als der Weisheit Anfang, — vornehmlich im gesungenen Worte. Die zweite hat ähnlich wie die Kulte der alten Völker eine reiche Plastik hervorgebracht, während die dritte ihre künstlerische Grösse vorzugsweise in Poesie und Tonkunst erstrebte.

Jedes der drei grossen Kulturvölker gliedert sich, wenn auch auf denselben Grundlagen beruhend und als kongruente Träger eines Prinzips anzusehen, in verschiedene Stämme ab. Die griechische Kirche hat in Byzanz, Russland und in vielen Nationalitäten slavischen Ursprungs ihre Vertreter, die römische in Italien, Spanien und Frankreich, die germanische in Deutschland, den Niederlanden, England und Skandinavien. Wir lassen vorläufig die griechische Kirche und wenden uns zu der römischen.

Mit ihrem siegreichen Vordringen gelangte auch deren Organ, die lateinische Sprache zur Herrschaft. Dennoch, wenn dieselbe auch die Sprache des Kultus und der Justiz blieb, vermochte sie sich für den allgemeinen Gebrauch doch in ihrer Reinheit nicht zu erhalten und frühe schon ward deshalb zwischen dem sermo rusticus (der Volks-) und dem sermo urbanus (der Schriftsprache) unterschieden. Das Lateinische wurde zuletzt selbst den Romanen eine fremde Sprache, wie sie es den Germanen war und stets blieb; aber eben deswegen eignete sie sich vielleicht umsomehr zum Idiom einer Kirche, die weniger Erkenntniss und Aufklärung, als einen starren und blinden Glauben und eine gedankenlose Anbetung lehrte und heischte. Die Völkerstämme, die von Norden und Nordosten in das Römerreich eindrangen und da Wohnsitze nahmen, vermischten nicht nur endlich ihr Blut, sondern auch ihre Sprache mit der der Besiegten. Da nun aber die lateinische Sprache bereits vollkommen ausgebildet, die der Eroberer noch roh war, so musste nothwendig die letztere der ersteren unterliegen und jene die herrschende bleiben. Völlig vermochte sie sich jedoch dem Einflusse der neuen Elemente nicht zu entziehen und so entstand denn allmälig eine Mischung, die, zwar auf einem Stamme beruhend, in verschiedenen Ländern sich doch wesentlich verschieden und selbstständig zur Schriftsprache emporrang und mit dem allgemeinen Namen romanisch (Romanzo) bezeichnet wird. Die Amalgamirung der nordischen mit den südlichen Völkern hatte zwar für jene die Einbusse ihrer Urgeschichte und nationalen Heldensage im Gefolge, aber sie gewann ihnen doch auch Vortheile, die von der wohlthätigsten Wirkung für sie waren, während diese durch die fremden Einwanderungen sich auffrischen und neu kräftigen konnte. Der Austausch nordischer und südlicher Lebensanschauungen, Mythen und Sagen häufte ferner ein poetisches Kapital an, von dem zahllose spätere Dichter zehren konnten, ohne es je zu erschöpfen. Die Vermischung so heterogener Elemente schuf aber auch die neue Religion und drängte sie in die

Bahnen, welche dieselbe, sollte sie eine zweckentsprechende und naturgemässe sein, forthin verfolgen musste. Sie vermenschlichte den von Ascetik und Ausschweifung gleicherweise lange gefährdeten Katholicismus, wogegen dieser — der, um die Sinnlichkeit seiner Bekenner befriedigen zu können, sich allmälig eine förmliche christliche Mythologie geschaffen hatte, indem er die heidnischen Götter und Genien in Heilige mit der Madonna an der Spitze umwandelte[185]) und heidnische Gebräuche und Feste unter christlichem Namen fortsetzte und fortfeierte — durch sein kräftiges Einschreiten die Rohheit feudalistischer Tyrannei, durch seine Wohlthätigkeit das allgemeine Elend, durch das prachtvolle Ceremoniell seines Kultus, das ihn zum Schöpfer christlicher Kunst machte, die einreissende Verbestialisirung milderte.

In Italien erhielt sich die lateinische Sprache länger im Munde der Gebildeten als in den übrigen romanischen Ländern; das eigentliche Italienische entwickelte sich demgemäss auch später als andere romanische Idiome zu grammatikalischer Gliederung und stylistischer Regelung. Die Volkssprache, wie sie sich endlich vom Lateinischen losrang, zersplitterte sich von den Alpen bis an die Südspitze Siciliens in unzählige Dialekte. In der Lombardei und der Romagna, deren Mundarten bis heute kräftig und rauh geblieben sind, behaupteten die Germanen vorwiegenden Einfluss, in Rom und Toskana blieb die Weichheit und Eleganz der Sprache Cicero's unverwischbar, und in Kalabrien und Sicilien lassen sich jetzt noch Elemente des Griechischen und Arabischen erkennen. Zur höhern Volkssprache rang sich im Laufe der Zeit der toskanische Dialekt (Volgare illustre) empor, der später durch Dante's überwiegendes Genie zur nationalen Schriftsprache ausgebildet wurde. Der Reim, eine Nachahmung der arabischen Poesieformen, trat im Italienischen bald an die Stelle der antiken Prosodie und wurde bei den vorzüglichen Eigenschaften, welche das neue Idiom dafür zeigte, von nun an eine wesentliche Eigenschaft dieser, wie anderer romanischer Sprachen.

Älter als das Italienische ist das Romanzo der Provence. Schon vor der Völkerwanderung hatte Gallien eine sehr gemischte Bevölkerung. Man unterschied Aquitanier, Belgier und Kelten[186]) (Gälen).

---

185) „Längst zwar trieb der Apostel den heiligen Dienst der Natur aus,
Doch es verehrt sie das Volk gläubig als Mutter des Gott's."
Platen.

186) Unter dem Namen Kelten begriffen die Alten alle Völker westlich vom Rhein und südlich von der Donau bis an die Grenzen Illyriens und Mittelitaliens. Behält man die Verwandtschaft hinsichtlich des Ursprungs und der Sprache jedoch im Auge, so sind die Kantabrer und Kymren von den Kelten abzusondern. Der Hauptsitz der Kelten war Gallien, von wo sie sich über Britannien, einen beträchtlichen Theil Italiens, die Süddonauländer, selbst bis nach Kleinasien hin ausbreiteten. An Galliens Südküste vermischten sie sich mit den griechischen Kolonisten, an der

Das französische Romanzo[187]) begann sich zur Zeit Hugo Kapets zu gleich mit dem französischen Nationalgeist zu entwickeln und schied sich von da ab in drei Mundarten: die französische um Paris herum, die wallonische im Norden (Langue d'oil) und die provencalische oder limosinische (Langue d'oc oder Lingua romana) im Süden. „Hier in den sonnigen Thälern der Provence, an den Ufern der Garonne, auf den üppigen Küstenstrichen des Mittelmeeres, im Grün der Pyrenäenabhänge, unter einem vielfach begabten, lebensfrohen Volke, unter dem schon der vor Alters durch die von jonischen Phokäern in Massilia gegründete griechische Kolonie gestreute Samen der Kultur nicht ganz fruchtlos geblieben war, erwachte nach dem Untergange der antiken Welt und den Stürmen der Völkerwanderung, mitten unter den tobenden Rüstungen der Kreuzzüge, zuerst jene Weltanschauung und als deren Organ jene Poesie, die man im Gegensatz zur klassischen die romanische nennt. Hier war der Boden, auf dem Orient und Occident, maurisches und christliches Ritterthum in harten Kämpfen zusammentrafen, hier der Schauplatz der Heldenthaten Karl Martells und seines Enkels Karl d. Gr., sowie der Paladine der Karlssage.“

Die Ursprache Spaniens (es hat sich davon ein schriftliches Denkmal nicht erhalten) soll einem griechischen und phönizischen oder keltischen Idiom entstammt sein, vielleicht war es auch das Kantabrische oder Baskische. Das heutige Spanische ist eine Mischung der Lingua romana rustica und des Westgothischen. Das Volltönende und Kraftvolle dieser Sprache lässt mehr als ein anderes der südlichen Idiome, Roms einstige Herrschaft herausfühlen. Selbst das Arabische, obwohl von grossem Einflusse auf seine poetischen Formen, vermochte dem vorhandenen Idiome wenig Eintrag zu thun. Die Dialekte schieden sich in Iberien, in den portugiesischen in Portugal, den limosinischen in Aragon, Katalonien, Asturien, Galizien und Navarra und den kastilischen (Lingua castellana) in Kastilien und Leon. Letzterer wurde zur spanischen Schriftsprache, die voll majestätischer Grandezza und erzenen Klanges ist, aber neben dem stolzen Prunk des höchsten Pathos auch dem Kosen und Flüstern der Liebe trefflichen Ausdruck zu geben vermag.[188])

Garonne mit den Aquitaniern, im tarragonesischen Spanien mit den Iberiern, in den neustrischen und austrasischen Gebieten mit den Germanen. Der Verschmelzung mit niederdeutschen Stämmen entstammen die Kymren.

[187]) Seine ältesten Denkmale sind ausser des schon gedachten von Ludwig d. D. zu Strassburg 842 seinem Bruder geleisteten Schwures, ein Gedicht über die Gefangenschaft des Boethius und einige Fragmente der gottesdienstlichen Poesie der Waldenser.

[188]) Die Vertilgungskriege gegen die Mauren weckten die originale Poesie der Spanier, wie sie ihre Nationalität entwickelten. Die Frucht ihrer volksthümlichen Dichtung ist ein köstlicher Romanzenschatz. Als Erfinder dieser Dichtungsform

Zu den romanischen Sprachstämmen ist noch das moldo-walachische (daco-romanische) zu zählen, das im alten Dacien, dem Lande zwischen der Theiss, der Donau, dem obern Dniester und den Karpathen gesprochen wird. In den Kämpfen mit Rom (unter Trajan 101 bis 106) wurde die alte Bevölkerung des Landes fast aufgerieben; römische Ansiedler vermischten sich später mit den Resten der früheren Einwohner. Das moldo-walachische Volk, Musik und Gesang leidenschaftlich liebend, benutzte frühe schon sein wohllautendes Idiom zur Liederdichtung und gewann sich einen nicht unansehnlichen Reichthum volksmässiger lyrischer Poesien.

Zu dem germanischen Sprachstamme zählen, ausser Deutschland, noch England, Holland, Dänemark und Skandinavien. Reicher und früher als anderswo, selbst Deutschland nicht ausgenommen, entwickelte sich in diesen Ländern eine originale, von Rom nicht beeinflusste Volksdichtung.

England, in uralter Zeit von Kelten bewohnt, ward nacheinander von den Kymren, Römern, Angelsachsen, Dänen und Normännern erobert. Der sprachliche Prozess, den es durchmachte, war daher ein äusserst verwickelter. Schon vor der römischen Invasion wurden die über das Land verbreiteten keltischen Stämme von den Kymren theils nach dem westlichen und nördlichen Irland (Erin, d. i. Westen, oder Hibernia, d. i. Winterland), theils nach Schottland zurückgedrängt.[189] In beiden Ländern erhielt sich keltisches Wesen und Sprache bis heute am reinsten. Die dem Druidenthum nahestehenden Barden, eine Art priesterlicher Sänger und eine eigene Innung bildend, wurden die Träger der geistigen Kultur des Volkes. Als ihr Stifter wird der fabelhafte Merlin, als ihr vorzüglichster Sänger der ebenfalls zweifelhafte Ossian genannt. Erst die verhängnissvolle Schlacht von Kulloden (27. April 1746) versetzte dem Orden der Barden, den schon Eduard I. mit blutdürstiger Wuth verfolgt und den die K. Elisabeth durch Erlass der schärfsten Massregeln bereits längst aufgehoben hatte, den Todesstoss. Wie in Spanien die Romanze, so gelangte in England die Ballade zu volksthümlicher Entwickelung. Viele echte uralte keltische Balladen und Bardenlieder haben sich in mündlicher Überlieferung bis

---

wird Mocdem ben Maaref (10. Jahrh.) und als Meister in ihr Ebadet Alcazzaz genannt.

[189]) Die Vertriebenen nannten sich Gaël- oder Caël-Don (Berg-Gaelen) und Scuite (Flüchtlinge). Aus Scuite bildeten die Römer Kaledonier, die Briten Schotten. Die Kaledonier und ihre stammverwandten Nachbarn im östlichen Schottland vereinigten sich später unter dem Namen Pictich (davon Pikten, Räuber) gegen ihre Feinde. Sie werden von den Römern, mit denen sie fortwährend einen Vernichtungskampf führten und die sich gegen sie vergebens durch kolossale Walle und Mauern zu schützen suchten, als die rohesten und grausamsten Barbaren geschildert.

auf die Gegenwart fortgeerbt und sind in werthvollen Sammlungen im Verlaufe des letzten Jahrhunderts zusammengestellt worden.[190])

Als nach dem Abzuge der Römer die Kymren sich ihrer wilden nordbritischen Feinde nicht mehr zu erwehren vermochten, riefen sie die Angelsachsen zu Hilfe (449). Von diesen sahen sie sich jedoch selbst bald bekriegt und nach Wales und Kornwallis, nach Kumberland und dem südwestlichen Schottland zurückgedrängt, wo sie nun ihre Unabhängigkeit bis in die Tage K. Eduards I. (1284) mühsam behaupteten.[191]) Sie wurden von den Sachsen Walen (Fremde) genannt. Einen Glanzpunkt ihrer Geschichte bildet die Regierungszeit des fabelhaften K. Artus, der in Kardigan Hof hielt und bekanntlich der ganzen mittelalterlichen Romantik zum Mittelpunkte dient.[192])

Die Angelsachsen hatten Harfner (Sceopas), Dichter (Leodhyrta) und Spielleute (Glee-men).[193]) Der Grundton ihrer Liederkunst ist die Weise der skandinavisch-germanischen Skaldenpoesie. Das älteste ihrer Gedichte (überhaupt das älteste germanische Heldengedicht) ist das Lied von Beowulf (p. 348). Weit in die Zeiten zurück reicht dann Caedmons († 630, dem auch eine poetische Bearbeitung mehrerer Schriftstücke zugeschrieben wird) Lobgesang auf Gott (p. 346). Ein anderer uralter Rest biblisch-epischer Dichtkunst ist das Bruchstück von Judith und Holofernes. Abt Kynewulf dichtete Heiligenlegenden (10. und 11. Jahrh.).

An die Stelle der angelsächsischen Barden und dänischen Skalden traten nach der normännischen Invasion die Minstrels. Sie wurden die Urheber einer vom Geiste französischen Ritterthums erfüllten Liederpoesie und die Bildner der englischen Sprache, deren frühestes, grossartigstes Produkt die englisch-schottische Volksballadendichtung ist.

Ein Theil der s. Z. von den Angelsachsen verdrängten Kymren begab sich nach dem von stammverwandten Belgiern, früher schon kolo-

---

[190]) Die älteste und bedeutendste englische Ballade ist die „von König Finns Jagd."

[191]) Erst nach 10jährigen blutigen Kämpfen unterwarf K. Eduard I. die Walliser der Krone Englands. Da die Überwundenen geschworen hatten, eher zu sterben als sich zu beugen, liess der König, um ihr Gewissen zu beruhigen, seine Gemahlin in Kaernarvon ihre Niederkunft abwarten und ernannte seinen neugeborenen Sohn, als im Lande Wales geboren und der englischen Sprache unkundig, zum Fürsten von Wales. Noch heute ist dies der Titel der englischen Kronprinzen.

[192]) Gefeierte kymrische Barden sind (vom 6.—12. Jahrh.) Aneurin, Myrddin Wyllt (Merlin d. Wilde), Taliesin, Llywarch Hen (Luarch der Alte), Kadwallon, Meilyr, Gwalchmai, Kynddelw und Owain Kyveiliawg. Das umfangreichste Denkmal kymrischer Sprache ist die Gesetzsammlung Hoëls des Guten. Sehr alt sind die Erzählungen aus der brit. Geschichte von den ältesten Zeiten bis zum 7. Jahrh. (Triaden v. Britannien), die Jugendunterhaltungen (Mabinogion) und alten Geschichten (Hen Chwedlau).

[193]) Zu ihnen wird selbst K. Alfred d. Gr. gezählt.

nisirten Armorika (Küstenland), der äussersten Westspitze Galliens, wo sie später das Herzogthum Bretagne gründeten. Dort lebt ihre alte Sprache noch fort in den Departements Finisterre, Morbisan und Cotes du Nord, deren Bewohner die Franzosen mit dem Namen Bas-Breton oder Breizads bezeichnen. Die Armorikaner nannten ihre Sänger Kloer. Der Held ihres Stammes, in allen Nationalgesängen verherrlicht, war der berühmte Krieger Lez-Breiz (Stütze der Bretagner), ein Sprössling der Familie Kerannou.

In den zwischen den Dünen der Nordsee und den Stromgebieten des Rheins, der Schelde, Maas, Yssel und Ems sich hinstreckenden fruchtbaren Niederungen und Marschen wohnte das streitbare und ausdauernde Volk der Belgen. Ihre Sprache theilte sich frühe schon in zwei Mundarten, die flämische (Flandern und Brabant) und holländische. Das Hauptwerk ihrer Volksdichtung ist das auf die Urzustände des Germanenthums zurückweisende Thierepos: Reinhart der Fuchs (Ecbasis cuiusdam captivi p. 341).

Die altnordische Sprache, die Mutter der isländischen, aus welcher wieder die dänische und schwedische hervorgingen, flüchtete sich 874 mit freien Männern, die der Tyrannei ihrer Könige sich entziehen wollten, nach dem fernen meerumbrandeten Island. Hier gründeten diese Helden ein freies Gemeinwesen und unter dem Schutze der gewonnenen Freiheit entwickelte sich auch alsbald eine eigenthümliche Kultur, die erst dann allmälig wieder zerfiel, als das Christenthum (seit d. J. 1000) eindrang und die Insel der Herrschaft Norwegens unterworfen wurde (1261). In der isländischen Sprache sind uns die literarischen Erzeugnisse übermittelt worden, welche die primitiven Verhältnisse des Nordlands, die Grundelemente germanischen Lebens und vorchristlich germanischer Weltanschauung im unverfälschtesten Lichte vor Augen stellen. Die von der übrigen Welt fast abgeschiedenen Insulaner bewahrten treu Sitten und Gebräuche, religiöse und heroische Überlieferungen der Ahnen. „Am Stabe nordischer Göttermythe, der Asenlehre, rankte sich das kraftvolle ureigene Gewächs isländischer Poesie empor. Das zugleich furchtbare und prächtige Naturleben Islands, wie die Gefahr und Lust des abenteuerlichen Wikingerlebens seiner Bewohner, weckte und nährte deren Phantasie und führte sie in den langen Winternächten zur Beschäftigung mit der Poesie. Unabhängig von christlichen Einflüssen bildete sich hier, den nordischen Geist in seiner ganzen Riesenmässigkeit zeigend, eine epische Dichtkunst aus, deren Ergebnisse zu den eigenthümlichsten Erscheinungen der Weltliteratur gehören. Diese Poesie verschmäht den langathmigen Vers Homers und liebt dagegen eine kurzangebundene, knappe, zackige Sprache. Die in ihr herrschende Phantasie ist, wie die nordische Natur, düster und sonnenlos, aber erhaben in ihrer unbegrenzten Einförmigkeit und starren Ruhe, furchtbar in ihrer Kraft, majestätisch

in ihren schroffen Gebilden." Ihr Inhalt ist Mythologie und Heroenthum. Die alte isländische Dichtung scheidet sich in drei Hauptgattungen: in priesterliche Gesänge, in Heldensagen und Skaldenlieder.[194]) Letztere stehen zu den beiden ersteren im Verhältniss der Kunst- zur Volkspoesie. Die alten Göttermythen sammelte Sämund Sigfusson hin frodi (d. Weise), ein isländischer Gelehrter, der 1133 auf seinem väterlichen Gute Odde auf Island starb, unter dem Titel: Edda Saemundar hins frôda (p. 341). Das kostbare Manuscript Saemunds wurde erst um die Mitte des 17. Jahrh. durch den Bischof von Skalholt, Brynjulf Svendsen, der Vergessenheit entrissen.

Ein Seitenstück zur Edda liegt in Snorri Sturlusons (erschlagen 1241) Heimskringla (Weltkreis, Gesch. der norwegischen Könige bis 1176) vor. Neben ihr erscheint noch bedeutsam die Jomsvikingasaga (Gesch. des berüchtigten Seeräuberstaates auf Jomsburg). Dem Kreise der Sagengeschichte gehören ferner an: die Volsungasaga (Gesch. des mythischen Geschlechts der Wolsungen, dem Sigurd entstammte), die Saga af Ragnari Lodbrok (Gesch. K. Ragnar Lodbrok und seiner Söhne) und die Frithiofssaga (von Es. Tegner neu bearbeitet). Das didaktische Hauptwerk der isländischen Literatur ist die im Gegensatze zur Saemundschen so geheissene jüngere Edda, auch, weil dem Skalden Snorri zugeschrieben, Snorraëdda genannt. Sie bildet, in drei Hauptabschnitte zerfallend, eine Unterweisung für angehende Skalden in Mythologie, Heroologie, Metrik und Rhetorik.

---

[194]) Skalden (Sänger), anfänglich Helden, welche die Schlachten der Seekönige mitfochten und besangen, zuletzt, in der Periode ihrer Erniedrigung, eine Art Hofsänger, deren Blüthezeit vom Ende des 8. bis Ende des 11. Jahrh. reicht, nennt die Geschichte der nordischen Poesie folgende mit Namen: Bragi d. Alte, Thiodolf v. Hwin, Thorbiörn Hornklofi, Oelvir Hnnfa, Audrun, Egill Skalagrimsson, Kormak Oenundarson, Einarr Helgason Skalaglam, Guttormr Sindri, Glumr Geirason, Ulfr Uggason, Eilif Gudrunarson, Eyvinder Skaldaspillir, Thorleifr Jarlaskald, Gnnlangr Ormstunga, Thordr Kolbeinsson, Hallfrödr Vandrädaskald. Die Skaldenpoesie, ganz im skandinavischen Heidenthume wurzelnd, zerfiel, nachdem sie zuletzt noch in unerquicklichem verkünstelten Formenwesen verknöchert war (man zählte 136 Versarten) nach Einführung des Christenthums. Der Skalde Einar Sknlason (um 1150) wandte znerst, jedoch ohne Verdrängung des Stabreims, den Endreim in der nordischen Poesie an.

Auswahl geistlicher Dichtungen

aus dem

ersten Jahrtausend der christlichen Kirche.

I. Dichtungen der griechischen Kirche.

1. Morgengesang. (p. 75).

Ehre sei Gott in der Höhe
Und Frieden auf Erden,
Den Menschen ein Wohlgefallen.

Wir loben dich,
Wir preisen dich,
Wir beten dich an,
Wir danken dir
Wegen deiner grossen Herrlichkeit,
Herr, himmlischer König,
Gott, Vater, Allwaltender,
Herr, eingeborner Sohn,
Jesu Christe,
Und heiliger Geist,
Herr, unser Gott.

Du Lamm Gottes,
Du Sohn des Vaters,
Der du trägst die Sünden der Welt,
Nimm unsere Bitte gnädig an!
Der du sitzest zur Rechten des Vaters,
Erbarme dich unser!
Denn du allein bist heilig,
Du allein bist der Herr,
Jesus Christus,
Zur Ehre Gottes des Vaters. Amen.

Bässler.

2. Tägliches Gebet. (p. 75.)

Täglich will ich dich loben
Und deinen Namen preisen in Ewigkeit,
Ja bis in alle Ewigkeit.
Würdige uns, Herr, auch diesen Tag
Uns frei von Sünden zu bewahren.
Sei gelobt, Herr, Gott unsrer Väter,
Und gepriesen und verherrlicht sei dein Name ewig. Amen.
Sei gelobt, Herr, lehre mich deine Rechte.
Herr, du bist unsere Zuflucht für und für.
Ich sprach: Herr, erbarme dich mein!
Heile meine Seele, denn an dir hab' ich gesündigt.
Herr, zu dir fliehe ich.
Lehre mich thun deinen Willen, denn du bist mein Gott.
Des Lebens Quell ist bei dir.
In deinem Lichte sehen wir das Licht.
Verbreite deine Gnade über alle, die dich kennen.

Rambach.

3. Abendlied. (p. 75.)

Licht, heitres, der heiligen Glorie,
Des unsterblichen Vaters, des himmlischen,
Des heiligen, seligen,
Jesu Christe,
Da wir nahen dem Sinken der Sonne,
Und der Abendstern uns glänzet,
Lobsingen wir dem Vater und dem Sohne,
Und dem heiligen Geiste Gott dem Herrn.
Würdig bist du zu allen
Zeiten, dass Loblieder von Heiligen
Lippen dir erschallen, Gottes Sohn,
Der du Leben uns gabst, darob
Preiset die Welt deine Ehre.

Schlosser.

4. Lobgesang auf Christus den Erlöser.

Klemens von Alexandria (p. 67.)

Zaum ungebändigter Füllen,
Fittig sicherschwebender Vögel,
Der Unmündigen nie wankendes Steuer,
Der königlichen Schafe Hirt:
Deine einfältigen
Kinder versammle,
Zu preisen heiliglich,
Zu lobsingen truglos,
Mit unentweihten Lippen,
Der Kinder Führer Christum.
Der Heiligen König,
Wort, allumfassendes,
Des Höchsten Vaters,
Der Weisheit Waltender,
Stütze der Mühseligen,
Der Ewigkeit Herr,
Des sterblichen Geschlechtes
Erretter Jesu,
Hirte und Sämann,
Steuer und Zügel,
Himmlischer Fittig
Der weissschimmernden Herde:
Fischer der Menschen,
Der erlöseten,
In der Sünde Meer
Die reinen Fische
Aus feindlicher Flut
Mit süssem Leben ködernd.

Führ' uns an, der geistigen
Schaafe Hirt,
O Heiliger, führ' uns,
Der unbefleckten Jugend König.
Fussstapfen Christi,
Weg des Himmels,
Nie verhallendes Wort,
Unermessliches Seyn,
Ewiges Licht,
Des Erbarmens Quell,
Der Tugend Wirker,
Heiliges Leben
Der Gott lobsingenden, Christe Jesu:
Himmlische Milch,
Den süssen Brüsten
Der holdseligen Braut,
Deiner Weisheit, enträuft:
Wir Säuglinge
Mit kindlichen Lippen,
Gesäugt an der Mutter-
Brust der Vernunft,
Mit des Geistes hehrem
Thaue getränkt,
Einfältigen Preis,
Aufrichtige Lobgesänge
Dem Könige Christo,
Und der Heiligen Lohne,
Der Lehre des Lebens,
Singen wir zumal,
Singen einfältiglich
Den mächtigen Sohn.
Du, Chor des Friedens,
Ihr Christi Erzeugte,
Heiliges Volk,
Lobsingen wir gesammt des Friedens
Gott.

Schlosser.

5. Psalm der lampentragenden Jungfrauen, die dem himmlischen Bräutigam entgegengehen.

Methodius. (p. 74.)

1. Dir weih' ich mich, und lichtwerfende Lampen tragend, Bräutigam, begegn' ich dir.

Von oben her, Jungfrauen, scholl die todtenerweckende Stimme, dem Bräutigam eilend entgegenzugehen im weissen Schmuck mit den Lampen, eh' der Morgen kommt. Erwachet, ehe verschwindet in der Thür der Herr.

Dir weih' ich mich, und lichtwerfende Lampen tragend, Bräutigam, begegn' ich dir.

2. Fliehend der Erde seufzerreiches Glück, und des behaglichen Lebens Reiz, die Liebe, von deinen lebenschaffenden Armen sehn' ich mich umfangen zu sein, und zu schauen deine Schönheit fort und fort, Glückseliger.

Dir weih' ich mich u. s. w.

3. Verlassend der Liebe sterbliches Lager, und das reichthumerfüllte Haus, Herr, wegen deiner, komm' ich im fleckenlosen Kleid, damit auch ich mit dir entschlüpfe in die Gemächer der Allseeligkeit.

Dir weih' ich mich u. s. w.

4. Fliehend der listigen Schlange tausendfache Schmeichelei, erduldet' ich Feuers Brand und wilder Thiere schrecklichen Anfall, dich erwartend vom Himmel her.

Dir weih' ich mich u. s. w.

5. Aus dem Sinn schlug ich das Vaterland, nach deiner Gnade verlangend, ew'ges Wort. Aus dem Sinn der Gespielinnen Chöre und des mütterlichen Hauses und der Verwandtschaft Stolz. Denn alles dieses bist du, nur du, Christus, mir.

Dir weih' ich mich u. s. w.

6. Christus, du bist Lebensfürst, sei gegrüsst, Licht, das nie untergeht, höre unsern Ruf. Der Chor der Jungfrau'n ruft zu dir, Lebensblüthe, die Liebe selbst, Freude, Verstand, Weisheit, ew'ges Wort.

Dir weih' ich mich u. s. w.

7. Becher, süss erfüllt, mit Nektar stehn vor uns. Trinken wir, Jungfrauen, denn es ist Himmelstrank. Der Bräutigam reicht ihn dar denen, die er würdig fand zur Hochzeit einzugehn.

Dir weih' ich mich u. s. w.

8. Herrlich schon sprach Abel, vorbildend dich, Glückseliger, als er bluttriefend auf zum Himmel sah: Mich unbarmherzig von Brudershand Erschlagenen, nimm mich auf, fleh' ich, ew'ges Wort.

Dir weih' ich mich u. s. w.

9. Der Jungfräulichkeit höchsten Preis gewann Joseph, dein starker Sohn, ew'ges Wort. Welchen ein Weib gewaltsam zum ungerechten Lager zog, flammend in Lust. Er aber unerschüttert entfloh nackt und rief:

Dir weih' ich mich u. s. w.

10. Gotte zum Opfer brachte Jephtha seine Tochter, unberührt, gleich dem Lamme am Altar. Und sie auf erhabene Weise deines Leibes Vorbild, o Glückseliger, frohlockt' und rief:

Dir weih' ich mich u. s. w.

11. Den Feldherrn fremder Schaaren schlug Judith, die Kühne, mit wohltreffender List, ihn lockend durch der Schönheit Reiz. In ihres Leibes Fleckenreinheit rief sie mit siegkündendem Ton:

Dir weih' ich mich u. s. w.

12. Zwei Richter, schauend die reizende Gestalt Susanna's, wahnsinnig vor Liebe sprachen sie: O Weib, ersehnend ein heimlich süsses Lager mit dir, sind wir da. Sie aber rief mit Weheruf:

Dir weih' ich mich u. s. w.

13. Der mit reinigender Flut taufte der Menschen Schaar, dein Herold, wegen seines keuschen Sinns ward er zum Tode geführt. Mit dem Todesblute den Staub netzend, rief er zu dir, Glückseliger:

Dir weih' ich mich u. s. w.

14. Als durch deine lebenschaffende Gnade sie, die Unberührte, deinen Sohn im reinen Schoosse trug, da gewann die Jungfrau zwar den Schein als Verrätherin der Keuschheit, doch sie sprach gesegnet, o Glückseliger:

Dir weih' ich mich u. s. w.

15. Voll Sehnsucht, o Glückseliger, deinen Hochzeitstag zu schaun, kamen wir, so viele du berufen hast von oben her, Herr der Engel, und bringen unser Bestes dir dar, ew'ges Wort, mit weissen Kleidern wir geschmückt.

Dir weih' ich mich u. s. w.

16. Dich aber auch, Glückselige, Gottesbrant, mit Hymnen dich deine Dienerinnen preisen wir, dich unbefleckte, jungfräuliche Kirche du, schneeschimmernde, veilchenlockige, keusche, edle, liebliche.

Dir weih' ich mich u. s. w.

17. Es entwich die Verwesung und der Krankheit thränenfeuchte Schmerzen nun. Der Tod ist nun verbannt. Und alle thörichte Lust ist hin. Es starben die herznagenden Schmerzen. Denn sieh', es strahlte plötzlich nun durch Christus auf, Gottes Gnade den Menschen aufs Neue.

Dir weih' ich mich u. s. w.

18. Geraubt ist dem Menschen das Paradies nun nicht mehr. Denn du gibst es wieder ihm, wie einst, durch göttlichen Befehl, woraus durch des Drachen listenreiche Kunst er fiel, o Unvergänglicher, Unerschütterlicher, Glückseliger.

Dir weih' ich mich u. s. w.

19. Anstimmend das neue Lied, erhebt dich nun der Jungfrauenchor zum Himmel, Herrin! Glänzend du geschmückt mit weissen Lilienkelchen, und Fackeln tragend in glanzwerfenden Händen du!

Dir weih' ich mich u. s. w.

20. O du, bewohnend, Glückseliger, des Himmels fleckenlose Wohnungen, du Anfangloser, der Alles beherrscht mit ewiger Gewalt, dass du uns aufnehmest mit deinem Sohn, sind wir da, auch uns in die Thore des Lebens, Vater, auch uns!

Dir weih' ich mich, und lichtwerfende Lampen tragend, Bräutigam, begegn' ich dir.

Fortlage.

6. Hymnus an Gott.

Gregor von Nazians. (p. 87.)

O über Allem Erhabener! wie anders wohl darf ich dich nennen?
Wie kann ein Wort dich singen, der unaussprechbar dem Wort ist?
Du bist allein unredbar; denn was wir auch reden, das schufst du.
Wie kann ein Geist dich schauen, der ganz unfassbar dem Geist ist?
Du bist allein undenkbar; denn was wir auch denken, erschufst du.
Alles ruft nach dir, was Red' hat oder was keine.
Allen gemeinsam ist dies Verlangen, gemeinsam die Wehen
Aller um dich, dich beten die Wesen an, und zu dir flehn,
Aufmerksam deinem Winke, sie all' im schweigenden Loblied.
Alle bleiben in dir, in dir fliehn Alle zusammen,
Du bist Allen ihr Ziel, indem du das Eins und das All bist,
Weder nur Eins, noch Alles allein; — doch die hüllenden Schleier,
Welcher himmlische Geist durchdränge sie? Zeig mir dich milde,
O über Allem Erhabner! wie anders wohl darf ich dich nennen?

Fortlage.

7. Lobgesang auf Christus.

(Hymnus an die Gottheit.)

Gib, den ew'gen Herrn der Herren,
Gib zu singen, lobzupreisen
Den Beherrscher, den Regierer,
Durch den Preis erschallt und Loblied,
Durch den aller Engel Chöre,
Durch den kreist der ew'ge Zeitlauf,
Durch den strahlt das Licht der Sonne,
Durch den seine Bahn der Mond kennt,
Durch den glänzt der Sterne Prangen,
Durch den sich des Frommen Geist
Aufschwingt zu der Gottheit Throne,
Geist'gen Lebens wird theilhaftig:

Denn du gründetest das Weltall,
Gabest sein Gesetz jedwedem,
Und erhältst's durch deine Vorsicht:

Sprachst das Wort, und, sieh', es ward.
Wort des Vaters, Gottes Sohn,
Mit dem Vater gleichen Wesens,
Gleicher Herrlichkeit und Ehre,
Der du ordnend schufst das Weltall,
Dass du Herrscher seyst von Allem,
Dass, umfassend alle Dinge,
Alle Gottes heil'ger Geist
Mit allweisem Rathe schirme:

Dich, lebendige Dreieinheit,
Ein' und ein'ger Herrscher, fleh' ich,
Unnennbaren Wesens Fülle,
Unerforschter Born der Weisheit,
Der des Himmels rastlos waltet,
Dich, ohn' Anbeginn, ohn' Ende,
In unnahbar'n Lichtes Glanze
Schauend Alles, was da ist,
Dem das Tiefste unverborgen
Von der Erde bis zum Abgrund:
Vater, schenk' mir deine Gnade,
Dass ich, dir in allem dienend,
Deinen heil'gen Namen preise:
Wasche mich von Sünden rein,
Mein Gewissen mir befreie,
Dass es keine Schuld beflecke,
Dass ich, heil'ge Händ' erbebend,
Deine Ehre würdig rühme:
Dass ich, singend Christi Preis,
Mit gebeugten Knie'n ihn flehe,
Einst zum Knecht mich anzunehmen,
Wann er sich als Herrscher naht.

Vater, schenk' mir deine Gnade,
Huld, Erbarmen lass mich finden,
Dass dir Preis und Dank erschalle
Endlos bis in Ewigkeit.

Schlosser.

8. Lied der Reue und Abbitte.

Nah' ist der Kampf des Todes, die schlimme Reis' ist vollendet,
Und schon seh' ich als Lohn grausiger Sünde mir nah
Finsteren Tartarus, Flammen des Brandes der nächtlichen Tiefe,
Und überwiesene Schmach dessen, was jetzt ist verhüllt.
Hab' Erbarmen, o Sel'ger, und mache noch spät mich zum Guten,
Dich annehmend des Theils, der mir vom Leben noch bleibt.
Vieles verschuldet' ich, und ich fürchte, dass deines Gerichtes
Schreckliche Wage schon, Herrscher, zu strafen begann.
Selbst denn will mein Geschick ich tragen, wandern von hinnen,
Willig erliegend der herznagenden Leiden Gewalt.
Aber ihr Nachkommen erfahret: es hat dieses Leben
Keinen Genuss als Ersatz je dafür, dass man gelebt.

Fortlage.

9. Klagegesang um seine Seele.

Öfters erhebt, noch im bräutlichen Schmuck, um den theueren Gatten,
Welchen der Tod ihr jäh am Hochzeitstage dahinnahm,
Schmerzvoll sehnlichen Klagegesang die Ebenvermählte.
Oft auch beweinet die Mutter den Sohn, der in blühender Jugend
Hinsank: abermals fühlt sie um ihn die bittersten Wehen.
Mancher betrauert die heimische Flur, wo der stürmische Ares
Wüthete, oder sein Haus, verstört von der Flamme des Himmels.
Aber wie könnt' ich dich, o Seele, genugsam beweinen,
Die der verderbliche Drache mit tödtlichem Bisse vergiftet?
Wein', o weine, gefallener Mensch! nichts anderes blieb dir!
Einstmals lass' ich dahinten die festlichen Mahle, der Freunde
Traulichen Kreis, den Schimmer des Ruhms und der edelen Abkunft,

Lasse das säulengetragene Haus und jeglichen Reichthum,
Lasse der Sonn erfreuendes Licht, den lachenden Äther
Und der Gestirn hellstrahlendes Heer am Bogen des Himmels.
All dies lass ich an jene, die nach mir kommen: ich selber
Liege dann kalt und entseelt im Todtengewand auf der Bahre,
Rege noch einmal den Freunden das Herz zur letzten der Klagen
Und empfang unbestrittenes Lob, das in Kurzem verrauscht ist:
Alsdann decket ein Stein den Raub der Verwesung für immer.
Wenig indessen beschwert mir dies mit Sorgen die Seele,
Eins nur machet mir Graun: die untrügliche Wage des Richters.
Weh mir! was soll ich beginnen? wo bergen mich Wolken und Abgrund
Vor dem Verderben? ach, gäb' es ein Land, wo keine Versuchung
Droht, wie sie sagen von einem, wo Seuchen und wilde Gethiere
Nimmer sich nahen: so sucht' ich allda die rettende Zuflucht.
Wohl vor Stürmen bewahret der Port, vor Pfeilen der Harnisch,
Vor dem Gestöber des Schnee's die Wohnung: aber die Sünde,
Überall dringt sie nach, unvermeidlich und Alles beherrschend.
Einst zum Himmel entschwang sich auf feurigem Wagen Elias,
Moses entrann dem Befehle des mordbefleckten Tyrannen,
Jonas entging dem finsteren Tod im Bauche des Meerthiers,
Grimmigen Leun der Prophet und den Flammen die Jünglinge: aber
Wo ist Erlösung für mich? du sei mir ein Retter, o Christus!

Bässler.

10. Aus den Homerokentris.

Pelagios und Eudokia. (p. 87.)

Die Himmelfahrt.

So von der Frühe des Tages bis spät zur sinkenden Sonne
Beteten alle sie laut und hoben die Hände zum Himmel.
Doch als der Stern, der den Morgen der Erde verkündet, emporstieg
Und nun im Safrangewand Aurora die Meerflut bestrahlte,
Klommen sie auf zu der Höhe des weitumschauenden Berges,
Wo sich kein Werk der Stiere, noch Ackerer rings ihnen zeigte.
Dort nun standen sie alle, das Antlitz zu ihm gewendet,
Sie auch, die ihn gebar und ernährte, die liebende Mutter.
Als sie sich aber versammelt und keiner von Allen mehr fehlte,
Sprach so Gottes Gesandter, das Ebenbild Gottes, zu ihnen:
„Höret, ihr Freunde, und werdet mir nicht im Gemüthe bekümmert,
„Dass ich ein Wort euch verkünde, wie mir auf dem Herzen es lieget,
„Mächtig bestürmt mir die Sehnsucht den Geist nach der seligen Heimath,
„Auf zum ehernen Himmel, dem Sitz der Unsterblichen, wall' ich."
Kummer erfüllte die Herzen der Jünger und bange Bestürzung.
Er aber sprachs und verliess sie daselbst, so wie er verkündet.
Heim jetzt kehrt er alsbald zum Pallast des allmächtigen Vaters,
Wolkenumhüllt die erhabene Wölbung des Himmels erreichend,
Sie, der Unsterblichen feste, gestirnte, hellstrahlende Wohnung.
Weit auf that sich von selbst da das himmlische Thor, das die Stunden
Hüteten, welchen der Himmel vertraut ward, und die Gestirne,
Bald die umhüllende Wolke zu öffnen und bald zu verschliessen.
Eilenden Flugs erreichte der Sohn den liebenden Vater,
Kam und liess auf den Thron sich nieder, von dem er gekommen.

Ellissen.

11. Hymnus auf die Gottheit.

Synesius. (p. 134.)

Tönende Leier wohlan denn
Jetzt nach tejischem Gesange
Und nach Lesbos sanften Weisen
Beginn in erhabnerm Schwunge
Ein dorisch Lied mir zu tönen.

Welch erhaben Lied wird mir nun
In heiligen Wehen geboren?
Er aus sich selbst das Beginnen,
Vater, Regierer der Wesen,
Unerzeugt ist er und über des
Himmels erhabnen Gipfeln
Erfreuend sich ewigen Ruhms;
Unerschüttert thronet die Gottheit,
Er der Einheiten heilge Einheit,
Der Monaden erste Monas,
Die der Gegensätz' Einheit
Vereinigt, und dann gebar in
Überwesentlichen Wehen;
Hieraus entsprang jenes Eins, das
Wunderbar durch die Gestaltung,
Die erst erzeugte geströmet,
Eine dreifache Kraft besass.
Der erhabene Quell wird durch der
Kinder Schönheit gekrönet,
Die der Mitte entströmend
Um die Mitte sich versammeln.
Allzu kühne Leier, schweige,
Schweig', und nicht verkünde dem Volke
Der Heiligthümer geheimstes.
Wohlan! von Irdischem singe,
Schweigen bedeck' das Erhabne.
Es bekümmre sich aber der Geist
Um die Welten uns unerkennbar. —
Denn des Menschengeistes Ursprung,
Der erhabne, ist ja darin,
Der untheilbare getheilet.
Zum Stoffe stieg dann hernieder
Der unsterbliche Geist, der Zeuger,
Er, der unsterbliche Sprosse,
Zwar gering, doch der Erzeuger;
Ganzer Geist in Alles er ganz,
Und er allein ja ergossen: — —
Wälzt des Himmels Wölbungen er
Und dies Weltall beherrschend, in
Der Gestaltungen manche zerstreut
Ist vertheilt er zugegen. —
Der kreist in der Sterne Lauf, der
In der selgen Engel Chören,
Und der ruht in festen Banden
Der erdgebildeten Hülle. —
Und entfernt von den Erzeugern,
Trank aus finsterm Vergessensquell,
Er mit blinder Sorg und Ängsten,
Die traurige Erde schauend. —
Doch Gott ins Sterbliche schauend,
Ist er drinnen, ist Lichtstrahl
Für des Auges offene Sinne.
In denen, die herabsanken,
Wohnt' eine Kraft, die sie zum Himmel
Ruft, wenn aus des Lebens Sturme
Sie gerettet fliehn, und freudig
In des Vaters Wohnung eilen.

Rixner

12. Loblied.

Preis dir, du Sohn der Jungfrau,
Der reinen, unbefleckten,
Die durch der Allmacht Wunder,
Durch Gott, zur Mutter wurde!
Dir, der von ihr geboren,
Der Menschheit selbst Genosse,
Zur letzten Zeit gesandt ward,
Zum Quell des ew'gen Lichtes
Die Sterblichen zu führen,
Der, unerforschten Ursprungs,
Der Geister Anfang kennet.
Du selbst des Lichtes Urquell,
Gott gleich im Glanze strahlend,
Durchbrichst der Erde Dunkel,
Erhell'st die reinen Seelen.
Du bist des Weltalls Schöpfer,
Lenkst der Gestirne Bahnen,
Befestigest die Erde,
Gibst Menschen Heil und Leben.
Dir wandelt jene Sonne,
Des Lichtes ew'ge Quelle.
Durch dich verscheucht der Schimmer
Des zweigehörnten Mondes
Die Finsterniss der Nächte.
Du schaffst der Erde Früchte,
Gibst Heerden ihre Weide;
Aus deinem heil'gen Borne
Ergiesst sich Kraft und Leben
Und Heil durch alle Welten,
Und Licht, Verstand und Weisheit.

Erbarm' dich deiner Tochter,
Die schwache Glieder fesseln
Und der Verwesung Bande.
Bewahre sie vor Krankheit,
Und mehr' der Glieder Stärke.
Gib Nachdruck in den Worten
Und durch die Thaten Ehre.
Die Seele frei von Schmerzen,
Geniesse froh das Leben,
Und schaue, dir geweihet,
Auf dich mit festem Blicke,
Dass, rein vom ird'schen Stoffe,
Der Erde Leid entfliehend,
Ich unaufhaltsam eile,
Mit dir mich zu vereinen.
Solch ein beglücktes Leben
Gewähre deinem Sänger.
Dir heil'ge Lieder singend,
Des Vaters hoher Abglanz,
Und deinen Ursprung preisend,
Den Geist auf gleichem Throne,
Des Quells und Stromes Mitte,
Des Vaters Allmachtstärke,
Erhebe sich die Seele
Weit über alle Schmerzen.
Preis dir, des Sohnes Quelle!
Preis dir, des Vaters Abglanz!
Preis dir, des Sohnes Feste,
Du Ebenbild des Vaters!
Preis dir, des Sohnes Stärke,
Du Herrlichkeit des Vaters.
Preis dir, o Geist mit ihnen,
Des Sohns und Vaters Mitte!
Ihn sende mir vom Vater,
Dass er die Seel' erhebe.
Und Gotteskraft ihr schenke.

Rosenmüller.

13. Himmelfahrts-Hymnus.

Hochgeliebter, Erhabener!
Dich preist mein Gesang, den Sohn
Edler Jungfrau Jerusalems,
Der die Schlange, den Erdenwurm
Und den Urquell der Tücke, du
Aus den Gärten des Vaters triebst.
Du stiegest zur Erd' herab,
Weiltest unter den Sterblichen,
Du stiegest zum Tartarus,
Wo der Seelen unzählbare
Schaaren hielt in der Haft der Tod.
Vor dir schauderte dazumal
Hades, der uralte Greis,
Und der Hund, der gefrässige,
Wich zurück von der Schwelle.
Als erlöset von Schmerzen du
Heil'ge Chöre der Seelen dort,
Bringst im lautersten Siegeszug
Du Gesänge dem Vater dar.

Da du, König, hinauf dich hebst,
Zittert rings durch die Luft vor dir
Der Dämonen unzähl'ge Schaar,
Staunet rings der unsterbliche
Chor der Sterne im reinsten Glanz.
Doch der lachende Äther,
Weiser Vater der Harmonie,
Giesst aus siebenbesaiteter
Leier tönende Melodie
Zum erhabenen Siegeslied.
Lächelnd blicket der Morgenstern,
Der die Frühe verkündiget,
Und der goldene Hesperus,
Das Gestirn der Cythere.
Ihnen geht, den gehörnten Schein
Anfüllend mit Feuers Flut,
Vor im Zuge das Mondlicht,
Aller nächtlichen Götter Hirt;
Weit aber sein leuchtendes
Haar breitet dir Titan aus
Unter herrlichen Wandels Spur.
Er erkennet den Gottes-Sohn
Als den bildenden Schöpfungsgeist,
Quell des eigenen Feuers.

Doch du, hebend den Fittich,
Überschwebest des Himmelrunds
Bläulich schimmernden Rücken,
Dort verweilend bei Sphären,
Urklaren, verständigen,
Wo des Guten der Urquell
Tiefschweigender Himmel ist;
Wo nicht die tiefströmende
Zeit mehr ist, die ohn' Unterlass
Erdgeborene wirbelt,
Nicht tiefwogigen Erdenstoffs
Grauenvolle Gebrechen:
Wo sie selbst die unalternde
Urgeborene Ewigkeit,
Welche jung ist zugleich und alt,
In dem Flusse die Einheit,
Allen Göttern Beherrscher ist.

Fortlage.

14. Palmsonntags-Hymne.

Kosmas von Jerusalem. (p. 247.)

Der Tiefe Quellen sind vertrocknet
Und aufgedeckt des wilden Meeres Gründe.
Erretten wolltest du dein Volk; du winktest, und es wich die ungestüme Woge.

Dich, der auf Zion thronet, preist der Heiligen Gemeinde;
Dir seinem Schöpfer, bringet Israel des Dankes Opfer.
Es jauchzen, Herr, vor deinem Angesicht die Völker, einst den Felsen gleich verhärtet.

Der in der Höhe wohnet über Cherubim und auf das Nied're siehet,
Er kommt in Herrlichkeit, mit Macht gerüstet,
Und Alles wird erfüllt von seinem Lobe.

Zion, des Herren heil'ger Berg, und du Jerusalem, erhebe deine Augen!
Blick' um dich her, und sieh', wie deine Söhne zu dir kommen;
Weit aus der Ferne kommen sie, um deinen König anzubeten.

Es jauchzen freudenvoll die Geister der Gerechten;
Ein neuer Bund wird in der Welt errichtet,
Und neugeschaffen alles Volk durch heil'gen Blutes Sühne.

Sei froh, Jerusalem! ihr Bürger Zions, feiert Feste
Dem, der da kommt, dem Mächtigen, dem ewigen Beherrscher!
Die ganze Erde bete an vor seinem Angesichte!

Dein König, Zion, kommt zu dir, wie einst verkündigt worden,
Sanftmüthig, freundlich, ein Erretter,
Zu bändigen den Übermuth der Frevler.

Der Herr ist König, ist der Welt erschienen!
Bringt Lob ihm dar, und froher Ehrfurcht Jubel!
Streut Palmen ihm, und singt mit lauter Stimme:
Gesegnet sei, der zu uns kommt in Gottes Namen!

Rambach.

15. Lied auf Christi Geburt.

Johannes von Damaskus. (p. 248.)

Gerettet hat sein Volk der wunderthät'ge Herr,
Der einst in Festes wandelte des Meeres Flut:
Freiwillig gab er sich zum Kind der Magd; den Weg
Zum Himmel bahnt' er uns, er, den im Wesen gleich
Dem Vater, gleich den Sterblichen, preist unser Lied.

Es trug das ew'ge Wort der gottgeweihte Schooss,
Den klar der unverbrannte Dornstrauch zeigt im Bild,
Der Gottheit Wesen einend sterblicher Natur,
Eva's unseliges Geschlecht vom alten Fluch
Des Bannes lösend: dich, dem unser Preis erschallt.

Hell zeigt der Stern, das vor der Sonne war, das Wort,
Gesandt die Schuld zu tilgen, an der Weisen Schaar,
In armer Höhle liegend, theilend unser Loos:
Dich, eingehüllt in Windeln, den sie hochentzückt
Erblicken, wahren Mensch zugleich, den Herrn der Herrn.

Der heil'gen Gottesmagd gebenedeites Kind
Zu schau'n nach hehrem Rath gewürdigt, staunt die Schaar
Der Hirten ob dem Wunder; hörend den Gesang,
Den jubelnden, der Engel, der zum Preis erschallt
Christo, dem Herrn, dem fleischgeword'nen Jungfrau'nsohn.

„Der hoch im Himmel waltet, kömmt erbarmungsvoll
„Herab zu euch, des jungfräulichen Leibes Frucht:
„Das, körperlos, war im Beginn, das ew'ge Wort
„Wird in der Zeiten Fülle Fleisch, zu sich zu ziehn
„Hinan, zum Schöpfer, das gefallene Geschlecht."

Ihr Völker, die zuvor des Todes Nacht gedeckt,
Nun des Verderbers unheilvollem Grimm entfloh'n,
Erhebt die Hände, preiset ihn im Jubelsang,
Christum allein, ihn feiernd, der uns Heil gebracht,
Den unter uns zu wohnen Liebesfülle drang.

Schlosser.

16. Gesang beim Gefolge der Leiche.

Welcher Genuss des Lebens bleibt der Trauer unerreichbar?
Welcher Glanz auf Erden besteht unwandelbar?
Alles ist flüchtiger, als Schatten, Alles gaukelnder, als Träume.
Ein Wink, und auf Alles dieses folgt der Tod.
Aber, o Christus, in dem Lichte deines Angesichts
Und in der Beglückung deiner Schönheit,
Gib Ruhe deinem Auserwählten als Menschenfreund.

Weh' mir, welchen Kampf hat die Seele sich trennend vom Leibe!
Weh' mir, wie weinet sie dann, und ist Niemand, der ihrer sich erbarmt!
Zu den Engeln die Augen wendend, flehet sie vergebens;
Zu den Menschen die Hände ausstreckend, findet sie keinen Helfer.
Darum, liebe Brüder, bedenkend die Kürze unseres Lebens,
Lasset uns dem Hinweggegangenen von Christus Ruhe erflehen,
Und unseren eigenen Seelen sein grosses Erbarmen.

Alles Menschliche ist Eitelkeit, welche nicht im Tode dauert.
Es bleibet nicht der Reichthum, es wandelt nicht die Ehre mit.
Denn der Tod, wenn er kommt, lässt Alles das verschwinden.
Darum zu Christus, dem unsterblichen, lasset uns rufen:
Dem von uns Hinweggegangenen schenke Ruhe,
Wo aller Beseligten Wohnung ist.

Wo ist der Welt Beifall? Wo ist der zeitlichen Güter Glanz?
Wo ist das Gold und Silber? Wo ist der Diener Flut und Lärm?
Alles Staub, Alles Asche, Alles Schatten.
Aber wohlan, lasst uns anrufen den unsterblichen König:
Herr, deiner ewigen Güter würdige den von uns Hinweggegangenen,
Ruhe ihm spendend in der unvergänglichen Seligkeit.

Fortlage.

17. Gesang zur Bahre.

Kommt heran, den letzten Gruss weihen wir, Brüder, dem Gestorbenen, Gott Dank sagend:
Er schied hin von den Seinen, und getragen wird er zum Grabe:

Nicht mehr gedenkend des Eitlen und der Mühseligkeiten des Fleisches.
Wo nun Verwandte und Freunde? Ein Augenblick trennt uns:
Dass Ruhe ihm verleihe der Herr, beten wir brünstig.

Welche Trennung, o Brüder, welch' Wehklagen, welcher Jammer in diesem Augenblicke:
Kommt heran, ihr liebtet ihn, der soeben noch unter uns war:
Überantwortet wird er dem Grabe, mit dem Steine bedecket, im Dunkel gebettet:
Bei den Todten wird er bestattet.
Uns alle, Verwandte und Freunde, ein Augenblick trennt uns:
Dass Ruhe ihm verleihe der Herr, beten wir brünstig.

Was ist unser Leben? Eine Blüthe und Rauch und Thau der Frühe, in Wahrheit:
Kommt heran und überblicken wir die Gräber mit Ernst.
Wo die Schönheit des Leibes, und wo die Jugend? wo der Augen Glanz und die Reize des Fleisches?
Alles verdorrte wie Heu, Alles entschwand:
Kommt heran, vor Christo fallen wir nieder mit Thränen.

Kommt heran, Kinder Adams, sehen wir zur Erde hingestreckt ihn, der unsers gleichen war:
Aller Schöne entblösst, des Grabes Raub, der Würmer Beute:
In der Verwesung Nacht, in der Erde verschlossen.
Für ihn, der unsern Blicken entnommen, fleh'n wir zu Christo:
Dass er ihm schenke die ewige Ruhe.

In der Stunde, da aus dem Leibe die Seele mit Gewalt gerissen wird von den Engeln des Grauns,
Aller Verwandten vergisst sie und aller Bekannten:
Ihr Gedanke ist, hin vor den nahen Richtstuhl zu treten:
Die Eitelkeiten all' und des Fleisches Mühseligkeiten schwanden dahin.
Drum den Richter anflehend beten wir alle:
Dass der Herr ihm vergebe, was er begangen.

Kommt heran, betrachten wir, Brüder, in dem Grabe den Staub und die Asche, daraus wir gebildet:
Wohin zieh'n wir nun, was wird aus uns?
Wer arm oder reich, oder wer Herr, und wer Freier?
Und sind wir nicht Staub allsammt? Die Schönheit des Angesichts verwesete:
Und der Jugend ganze Blüthe dahingewelket im Tode.

Alle die Glieder des Leibes erstarrt sehen wir sie nun, die erst noch lebenvoll sich regten,
Alle kraftlos, todt, ohn' Empfindung:
Denn die Augen sanken ein, die Füsse versagten,
Die Hände erschlafften, und mit ihnen das Gehör:
Die Zunge in Schweigen gebunden: dem Grabe verfallen:
Wahrlich, Eitelkeit Alles, was des Menschen ist.

Errette die auf dich Hoffenden, Mutter der nie sinkenden Sonne, Gottesgebärerin:
Erweiche durch deine Gebete den Allerbarmenden, Ruhe zu verleihen, wir flehen dich an,

Dem nun Scheidenden dort, wo Ruhe finden der Gerechten Seelen:
Der himmlischen Güter Erbe werd' ihm zu Theil in den Vorhöfen der Gerechten:
Sein Gedächtniss unbeflecket, in Ewigkeit.

Schlosser.

18. Gesang beim Todtenamt.

Theophanes. (p. 249.)

In den himmlischen Kammern flehen rastlos die hochgesinnten Martyrer dich, Christe:
Den Gläubigen, den du von der Erde dahinnahmst, der ewigen Güter Erbtheils zu würdigen.
Als du das All ordnend erschufest, ein Mischlingswesen, den Menschen, inmitten von Niedrigkeit und Hoheit zumal, bildetest du mich:
Darum deines Knechtes Seele, Heiland, gib Ruhe.
Des Paradieses Bürger und Gärtner im Anbeginne bestelltest du mich:
Doch, als ich dein Gebot übertrat, verbanntest du mich:
Darum deines Knechtes Seele, Heiland, gib Ruhe.
Treulich ausharrend kämpften deine Martyrer, Lebensspender:
Und mit dem Kranze des Sieges geschmückt spenden sie rastlos dem gläubig Geschiedenen ewige Befreiung.
Erziehend zuerst durch der Wunder viel und der Zeichen mich, den in der Irre Schweifenden,
In der Zeiten Fülle, dich selbst entäussernd, durch dein Erbarmen, mich suchend, fandest du mich und errettetest mich.
Der aus den wogenden Fluten der Vergänglichkeit zu dir hinüberwallete:
In den ewigen Hütten zu wohnen in Seligkeit würdige ihn, Allgütiger, gerechtfertigt im Glauben und in Gnade.

Schlosser.

19. Gesang von dem Schrecken des Erdbebens.

Josephus Hymnographus. (p. 249.)

Wie furchtbar dein Zorn, von dem du uns erlösetest, Herr:
Nicht verschüttetest du in die Erde Alles, was sie träget für uns:
Dank bringen wir darob dir dar und ewigen Preis.
Dich freuend eines Jeden von uns mühevoller Bekehrung, o Herrscher,
Gleich nichtigem Laube erschüttertest du die ganze Erde,
In deiner Furcht deine Gläubigen befestigend, Herr.
Errette aus der Erbebungen grauenvollester uns alle,
Und gib nicht, o Herr, Vertilgung durchaus deinem Erbe,
Das durch der Sünden viele deine Langmuth zum Zorn aufreizt.
Erschütternd blickest herab du auf den Erdkreis, Allwaltender,
In Furcht versenktest du all' unsre Gemüther:
Aber lass ab, o Herrscher, erbarmend besänftige deinen Zorn,
Und gib nicht gänzlich preis der Vernichtung dein Volk.
Du der erschüttertest die Erde, o Herr, du befestigtest sie wiederum,
Warnend, mahnend unsre Schwäche,
Uns zu kräftigen in deiner heiligen Furcht war dein Wille, Allgütiger.
Die Erzeugerin bittern Todes und der grauenvollsten Erbebungen und der heillosesten Wunden, die Sünde flieh'n wir, o Brüder,
Und dem Herrn, unserm Gott, bringen wir dar Umkehr der Reue.

Schlosser.

20. Gebet zum Abendmahl.

Simeon Metaphrastes. (p. 250.)

Der zu geniessen du gedenkst den Leib des Herrn,
Nah' dich in Furcht vor Sengung; denn er ist ein Feu'r.
Das Blut, das heil'ge, trinkend zur Vereinigung,
Zuerst verzeihe denen, welche dich gekränkt,
Dann magst du voll Vertrau'n die myst'sche Speis' empfahn.

Eh' Theil du nimmst am schauerlichen Opfermahl
Des Leibes unsres Herren, der lebendig macht,
Mit Zittern im Gemüthe bete dies Gebet:
Wohlan, ich schreite jetzt zur Gott-Vereinigung.
O Schöpfer, sei mir die Gemeinschaft nicht ein Brand;
Denn Feuer bist du, sengend die Unwürdigen.
Dagegen mache rein von allen Flecken mich.

Nimm mich heute, Sohn Gottes, an zum Theilnehmer deines geheimnissvollen Mahles. Denn ich will deinen Hassern nicht deine Mysterien verrathen, noch dir einen Kuss geben, wie Judas, sondern wie der Räuber, dir beichten: „Herr, gedenke meiner in deinem Reiche.“ Wie soll ich eingehen in die Herrlichkeit der Heiligen, ich Unwürdiger? Denn wenn ich wagen wollte mit einzugehen in das Brautgemach, so würde mein Kleid mich überführen, dass es nicht hochzeitlich ist, und gefesselt würde ich hinausgestossen werden von den Engeln. Reinige, Herr, den Schmutz meiner Seele, und rette mich als Menschenfreund.

Der seinen Leib freiwillig mir zur Speise gibt,
Ein Feuer bist du, brennend die Unwürdigen.
Versehre nicht durch solchen Brand, mein Schöpfer, mich.
Belebend ström' dein Feuer durch die Adern mir
In alle Glieder, in die Nieren, in das Herz.
Verseng' die Dornen aller meiner Missethat
Und rein'ge meine Seele, heil'ge mein Gemüth.
In den Gelenken kräftige die Sehnen mir.
Giess' in die Sinnempfindung mir fünffaches Licht.
Umring' mich ganz, mit deinem Schauer nimm mich ein.
Beständig schau auf mich, bewach' und schütze mich.
Von jedem seelverderbenden Wort oder Werk.
Reinige mich und ordne mich.
Erneure mich, verständige mich, erleuchte mich.
Lehr' mich die Wohnung deines Geist's allein nur sein
Und lass' mich nicht die Wohnung sein der Missethat:
Dass mich, als dein Haus durch den Weg der Einigung,
Wie Feuer fliehe jeder Frevler, jeder Reiz.

Das heil'ge Blut anschauend, Mensch, erzittere.
Es ist ein Brand, verzehrend die Unwürdigen.
Sein eigner Leib gottinniget und nähret mich,
Gottinniget die Seele mir und nährt den Geist.

Wenn du erlangt der Heiligen Vereinigung
Geheimnissvollen lebenspendenden Gnadenschatz,

So singe Lob und sage Dank aus Herzensgrund,
Und sprich zu Gott aus tiefer Seel' in heissem Flehn:
Ehre sei dir, o Gott!
Ehre sei dir, o Gott!
Ehre sei dir, o Gott!

Fortlage.

II. Dichtungen der syrischen Kirche.

Ephräm. (p. 86 u. 88.)

1. Gebet.

Verleihe mir, Herr, dass ich wachend
Wachsam vor deinem Antlitz bestehe:
Dass, wenn Schlaf mich befällt,
Rein von Sünde mein Schlaf sey.
Wenn ich aber wachend irgend ein Unrecht begangen,
Lass durch deine Gnade, mein Herr, mich Nachlass finden:
Und so ich im Schlafe gesündiget,
Gewähre deine Huld mir Vergebung.
Und durch das Kreuz deiner Erniedrigung
Schenke mir den Schlummer des Friedens:
Und von bösen Träumen befreie mich,
Und von schnöden Truggebilden.
Und in friedevollem Schlafe
Walte über mich die Nacht hindurch:
Nicht lass herrschen die Feinde über mich,
Noch Gedanken von Schuld erfüllt.
Den Engel des Lichtes sende mir,
Der alle meine Glieder bewahre:
Und von dem Greuel der Begierden befreie mich,
Durch deinen lebendigen Leib, den ich genossen:
Und zur Ruhe lass mich gehen und schlafen in Friede,
Und dein Blut sei meine Wache.
Und der Seele, die dein Abbild ist,
Schenke den Frieden deines Urbildes:
Und den Leib, den deine Hände geformet,
Beschirme deine Rechte.
Und umgib mich mit der Mauer der Erbarmungen,
Gleichwie mit schirmendem Schilde:
Dass, wenn mein Leib ruhet und schlummert,
Deine Kraft mein Schutz sey.
Und gleich dem Dufte des Rauchwerks sey
Mein Schlaf vor dem Antlitze deiner Hoheit:
Nicht auch nahe der Feind meinem Lager,
Durch die Fürbitte der Magd, die dich geboren:
Und durch dein Opfer, das für mich dargebracht ist,
Verscheuche den Satan, dass er mich nicht beängstige:

Und vollende an mir, Herr, deine Verheissung,
Dass ich vernehme und vollbringe deinen Willen.
Den Abend, Herr, an Friede reich,
Und die Nacht, der Gerechtigkeit voll:
Jesu Christe, unser Erlöser,
Der du bist das wahrhaftige Licht:
Und im Lichte wohnet deine Herrlichkeit,
Und die Söhne des Lichtes beten dich an.
Der du im Lichte wohnst und weilest im Lichte,
Jesu, ewiges Wort, o Gott:
Dei Lebenden bewahre durch dein Kreuz,
Und der Hingeschiedenen schone um deiner Erbarmungen willen:
Und Lob werde dir gesungen, und dem Vater, der dich gesandt hat,
Und dem heiligen Geiste in Ewigkeit.

Schlosser.

2. An den h. Johannes.

Morgengesandter!
Leuchtender Stern,
Heil'ger Johannes!
Durch deine hohe
Kunde erhellest
Du alle Welt.
Flehe bei Jenem,
Den du im Jordan-
Flusse getauft,
Flehe für uns,
Dass seine Liebe
Aufgeh' in unsern
Herzen, sein Lob auf
Unseren Zungen,
Dass wir ihn immer
Preisen, den Vater auch
Und seinen Geist.

Zingerle.

3. Das Wunder.

Ein grosses Wunder sah ich in Bethlehem:
Ein Kind gehüllt in Windeln, und liegend, wie
Ohnmächtig, in der Kripp', am Mutter-
Busen, und sieh': Es ernährt die Welten!

Da ruft es still und schweigend wie Säuglinge,
Wie Kindlein lullen Lieder in Schlaf es ein.
O Lob und Preis der tiefen Demuth,
Das die Wächter verliess und Engel!

Heut' liess er in der Höhle sich nieder, den
Nicht fasst der Himmel; Schimmer ist sein Gewand,
Und — Windeln hier! Ihn schaukeln Kniee,
Welchen die Cherubim oben zittern.

So singet Lob denn seiner erbarmenden,
Huldvollen Güte, dass er erniedrigte
Freiwillig sich zu uns, und liebend
Alles zu unserm Heile erduldet.

Zingerle.

4. Maria's Gesang.

Maria's Stimme hold erklang,
Da sie dem Eingebornen sang
Ein Wiegenlied mit freud'gem Ton:

„Wie selig bin ich, o mein Sohn,
„Dass Mutter ich geworden dir!
„Wie selig, dass du mir
„Liegst an der Brust! Wie selig ich,
„Dass du gewürdigt mich,
„Zu tragen, Höchster, dich!

„Von nun an werden
„All' die Geschlecht' auf Erden,
„Drum selig preisen mich,
„Weil ich geboren dich."

Zingerle.

5. Jesus, das Licht der Welt.

„Ein Licht ging den Gerechten auf,
Und Freude treugesinnten Herzen;“
Denn Jesus Christus, unser Herr,
Erschien uns aus des Vaters Schooss,
Kam und entführte uns dem Dunkel,
Uns leuchtend durch sein hehres Licht.
Der Tag ging auf den Menschenkindern,
Da floh die Macht der Finsterniss.

Licht ging uns auf aus seinem Lichte,
Erleuchtete die finstern Augen.
Seine Glorie ging der Erde auf,
Und machte licht die tiefsten Gründe.
Hin war der Tod, das Dunkel floh,
Der Hölle Pforten sprangen auf,
Und leuchtend strahlte alle Schöpfung,
Zuvor in Dunkelheit gehüllt.
Die Todten standen auf vom Staube,
Und priesen ihn als ihren Heiland.
Er gab das Leben uns und fuhr
Hinauf zu seinem hohen Vater,
Und kommt in seiner grossen
Herrlichkeit einst wieder.

Drum lasst uns unsre Lampen licht
Erhaltend ihm entgegengeh'n!
Freu'n wir uns seiner, wie er sich
unser,
Denn er erfreuet uns
Mit seinem hehren Licht.
Lasst Preis uns weihen seiner Grösse,
Und danken seinem hohen Vater;
Denn in der Fülle der Erbarmung
Sandt' er ihn uns, und schenkt'
Uns Hoffnung und Erlösung.

Am Tage, da er plötzlich
Erscheint und ihm die Heil'gen
Entgegengeh'n, und alle, die
Mit Ernst und Mühe sich bereitet,
Hell leuchtend ihre Lampen tragen,
Freu'n sich die Engel und die Wächter
Des Himmels ob der Herrlichkeit
Der Heiligen und Frommen,
Und krönen ihre Häupter,
Und frohlocken alle jubelnd.

Drum auf, und rüstet euch, ihr Brüder!
Lasst preisen unsern König uns
Und Heiland, der einst wiederkommt
In seiner grossen Herrlichkeit,
Und uns mit hehrem Licht erfreut
In seinem Reiche. Amen!

Zingerle.

6. Passionslied.

Heiliges Kreuz,
Heilig unsere Seelen!
Versöhnendes Kreuz,
Sühn' unsere Schulden!
Kreuz, das zu Boden
Stürzte den Bösen
Und seine Macht!,
Sieg verleihet es Allen,
Die es verehren;
Sie feiern mit Jubel
Sein heilig Fest.
Durch die Flügel des Kreuzes
Beschirm' uns, o Herr!

Zingerle.

7 u. 8. Siegeslieder über Jesu Höllenfahrt und Auferstehung.

1.

Da du in's Todtenreich hinabgestiegen,
Herr, zeigte viele Wunder deine
Macht.
Aufging ein Licht, besiegend jene
Nacht,
Und die Gerechten jauchzten deinen
Siegen.
Gebein' erhoben sich von ihrem Liegen,
Der Gräber Pforten wurden auf-
gemacht,
Und überwunden sank der Hölle
Macht,
Und heulend fühlte sich der Tod be-
siegen.

Als deine Hoheit dann verklärt er-
stand,
Lobsangen jubelnd lichte Engelreihen,
Und feur'ge Wächter, hell im Schnee-
gewand
Verkündeten den Frauen, sich zu
freuen.
Da schlang um Erd' und Himmel
sich Ein Band,
Und Gottes Frieden sah man sich er-
neuen.

2.

Der Herr zerstört' erstehend des Todes Reich,
Und stürzt in Trümmer seine so mächt'ge Stadt;
Da stieg die Sonne aus dem Scheol
Leuchtend empor, machte hell die Erde.

Und ihrem Aufgang jauchzten entgegen all'
Der Schöpfung Kinder; des Paradieses Thor
Erschloss er, hiess den Cherub ziehen,
Führte zur Höh' den verlornen Adam.

Die Boten drängen seiner Erstehung sich,
Von Mund zu Mund flieget das frohe Wort,
Die Engel künden's, Frauen hören's,
Freudig enteilen zum Grab Apostel.

Zingerle.

9. Der Fall.

Unter den Bäumen Edens wandelt Adam
Neu geschaffen einher in hoher Schöne,
Ähnlich Gott; der Grösse des Staubgebornen
Staunten die Engel.

Aber als Adam schied vom Paradiese,
Flossen Thränen der Engel; Edens Bäume
Senkten ihre Wipfel in Trauer, dass sie
Nimmer ihn sähen.

Seraphim schlugen klagend ihre Flügel,
Und begannen einander zuzurufen:
„O des Hohen, der das Gebot verletzend
Also gefallen!"

Zingerle.

10. St. Stephanus.

Lieblich und schön
Sind die Martyrer;
Lieblich ist ihrer
Kämpfe Erzählung:
Aber vor allen
Herrlich ist dieser
Zeuge, das Haupt
Seiner Brüder, der
Zuerst auf den Tod
Getreten — ein Sieger.

So ward er Brücke
Für Alle, die
Gehen zu Gott,
Anbahnend den Weg
Des Sohnes Gottes.
Ein beredter Kämpfer
Für des Geistes Gesetz
Besiegt' er die Feinde,
Die zähneknirschenden,
Und trat zuerst
Auf zum Streite
Für Blut und Leben.
Wundenvoll
Errang er Triumphe
Der Heldenkraft.

Die Erstlingsfrucht
War er am Baume
Der Kreuzigung;
Stieg zuerst empor
Geopfert zu werden
Als neues Lamm.

Zingerle.

11. Die scheidende Seele.

Die Seele schwebt
In grossem Schmerz
Und Wehgefühl.
Sie reissen sie
Hier hin und dort
Wohin zu gehn.
Der Teufel Schaar
Will sie mit sich
Zur Hölle ziehn;
Der Engel Heer
Will führen sie
Zum Ort des Lichts.

In jener Zeit
Verachtet sie
Die Herzensfreund'
Und Liebsten, die
Verwandten und

Bekannten auch;
Dann achtet sie
Den Reichthum nicht,
Die Habe nicht,
Und denket nur
Der Schulden, wie
So gross sie sind.

Die Seele schwebt
Dann ob dem Leib,
Und spricht zu ihm:
„Mich nimmt der Tod;
„So lebe wohl,
„Ich scheide hin."
Der Körper spricht:
„Im Frieden zieh',
„Geliebte Seel'!
„Der Herr, der uns
„Erschuf, befreit
„Uns von der Höll."

Zingerle.

12. Das Glück sterbender Kinder.

Als Geisseln lass die Kinder sein bei dir,
Lass sie im Himmel oben ruh'n am Mahle!
Fürbitter seien sie dort für uns alle;
Denn rein ist das Gebet der Kinder. Preis ihm,
Der sie in seiner Wohnung setzt zur Tafel!

Die Kinder nahm einst unser Heiland auf
In seine Händ', sie segnend vor den Schaaren.
Er zeigte dadurch seine Lieb' zur Jugend,
Weil sie noch rein und fern ist von Befleckung.
Preis ihm, der ihr zur Wohnung gab sein Reich!

Weil der Gerechte sah, wie sehr das Böse
Auf Erden wuchs, die Sünd' in Allen herrschte,
Da sandt' er seinen Boten ab, und liess
Der holden Kinder Schaar von hinnen nehmen,
Und rief sie in das Brautgemach der Freuden.

Gleichwie die Lilien in einem Felde,
Blüh'n in das Paradies verpflanzt die Kinder,
Und wie die Perlen in die Kronen sind
Die Kindlein eingesetzt in's Himmelreich
Und singen ohne Ende Lobgesänge.

Wer soll sich nicht erfreuen, wenn er sieht
Die Kinder führen in das Brautgemach?
Wer könnte wohl der Jugend Loos beweinen,
Wenn sie entronnen ist der Sünde Schlingen?
Erfreu'n mit ihnen, Herr, in deinem Himmel.

Preis jenem, der die Jugend weggeführt
Und sie versetzte in das Paradies!
Preis jenem, der die Kindlein hingenommen,
Und in dem Garten aller Güter lässt!
Dort freuen sie sich ewig ohne Furcht.

Zingerle.

13. Das Todtenreich und Christus als Sieger desselben.

Mir ahmt, Elende, nach! mir folget, ihr Armen, und trauert
Nicht, dass ihr in der Fremd' lieget von Hilf' entblösst!
Mir folgt, Stolze, die sich ob des Reichthums brüsten vor Andern!
Mich seht, Schöne, die ihr Andrer Gestalten verhöhnt!
Werdet weise durch mich, ihr schnöden Verächter der Schöpfung,
Und ihr Witzlinge, die schmähen des Schöpfers Verstand!
Werdet da klug, ihr Schönen, so stolz auf vergängliche Schönheit!
Schaudert beim Schrecken, dem ich schauderte, Jungen voll Schmuck!
Klaget, ihr Mädchen, um euch bei Tag und Nacht! Ach ihr wisset
Nicht, wie entsetzlich der Ort, dessen Gemächer ihr sehet.
Todten gehört er nur an, Schatzmeister ist grausiges Dunkel;
Sein Beherrscher, der Tod, brüllt jeden Tag wie ein Leu.
Helden liegen gefesselt, Gewürm verzehrt ihre Leiber,
Stumm ist der Weisen Mund, stinkender Moder sind sie.
In seinen Gassen zertritt der Tod die Jüngling' und Mädchen,
Immer zerstörend den Reiz Schöner von jedem Geschlecht.
Er ist König des Orts, und seine Diener sind Würger;
Beide, der König und sie, kennen kein mildes Gefühl.
Die Gewaltigen sind von diesem frevelnden König
Heere von Geistern der Nacht, würgen das Menschengeschlecht.
Dies fröhnt jeglichen Tag dem Tode, der in gewölbtem
Zelte sitzt, von dem Heere freudiger Grossen umringt.
Adam beuget sein Haupt und wird zur Speise des Drachen,
Schreiet voll Jammer und Schmerz, findet — der Arme — nicht Schutz.
Helden, Söhne von Seth und Enosch, gefeierte Helden,
Schöne von Makeln rein, alle verwüstet der Tod.
Ach, die Schauder des Orts, wer schildert sie? Wer das Entsetzen,
Das ihn umringt? Es erbebt Jeglicher, der ihn betritt.
Wächter des Thors ist der Tod, der Gefangenen Hüter sind Teufel,
Und die Verwesung regiert, Schöne verzehrend, das Haus.
Wehe, was ist mir geschehen? Bejammert, ihr Brüder, mein Elend!
Schon schliesst die Hölle mich ein, gähnt mir der Rachen des Tods.
Ach, da seh' ich von ihm zerfleischt die reizendsten Mädchen,
All' ihre Reize sind Moder im Reiche der Nacht.
Brüder, wer könnte entflohen dem Orte erzählen, was unten
Waltet, das Elend all, das seine Gassen erfüllt?
Weinet über euch selbst, o Brüder, täglich; ihr werdet
Dort der Gesellschaft und Lieb' eurer Geliebten beraubt.
Freude jubelt der Tod, sein Reich frohlocket und — schweiget,
Schlinget mit offener Pfort' fröhlich Geschlecht hinab.
Also verschlang er auch einst den Heiligsten, Schönsten, und rafft ihn,
Wie ein wilder Tyrann täglich die Schönen erwürgt;
Brachte den Helden hinab in seine dunklen Gemächer,
Aber der Starke erstand herrlich und fesselt ihn dort,
Band und stürzt ihn, der Menschen Tyrann, und zerstörte sein gierig
Reich, das der Heiligen selbst Leiber verschlang und zerriss.
Seinem Rufen erbebt das Dunkel, die Teufel der Stimme,
Schrecken befiel des Tods Reihen und Heere durch ihn.
In seinen Fesseln heulet der Tod, laut schreiet die Hölle,

Weil sie der Leu durchbrüllt, all' ihre Pforten zerstört.
Nieder liegt das Gemäu'r der Üppigen und ihre Helden
Sind gebeuget; es schrei't Christus, der Adler, in ihr.
Nun ist beschämet der Tod, gebeugt das Haupt des Empörers,
Der sich ein Gott gedünkt! Christus durchrief das Gebiet
Des Verderbens, und weckt aus dem finsteren Lager den Adam:
„Schöner Adam, wo bist du, einst durch die Gattin verführt!
„Sieh', o Schöner, nun auf, du behres, zerstöretes Bild! Des
„Drachen Kopf ist zerdrückt, Satan und Tod sind nun todt.
„Auf, den Vater erheb' und Geist durch den Einigen Sohn nun,
„Der deine Kinder erweckt, dass sie das Leben empfah'n!
„Schöner Adam, ersteh', durch die Hand des Vaters gebildet!
„Eden, das du verlorst, harret als Wohnung auf dich.
„Mit den Kindern ersteh' durch die Macht, die dich anfangs geschaffen!
„Lange schon trauern die Bäum' des Paradieses um dich.
„Auf, o Schöner, und spott' des Grausamen, der dich zerfleischet,
„Tritt auf des Drachen Kopf, der deine Kinder belau'rt!"
Adam erstand, anbetend den Herrn, der ihn unten gesuchet:
„Herr, wir beten dich an, der uns Gefall'ne erweckt.
„Herr und mein Gott, ich bete dich an, ich preise dich, Heiland,
„Der uns vom Tode befreit, welcher uns lange verhöhnt!
„Lass mich, ich bitte dich, Gott und Herr, hienieden nicht länger,
„Dass mich der Mörder vom Anbeginn nimmer zerfleisch!
„Unser Leben und Licht, erbarme dich über uns Alle,
„Weil du nach deiner Huld Anfangs in Eden uns schufst!
„Hörend dort deinen Ruf verbarg ich mich einst ob der Blösse,
„Hörend im Abgrund ihn fasse ich aber nun Muth.
„Preis dir, dass du erlöst und erweckt zum Leben mich Todten!
„Weil du uns Todte erweckt, preist dich das ganze Geschlecht.
„Preis in den Höhen dir, die dein Wink am Anfang erhoben,
„Preis in den Tiefen dir, welche erweckt dein Gebot!
„Dir lobsinget, o Gott, mit seiner Fülle der Erdkreis;
„Preis dir von jedem Mund, da du allein es verdienst!"

Zingerle.

14. Der Gerechten Auferstehung.

Wie auf dem Felde die Lilien sich mit einem Gewande
Kleiden, das ihnen nicht Hände der Menschen geweht:
Also kleiden sich auch bei dem Auferstehn die Gerechten
In ein Gewand, so gewebt ihnen der heilige Geist.

Wenn auf herrlichen Wolken geführt dann des Königs Sohn kommt,
Und der Entschlafenen Heer rufet ins Leben zurück.
Hören den Schall der Posaune, die tönt vor ihm, die Gerechten,
Und ihm entgegen zieht herrlich geschmücket ihr Chor.

Zingerle.

15. Das unmögliche Bild.

Maler vermögen es nicht, einen Geist mit Farben zu bilden;
Und des unnennbaren Sohns Bild, welche Zunge entwirft's?

16. Wahrheit.

Wie dem Auge das Licht, so geziemt dem Geiste die Wahrheit;
Wähle für jenes das Licht; wähle für diesen die Schrift.

17. Macht der Wahrheit.

Die Wahrheit nur vermocht es,
Zum Ost sich zu erstrecken,
Nach West sich zu verbreiten,
Den Norden zu umfassen,
Den Süden einzuschliessen.
Sie stieg zur Tief' hinunter
Und siegte; stieg zur Höhe,
Und herrscht dort über Alles.

18. Brücke zu Gott.

Sei nicht träge, o Geist, und baue dir geistliche Brücken!
Geh' von der Schöpfung stets über zum Schöpfer des Alls!

19—21. Die Martyrer.

Ihn, der am Kreuze geneigt sein Haupt, saht ihr heilige Zeugen
Sitzen zur Rechten, und euch winken die Krone des Siegs;
Drum verachtet ihr die Peinen alle, und liesset
Eurer Nacken Blut strömen die Glieder hinab.
Heil euch, dass ihr so stark alle Leiden mit Füssen getreten,
Und die Liebe zu Christus vor Allem geliebt!

Christus zu schau'n sich sehnend gewannen die Martyrer Flügel
Durch das Schwert, und so schwangen sie sich in die Höh'.

Adlern seid ihr, o Martyrer, gleich, und schneller als Lüfte,
Kommet zu Meer und zu Land Rufenden eilig zu Hilf'.

22. Die Menschheit.

Sieh, auf dem Wege der Welt stehn gereiht die Geschlechter der Menschen,
Kommen sich folgend, und dann eilen sie wieder hinweg.
Sieh, wie sie ziehen vorbei auf des Daseins mächtiger Brücke,
Und zu dem Ende wird dieses von jenem gedrängt.
Wer diese Welt nur betritt, wird darin von Leiden umrungen,
Liebt sie, und kann doch nicht bleiben auf immer in ihr.
Fremdlingen gleich müh'n Alle sich ab, und reisen als Gäste
Und als Wanderer dann bald von der Erde hinweg.
Lebend gebeut der Mensch wie ein Gott, ist heute ein König;
Morgen stirbt er und liegt elend am Boden dahin.

Zingerle.

III. Dichtungen der lateinischen Kirche.

1. Vom Gerichte des Herrn.

Apparere Deo vivos de morte.

Tertullian oder Verecundus. (p. 89.)

Wahrlich einst vor dem Herrn von dem Tod erstehn die Lebend'gen,
Um in erneuerter Menschengestalt vor Gott zu erscheinen.
So wenn leeren Gefilden der trockene Same vertraut ist,
Dass er gänzlich zu Tode verwest in gepflügeten Furchen:
Spriesst nicht die Aehre hernach aus erneuerten Halmen zum Leben?
Bleibet nicht immer aufs Neu in lebendigen Körnern das Stärkmehl?
Steigen nicht immer erneuerte Erndten verschiednen Ertrages?
Untergeht das Gestirn, dass im Aufgang neu es erglänze,
Und in der dichten Nacht erlischt der Tag mit dem Lichte,
Doch es erbleichet die Nacht, und neu erhellet die Welt sich;
So erhebet sich Tag nach Tag beim Wechsel der Sterne.
Sank die Sonne, die hell umherwarf strahlende Lichter,
Ging ihr Glanz der Welt in des Abends Schatten zu Grunde:
Steigt als Phönix neu aus ihrer Asche empor sie,
Hebt, nachdem in den Tod sie sank, zum Aether die Flügel.
Auch der entlaubete Baum schlägt aus in grünende Blätter,
Und aufs Neu unter lastenden Früchten beuget der Zweig sich.
Wenn nun auf Gottes Ruf die Welt in den Tiefen erbebet,
Und die Gewalten der obern Luft im Sturme bewegt sind,
Dann tönt Schreckensgekrach und furchtbares Grollen des Himmels,
Wann Gott nahet herbei, zu richten alle Geschlechter.
Diener in unermesslicher Zahl um ihn sich versammeln,
Und umstehen den Herrn in majestätischen Ehren.
Englische Schaaren vom Himmel herab dann steigen zur Erde,
Jeder als Gottes Posaune, mit göttlichen Kräften gerüstet,
Schimmernd in Angesicht und Gestalt vom Lichte der Tugend.
Feuersgewalt belebet sie all, und es strahlen die Leiber,
Voll von göttlicher Kraft; davor bebt stöhnend der Erdkreis,
Davor heulet die Erd, in der ganzen Tiefe erschüttert,
Und gebiert aufs Neu auf Geheiss die Menschen an's Tageslicht.
Alles staunet voll Angst, vom Sturm zerreissen die Wolken,
Und es erschrecken die Sterne, gewaltsam gedreht aus den Bahnen,
Wenn so nahet der Herr und die Stimme des Mächtigen tönet.

Wenn nun durch alle Zonen zerspringt der Gräber Bedeckung,
Dann gibt jegliches Grab aufgähnend zurück die Gebeine,
Und es erbricht die geöffnete Erde lebendige Völker,
Hier die östlichen Schaaren, wie dort die der westlichen Grenze,
Die in der Mitte der Welt am unteren Rande verweilen,
Oder die Skythengebirge des kalten Poles bewohnen.
Jeder erzittert und hangt dem End' entgegen, der Bauer,
Gleichwie dort der Atrid, dem die Königskrone entfallen,
Wo der Reiche dem Armen nun gleich gemacht in der Schaar steht.

Ueberall bebet die Furcht, von Geheten seufzet der Erdkreis,
Und wer die Händ ausstreckt, wird irr durch des Volkes Gejammer.

Gott selhst thronet im Himmel von hehrem Lichte erglänzend,
Und ein mächtiges Feuer erstrahlt in allen Gewalten,
Blitzet herab vom höchsten Thron des himmlischen Sitzes,
Rings von Martyrerschaaren im Strahlenglanze umstanden,
Und umringt von seiner geliebten Propheten Versammlung.
Denen im schneeigen Kleide die klaren Leiber erglänzen.
Auch stehn Priester daneben in strahlenreichen Gewändern,
Tragend auf hoher Stirne die röthlich schimmernden Kronen,
Und gesenkt auf die Knie anbeten Alle in Ehrfurcht.
„Heiliger, heiliger, heiliger Gott!“ tönt Allen die Stimme.
Dann wird der Herr hefehlen dem Volk, zweitheilig zu stehen,
Wird nach ihrer Zahl seitwärts die Schlechten besondern,
Während er freundlich nennt, die gefolgt sind seinen Geboten.
Dies' in erneuerter Jugendkraft nach hesiegetem Tode
Heisset er ohn' Aufhören in Lichtregionen verweilen
Und durchwandeln die ewig von Alters blühenden Gründe,
Voll von verheissenem Glück, auf immer grünenden Wiesen,
Und vollführen in herrlichen Leibern ein ewiges Leben.

Fortlage.

2. Der Lebensbaum.

Est locus ex omni medius.

Cyprian oder Tertullian. (p. 90.)

Sieh, es lieget ein Ort in der Mitte des sichtbaren Erdrunds,
Welchen nach Landessprache die Juden Golgatha nennen:
Hier hat, wie ich erinnre, ein Stamm unfruchtbaren Eichbaums,
Ahgehauen und gepflanzt, heilsame Früchte getragen.
Doch nicht hot er sie dar den Gärtnern, die ihn gepflanzet,
Nein, auswärtige Menschen gewannen die seligen Früchte.
Diese Gattung Gewächs steigt auf aus einfachem Stamme,
Breitet sodann seine Zweige in zwei gradstrebenden Armen,
Gleich wie die schwere Stang am gehläheten Segel sich strecket,
Oder das Joch quer steht mit gespanneten Stieren am Pfluge.
Wen es da trug als Frucht, aus ursprünglichem Samen gereifet,
Nahm, da er abfiel, auf in dem dunkelen Schoosse die Erde.
Aher im dritten Lichte, für Erd und Himmel ein Staunen,
Sprosst' er wieder empor, ein Zweig voll Früchte des Lebens.
Zweimal zwanzig Tage hindurch erkräftigte der sich,
Wuchs zum unendlichen Raum, und berührte mit oberstem Wipfel
Himmlischen Ort, und verbarg das heilige Haupt in der Höhe,
Während er zweimal sechs der Zweig unermessener Schwere
Von sich streckte, und weit hinhreitete üher das Erdrund,
Dass sie den Völkern allen Genuss und ewiges Leben
Böten, und lehrten die Art, wie man einen seligen Tod stirbt.
Auch nun bald, da funfzig der Tage waren erfüllet,
Sandte vom höchsten Gipfel des Himmels göttlichen Nektars

Einen Regen den Zweigen das Hauchen himmlischer Lüfte.
Und vom süssen Thau quoll überall buschiges Laubwerk.

Unter dem unermesslichen Schatten der schirmenden Zweige
War ein Quell ganz lauter und ohne trübende Störung,
Schlammlos von durchsichtiger Welle, und spriessende Kräuter
Gossen fröhliche Farben umher aus blühenden Kelchen.
Um ihn stand unzählige Schaar, und es strömten die Völker,
Mannigfaltig an Art und Geschlecht, an Alter und Ehren,
Unvermählt und Vermählte, bei Wittwen blühende Frauen,
Säuglinge, Knaben und Männer, die Jungen zugleich mit den Alten.
Hier, wo sie sahen von unzähligen Früchten die Zweige gebogen
Hängen herab, hier freuten sie sich, mit begierigen Händen
Nah zu berühren die Früchte, noch feucht vom himmlischen Nektar.
Aber sie konnten nicht mit begierigen Händen sie pflücken,
Eh den besudelnden schmutzigen Staub sie des früheren Weges
Abzuwaschen, den Leib in der heiligen Quelle gebadet.
Lange sodann ringsum im reichen Gras sich ergehend
Nehmen die Frücht' abhangend vom hohen Baum in Empfang sie.
Doch, wenn Einige nur von den Zweigen die fallenden Hülsen
Und die süssen Blätter, in reichlichen Nektar gebadet,
Essen, so wächset die Lust die wahren Früchte zu kosten.

Wenn aber selbst im Mund den himmlischen Saft sie gekostet,
Wandeln die Seelen sie um, und verlieren die Triebe der Selbstsucht,
Das mit mildem Gefühl der Mensch erkennet den Menschen.
Vielen sahen wir auch vom neuen Geschmacke den Magen
So empört und erregt durch den Honig das Gift ihrer Galle,
Dass sie verstöreten Geistes verschmähten die heilsame Labung,
Oder auch nicht ertrugen die gierig genommene Speise,
Und ausspie'n die zu lange und übel geschlürfeten Säfte.
Viele haben jedoch mit erneuertem Geiste gestärket
Das erkrankte Gemüth, und was sie nicht glaubten zu können,
Gut ertragen und dann die Frucht ihrer Mühen empfangen.
Viel auch, welche gewagt in den heiligen Quell sich zu tauchen,
Wichen plötzlich wieder zurück und stürzeten rücklings,
Wälzen sich um im alten Schmutz und dem Staube des Weges.
Aber Viele empfangen mit ganzer Seele die Früchte,
Ziehen sie tief ins Innere und tragen sie fromm in den Busen.

Alle, welche vermögen zur heiligen Quelle zu schreiten,
Diese führet der siebente Tag zur erwünscheten Welle,
Ihnen benetzend mit flüssigem Quell die ermatteten Glieder.
So erst legen sie ab des Geistes Schlamm und die Flecken
Ihres früheren Lebens, und führen, vom Tode gereinigt,
Ihre geadelten Seelen zurück, für den Himmel bereitet.
Von da geht zu den Zweigen der Weg, und den Früchten des Heiles,
Und zum Himmel von hier durch die Zweige des strebenden Baumes.
Dies ist das Holz des Lebens für alle Gläubigen. Amen.

Fortlage.

3. Pfingstlied.

„Beata nobis gaudia."
Hilarius. (p. 97.)

Ein hohes, freudenreiches Glück
Bringt uns des Jahres Lauf zurück:
Des heil'gen Geistes Trost und Kraft
Kam heut auf Christi Jüngerschaft.

Die Flamme, die ihr Haupt umwallt,
Trug einer Zunge Lichtgestalt,
Dass ihre Rede voll und reich,
Und brünstig ihre Lieb' zugleich.

In allen Sprachen tönt ihr Wort;
Doch Schrecken kam auf's Volk sofort:
Die von dem heil'gen Geiste voll,
Schalt man vom Geist des Weines toll.

So ist's geschehen wunderbar,
Als Passa's Fei'r geendet war,
Und jener heil'gen Tage Zeit,
Die aller Schuld Erlass gebeut.

Wir aber, güt'ger Vater, stehn,
Gesenkten Hauptes hier und fleh'n:
O sende von dem Himmel du,
Auch uns des Geistes Gaben zu!

Die Herzen, die dir stets geweiht,
Füllt deiner Gnade Freudigkeit,
Erlass uns unsrer Sünden Zahl,
Und schenk' uns Frieden allzumal!

Dies, Vater, gib' an Huld so reich,
Und du, o Sohn, dem Vater gleich,
Mit ihm, dem heil'gen Geist, in Zeit
Nun und in alle Ewigkeit.

Königsfeld.

4. Morgengesang.

„Jam meta noctis transiit."

Verschwunden ist das Graun der Nacht,
Vom süssen Schlaf sind wir erwacht,
Aus Morgenrothes Gluten Thor
Bricht dort der junge Tag hervor.

Doch bei der Sonne erstem Schein
Erheben alle wir allein
Zu dir, o Gott, dem höchsten Licht,
In brünst'gem Fleh'n das Angesicht!

Durch deines Geistes Kraft uns stärk;
Und durch stets thät'ger Liebe Werk
Erschaff' aus uns, dir neu geweiht,
Ein Abbild deiner Herrlichkeit.

5. Hymnus zur Fastenzeit.

„Jesu quadragenariae."

Herr Jesus! der Enthaltsamkeit
Hast du einst vierzig Tag' geweiht,
Und so zum Seelenheil der Welt
Der Fasten heil'ge Zeit bestellt.

Dem, der enthaltsam sich erwies,
Gabst du zurück dein Paradies,
Aus dem der Sinne Lust und Lieb'
Und Schwelgerei uns einst vertrieb.

Für deine Kirche steh' nun ein
Lass' ihre Busse würdig sein,
Wenn sie mit Weinen und mit Fleh'n
Aufschreit zu dir für ihr Vergeh'n.

Gesühneter Verbrechen Schuld
Erlass in deiner Gnaden Huld,
Und vor zukünftiger Gefahr
Sei Schutz und Schirm uns immerdar,

Damit nach dieser Fastenzeit
Der Busse Jahr um Jahr geweiht,
Im Wollen wie im Handeln rein
Der Osterfreuden würdig sei'n!

Königsfeld.

6. Morgengesang.

„Lucis largitor splendide."

O Lichtesspender voller Pracht,
Durch dessen ungetrübten Schein,
Nachdem verscheucht die Zeit der Nacht,
Des Tages Helle bricht herein,

Du wahrer Weltenmorgenstern,
Du, jenes kleine Sternchen nicht,
Das uns, der Tag sei nicht mehr fern,
Verkündiget mit mattem Licht:

Du klarer noch als Sonnenschein,
Du, selber Tag und Helle ganz,

Du, der in's Innerste hinein
Der Brust uns sendet seinen Glanz:

Sei mit uns, Weltenschöpfer du
Voll väterlichen Lichtes Pracht!
Dir, der uns sendet Gnade zu,
Erschliesst sich unsrer Herzen Schacht,

Lass voll von deinem Geiste sein
Und in sich tragen ihren Gott
Die Herzen, dass nicht schleich' hinein
Des bösen Feindes arger Spott,

Dass bei des Tag's Geschäften nun,
Zu denen ruft der Dienst der Welt,
Wir, frei von allem bösen Thun,
So leben, wie es dir gefällt.

Der Seele Keuschheit halte fern
Des Fleisches schnöde Lüsternheit,
Zu einem Heiligthum des Herrn
Sei unser reiner Leib geweiht.

Dies ist des Herzens Wunsch, der dir
Als Bitt und Opfer sei gebracht,
O lass dies helle Frühroth hier
Ein Licht uns sein in dunkler Nacht.

Dreves.

7. Hymnus von der heiligen Agathe.

„Martyris ecce dies Agathae."

Damasus. (p. 97.)

Schau, wie des Tags der Agathe das Licht,
Herrlicher Jungfrau und Zeugin, anbricht,
An welchem Christus sie zu sich gerückt,
Und sie mit doppelten Kronen geschmückt.

Edlen Geschlechtes und schön von Gestalt,
Schöner an Thaten und Glaubensgehalt,
Irdisches Glück aus dem Sinn sie sich schlug,
Gottes Befehl sich im Herzen auftrug.

Tapferer sie als krieg'rische Schaar,
Bot ihre Glieder der Geisselung dar.
Wie hoch ihr lodert die göttliche Lust,
Zeigt aller Welt die zerschlagene Brust.

Die das Gefängniss als Lust nur erblickt.
Ward dort von Petrus, dem Hirten, erquickt;
Hierdurch erfreuet, frohlockend entbrannt
Ist sie den Geisseln entgegengerannt.

Völker des Berg's, der in Feuerglut stürmt,
Diese vor Allen sei'n von dir beschirmt.
Wen nur der Glaube, der christliche, schmückt,
Werde durch dich aller Weltlust entrückt.

Bräutliche Jungfrau im himmlischen Schein,
Fürbitte lege beim Herrn für uns ein.
Lass deine Feste uns festlich begeh'n,
Und deiner Gnade die Früchte uns seh'n.

Fortlage.

8. Gebet.

„Domine Jesu, noverim me, noverim te."

Augustinus. (p. 95.)

Gih, Herr, dass ich erkenne mich,
Gih, dass mein Herz erkenne dich:
Nur dich lass mein Verlangen sein,
Mich hassen, lieben dich allein.

Auf dich in allem Thun mich seh'n.
Mich niederbeugen, dich erhöh'n:
Nichts denken lass mich ausser dir,
Mir sterben, leben nur in dir.

Lass, Herr, welch Loos du mir gesandt,
Mich's nehmen an aus deiner Hand:
Verfolgen mich, dir folgen nur,
Stets folgsam nachziehn deiner Spur.

Mich fliehend, lass mich flieh'n zu dir,
Dass du mein Schirm seist für und für:
In Furcht um mich, dich scheu'n allein,
Dir wohlgefällig stets zu sein.

Misstrauend mir, nur dir vertrau'n,
Auf dich lass mich gehorsam schau'n:
Auf dich gelenkt sei jeder Trieh,
Arm sei ich, Jesu, dir zu lieb.

Dass ich dich liehe, hlick auf mich,
Ruf mir, Herr, dass ich schaue dich:
Lass mich, mein Gott, in dir erneut,
Geniessen dein in Ewigkeit.

Schlosser.

9. Triumphgesang am Tage der Auferstehung.

„Cum rex gloriae Christus."

Als der König der Ehre, Christus, kämpfend stieg in's Höllenthal,
Und der Chor der Engel vor seinem Antlitz der Fürsten Thore zu öffnen hefahl,
Hat der Heiligen Volk, das im Tode gefangen lag,
Mit thränenvoller Stimme gerufen:
„Du kommst, ersehnt mit langem Jammern,
„Den wir erhofften in finstern Kammern,
„Zu hefreien, die gefesselt sind in dieser Nacht, aus ihren Klammern.
„Dich riefen Seufzer alle Tage,
„Dich ersehnete lange Weheklage,
„Du kommst als Hoffnung betrübten Deinen,
„Als grosser Trost in ihren Peinen!"

Hallelujah! Gottes Sohn,
Dem stolzesten Feinde sich entringend, dem Tode,
Tilgend Eva's Schuld,
Hat den spät reuigen Räuher, selig mit sich vereint, geführt zum Reich, wohin er ging,
Besuchet Petrus mit den übrigen Jüngern,
Und tröstet alle Reuevollen immer mit sanfter Stimme. Hallelujah!

Fortlage.

10. Die Freuden der Heiligen.

„O gens beata coelitum."

Beglückte Schaar in Gottes Land,
Ihr Himmelsfürsten auserkannt,
Wie überströmt euch allzumal
Der Herr mit seiner Gnade Strahl!
Da euch der Fürst der Herrlichkeit
Genuss des höchsten Guts verleiht
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Wie herrlich überm Sternenzelt
Beschämt ihr alles Licht der Welt!
Ihr überstrahlt der Sonne Glanz
Und was da blinkt im Sternenkranz:
Ob ein Gestirn noch eins so rein
Erglänzte wie der Sonne Schein,
Müsst euer Licht doch heller sein.

Die Körper wie Krystall so klar,
Die Seele wie die Sonne gar,
Die Adern den Korallen gleich,
Wie Fäden Goldes zart und weich.
Und in den Adern wallt das Blut
So lieblich wie der Rose Glut,
So labend wie des Balsams Flut.

Ihr lebt in Paradieses Höhn,
Ihr windet Kränze wunderschön,
Mit Rosen Lilien licht gemengt
Und Blüth' an Blüthe dicht gedrängt.
Und eine Blume hier erblüht,
Mit tausendfacher Lust durchglüht
Sie euer Herz und rein Gemüth.

Mit himmlischen Gerichten ist
Der Tisch gedeckt zu jeder Frist:
Da sitzet ihr mit Gott dem Herrn,
Der gönnt euch seine Mahlzeit gern.
Was je der Gaum sich ausersah,
Im Ueberfluss ist Alles da,
So Nektar als Ambrosia.

Wie sind hier Freuden überviel,
Wie lieblich tönt Gesang und Spiel,
Wie wohl die Stimmen lauten all;
Wie stimmt so wohl der Lauten Schall!
Und wann sich finden Sang und Klang
Wie dann sich binden Klang und Sang,
Das möcht' ich hören lebenslang.

Ihr schauet Gott im ew'gen Licht
Von Angesicht zu Angesicht,
Davon beglückt euch solche Lust,
Entzückt euch Wonne so die Brust,
Dass nie ein Auge Gleiches sah,
Keinem Ohre je so wohl geschah:
Die Erde widert Allen da.

Simrock.

11. Gegengift wider die Zwingherrschaft der Sünde.

Quid, Tyranne! quid minaris?

Zwingherr! was, was soll dein Dränen?
Was da ist und wird erdacht:
Arglist, Marter sind dem treuen
Liebenden von kleiner Macht.
Süss will mir die Marter schmecken:
Mir ist Schmerzes Macht gering:
Lieber Tod, denn Sünden-
flecken!
Höh're Macht die Lieb' empfing.

Grause Scheiterhaufen thürme,
Geissel gib und all den Schmerz;
Eisen mich und Kreuz bestürme:
Nichts noch für ein liebend Herz!
Süss will mir die Marter schmecken:
Mir ist Schmerzes Macht gering:
Lieber Tod, denn Sünden-
flecken!
Höh're Macht die Lieb' empfing.

O, wie schmeicheln diese Schmerzen!
O, wie kurz ein Todesgang!
Tausendfache Lieb im Herzen,
Duld' ich leicht der Qualen Drang.
Süss, wenn Wunden mich bedecken:
Mir ist Schmerzens Macht gering:
Lieber Tod, denn Sünden-
flecken!
Höh're Macht die Lieb' empfing.

Follen.

12—17. Sinnsprüche aus den Psalmen-Erklärungen Augustins.

Von C. B. Schlüter.

Suchst du Erleuchtung, so kehre zu Gott dich, nicht zu dir selber;
Dort ist Fülle des Lichts, Finsterniss wohnet bei dir.
Wärst du dir selber das Licht, nicht würde, so lang' du bei dir bist,
Finsterniss je dir nah'n, schreckend umschatten den Geist.

Danke für Alles dem Herrn, doch erheb' ob Keinen der Brüder,
Wer auch immer er sei, stolz und verachtend das Haupt.
Jener im Tempel zwar dankte dem Herrn, doch hinab auf den Zöllner
Blickt' er Verachtung; doch der wurde vor jenem erhört.

Trübsal leget auf uns Gott, schwere, zur Straf' und zur Prüfung,
Doch uns erheben, und nicht nieder uns drücken er will.
Nieder er drücket allein, was übel empor sich gehoben,
Dass es gebeuget, empor gut sich erhebe aufs Neu.

Wie, und es wanket dein Fuss, weil glücklich die Schlechten du siehest? —
Sah'st ihr Aeusseres du, schau' in ihr Inn'res nun auch.
Noch nicht schautest du drinnen die Geissel, die wilde Begierde
Schwingen und Schrecken alldert stets, und wie elend sie sind.

Vor uns das eigene Bild wir stellen, wieferne es löblich,
Hinter uns aber, wiefern werth es des Tadels erscheint;
Andere vor uns wir stellen, wiefern sie Tadel verdienen,
Aber als würdig des Lobes stellen wir hinter uns sie.

Traun, nicht besser noch schlechter wird Gott durch Lob und durch Tadel,
So wir bringen ihm dar, nicht er gewinnt noch verliert.
Nicht anmassend, o nein, barmherziglich heischt er den Lobpreis,
Der uns bessert, durch den wir nur gewinnen allein.

18. Kirchengebet.

„Aeterne rerum conditor."

Ambrosius. (p. 101.)

Weltschöpfer, Gott, dess ew'ge Macht
Den Tag beherrschet und die Nacht,
Der du, durch Wechsel zu erfreun,
Die Zeiten führst im Wechselreihn:

Dem Pilgersmann ein nächt'ges Licht,
Das theilt die Nacht, ihr Graun durchbricht,
Ruft laut der Tagverkünder schon
Die Sonn' empor mit hellem Ton.

Der Morgenstern hört's und erwacht,
Verscheucht vom Pol die finst're Nacht:
Fern flieht erschreckt und dräut nicht mehr
Lichtscheuer Rotten irres Heer.

Der Schiffer athmet neuen Muth,
Mild sänftigt sich des Meeres Flut:
Es hört den Ruf, und tilgt von Huld
Der Kirche Fels der Sünder Schuld.

Drum lassen wir die träge Ruh,
Laut rufts der Hahn den Schläfern zu:
Schlaftrunk'ne Schlummrer schilt der Hahn,
Sein Sang klagt die Verleugner an.

Die Hoffnung ruft zurück sein Schrei,
Des Kranken Kraft belebt sich neu:
Zur Scheide kehrt des Mörders Stahl,
Ins sünd'ge Herz des Glaubens Strahl.

Sieh auf uns Schwache, güt'ger Herr,
Mit deinem Blicke stell' uns her:
Die Sünde weicht, blickst du voll Huld
Uns an, in Thränen schmilzt die Schuld.

Schenk' uns dein Licht, o Lichtes Quell,
Mach' unsers Geistes Auge hell:
Dir sei der Lippen Erstlingsklang,
Dir Dank geweiht und Lobgesang.

Dem Vater auf dem ew'gen Thron,
Und seinem eingebornen Sohn,
Dem heil'gen Geist auch sei geweiht
Ruhm, Ehr und Preis in Ewigkeit.

Schlosser.

19. Zur Mette.

„Aeterne rex altissime."

Du höchster Herr in Ewigkeit!
Erlöser deiner Christenheit!
Du hast dem Tod den Tod gebracht
Und dir Triumph und hohe Pracht.

Du steigst empor zur Sternenbahn:
Die grosse Macht zog dich hinan,
Die dir der Vater zuerkannt,
Nicht eines schwachen Menschen Hand:

So dass die dreigetheilte Welt,
Was Himmel und die Erd' enthält,
Und in der Höll' begraben ist,[1]
Das Knie dir beugt, o Jesu Christ!

Die Engel staunen, da sie sehn,
Welch grosser Wechsel hier geschehn:
Fleisch fehlt und sühnt, es herrscht sofort
Das fleischgeword'ne Gotteswort.

Sei unsre Lust auf Erden schon,
Im Himmel unser süsser Lohn!
Der du regierst das Weltenreich,
Dem keine Erdenfreude gleich.

Wir bitten denn, o Christe, dich:
Verzeih die Schulden gnädiglich;
Erhebe mächtig unser Herz
Durch deine Gnade himmelwärts;

Dass, wenn du plötzlich göttlich schön
Als Richter kommst auf Wolkenhöhn,
Du nicht an unsre Sünden denkst,
Uns die verlornen Kronen schenkst.

Preis dir, o Sieger, Jesu Christ!
Der du gekehrt zum Himmel bist,
Dem Vater und dem Geist zugleich
In Ewigkeit im Himmelreich!

Pachtler.

20. Abendlied zur Adventszeit.

Conditor alme siderum.

Der du erschufst der Sterne Pracht,
Der Gläub'gen Licht in dunkler Nacht,
O Christus, Aller Heil und Hort,
Erhör' in Gnaden unser Wort.

Du hast beweint die arme Welt,
Vor Todesabgrund hingestellt,
Du hast die Kranke wohl geheilt,
Da Heilung du der Schuld ertheilt.

Denn als herein der Abend brach,
Kamst du, wie aus dem Brautgemach
Ein Bräut'gam, aus dem edlen Thor
Des jungfräulichen Leibs hervor.

Wenn deine Allgewalt nur winkt,
Ein jedes Knie zur Erde sinkt.
Das Himmelszelt, die Erdenwelt
Sich deines Winks gewärtig hält.

Die Sonne, die dort untergeht,
Der Mond, der bleich am Himmel steht,
Das Licht, den Sternen aufgethan,
Sie wandeln all' die sichre Bahn.

Behalt uns unsre Sünde nicht,
Kommst du dereinst zum Weltgericht,
Schütz' uns vor'm bösen Feind schon jetzt,
Auf dass sein Pfeil uns nicht verletzt.

Lob, Ehre, Kraft und Ruhm wir weihn,
Dir, Vater, und dem Sohne dein,
Die auch dem heilgen Geist bereit
Von nun an bis in Ewigkeit!

Hobein.

21. Kirchenlied.

„Consors paterni luminis."

Des Vaters Glanz und Strahlenbild,
Licht, das dem ew'gen Licht entquillt,

Dein Lob durchbricht die stille Nacht,
Hab' auf das Flehn der Demuth acht.

Treib aus des Geistes Dunkelheit,
Des Abgrunds Schaaren scheuche weit:
Des Schlummers Bande brich entzwei,
Von Trägheit mach die Seele frei.

Auf deine Gläub'gen sieh voll Huld,
Vergib erbarmend unsre Schuld:
Neig, Herr, aus deinen sel'gen Höhn,
Dich unserm Loblied, unserm Flehn.

Dies, Vater, gib vom Gnadenthron,
Und du, dem Vater gleicher Sohn,
Dem, mit dem Geist, der Trost verleiht,
Sei Ehr und Preis in Ewigkeit.

Schlosser.

22. Abendlied.

„Deus creator omnium.“

Gott, der du Weltalls Schöpfer bist,
Dem unterthan der Himmel ist,
Du schmückst den Tag mit Lichtes Pracht,
Mit gnäd'gem Schlummer unsre Nacht.

Die Glieder ruhn in Schlafes Haft,
Der ihnen neue Kräfte schafft,
Der müden Seele Ruh gewährt
Und bange Seufzer schweigen lehrt.

Dank sei dir für den Tag gebracht
Und Dank nun bei Beginn der Nacht, —
Dass du dem Schuld'gen hilfreich sei'st,
Fleht unser Lied, das laut dich preist.

Dich lobt der Seele tiefster Grund,
Dich voller Lieder unser Mund,
Dich preist die Seele rein und hell,
Dir fliesst der Liebe lautrer Quell:

Dass, wenn die Nacht ihr schwarz Gewand
Deckt auf den Tag mit dunkler Hand,
Der Glaub' die Finsterniss vergisst,
Weil aller Nächte Licht er ist.

Erhalte unsre Seelen wach,
Indess die Schuld nur schlafen mag,
Der Glaub' erfrischt ein reines Herz
Und scheucht des schwülen Schlafes Schmerz.

Die tiefste Seele träumt von dir,
Erlöst von irdischer Begier,
Dass vor des Feindes List und Neid
Von Furcht der Schlummer sei befreit.

Dich, Christus, und den Vater preist
Mein Lied und beider heil'gen Geist,
Die ein'ge Macht dem All verleiht,
Sei gnädig uns Dreieinigkeit!

Hobein.

23. Am Osterfeste zur ersten Vesper

„Hic est dies verus Dei.“

Heut' ist der wahre Gottestag,
Der hehr und heilig heissen mag,
Wo des Erstandnen kostbar Blut
Genug für alle Sünden thut.

Er gibt Verworfnen Zuversicht,
Geblendeten das Augenlicht,
Dem Sünder, dem Verdammniss droht,
Noch Hoffnung bei des Schächers Tod.

Am Kreuze findet er sein Glück,
Und glaubt im letzten Augenblick:
Er steigt zu Gottes Reich empor,
Und schreitet selbst Gerechten vor.

Die Engel staunen an die Kraft,
Die dem Verbrecher Rettung schafft:
Der Mörder ruft zu Gottes Sohn,
Und ew'ges Leben ist sein Lohn.

Zabuesnig.

24. Pfingstlied.

„Jam Christus astra ascenderat.“

Zum Himmel stieg er schon empor
Der Herr, woher er kam zuvor,
Und sich erfreu'nd des Vaters, gab
Den heil'gen Geist er uns herab.

Es kam der festlich frohe Tag,
Als tief bedeutsam siebenfach
Verlief der Tage Siebenzahl
Und deutet frohe Zeit zumal.

Da plötzlich dröhnet durch das All
Zur dritten Stund ein Donnerhall,
Und kündiget des Herren Nah'n
Den betenden Aposteln an.

Und von des Vaters Angesicht
Strahlt wunderbar ein helles Licht,
Das mit der Rede Feuerlust
Erfüllt der treuen Jünger Brust.

Es jauchzt das volle Herz und lacht
Vom heil'gen Odem angefacht,
Und in verschiedner Sprache Klang
Preist Gottes Macht ihr Lobgesang.

Die Völker hören staunend all
Der eig'nen Muttersprache Schall,
Der Römer, Grieche und Barbar,
Ein jeder einzeln wunderbar.

Juda, verkehrt und glaubensarm,
Hebt gegen sie allein den Arm,
Und schreiet: „Die Apostel sei'n
Berauscht vom jungen, süssen Wein."

Doch gegen sie thut Petri Mund
Des Wunders Kraft und Zeichen kund,
Und zeigt, nach Joels Zeugniss frei,
Wie falsch der Falschen Rede sei!

Königsfeld.

25. Kirchenlied.

„Jam sol recedit igneus."

Du ew'ger Lichtquell, Einigkeit,
Hochheiligste Dreifaltigkeit,
Schon weicht der Sonne Flammenschein,
Geuss Licht in unsre Herzen ein.

Dich flehn wir, wann der Morgen graut,
Dich, wann der Abend niederthaut:
Schenk uns, mit deiner Sel'gen Schaar
Dein Lob zu preisen immerdar.

Dem Vater auf dem Himmelsthron,
Und, mit dem Geist, dem ew'gen Sohn,
Gleichwie er sein wird, ist und war,
Lob, Preis und Ehre immerdar.

Schlosser.

26. Morgengesang.

„Somno refectis artubus."

Vom Schlaf erstarkt zu neuer Kraft,
Fleh'n wir, vom Lager aufgerafft,
Im Liede, Vater, jetzt zu dir:
Sei unser Beistand für und für!

Dir gilt des Mundes erster Klang,
Dir unsrer Herzen heisser Drang.
O mögest, Heilger, du allein
Stets unsrer Thaten Anfang sein!

Es weiche vor dem Licht die Nacht,
Das Dunkel vor der Sonne Pracht,
Damit, was sünd'ge Nacht erzeugt,
Des Tages heller Strahl verscheucht.

Zugleich hier fleh'n wir auf den Knien:
Nimm alle Schäden von uns hin!
Und ewig macht, Herr, unser Mund,
Dein Lob durch alle Zeiten kund!

Königsfeld.

27. Morgengebet.

„Splendor paternae gloriae."

Du strahlst den Ruhm des Vaters aus,
Du Licht aus Lichtes Vaterhaus,
Du Licht vom Licht und Lichtes Quell,
Der Tage Tag erleuchtend hell.

Du wahre Sonn' erfüll' uns ganz
Mit deiner Strahlen ew'gem Glanz,
Und giess des heil'gen Geistes Schein
In Herz und Sinn erweckend ein.

Gelübde weihen wir dem Herrn,
Dem Vater ew'gen Ruhmes, gern,
Den Vaters Macht und Milde ehrt,
Der Schuldversuchung von uns wehrt.

Er zeig' uns rüst'gen Schaffens Bahn
Und stumpfe ab des Neides Zahn,
Er scheuche allen Unfall weit
Und gönn' uns gnädig Wirkenszeit.

Er herrsch' und lenk' zum Guten hin
Des keuschen, treuen Busens Sinn,
Der Glaube halt' das Herz uns heiss,
Dass es von Truges Gift nicht weiss.

Christus soll unsre Speise sein,
Der Glaube unser Trank allein,
Wir trinken nüchtern froh bereit
Des heil'gen Geistes Trunkenheit.

Mag es ein froher Tag denn sein,
Keuschheit sein erster Dämmerschein,
Der Glaube seines Mittags Glanz,
Das Herz vergess' das Dunkel ganz.

Die Morgenröthe scheint hervor,
Sie trete ganz ins Himmelsthor,
Ganz war der Vater in dem Sohn,
Und ganz im Wort der Vater schon.

Hobein.

28. Adventslied.

Veni, redemptor gentium.

Komm zu uns, Heiland aller Welt,
Erscheine, jungfräulicher Spross,
Dass staunend alle Zeit es seh:
Ein solcher Sohn geziemet Gott.

Nicht aus dem Samen eines Manns,
Durch einen Hauch, geheimnissvoll,
Der Jungfrau Leibesfrucht entstand,
Ist Fleisch geworden Gottes Wort.

Gesegnet wird der eine Leib,
Doch unverletzet bleibt sein Schooss,
Die Fahne aller Tugend gleist,
Da Gott in seinem Tempel wohnt.

Er kommt aus seiner Schlummerstatt
Aus seiner Königsburg hervor
Und schreitet rüstig seinen Pfad,
Der Starke aus gemischtem Stoff.

Von seinem Vater ging er aus,
Zum Vater kehret heim der Sohn,
Fährt erst hinab zum Höllenraum
Und dann hinauf zu Gottes Thron.

Der, ob an Würd' dem Vater gleich,
Doch irdisches Gewand erkor,
Er macht durch ew'ge Tugend frei
Uns von der Körperschwäche Joch.

Die Krippe strahlt, es strahlt die Nacht
Von einem neuen Lichte schon,
Was keine Nacht verdunkeln kann,
Glänz ewig durch den Glauben fort.

Dir, unserm Gotte, sei geweiht,
Dir, den gebar der Jungfrau Schooss
Dem Vater gleich und heilgen Geist,
Für alle Zeiten Preis und Lob.

Dreves.

29. Gesang von den Martyrern.

Aeterna Christi munera.

Ambrosiana.

Vom ew'gen Lohne tapfrer Zeugen,
Vom Blute, das für Christus rann,
Von den errungnen Siegeszweigen
Stimmt frohe Lobeslieder an!

Sie sind's, die in der Streiter Heere
Voran zum Kampfe sich gestellt,
Zum Kampf für ihres Heilands Ehre,
Ein hoher Segen für die Welt.

Umsonst hat mit den härtsten Leiden
Die Wuth der Feinde sie bedroht;
Geführt vom Tode zu den Freuden,
Geniessen sie nun ewig Gott.

Die starken Zeugen frisst das Feuer,
Zermalmt der wilden Thiere Zahn;
Der Henker, selbst ein Ungeheuer,
Fällt sie mit allen Foltern an.

Zerrissen hängt das Eingeweide,
In Strömen fliesst das reine Blut:
Doch Vorempfindung ew'ger Freude
Gibt ihren Herzen Kraft und Muth.

Der Glaube, der das Herz erhebet,
Die Hoffnung, die an Gott sich hält,
Die Liebe, die zu Christus strebet,
Besiegt den Fürsten dieser Welt.

So preisen sie des Vaters Stärke,
So zeugen sie von Christus Sinn,
So wirkt der Geist in ihnen Werke,
Woraus dem Himmel Freuden blühn.

32*

Erhör', o Heiland, unsre Bitten,
Führ' uns in deinen Himmel ein,
Und lass uns in den ew'gen Hütten
Mit deinen Seligen uns freun.

Rambach.

30. Kirchenlied.

„Aeterna coeli gloria."

Des Himmels Zier von Ewigkeit,
Die sel'ge Hoffnung uns verleiht,
Du Herrscher auf des Vaters Tbron,
Der unbefleckten Jungfrau Sohn:

Reich uns Erwachenden die Hand,
Rein sei das Herz, klar der Verstand:
Dass brünstig wir zur Ehre dein
Dir würd'ge Dankgesänge weihn.

Der Morgenstern erglänzt mit Macht,
Dem Lichte weicht die finstre Nacht:
Er kündet uns der Sonne Nahn;
Dein heil'ges Licht zünd' in uns an.

In unsre Sinne kehr' er ein;
Dass von der Sünde Dunkel rein,
Bis zu der Tage Ziel allzeit
Dir unsre Herzen sei'n geweiht.

Des Glaubens sel'ges Himmelslicht,
Füll' an die Brust mit Zuversicht:
Woraus der Hoffnung Wonne spriesst,
Und Liebe, die das Höchste ist.

Schlosser.

31. Morgenlied.

„Aurora jam spargit polum."

Am Himmel glüht das Morgenlicht,
Der Tag mit seinem Schimmer bricht
Herein in unsrer Erde Gaun:
Von dannen weiche, Angst und Graun!

Ihr Wahngebilde all' erbleicht!
Ihr Sinnbethörungen entfleucht!
In Nichts verschwinde, Spiel der Nacht,
Das wirr und wüst den Geist gemacht!

Auf dass der Morgen, was wir noch
Zuletzt erflehn, uns heiter doch
Entfliesst, dass Himmelssegen krönt
Das Lied, so unserm Mund enttönt!

Stadelmann.

32. Abendlied.

Christe, qui lux es et dies.

O Christe, der das Licht du bist,
Vor dem die Finsterniss zerfliesst,
Der du, des Lichtstroms lichter Quell,
Die Welt auch machest licht und hell,

Wir flehn, o Heiliger, zu dir:
Behüte diese Nacht uns hier!
In dir sei unsre Rast und Ruh,
Gib eine sanfte Nacht uns du!

Dass nicht uns dumpfer Schlaf bedrückt,
Der böse Feind uns nicht berückt,
Dass nicht das Fleisch von ihm bethört,
Von dir sich ab zur Sünde kehrt.

Schliesst sich das Auge schlummerschwach,
Sei doch zu dir das Herze wach!
Beschirm uns, Herr, mit starker Hand,
Die dir in Lieb sich zugewandt.

O steh uns gnädiglich zur Seit',
Dass nicht der Feind uns thu' ein Leid!
Die du erkauft mit deinem Blut,
Nimm uns in deine treue Hut!

Beschirm, Herr, und bewahr uns du
In dieses trägen Leibes Ruh!
Du unsrer Seelen Schutz und Hort,
Behüt uns Herr nach deinem Wort!

Stadelmann.

33. Morgengesang.

Fulgentis auctor aetheris.

Der du des Äthers Glänzen schufst
und für die Nacht als Licht den Mond,
Die Sonne für den Tageslauf
in sichern Bahnen gründetest:

Die schwarze Nacht weicht schon zurück,
der Welt erneut ihr Schimmer sich,

Und neue Lebensstärkung regt
den Geist zu süssem Wirken auf.

Dein Lob zu tönen im Gesang
ermuntert uns der frische Tag,
Des Himmels lächelnd Angesicht
stimmt unsre Brust zur Heiterkeit.

Lass meiden die Versuchung uns,
Das Sündliche lehn ab der Geist,
Das Leben sey an Thaten rein,
Die Zunge unmissbraucht von Schuld.

So lange dieser Tag uns währt,
soll tiefer Glaube in uns glühn,
Hoffnung uns richten auf das Ziel,
Lieb' uns in Christo einigen.

Fortlage.

34. Jungfrauen-Gesang.

Jesu, corona virginum.

O Jesu, aller Jungfrau'n Kron,
Du jener hehren Mutter Sohn,
Der einen, die doch Jungfrau blieb,
Hör dieses Flehn in Huld und Lieb.

Du wandelst in dem Lilienfeld,
Vom Chor der Jungfrauen umstellt,
Der Bräutigam im schmucken Glanz
Reicht jeder Braut als Lohn den Kranz.

Wohin du gehest immerdar
Folgt deinem Fuss der Jungfrau'n Schaar,
Und schwebt um dich mit Lobgesang
Und süsser Hymnen lautem Klang.

Nun flehen wir: o lenke du
Dir unser Sinn- und Denken zu,
Dass fernehin stets unser Herz
Nicht kenne der Verderbniss Schmerz!

Königsfeld.

35. Von Christi Himmelfahrt.

Jesu nostra redemptio.

Du unsrer Seele Heil, o Christ,
Der unsre Lieb' und Sehnsucht bist,
Der erst die Welt erschaffen hast,
Dann menschlich trugst des Kreuzes Last.

Wie mächt'ge Liebe zwang dich doch
Zu tragen unsrer Schwäche Joch,
Zu dulden bittre Todesnoth,
Dass uns Vernichtung nicht bedroht.

Der Hölle Riegel sprengtest du,
Gabst deiner Schaar die ew'ge Ruh.
Im Glanz des Sieges fuhrst du, Sohn,
Nun auf zu deines Vaters Thron.

So zwinge dich die gleiche Huld,
Uns zu erlassen alte Schuld,
Dass uns der höchste Wunsch erfüllt,
Dein Antlitz mild uns werd enthüllt.

Sei unser Glück auf Erden schon,
Sei einst im Himmel unser Lohn.
In dir ruh unsre Herrlichkeit
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Simrock.

36. Kirchenlied.

Lucis creator optime.*)

Lichtschöpfer, Gott, durch dessen Macht
Das Licht des Tags verscheucht die Nacht,
Der mit allmächt'gem Schöpferruf
Das Licht, und dann die Welt erschuf:

Auf dess Geheiss wird Tag genannt
Mit Abend Morgen im Verband:

*) Lucis creator ist die erste von sechs dem Ambrosius zugeschriebenen Hymnen auf die Schöpfungstage. Die fünf folgenden sind: Immense coeli conditor. — Telluris ingens conditor. — Coeli Deus sanctissime. — Magnae Deus potentiae. — Hominis superne conditor.

Graun der Verwüstung bricht herein,
Erhör, Erbarmer, unser Schrei'n:

Dass nicht das Herz von Schuld umstrickt,
Dem Lohn des Lebens werd entrückt,
Wann es, vom Ew'gen abgekehrt,
Mit Last der Sünden sich beschwert.

Am Himmelsthore klopf es an,
Den Preis des Lebens zu empfahn:
Hilf, dass wir alle Sünden scheu'n,
Von aller Schuld uns waschen rein.

Dies, Vater, gib vom Gnadenthron,
Und du, dem Vater gleicher Sohn,
Dem, mit dem Geist, der Trost verleiht,
Sei Ehr und Preis in Ewigkeit.

Schlosser.

37. Kirchenlied.

Magnae Deus potentiae.

Gott, der in seiner Allmacht gross,
Befruchtend einst der Wogen Schooss,
Die Thiere schufest für das Meer
Und für den Äther ringsumher.

Der Fisch durchmisst die nasse Gruft,
Der Vogel wiegt sich in der Luft;
Was einem Schooss entsprungen kaum,
Belebt so ganz verschiednen Raum.

Schenk allen Dienern deine Huld.
Dein Blutstrom tilge alle Schuld
Und alle Fehl vom Sündenfall
Und auch des Todes Schmerzen all:

Dass Niemand von der Schuld erdrückt,
Von Hoffart Niemand sei berückt,
Das Herz in Kleinmuth nicht erstirbt,
Das Herz in Hochmuth nicht verdirbt.

Königsfeld.

38. Zur Mette.

Mediae noctis tempus est.

Es ist die mitternächt'ge Stund,
Da mahnt uns des Propheten Mund:
Lasst loben uns auf ihrem Thron
Den Vater und zugleich den Sohn,
Den Tröster auch, den heil'gen Geist;
Zu jeder Zeit besingt und preist
Die göttliche Dreifaltigkeit,
Die unzertheilte Wesenheit!

Wie schrecklich war die Mitternacht,
Als aller Erstgeburt gebracht
Des Todesengels arge Hand
Den Tod in dem Ägypterland.

Doch bringet diese Stunde Glück
Den Guten, denn es wich zurück
Der Todesengel, wo er nur
An Thüren schaute Blutesspur.

Ägypten schrie bei dieser Noth,
Bei seiner Söhne grausem Tod;
Nur Israel hat frohen Muth,
Geschützet durch des Lammes Blut.

Das wahre Israel sind wir;
Drum jubeln, Jesu, wir in dir,
Wir achten Höll und Übel klein,
Sind ja in deinem Blute rein.

Es war die mitternächtge Zeit
Da in des Himmels Seligkeit
Zum Freudenmahl der Bräutigam
Mit seinen Auserwählten kam.

Ihm zieht der klugen Jungfrau'n Schaar
Entgegen, als er nahe war,
Sie trugen helle Lampen all
Und freuten sich im Jubelschall.

Die Thörichten erscheinen nicht,
Denn ausgelöschet ist ihr Licht;
Sie klopfen all vergebens an,
Das Thor wird nimmer aufgethan.

Lasst nüchtern uns und wachsam sein,
Des Geistes Licht sei hell und rein,
Dass würdig wir, wenn Jesus naht,
Entgegenziehn den Himmelspfad.

Auch Paul und Silas ward befreit
In dieser mitternächt'gen Zeit,
Als Christum sie in Kett und Band
Gepriesen hatten und bekannt.

Für uns die Welt ein Kerker ist,
Drum loben wir dich, Jesu Christ,
Und flehn: erlös mit deiner Hand
Die Gläubigen vom Sündenband!

Mach würdig, Herr der Herrlichkeit!
Uns einst der Himmelsherrlichkeit,
Damit wir allzusammen dich
Dort loben dürfen ewiglich!

Pachtler.

39. Hymnus zur Terz.

Nunc sancte nobis spiritus.

Komm, heil'ger Geist! komm Seelenfreund!
Ergiesse dich in unsre Brust.
Mit Vater und dem Sohn vereint
Erfüll' uns du mit frommer Lust.

Gedanken, Sinn und Wort und That
Zieh du, Geist Gottes! himmelwärts.
Zum Gutesthun gib uns den Rath;
Mit Lieb entflamme jedes Herz.

Jäck.

40. Bittgesang um Trockenheit.

„Obduxere polum nubila coeli."

Den Himmel deckt der Wolken dunkle Nacht,
Der Tag entflieht, der Sonne heitre Pracht
Verschwand, der Sterne leuchtend Heer,
Des Mondes Strahl erfreut uns, ach! nicht mehr!
Die schwüle Luft durchzittert feur'ge Glut;
Die Axe bebt, auf der der Erdball ruht;
Vom Himmel hallt des Donners dumpfer Schlag,
Als ob zersprengt der Welten Fuge brach.
Der Regen schwellt des Meeres Wogen auf,
Die Dämme sprengt ihr ungehemmter Lauf,
Die Erde wird tobender Wasser Spiel,
Durch Feld und Flur streicht irr des Schiffers Kiel.
Vergebens sucht der Schiffer nach dem Port,
Der sichern Bucht heimlichen Zufluchtsort;
Ein Fremdling selbst in Weinberg und Geheg,
Steu'rt er durchs Erntefeld verwirrt das Fahrzeug weg.
Der Landmann sieht mit thränenvollem Blick
Nach seiner Mühen feuchtem Grab zurück.
Der Ernte Lust, der Saaten Stolz und Kraft:
Sein Hab und Gut hat ihm die Flut gerafft!
Der Häuser Gipfel ragen aus dem Meer,
Das Wasser deckt die Berge rings umher,
Und zwischen Vögeln, schüchtern, sangesstumm,
Treibt sich der Fisch auf morschem Dach herum.
Dort hängt ein Nest am umgestürzten Baum,
Die Jungen treiben auf dem nassen Raum,
Die Mutter weggescheucht, lockt ohne Rast
Die ältern Jungen selbst, noch von der Furcht erfasst.

Gedrängt versammelt durch das Fenster schaun
Der Männer Schaaren und verschämte Frau'n,
Der Fischer schliesst den Bittenden, zu Hauf
Vor Hunger jammernd, seinen Vorrath auf.
Durch deinen Tod nimm, Jesus, mich in Hut,
Schon einmal trug das Weltall eine Flut,
Dass sie die Erde wasch' von Sünden rein,
Doch sie erlösen konnt' dein Blut allein.
Im raschen Flug, den Ölzweig in dem Mund,
Entsende jetzt die Taube, dass sie Kund'
Und Bringerin der Freudenbotschaft sei;
Das Wasser fiel, das Land ist wieder frei! —

Königsfeld.

41. Hymnus zur Sept.

Rector potens, verax Deus.

Du wahrer Gott voll Majestät,
Du lenkst, was wechselt und vergeht:
Der Morgen ist in Glanz gehüllt,
Der Mittag ganz von Glut erfüllt.

Des Bösen Flamme lösch' in mir;
Vertilg' das Feuer der Begier;
Bewahre meinen Leib vor Schmerz,
Giess deinen Frieden mir ins Herz.

Zabuesnig.

42. Hymnus zur Non.

Rerum Deus tenax vigor.

Gott, aller Dinge Kraft und Grund,
Der unverändert in sich weilt,
Der jede Tageszeit und Stund
Stets nach des Lichtes Folge theilt:

Entzieh dein gnadenreiches Licht
Dem Abend unsres Lebens nicht,
Und führe uns durch sel'gen Tod
Zur Herrlichkeit aus Erdennoth!

Gib, Vater, dies, an Huld so reich,
Du ew'ger Sohn, dem Vater gleich,
Du heil'ger Geist, dem Trost verliehn,
Uns jetzt und alle Zeiten hin!

Königsfeld.

43. Bittgesang um Regen.

Squalent arva soli pulvere multo.

Die Flur erstarrt in Sommerglut und Staub,
Der Grund erklafft, sengender Dürre Raub,
Kein Tropfen Thau erquickt das öde Land,
Der Blüthen Duft, der Wiesen Anmuth schwand.
Die Erde dürstet, allen Thaues baar,
Die Quelle sieget, Fluss und Ströme gar,
Der Acker kennt nicht Pflug noch Saaten mehr,
Und gähnt zerborsten, wild und wüst umher.
Der Sonne Strahl entsendet glühnden Brand,
Hinstürzt der Vogel und des Laubdachs Wand
Lässt müde Wandrer, denen staub'ger Schmutz
Die trockne Lippe decket, ohne Schutz.
Der Thiere Schaar gesperrten Mundes steht,
Vom heissen Hauch des Windes angeweht,
Und offen hält der Vogel ihn im Flug.
Den Durst zu stillen, leider! nur ein Trug!

Der flücht'ge Hirsch mit seinen Jungen dort
Weist durstermattet alle von sich fort,
Und späht umher in mühsam wilder Flucht,
Und findet nicht die Nahrung, die er sucht.
Es stürzt der Jüngling nach der Quelle Rand,
Doch seine Labe, ach! verschlang der trockne Sand;
Die Becher ruhn zerstreut in Ried und Gras,
Nun feuchtet sie, ach! nur der Thränen Nass.
Vergebens zieht die Heerde aus dem Stall,
Der Wiesen Kraut gewöhnt zu rupfen all,
Doch ach! o Grauen! alles nackt und leer,
Verendend wankt sie auf der Trift umher,
Der Bäume Wurzel gierig sie benagt,
Und sucht und schnauft und mühet sich und plagt
Gekrümmten Gangs sich an dem trocknen Schaft,
Doch dürres Reis gewährt nie süssen Saft!
So straft der Hunger unser sündig Thun,
Doch du, o Herr, verleih in Gnaden nun,
Weil grösser als die Sünden deine Huld,
Der ächten Busse Lösung aller Schuld!
Des Himmels Schleussen öffne deine Hand
Und giesse milden Regen auf das Land;
Auf Elis Flehn gabst du verderbter Zeit
Den Regen einst: O Herr! gib ihn uns heut'.

Urew'ger, dir erschalle Lob und Dank
Imgleichen auch dem Sohn in hellem Klang.
Und mit dem Geist, dem heil'gen, allezeit
Dreiein'ger Gottheit bis in Ewigkeit.

Königsfeld.

44. Am Sonnabend zur Matutin.

Summae parens clementiae.

O Vater, Herr voll Gütigkeit,
Der mächtig aller Welt gebeut,
In deines Wesens Einigkeit
Dreieinig, Gott, in Ewigkeit.

Sieh huldvoll aus den sel'gen Höhn
Auf unsre Thränen, unser Flehn,
Dass wir von Schuld und Sünden rein,
Mit reinem Herzen dein uns freun.

Entflamm in heil'ger Liebesglut
Sinn und Gemüth, stärk unsern Muth,
Dass wach, von sünd'gen Banden frei,
Dir Leib und Seele dienstbar sei:

Dass uns, die wir zur nächt'gen Stund
Lobsingen Dir mit Herz und Mund,
Du schenken wollst, in dir erneut,
Den Lohn der ew'gen Seligkeit.

Schlosser.

45. Abendlied.

Te lucis ante terminum.

Eh niedersinkt des Tages Stern,
Flehn wir zu dir, der Dinge Herrn,
Dass auch, wie immer, diese Nacht
Uns deine treue Huld bewacht.

Vor böser Träume Nachtgefahr
Und Truggestalten uns bewahr,
Den Feind fernab von uns vertreib,
Dass unbefleckt bleib unser Leib.

Erhör uns Gott auf deinem Thron
Mit deinem eingebornen Sohn

Und mit dem heil'gen Geist zugleich,
In Ewigkeit währt euer Reich.

Lecke.

46. Adventlied.

Vox clara ecce intonat.

Hört, was die helle Stimme spricht,
Die durch die Finsternisse bricht:
Erwacht, ihr Trägen, schlaft nicht mehr
Schon nahet Christus himmelher.

Erstarrter Geist, ermanne dich,
Wenn schon das Böse dich beschlich.
Es leuchtet nun ein neuer Stern
Und hält Verderben von dir fern.

Vom Himmel ward das Lamm geschickt,
Das löst die Schuld, die dich umstrickt.
Mit Thränen lasst uns Alle flehn,
Dass Gnade mög an uns ergehn.

Dass wenn er einst herniederschwebt
Und alle Welt vor Schrecken bebt,
Er uns nicht strafe nach der Schuld,
Nein gnädig schütze seine Huld.

Simrock.

47. Te Deum laudamus.

(p. 108.)

Herr Gott, dich loben wir,
Herr Gott, wir danken dir,
Dich, Vater in Ewigkeit,
Ehrt die Welt weit und breit.

All' Engel und Himmels Heer
Und was dient deiner Ehr,
Auch Cherubim und Seraphim,
Singen immer mit hoher Stimm:

Heilig ist unser Gott,
Heilig ist unser Gott,
Heilig ist unser Gott,
Der Herre Zebaoth.

Dein göttlich Macht und Herrlichkeit,
Gehet über Himmel und Erden weit.
Der heiligen zwölf Boten Zahl
Und die lieben Propheten all,
Die theuren Mart'rer allzumal
Loben dich, Herr, mit grossem Schall.

Die ganze werthe Christenheit
Rühmt dich auf Erden allezeit;
Dich, Gott Vater im höchsten Thron,
Deinen rechten und einigen Sohn,
Den heiligen Geist und Tröster werth
Mit rechtem Dienst sie lobt und ehrt.

Du König der Ehren, Jesu Christ,
Gott Vaters ewiger Sohn du bist;
Der Jungfrau Leib nicht hast verschmächt.
Zu erlösen das menschlich Geschlecht.

Du hast dem Tod zerstört seine Macht
Und all' Christen zum Himmel bracht.

Du sitzt zur Rechten Gottes gleich
Mit aller Ehr ins Vaters Reich.
Ein Richter du zukünftig bist
Alles das todt und lebend ist.

Nun hilf uns, Herr, den Dienern dein,
Die mit dein'm theuren Blut erlöset sein.

Lass' uns im Himmel haben Theil
Mit den Heiligen in ewigem Heil.

Hilf deinem Volk' Herr Jesu Christ,
Und segne das dein Erbtheil ist,
Wart' und pfleg' ihr zu aller Zeit
Und heb' sie hoch in Ewigkeit.

Täglich, Herr Gott, wir loben dich,
Und ehren dein Namen stätiglich.

Behüt uns heut, o treuer Gott,
Für aller Sünd' und Missethat.

Sei uns gnädig, o Herre Gott,
Sei uns gnädig in aller Noth.

Zeig' uns deine Barmherzigkeit,
Wie unser Hoffen zu dir steht.

Auf dich hoffen wir, lieber Herr,
In Schanden lass uns nimmermehr.
Amen.

Luther. 1529.

48. Te Deum laudamus.

Herr Gott, dich loben wir,
Dich Herr, bekennen wir,
Dich ewigen Vater
Verehrt von Pol zu Pol die Welt.

Dir rufen die Engel, dir die Himmel,
Dir die Gewalten allzumal,
Dir Cherubim und Seraphim
Mit nieverhallender Stimme zu:

Heilig, heilig, heilig,
Ist unser Herr, Gott Sabaoth!
Himmel und Erde füllt
Die Grösse deiner Herrlichkeit.

Dir preist der Apostel glorreicher Chor,
Dich der Propheten gottselige Schaar,
Dich der Martyrer
Verklärtes Geleit.

Über den weiten Kreis der Erde
Bekennt die heilige Kirche
Dich, den Vater unermesslicher Herrlichkeit,
Deinen erhabenen, wahren, eingeborenen Sohn,
Und den heiligen Geist unsern Tröster.

Du König der Herrlichkeit, Christus,
Bist des Vaters unerschaffener Sohn,
Du unternahmst die Menschen zu erlösen
Und verschmähtest den Schooss der Jungfrau nicht.

Du besiegtest den Stachel des Todes
Und erschlossest den Gläubigen
Die Reiche der Himmel.

Du sitzest zur Rechten Gottes
In des Vaters Herrlichkeit;
Einst sollst du kommen die Welt zu richten.

So bitten wir dich:
Hilf deinen Erlösten,
Die dein kostbares Blut erkaufte.

Lass sie mit deinen Heiligen
Des ewigen Ruhms geniessen.

Gieb deinem Volke Heil, o Herr,
Und segne dein Erbtheil,
Pflege sie und erhebe sie
In Ewigkeit.

Wir segnen dich Tag für Tag,
Und loben deinen Namen
In Ewigkeit und in der Ewigkeiten Ewigkeit.

Geruhe, Herr, uns diesen Tag
Vor allen Sünden zu beschützen.

Erbarme dich unser, Herr,
Erbarme dich unser.

Deine Milde lass ergehen über uns
Gleich wie wir auf dich vertraut haben.

Auf dich hab ich vertraut, o Herr,
Lass mich nicht zu Schanden werden ewiglich.

Simrock.

49. Morgenlied.

Ales diei nuntius.

Prudentius. (p. 137.)

Des Tages Herold ruft, der Hahn,
Und zeigt des Lichtes Nahen an;
Uns weckt zum neuen Lebenslauf
Christus der Geist-Erreger auf.

Erhebt euch, ruft er, aus der Rast,
Die träge Schlafsucht noch umfasst.
Seid nüchtern, seid gerecht und rein
Und wacht, denn ich will bei euch sein.

So lasst uns Christi Gunst erflehn,
Mit Weinen nüchtern vor ihm stehn:
Der Bitten Innigkeit allein
Mag unser Herz vom Schlaf befrein.

Bezwinge, Christ des Schlafes Macht,
Die Fesseln brich der alten Nacht,
Entbind uns der ererbten Schuld
Und schenk uns neuen Lichtes Huld.

Simrock.

50. Weihnachtslied.

Corde natus ex parentis.

Der entkeimt dem Vaterherzen,
vor der Welten Anbeginn,
Er, den A und O wir nennen,
ist die Qnelle und das Ziel
Dess was ist, dess was gewesen
und dess, was die Zukunft birgt.

Sei der Augenblick gepriesen,
wo die reine Gottesmagd,
Von dem heil'gen Geist beschattet,
unser Heil zur Welt gebar,
Wo des Erdenrunds Erlöser
sich als Knäblein offenbart.

Psalter sing' des Himmels Höhe,
und, ihr Engel, barfet drein,
Alles, was da lebt und webet,
jauchze hell zu Gottes Preis,
Keine Zunge schweig und jede
Stimme juble Freudigkeit.

Siehe da! er, den verkündigt
schon die Seher alter Zeit,
Er, von dem die treuen Blätter
der Propheten prophezei'n,
Er ist da, der Vorverheissne,
Alles janchzet ihm vereint.

Dich der Greis und dich der Jüngling,
dich begrüsst der Knaben Chor
Und die Mutter und die Jungfrau,
selbst die Mägdlein, ahnungslos
Preisen dich mit zücht'gem Munde
all aus einem, einem Ton.

Christns, dir und deinem Vater
sei'n, wie auch dem heil'gen Geist,
Lobgesang und Melodien,
ew'ger Preis und Dank geweiht;
Dein sei Ehre, Sieg und Stärke
und das Reich in Ewigkeit.

Dreves.

51. Begräbnissgesang.

Deus igne fons animarum.

Du der Seelen feuriger Urquell,
Der durch zwiefachen Stoffes Verknüpfung,
Des dem Leben, dem Tode Geweihten,
Den Menschen, o Vater, gebildet.

Dein Werk ist, Herrscher, aus beiden
Die zusammengeknüpfte Verbindung;
Dir dient in des Lebens Verschlingung
Der Geist mit dem Fleische vereinigt:

Die, wenn auseinander getrennet,
Auflösen den Menschen und tödten,
Wenn den Leib empfänget das Erdreich,
Der lebendige Hauch in die Luft webt.

Du weisest, o heiliger Schöpfer,
Der den Tod du zu tilgen beschlossen,
Einen unverletzlichen Weg uns
Zu verlorener Glieder Erneuung:

Dass, wenn herrliches Leben im Staube
Nun liegt wie kerkerumschlossen,
Jener stärkere Theil überdaure,
Der vom Aether genommen den Ursprung.

Wir vertraun, o Erlöser, dem Ausspruch,
Da du, siegend im finsteren Tode,
Deinen Weg zu betreten geheissen
Den Genossen des Kreuzes, den Räuber.

Deinen Treuen öffnet des weiten
Paradieses glänzender Pfad sich;
Und sie dürfen zum Haine nun dringen,
Den dem Menschen die Schlange verwehrte.

Dort werd, o heiliger Führer,
Der Geist, deinen Lehren gehorsam,
Im ursprünglichen Sitze geheiligt,
Den verbannt er und irrend verliess einst.

Uns lasst die begrabnen Gebeine
Mit Veilchen zieren und Laubwerk,
Und am kalten Steine den Namen
Mit flüssigen Düften besprengen.

Fortlage.

52. Hymnus beim Leichenbegängniss.

Jam moesta quiesce querela.

Nun ruhe, du trauernde Klage,
Eure Thränen lindert, o Mütter,
Niemand seine Opfer bejammre,
Denn der Tod ist des Lebens Ernenung.

Wozu sonst gewölbete Steine?
Wozu sonst das zierliche Denkmal?
Wenn nicht der, den wir ihnen vertrauen,
Nicht starb, im Schlummer nur lieget.

Denn der Leib, den ruhend wir sehen,
Von dem Geiste leer, der ihn beseelte,
Wird nach bald endendem Zeitlauf
Seinem Geist sich wieder vermählen.

Schnell werden Jahrhunderte schwinden,
Bis der Odem erwärmt die Gebeine,
Seine alte Wohnung emporträgt,
Beseelt vom lebendigen Blutstrom.

Die bisher, ohnmächtige Leichen,
Verwesend lugen in Gräbern,
Werden schnell in die Lüfte sich heben,
Ihrem alten Geiste gehorchend.

So grünen trockene Samen
Wieder auf aus Tod und Begräbniss,
Dass sie keimend vom untersten Grund sich
Auf die alten Halmen besinnen.

Nimm ihn an nun, Erd', und umfang ihn,
Und im weichen Schoosse verhüll ihn,
Eines Menschen edele Reste
Sinds, die wir dir heute vertrauen.

Dieses Haus war einst eines Geistes,
Vom Munde des Höchsten erschaffen,
Und glühend hat ihn durchwohnet,
Aus Christo stammend, die Weisheit.

Hüll ein den empfangenen Leichnam,
Bis einst sein Schöpfer ihn heimsucht,
Sich erinnernd seines Erschaffnen,
Und des Bildes vom eigenen Antlitz.

Wenn sie kommt, die bestimmete Stunde,
Wo der Herr unser Hoffen erfüllet,
Wirst wieder du geben ans Tagslicht
Die Form, wie wir dir sie vertrauen.

Fortlage.

53. Kirchenlied.

Lux, ecce, surgit aurea.

Des goldnen Lichtes Strahl erwacht:
Fleuch, dunkler Blindheit finstre Nacht,
Die lang mit Irrwahn uns umwand,
Uns führend an des Abgrunds Rand.

Dies Licht ergiesse hellen Schein
Ins Herz, das wir von Flecken rein
Dir weihn, dass frei der Mund von Lug,
Frei die Gedanken sein von Trug.

So, unentweiht von sünd'ger Schmach,
Schwind uns dahin der ganze Tag,
Dass Zunge, Augen, Hände rein,
Und rein des Leibes Glieder sei'n.

Ein Wächter ist, der droben wacht
Vom frühen Morgen bis zur Nacht:
Der alle unsre Thaten sieht,
Und dessen Blicken nichts entflieht.

Schlosser.

54. Kirchenlied.

Nox et tenebrae et nubila.

Nacht, trüber Wolken Düsterheit,
Hüllt rings die Welt in Dunkelheit:
Das Licht erwacht: der Pol erbleicht:
Es naht der Herr: flieht und entweicht!

Der Nebel reisst auf Berg und Thal,
Getroffen von der Sonne Strahl:
Der Farben Fülle ruft zurück
Des Glanzgestirnes Flammenblick.

Du, Herr, bist unser Licht allein,
Dich sucht der reinen Herzen Schrei'n
Mit Lobgesang und Thränenflut:
Nimm unsre Sinn in deine Hut.

Viel hüllt in schnöden Trug sich ein:

Mach durch dein heil'ges Licht es rein:
Neig, Himmelssonne, wahres Licht,
Auf uns dein gnäd'ges Angesicht.
Schlosser.

55. Lied von den unschuldigen Kindern.

Salvete flores martyrum.

Heil, Blüthen euch der Martyrer,
Die in des Lebens Dämmerschein
Erbarmungslos das Schwert gemäht,
Wie Rosen, kaum entknospt, der Sturm!

Du zarte Schaar Geopferter,
Für Christus zeugt dein reines Blut;
Unschuldig spielst an dem Altar
Mit Palmzweig du und Lorbeerkranz.

Es hört erschrocken der Tyrann,
Geboren sei der Völker Fürst;
Eilt, ruft er seinen Dienern zu,
Bewaffnet mit dem Schwerte euch.

Es fliesse aller Knäblein Blut!
Des Säuglings an der Mutter Brust
Verschonet nicht, der Mutter nicht,
Die ängstlich für sein Leben fleht!

So wills der Unmensch; und es strömt
Vom Henkerschwert der Kinder Blut;
Und immer neue Opfer heischt
Der Mörder, der nach Blute lechzt.

Doch, Unmensch, wozu nützt der Mord?
Vergebens sucht dein blut'ger Stahl
Im Leichenfeld Unschuldiger
Der Hochgebenedeiten Sohn.

So auch entging des Pharaos Wuth
Ein Vorbild Christi, Moses einst;
Wer widersteht der Macht des Herrn?
Was er beschliesst, das fehlet nie!
Rambach.

56. Weihnachtslied.

A solis ortus cardine

Sedulius. (p. 139.)

Vom Aufgang bis zum Niedergang
Erschalle Preis und Lobgesang
Dem Herrn der Welt, Herrn Jesu Christ,
Der aus Marien geboren ist.

Der aller Welten hat Gewalt,
Hüllt sich in niedern Knechts Gestalt,
Das Fleisch im Fleische zu befrein;
Sollt Keiner ihm verloren sein.

Die Mutter ledig aller Schuld
Nimmt in sich auf des Himmels Huld;
Ein ungeahnt Geheimniss liegt
Im Schooss der reinen Maid gewiegt.

Ihr Herz ein Haus der Reinigkeit
Ward ihm zum Tempel eingeweiht,
Der Saal, den nie ein Fuss betrat,
Empfing den Sohn nach Gottes Rath.

Zur Welt gebar die reine Magd
Den Gabriel vorhergesagt,
Den hüpfend schon im Mutterschooss
Der Täufer fühlte hehr und gross.

Des schlechten Heu's nicht schämt er sich
Der Krippe selbst bequemt er sich,
Ein wenig Milch den Gott ernährt,
Der auch dem Vogel Kost bescheert.

Des Himmels Heerschaar jauchzt empor,
Dem Herrn lobsingt der Engel Chor,
Und Hirten wird er offenbar,
Der Aller Hirt und Schöpfer war.

O der du an der Mutter Brust
Das irdsche Leben saugst mit Lust,
Kredenz uns in des Vaters Saal
Einst der Unsterblichkeit Pokal.
Simrock.

57. Ritornell zur Vergleichung des alten und neuen Testaments.

Cantemus socii Domino.

Singen wir Brüder ein Lied, ein Lied zur Ehre des Heilands!
Süss wie die Liebe des Herrn töne der fromme Gesang.

Jäh in die Tiefe versank vom Stolz betrogen der Engel:
Auch der vermessene Mensch jäh in die Tiefe versank.
Einer für Alle erwarb durch schuldige That das Verderben;
Wiederum Segen und Heil Einer für Alle erwarb.
Oeffnet' ein einziges Weib die Thür dem lauernden Tode:
Auch dem Leben die Thür öffnet' ein einziges Weib.
Widernatürlich erschlug der erste der Mörder den Bruder,
Gleichwie der Jünger den Herrn widernatürlich erschlug.
Mild hat die Seinen gespeist, der einst von den Seinen verkauft ward:
Siehe, wie Christus, verkauft, mild hat die Seinen gespeist!
Ist ein geopfertes Lamm Schirmzeichen der Väter gewesen:
Der vor dem Feind uns schirmt, ist ein geopfertes Lamm.
Wasser bedecket die Schuld sammt Pharaos Reitern und Wagen:
Wie in der Taufe des Herrn Wasser bedecket die Schuld.
Ward von der Menge verschmäht des Mannas köstliche Gabe:
Christus, das himmlische Brot, ward von der Menge verschmäht.
Stürzte die Lade des Herrn einst feindliche Mauern darnieder:
Auch den Fürsten der Welt stürzte die Lade des Herrn.
Fülle der Güter von Gott weissageten alle Propheten:
Christus erschien und verlieh Fülle der Güter von Gott.
Selber gewährte der Herr für Pein den Knechten Belohnung,
Wie für die Knechte sich Pein selber gewährte der Herr.
Von den Verlornen den Tod verschenchte das selige Leben,
Seliges Leben empfing von den Verlornen den Tod.
Nähe des himmlischen Lichts verspürte mit Schauder die Hölle:
Menschen nur ahneten nicht Nähe des himmlischen Lichts.
Froh des vergossenen Bluts kehrt heim die ungläubige Menge,
Gläubige schmecken sein Mahl, froh des vergossenen Bluts.
Mächtig mit Banden umfing der Finsterniss grause Gewalt uns,
Bis uns die Liebe des Herrn mächtig mit Banden umfing.
Donnert im Sterben er noch und bewältiget Himmel und Erde:
Worauf hoffest du, Feind, donnert im Sterben er noch?
Jesus durch Leiden am Kreuz erfüllte den Spruch des Gesetzes,
Unsre Verpflichtungen zahlt Jesus durch Leiden am Kreuz.
Wenn du dich nahest, o Gott, geht unter der weltliche Irrthum,
Einst geht unter die Welt, wenn du dich nahest, o Gott.
Einzig die Taube zurück vom Weltflug kehrte zur Arche:
Raben entweichet! es kehrt einzig die Taube zurück!
Einstens erscheinet der Herr zur Vergeltung den Klugen und Thoren;
Frevler, vernehmet und glaubt: Einstens erscheinet der Herr!
Dich den Gesalbten zu schaun, bringt Graun und Verdammniss den Bösen,
Frommen vollendetes Heil: dich den Gesalbten zu schaun.
Ehre sei Gott in der Höhe, dem Vater, und Ehre dem Sohne,
Ehre dem heiligen Geist! Ehre sei Gott in der Höh! *Bässler.*

58. Am Feste der Erscheinung des Herrn.

Hostis Herodes impie.

Was fürchtst du, Feind Herodes, sehr,
Dass uns geborn kommt Christ der Herr?
Er sucht kein sterblich Königreich,
Der zu uns bringt sein Himmelreich.

Dem Stern die Weisen folgen nach,
Solch Licht zum rechten Licht sie bracht.
Sie zeigen mit den Gaben drei,
Dies Kind Gott, Mensch und König sei.

Die Tauf im Jordan an sich nahm
Das himmelische Gotteslamm,
Dadurch der nie kein Sünde that
Von Sünden uns gewaschen hat.

Ein Wunderwerk da neu geschah:
Sechs steinere Krüge man da sah
Voll Wassers, das verlor sein Art,
Rother Wein durch sein Wort draus ward.

Lob, Ehr und Dank sei dir gesagt,
Christ, geborn von der reinen Magd,
Mit Vater und dem heil'gen Geist
Von nun an bis in Ewigkeit.

Luther. 1541.

59. An die Jungfrau Maria.

Salve, sancta parens.

Sei uns, Mutter, gegrüsst! dein Schooss hat den König getragen,
Der von Ewigkeit herrscht, dem Himmel und Erde gehorchen;
Der mit göttlicher Kraft im unbemessenen Machtkreis
Ewig das All unendlich umfasst. Dir wurde beschieden
Neben der Jungferschaft Ruhm auch Mutterfreuden zu theilen,
Wie noch Keiner zuvor, wie nach dir Keiner vergönnt war:
Ohne Beispiel, als Weib, hast du nur Christus gefallen.
Christus, sei uns geneigt! Die Menschheit, im Tode versunken,
Riefst du ins Leben empor, wie du zur Erde herabstiegst.

Zabuesnig.

Epigramme von Pr. Aquitanus. (p. 139.)

60. Das Emporstreben.

Esse volens, gaudere.

Willst du Wesen, und wünschest du Lust, und suchst das Verborgne,
Strebe, damit dich nicht halte die Tiefe empor.
Freu in dem himmlischen König dich, und wohne im Himmel;
Was du in Hoffnung glaubst, halte in Liebe du fest.
Lass vom alten Menschen der Spuren keine zurücke,
Trage als Gottes Bild nimmer des alten Gestalt.
Jubelnd wisse dich wiedergeboren im Fleische des Wortes.
Wenn du ihm Wohnung machst, machet er Wohnung in dir,
Der, dass nicht die Lust der verkehrten Welt dich berücke,
Dir zum verheissenen Reich selber sich machte zum Weg.

Fortlage.

61. Gottes Sorge um uns.

Saepe quidem Dominus.

Oft zwar wendet der Herr uns ab so Leiden und Unheil,
Dass von keinem Schlag werde verwundet der Mensch.
Aber bewundrungswerther ist dann die Hand des Allmächt'gen
Wenn das Übel uns trifft, doch nicht die Kraft übersteigt.
Preiset den himmlischen Wächter, der Stärke verleihet im Dulden,
Dass nicht das Innre zerstör äussere stürmende Wuth.
Wer nicht kämpft, hat nicht auf Siegeskränze zu hoffen,
Nur überwundene Mühn reichen die Palme des Ruhms. *Fortlage.*

62. Am Charfreitag.

Lustra sex qni jam peregit.*)

Cland. Mammertus. (p. 85.)

Dreissig Jahre sind entflohen
Und des Lebens Ziel erfüllt.
Willig sehen wir den hohen
Gottessohn von Leid umhüllt,
Und als Opferlamm geschlagen
An das Kreuz, das er getragen.

Schmachtend, sieh, mit Gall ihn laben;
Dornen, Nägel, Lanzenstoss
Seinen Leih durchhohret hahen,
Blut und Wasser d'rob entfloss,
Dass der Himmel, Meer und Erde
Durch sein Blut gereinigt werde.

Trauter Kreuzstamm, ja von allen
Bäumen ist dir keiner gleich;
Keiner in des Waldes Hallen
Wie du frucht- und blüthenreich.
Holz und Eisen, mild und hehre,
Trägst du sanft der Bürde Schwere.

Senke, hoher Baum, die Zweige,
Spann die müden Glieder ah;
Auch die starre Härte beuge
Sanft, die die Natur dir gab,
Und des höchsten Königs Glieder
Zeig am süssen Stamme wieder.

Würdig warst nur du befunden
Für der Menschheit Opferlamm,
Und den Hafen auszukunden,
In der Flut den Rettungsstamm:
Arche, die der heil'gen Seite
Blut des Lammes salhend weihte.

Ewig sei dein Ruhm erhohen,
Heilige Dreifaltigkeit!
Gleiche Ehr dem Vater ohen,
Sohn und heil'gen Geist geweiht.
Ja, im Namen des Dreieinen
Soll der Welten Loh sich einen!

Königsfeld.

*) Diese Hymne findet sich mit wenigen Abänderungen in dem berühmten Pange lingua des Fortunatus wieder, dort Strophe VI—X bildend.

63. Die Mutter am Kreuz.

Jam toto suhitus.

Anonym. (p. 137.)*)

Sinke plötzliche Nacht über das Erdenrund,
Und heeile die Sonn ihren erschreckten Tag,
Da ich denke des Hohns grausamen Hochgerichts,
Und der göttlichen Siegesthat.

Und du schanetest zu, Muttor, der Marterpein,
Nasser Wang, in der Brust ein diamantnes Herz,

*) Durch ein Versehen kamen in das Verzeichniss der Dichtungen des Prudentins p. 137 und 138 einige Poesien unhekannt gehliehener Verfasser. Folgende Hymnen sind den p. 140 Anm. 9 angeführten anzureihen:

Apparehit repentina,
Festum nunc celehre (Hrahanus Maurus zugeschrieben),
Jam toto suhitus (Altspanisch),
O quot undis lacrymarum (Altspanisch),
Sancti venite,
Superba tecta civium (Altspanisch),
Tihi Christe, splentor patris (Hrahan zugeschriehen).

Sämmtliche Hymnen dürften ührigens späteren Jahrhunderten angehören (dem 6.—8. Jahrh.), Schlosser setzt die dritte und vierte sogar in den Beginn des 16. Jahrh.

Als der Sohn an dem Kreuz hängend des Todes aus
Die erhabenen Seufzer stiess.

Dir vor Augen dein Sohn, wie von grimmigen
Geisselhieben zerfleischt und von gebohreten
Wunden blutet, dein Sohn, mit wie durchdringenden
Schmerzensstacheln zermalmt er dich!

Ach! Hohn, Geissel und Schmach, Wunden und Backenstreich,
Wermuth, Nägel und Schwamm, Galle und Lanzenstich,
Durst und Dornen, mit wie vielfacher Tyrannei
Pressten ihm sie das fromme Herz!

Gross, wie Martyrer stehn, grösser, erhabener,
Jungfrau stehest am Kreuz du, zum Erstaunen uns,
Mutter, sterbend vor Schmerz, dennoch erstirbst du nicht,
Von so tödtlicher Qual durchbohrt.

Lob und Ehre sei dir, höchste Dreieinigkeit,
Und ich bitte von dir innig und flehentlich
Kräfte, welche der jungfräulichen Stärke gleich,
Wenn Unglück mich darniederschlägt.

Fortlage.

64. Gesang bei der Abendmahlsfeier.

Sancti venite.

Ihr Frommen nahet,
Die ihr Christen seid getauft,
Den Leib empfahet
Und das Blut, das euch erkauft.

Von allem Bösen
Gab der Heiland Leib und Blut
Uns zu erlösen:
Dankbar naht dem höchsten Gut.

Sein Reich erworben
Hat uns Christus, Gottes Sohn,
Für uns gestorben
Ist er unter Spott und Hohn.

Des Heils Bewahrer
Litt er an des Kreuzes Stamm,
Der Priester war er
Selber und das Opferlamm.

Mit Blut besiegelt
Ward das alte Bündniss auch;
Im neuen spiegelt
Sich geheimnissvoll der Brauch.

Des Lichts Verleiher,
Der die Seelen nährt und tränkt,
Hat als Befreier
Uns der Schuld Erlass geschenkt.

Wer mit Verlangen
Ihm ein gläubig Herz geweiht,
Ein Pfand empfangen
Soll er ew'ger Seligkeit.

Der Frommen Hüter
Und Beschützer Jesu Christ,
Die höchsten Güter
Gibt er dem, der gläubig ist.

Den Hunger stillet
Er mit süssem Himmelsbrot
Der Brunnen quillet
Ew'gen Heils in Durstes Noth.

Das Weltreich endet
Christ, der es begonnen hat,
Als Richter sendet
Der Vater ihn an seiner Statt.

Simrock.

65. Kirchenlied.

O quot undis lacrymarum.

O, wie bebt, von Schmerz umwoget
Und von bittrer Zähren Flut,
Jesu jungfräuliche Mutter,
Als vom Kreuz, benetzt mit Blut,
Abgelöst, der heissgeliebte
Sohn in ihren Armen ruht.

Seine Brust, die süsse Seite,
Seinen Mund, erstarrt im Tod,
Seine gnadenreichen Hände,
Und die Füsse blutig roth,
Feuchtet sie mit Thränenströmen,
Schier erliegend ihrer Noth.

Ihn mit Armen fest umschlingend
Drückt sie glühend, tausendmal,
Ihm auf Lippen, Brust und Hände
Süsse Küsse sonder Zahl,
Schmelzend hin in Wehmuthsschmerzen
Und in brünst'ger Liebe Qual.

Heil'ge Magd, durch deine Zähren,
Durch des Sohnes Todespein,
Durch den Purpur seiner Wunden,
Neige mild dich unserm Schrei'n:
Schliess, o Mutter, deines Herzens
Schmerz in unsre Herzen ein

Preis dem Vater und dem Sohne,
Und dem Geist der Heiligkeit:
Preis dem ewigen Dreieinen,
Ehr und Ruhm und Herrlichkeit:
Dank und Jubelsang erschalle
Jetzt und bis in Ewigkeit.

Schlosser.

66. Zur Fastenzeit.

Audi, benigne conditor.

Gregor I. (p. 158.)

Nimm das Gebet, o Schöpfer, auf,
Das durch der vierzig Tage Lauf
Von Klagen und von Seufzern schallet
Und auf zu dir mit Thränen wallet!

Der du der Nieren Forscher bist
Und unsers Herzens Schwäche siehst,
Schenk uns, da uns zu dir zurücke
Die Busse führt, des Vaters Blicke.

Ja, wir missbrauchten die Geduld;
Beschämt gestehn wir unsre Schuld.
Nimm denn von uns der Sünden Schwere,
Und mach uns stark zu deiner Ehre.

Des Fastens und der Busse Frucht
Sei des bezähmten Fleisches Zucht,
Damit die Herzen, frei von Sünden,
Nicht mehr der Sünden Speise finden.

Rambach.

67. Morgenlied.

Ecce jam noctis tenuatur umbra.

Sieh, die Nacht lässt schon ihre Schatten bleichen,
Während röthlich schimmert des Lichtes Aufgang.
Jetzt mit Inbrunst lasset den allgewaltigen
Vater uns anflehn:

Dass er uns barmherzig die Seelenunruh
Ganz verscheuch und himmlischen Frieden sende;
Und den Tag zurüste, wo seinen Heil'gen
Diene der Erdkreis.

Dies verleih uns heute die sel'ge Gottheit,
Die in Einheit Vater und Sohn und Geist ist,
Deren Ruhm aufdonnert in Ewigkeit von
Pole zu Pole.

Fortlage.

68. Zum zweiten Schöpfungstage.

Immense coeli conditor.

Der du den Himmel grenzenlos
Erschaffen und der Fluten Schooss
Des Meeres theilend fest umkränzt
Am Rand des Himmels abgegrenzt.

Den Sternen wiesest du die Bahn,
Das Bett der Erde Strömen an,
Damit durch sie der Gluten Brand
Gedämpft versenge nicht das Land.

Nun leite, Allerbarmer, du,
Auch deiner Gnade Fluss uns zu,
Dass nicht von alter Sünden Last
Gelockt die neue uns erfasst.

Der Glaube mehr' in uns das Licht,
Und fehle uns als Leitstern nicht,
Dass er all eitlen Sinn besieg,
Und keiner Täuschung je erlieg!

Königsfeld.

69. Zum Feste der Kreuzerhöhung.

Lignum crucis mirabile.

Des Kreuzes Holz voll Wunderschein
Glänzt weit in alle Welt hinein,
Daran in Unschuld hing der Christ,
Der doch der Welt Erlöser ist.

Der Baum ist mehr als Cedern werth,
So schlank der Libanon sie nährt,
Von bösen Äpfeln hegt er nichts
Trägt Frucht nur Lebens und des Lichts.

Du Christus, König fromm und mild,
Wo uns erscheint des Kreuzes Bild,
Da lass du nimmer, nimmer nach,
Dass es uns stark im Glauben mach.

Dass wir vereint mit Herz und Mund
Dich preisen aus der Seele Grund,
Und unser Lob zu jederzeit
Dir zu erschallen sei bereit.

Hobein.

70. Zur Mette.

Nocte surgentes vigilemus omnes.

Aufstehn lasst uns nun in der Nacht und wachen!
Stets dem Psalmensang die Betrachtung weihen
Und mit Einem Mund dem Erhabenen singen
Süsse Gesänge.

Dass, den Sel'gen gleich dem Erbarmer singend,
Wir mit ihnen einst zu dem Himmelshofe
Freudig mögen ziehn und zugleich mit ihnen
Ewiglich leben.

Dies gewähre uns die allsel'ge Gottheit:
Vater, Sohn und Geist, der ersehnte Tröster,
Deren Lob und Ruhm in dem ganzen Erdkreis
Ewig erschallet.

Pachtler.

71. Kirchenlied.

Nox atra rerum contegit.

In schwarzen Schlei'r verhüllt die Nacht
Der Erde bunte Farbenpracht:
Versenkt in Reue flehen wir,
Gerechter Richter, Herr, zu dir:

Dass du die Frevel wollst verzeihn,
Und waschen uns von Flecken rein:
Dass du uns schenkest deine Huld,
Zu scheuchen fern der Sünden Schuld.

Das böse Herz starrt und verzagt
Von des Gewissens Angst zernagt:

Dem Graun der Nacht suchts zu entfliehn,
Und flieht, Erlöser, zu dir hin.

Das finstre Dunkel scheuche mild,
Das uns das Herz mit Angst erfüllt:
Dass es, in deines Lichtes Schein,
Sich sel'ger Wonnen mög erfreun.

Dies, Vater, gib vom Gnadenthron,
Und du dem Vater gleicher Sohn,
Dem, mit dem Geist, der Trost verleiht,
Sei Ehr und Preis in Ewigkeit.

Schlosser.

72. Weihnachtslied.

Nuntium vobis fero de supernis.

Vom Himmel komm ich Botschaft euch zu melden,
Geboren ist der Christ, der Herr der Welten,
In Bethlem Judä, wie verliess die Kunde
Aus Sehers Munde.

Ihn singen froh der Engel sel'ge Chöre,
Der Stern bezeugt ihn, Kön'ge, ihm zur Ehre,
Des Morgens nahn, sinnvolle Gaben reichend,
Dem Kind sich neigend.

Weihrauch dem Gott, ihm, den das Grab umfahen
Wird, Myrrhe, Gold dem Kön'ge spendend, nahen
Den Einen ehrend, sich die Drei, zu weihen
Drei Gaben Dreien.

Preis dir, Dreiein'ger auf dem Himmelsthrone,
Dir Vater, dir dem eingebornen Sohne,
Dir Geist auch, welcher ausgeht von den Beiden
Durch ew'ge Zeiten.

Schlosser.

73. Morgenlied.

Rerum creator optime.

Allgüt'ger Schöpfer aller Welt,
Schau, Lenker, her vom Himmelszelt,
Heb von uns trägen Schlummers Last,
Erweck uns aus zu langer Rast.

Wir flehen, Christ, um deine Huld,
Vergib uns unsrer Sünden Schuld,
Die wir bekennen in der Nacht,
Wenn wir vom Schlafe sind erwacht.

Sieh Herz und Hand zu dir gekehrt
Bei Nacht, wie der Prophet gelehrt,
Der so zu thun uns gibt den Rath,
Und wie es Paulus selber that.

Dir sind all unsre Sünden kund,
Und gern gesteht sie unser Mund,
Mit Seufzen flehen wir dich an:
Erlass uns, Herr, was wir gethan.

Simrock.

74. Am grünen Donnerstage.

Rex Christe factor omnium.

O Christus, König aller Welt,
Zum Heiland uns von Gott bestellt,
Erhöre gnädig unser Flehn,
Da wir lobsingend dich erhöhn.

Schwer lag auf uns der Sünde Fluch,
Seit Adam ihre Fesseln trug;

Kein Helfer war, wohin wir sahn:
Da nahmest du dich unser an.

Du, der du lebst von Ewigkeit,
Erwähltest unsre Sterblichkeit,
Erniedrigtest dich bis zum Tod,
Und wardst im Tode selbst ein Spott:

Zu lösen unsrer Sünden Band',
Botst du der Fessel deine Hand;
Zu tilgen unsrer Laster Schuld,
Trugst du den Frevel mit Geduld.

Gequält von namenlosem Schmerz,
Bricht endlich dir am Kreuz das Herz;
Doch, da du stirbst, erbebt das Land,
Gehüllet in der Nacht Gewand.

Und bald von Angst und Tod befreit,
Schwingst du dich auf zur Herrlichkeit:
Heil, Sieger, dir! sei hochgepreist,
Bleib stets uns nah mit deinem Geist.

Rambach.

75. Am dritten Schöpfungstage.

Telluris ingens conditor.

Des Erdballs Schöpfer, gross und hehr,
Der abgeschieden Land und Meer,
Und in sein Bett die Flut gebannt,
Dass fest und sicher sei das Land.

Damit der Pflanzen Keim erwacht,
Und bunter Blüthen Farbenpracht,
Dass es an süssen Früchten reich
Und duft'gen Matten, sanft und weich.

Ach unser Herz, verderbt und wund,
Mach' durch der Gnade Thau gesund,
Und tilge alle sündge Lust
Und böse That in unsrer Brust.

Erhalte treu mich dem Gebot,
Und frei von allem Leid und Noth,
Erfreue mich mit Gütern hier,
Und nimm des Todes Kelch von mir.

Königsfeld.

76. Abendlied.

Nigrante tectam pallio.

Ennodius. (p. 159.)

Die Erde winkt auf sich herab
Mit dunklendem Gewand die Nacht,
Dass wieder Kraft im süssen Grab
Beseeltem Leben neu erwacht.

Des Todes schmeichlerisches Bild
Uns in der Gruft des Schlummers wiegt,
Indess die Seele ruherfüllt
Nach Tagesmühn in Frieden liegt.

Licht, Leben, Wahrheit, Christus du,
Gib, dass nicht Schlafes düstre Zeit
Ins finstre Reich aus nächt'ger Ruh
Uns abzurufen sei bereit.

Gib uns der Nacht nicht unterthan,
Wenn uns umfängt ihr schwarzer Flor,
Noch male uns des Traumes Wahn
Erlogene Gestalten vor.

Und dass nicht Unschuld tief erschrickt
Naht ein Schuldtrugbild ihrer Ruh,
Indess der Schlaf sie süss erquickt,
Sei ihrer Träume Wächter du!

Keuschheit sei unsres Schlummers Lust,
Sie aller Tugend Glanz und Hort,
Und Glaube wohn in unsrer Brust
Und grün in ew'gem Lichte dort.

Hobein.

77. Gesang von den Aposteln Petrus und Paulus.

Aurea luce et decore roseo.

Elpis. (p. 159.)

Mit gold'nem Glanz und rosenlichter Herrlichkeit,
Du Licht des Lichtes überströmtest du das All,
Den Himmel zierend mit dem hehren Martyrthum
An diesem heil'gen Tag, der uns Vergebung bringt.

Du Himmelspförtner und der Erde Lehrer du,
Ihr Weltenrichter, wahre Leuchten ihr der Welt,
Als Sieger, der durchs Schwert und jener durch das Kreuz,
Sitzt ihr gekrönt im hohen Rath der Seligen.

Du guter Hirte Petrus, nimm mit Mildigkeit
Der Flehenden Gebete, löse du das Band
Der Sünde kraft der Macht, die dir gegeben ist.
Denn dein Wort schliesst den Himmel zu und thut ihn auf.

Erhabner Lehrer Paulus, lehre Sitten uns,
Ermüde nicht, im Geist uns himmelwärts zu ziehn,
Bis wir, wann einst des Fleisches dichter Vorhang fällt,
Gott so erkennen, wie wir selber sind erkannt.

Ölbäume sonder Gleichen ihr an Frömmigkeit,
Schafft, dass wir fromm in Glauben und in Hoffnung stark,
Vom reinen Quell der Doppelliebe ganz erfüllt,
Nach dieses Leibes Tod das ew'ge Leben schaun.

Bässler.

78. Weihnachtslied.

Agnoscat omne saeculum.

Fortunatus. (p. 161.)

Mit Freuden hör es alle Welt,
Dass unser Heil sich eingestellt!
Des argen Feindes Tyrannei
Ist abgethan, und wir sind frei.

Was der Prophet im Geist gesehn,
Ist an der Jungfrau nun geschehn.
Ein Engel ihr die Botschaft bringt;
Der Allmacht Stärke in sie dringt.

Maria, die dem Worte traut,
Der Wunder höchstes an sich schaut.
Der, den der Weltkreis selbst nicht fasst,
Wird durch sie unsrer Erde Gast.

Die Wurzel Jesse nun erblüht,
Die Jungfrau sich als Mutter sieht,
Und doch, indem sie Mutter wird,
Den Schmuck der Unschuld nicht verliert.

Der einst zu sein gebot dem Licht,
Verschmäht die harte Krippe nicht;
Durch den der Himmel Heere sind,
Liegt hier als schwaches Menschenkind.

Der alle Sterbliche regiert,
Allmächtig seinen Scepter führt,
Betritt des Lebens Pilgerbahn,
Wird dem Gesetze unterthan.

Was Adam uns durch Sünd verlor,
Bringt neu des Menschen Sohn hervor.
Das Glück, das einst der Stolz getrübt,
Die Demuth uns nun wiedergibt.

Gekommen ist des Lebens Licht;
Nacht ist entflohn, und Tod besiegt.
Kommt, Völker, glaubt dem Freudenwort:
Geboren ist der Menschheit Hort!

Rambach.

79. Das heilige Kreuz.

Crux benedicta nitet dominus qua carne pependit.

Schimmerst, gesegnetes Kreuz, dran Christus im Fleische gehangen
Und in dem eigenen Blut unsere Wunden geheilt.

Mild in erbarmender Lieb ward er ein Opfer der Sünder;
Heiliges Lamm, du zogst uns aus dem Rachen des Wolf's.

Hier mit durchstochenen Händen erlöst er die Welt vom Verderben,
Sperret im eigenen Tod gnädig dem Tode den Weg.

Hieran war die Hand mit blutigen Nägeln geheftet,
Welche den Petrus dem Tod, Paulns den Sünden entriss.

Mächtige Fruchtbarkeit! O du süsser, du herrlicher Kreuzbaum!
Frucht, wie noch keiner sie trug, trägt dein beladener Ast.

Wieder vom Dufte der Frucht erstehet der Leib der Erbliehnen,
Kehret vom finsteren Grab wieder zum Leben zurück.

Keinen versenget die Glut in dem Schatten des lieblichen Kreuzbaums,
Weder der Mond in der Nacht, noch an dem Tage die Sonn.

Schimmernd stehst du gepflanzt an dem Rande lebendiger Wasser,
Streuest, mit Blumen verziert, freundlich das grünende Haar.

Zwischen den Armen schwebet an dir aufrankend der Weinstock,
Welcher den köstlichsten Wein strömet mit blutigem Roth.

Pachler.

80. Passionslied.

Pange, lingua, gloriosi proelium (lauream) certaminis.

Kündet, Lippen all, den hehren
Kampf, der uns den Sieg errang,
Das erhabne Kreuzeszeichen
Feiert im Triumphgesang,
Meldet wie des Welterlösers
Opfertod den Tod bezwang.

Ob des ersten Elternpaares
Fall bekümmert, das den Tod
An des Baumes Frucht gegessen,
Die ihm sein Geheiss verbot,
Wählte selber uns zum Heile
Gott den Baum, den Quell der Noth.

Solcher Rath, uns zu erlösen,
War von Ewigkeit erdacht,
Dass durch hohe List zu Falle
Sei des Bösen List gebracht
Und derselbe Baum die Heilung
Spende, der uns wund gemacht.

Als daher der heil'gen Zeiten
Fülle nun sich eingestellt,
Steigt der Sohn vom Sitz des Vaters,
Der mit ihm erschuf die Welt,
Jetzt im jungfräulichen Schoosse
Sich dem schwachen Fleisch gesellt.

Weinend liegt das neugeborne
Kind in enger Krippe Raum,
Mit der Windel deckt die Blösen
Ihm die Magd und Mutter kaum,
Eng um Hand und Fuss und Schenkel
Gürtet sie den Wickelsaum.

Als er jetzt nach dreissig Jahren
Sah vollbracht die Lebenszeit,

Zu dem selber auserkornen
Leiden willig und bereit
Ward das Lamm ans Kreuz gehoben
Und dem Opfertod geweiht.

Sieh hier Geisel, Kelch und Nägel,
Dornenkrone sieh und Speer,
Sieh den Leib durchbohrt, den süssen,
Sieh, ein Blutstrom fliesst daher
Reinzuwaschen aller Sünden
Himmel, Erd und tiefes Meer.

Kreuz des Heilands, unter allen
Bäumen bist du ehrenreich,
Dir an Laub und Blüth und Früchten
Ist kein Baum des Waldes gleich,
Süsse Bürde, Baum der Würde,
Trägst du allem Erdenreich.

Hehrer Baum, die Aeste biege,
Fülle sie mit weichem Saft,
Dass die Starrheit sei gemildert
Deiner angebornen Kraft,
Du des höchsten Königs Glieder
Sanfter dehnst an deinem Schaft.

Du nur warest ihn zu tragen
Werth, dem unser Heil entspross,
Du an dem der Welt ein Hafen
Sich, der scheiternden, erschloss,
Du, gesalbt vom heil'gen Blute,
Das dem Opferlamm entfloss.

Simrock.

81. An die Jungfrau.

Quem terra, pontus, sidera.

Dem Erde, Meer und Sternenheer
Anbetung gibt, und Preis und Ehr,
Der den dreifält'gen Weltbau lenkt,
Liegt in Mariä Schrein versenkt.

Dem Sonn, Mond, Alles was da ist,
Zum Dienst sich beugt zu jeder Frist,
Den trägt, von Gottes Huld erfüllt,
Der Leib der Jungfrau rein und mild.

O Gnadenmutter hehr und klar,
Die ihren Schöpfer wunderbar,
Der mit der Hand umfasst die Welt,
Im keuschen Schooss beschlossen hält.

Magd, die der Engel selig preist,
Beschattet du vom heil'gen Geist,
Von dem, den alles Volk erharrt,
Der Heiland uns geboren ward.

O heil'ge Jungfrau hoch und hehr,
Erhöht ob aller Sterne Heer,
Der dich erschuf, des Himmels Lust,
Nährst du als Kind an deiner Brust.

Du schenktst, was raubte Evas Schuld,
Uns neu durch deines Kindes Huld:
Du rufst uns aus dem Thränenthal,
Und schliessest auf des Himmels Saal.

Du bist des höchsten Königs Zier,
Des Himmels Glanz und Gnadenthür:
Den uns der Jungfrau Schooss gebar,
Preis ihn, erlöster Völker Schaar.

Preis dir, o Jesu, immerdar,
Dir, den die Jungfrau uns gebar:
Dir Vater, Tröster, dir geweiht
Sei Ruhm und Preis in Ewigkeit.

Schlosser.

82. Ostergesang.

Salve festa dies, toto venerabilis aevo.

Sei Festtag uns gegrüsst, von allen Völkern zu feiern;
Heut hat die Hölle besiegt, der die Gestirne beherrscht.
Sieh es bezeugt es die Wonne des neu auflebenden Frühlings,
Dass seine Gaben gesammt wiedergekehrt mit dem Herrn.
Ihm, der im Glanz aufsteigt nach Besiegung der finsteren Hölle,
Schmückt sich mit Laube der Wald, schmückt sich mit Blumen die Au.
Der die Gesetze des Todes zerbrach, der da wandelt bei Sternen,
Jubelnd lobt ihn der Tag, Himmel und Erde und Meer.

Gott, der gekreuziget war, schon an! regieret im Weltall;
Zu dem Schaffenden wallt aller Geschöpfe Gebet.
Der bewegliche Kreis des Jahres, das liebliche Tagslicht,
Und die Sekunden, die schnell rauschenden, huldigen ihm.
Christus, du Heil der Welt, der Schöpfer du bist und Erlöser,
Der du als einziger Sohn gingst aus dem Vater hervor,
Der, da das Menschengeschlecht du gesunken sahst in den Abgrund,
Es zu entreissen dem Schlund, selber erschienest als Mensch,
Du erduldest das Grab, Urheber der Welt und des Lebens,
Trittst auf des Todes Weg, bringend die Hülfe des Heils.
Aber o halt uns, was du versprachest, du heilige Allmacht,
Schon ist der dritte Tag, stehe, Begrabener, auf.
Löse die Geister, gekettet in unterirdischem Kerker,
Und ruf wieder herauf, was in die Tiefe gestürzt.
Wende dein Antlitz her, dass alle Zeiten das Licht schaun,
Gib uns zurück den Tag, welcher uns floh, da du starbst.
Du entführest unzählige Schaar aus des Todes Gefängniss,
Und wohin du den Schritt wendest, da folget sie frei.
Von hier gehend aufs Neu ins Grab nach der Hölle Besiegung,
Bringst du zum Himmel als Held reiche Trophäen zurück.

Fortlage.

83. Von des Herrn Leiden.

Vexilla regis prodeunt.

Des Königs Banner wallt herfür,
Es glänzt des Kreuzes Siegeszier,
An dem da hing in Todesnoth,
Der uns erlöst von Noth und Tod.

Wie ward er da so grausamlich
Verwundet von der Lanze Stich!
Aus seiner Seite quillet Blut
Und Wasser, unserm Fehl zu gut.

Erfüllt ist nun, was David sang,
Da in des Glaubens heil'gem Drang
Den Völkern er die Kunde gab:
„Vom Holze herrschte Gott herab."

Vom Königspurpur wundersam
Umflossen strahlst du, Kreuzesstamm,
Des Heilands heil'ge Glieder hast
Getragen du — o süsse Last!

O selig Holz, umschlungen hält
Dein Arm den Hort der sünd'gen Welt;
Du darfst den zarten Leib umfah'n
Dess, dem der Tod ist unterthan.

Ein süsser Wohlruch dir entweht,
Der über allen Nektar geht;
Du stehst an edeln Früchten reich,
Du prangest einem Sieger gleich.

Heil dir, und Dank, du Opfer werth,
Das uns zu sühnen hat begehrt!
Heil dir, Altar, allwo dem Tod
Das Leben sich zum Leben bot!

Kreuz, unsrer Hoffnung hehrer Thron,
Gruss dir zur heil'gen Passion!
Den Frommen mehre Gottes Huld
Und tilg den Sündern ihre Schuld!

Stadelmann.

84. Osterhymnus der getauften Katechumenen b. h. Abendmahl.

Ad coenam agni providi.

Anonym.

Zu dieses Lammes Ostermahl
Geschmückt mit weissen Kleidern all,
Christo dem Herrn singt Lob und Ehr,
Der uns geführt durchs rothe Meer.

Bereitet auf dem Kreuzaltar
Reicht er des Lebens Speise dar,
Sein eignes Fleisch, sein heil'ges Blut;
So leben wir vom ew'gen Gut!

Mit Blut gezeichnet, sind wir frei,
Der Todesengel geht vorbei;
Erlöst vom schweren Dienstesband,
Ziehn wir in das gelobte Land.

Christus ist unser Osterlamm,
Geschlachtet an dem Kreuzesstamm,
Sein heil'ger Leib liegt uns bereit
Als Süssteig höchster Lauterkeit.

O wahres Opfer, Jesu Christ,
Dadurch die Höll' gebrochen ist,
Dein Volk aus der Gefangenschaft
Zurückgeführt in Lebenskraft!

Denn aus dem Grab gingst du hervor,
Zogst siegreich durch der Hölle Thor,
Warfst dem Tyrannen Fesseln an
Und öffnetest die Himmelsbahn.

Als Lebensfürst, wir bitten dich,
Sieh' auf dein Volk, Herr, gnädiglich;
Gib uns in dieser Osterzeit
Viel Gnaden für die Ewigkeit.

Bone.

85. Osterlied.

Aurora lucis rutilat.

Des bolden Tages Schein erglimmt,
Zu seinem Preis der Himmel stimmt,
Die Hölle heult, da sie ihn schaut,
Auf hüpft die Welt und jubelt laut.

Des starken Königs Siegerschaft
Bewältigte des Todes Kraft;
Sein Fuss zertrat der Hölle Thor
Und die Gefangnen gehn hervor.

Den eingesargt im Felsenschacht
Ein Haufen Söldner hielt bewacht,
Er schwang sich auf aus Grabesnacht
Mit Morgenlicht in Siegespracht.

Hellglänzend rief ein Engel aus:
Bezwungen ist der Hölle Graus;
All irdisch Leid ist abgestellt,
Erstanden bist du, Herr der Welt.

Simrock.

86. An einem Martyrertage.

Deus tuorum militum.

O Gott, du deiner Reis'gen Kron,
Verheissung, Preis und ewger Lohn!
Die wir dies Lob dem Dulder weihn,
Woll' uns von Sündenschuld befrein.

Die schnöden Freuden dieser Welt
Und ihren Trug sah dieser Held
Für eitel und vergänglich an,
Drum stieg er auf zur Sternenbahn.

Drangsal ertrug er ungebeugt,
Ein Mann, den keine Furcht erweicht,
Für dich vergiessend froh sein Blut,
Erlangt er dort das ewge Gut.

Ob diesem brünstigen Gebet,
Wirst du, o Milder, angefleht:
Mach bei des Helden Siegesfest
Dein Volk von aller Schuld erlöst.

Lecke.

87. An den Tagen h. Bekenner.

Rex gloriose martyrum.

Glorreicher Fürst der Martyrer,
Du Kron und Zier der Beichtiger,
Die, so der Erden Tand verschmähn,
Führst du empor zu Himmels Höhn.

Neig huldvoll unserm Flehen dich,
Schenk uns Erhörung mildiglich:
Der Sieger Palmen künden wir,
Heil' unsre Schäden für und für.

In deinen Zeugen siegest du,
Du bist der Beicht'ger Kraft und Ruh.
Mit mächt'gem Arme, reich an Huld,
Zerbrich die Banden unsrer Schuld.

Schlosser.

88. Gebet.

Rex Deus, immensi quo constat machina mundi.

Eugenius. (p. 239.)

Gott, allmächtiger Schöpfer des unermesslichen Weltbaus,
Was ich Armer durch Christum erfleh, o lass es geschehen:
Gib mir ein wachsam Gemüth, du Alles regierender König,
Gib mir, ich flehe dich an, Verstand und Helle des Geistes,
Dass ich fliehe, im Glauben gerecht, der Ketzer Gemeinschaft;
Doch vor Allem erziele das Herz, unsträflich zu wandeln.
Lehre mich Liebe und Wahrheit und Demuth und zeitliche Weisheit,
Halte Geschwätzigkeit fern und gib mir glückliche Rede,
Gib mir brave Genossen, o gib mir redliche Freunde,
Auch einen Schaffner, gehorsam und treu und sparsam und mässig.
Armuth peinige nicht, nicht beuge mich üppige Trägheit,
Gib, was zum Leben gehört, dazu den Schatz der Gesundheit;
Reichthum sei nicht mein Ziel, fern bleibe mir Hochmuth und Zanksucht,
Fern auch Neid und Liebe zur Pracht und schmähliche Wollust.
Niemand werde gekränkt durch mich, es kränke mich Niemand.
Sei mein Wollen so rein, dass Böses zu wollen unmöglich.
Schändliches lass mich nicht wünschen, noch reden, noch jemals vollbringen,
Dich ersehne das Herz, dich preise Rede und Wandel,
Lass auch, himmlischer Vater, dem Aug entquellen die Thräne,
Dass durch sie Erleichterung werd dem sündigen Busen,
Gib, ich flehe dich an, mir Kraft, die Welt zu besiegen,
Leichten Schritts zu wandeln dahin die Pfade des Lebens,
Doch erscheinet dereinst der Tag, wo die Gräber sich öffnen,
Schenk Erbarmen auch mir, dem Schuld die Krone geraubet.
Preis und Ehre und Ruhm dir, Schöpfer der Erd und des Himmels,
Der du allein, dreieiniger Gott, regierest das Weltall.

Dreves.

89. Am Himmelfahrtstage.

Hymnum canamus gloriae.

Beda.

Laut schalle unser Lobgesang,
Es töne neuer Liederklang,
Da Christus sich der Erd entschwingt
Und seines Kampfes Ziel erringt.

Er, der die Sterblichen versöhnt,
Er, ach! von Sterblichen verhöhnt,
Steigt nun als sieggekrönter Held
Verklärt empor zur bessern Welt.

Und aller Himmelsbürger Schaar
Bringt ihm der Ehrfurcht Opfer dar,
Begleitend ihn, des Menschen Sohn,
Als Sieger zu der Gottheit Thron.

So ist er nur der Erd entrückt,
Die eben er ans Herz gedrückt,
Die Mutter und die Jünger, stehn
Und schaun bewundernd zu den Höhn;

Und schaun mit sehnendem Gefühl
Ihm nach den Weg zum hohen Ziel,
Und sehn im Geist ihn hocherfreut
Im Glanze seiner Herrlichkeit.

Dort lebt er in der Himmelswelt,
Erhaben überm Sternenzelt,
Und herrscht als Gottes ew'ger Sohn
Mit ihm auf seiner Allmacht Thron:

Bis wieder ihn die Erd erblickt,
Mit Preis und Ehr von Gott geschmückt,
Wenn er als Richter aller Welt
Den Sterblichen ihr Urtheil fällt.

Bricht dieser grosse Tag einst an,
Lass, Herr, das Lehen uns empfahn,
Lass uns gerecht vor dir hestehn,
Und zu den Auserwählten gehn.

Verklär uns, die dein Geist erfüllt,
Dann ganz in deiner Gottheit Bild!
Zeig uns des Vaters Angesicht;
Ihn schaun, das Eine uns genügt.

Rambach.

90. Von den unschuldigen Kindern.

Hymnum canentes martyrum.

Unschuld'ger Kinder Martyrschaar,
Dir bringen wir ein Lohlied dar,
Die weinend schied aus dieser Welt,
Nahm fröhlich auf das Himmelszelt.
Dort singt durch Zeit und Ewigkeit
Vom Vaterantlitz hoch erfreut,
Im Engelchor am Dankaltar
Unschuld'ger Kinder Martyrschaar.

Die einst ein Wüthrich opfern hiess,
Gott um sich her versammeln liess,
Und stellt sie zu der Seel'gen Reihn
In seines Lichtes ew'gen Schein.
Der gerne in des Vaters Haus
Theilt jedem seine Wohnung aus,
Nahm zu sich auf ins Paradies,
Die einst der Wüthrich opfern liess.

Durch Rama lauter Jammer tönt,
Und Weheruf laut klagend stöhnt,
Vor Thränen seufzt dort Rachel, ach!
Den ihr entrissnen Söhnen nach.
Sie aher ruhn im Vaterhaus
Vom Schmerz, dem überwundnen, aus,
Oh denen, die jetzt sieggekrönt,
Durch Rama lauter Jammer tönt.

Du, junge Heerde, fürchte nicht,
Dass dich des Wolfes Zahn anficht,
Denn auf des Himmels Triften wird
Dich weiden hald ein junger Hirt.
Dem Gotteslamme darfst du nahn,
Dem lichten folgen auf der Bahn,
Der Mörderhand die Kraft gehricht,
Drum, junge Heerde, fürchte nicht!

Die Thräne, die euch hier entfloss,
Wischt Gott euch ah in seinem Schooss,
Dort in des ew'gen Lehens Hall'n
Seid ihr nicht mehr dem Tod verfall'n.
Was ihr in Thränen hier gesät
Wird dort als Freudenfrucht gemäht,
Und trocknet Gott, ein Tröster gross,
Die Thräne, dio euch hier entfloss.

O! welche sel'ge Stadt du hist,
Aus der der Heiland kommen ist!
Hier starb die erste Martyrschaar
Für ihn, der dort gehoren war.
Und unter andern Städten klein
Wirst immer du geheissen sein,
Weil hier das Licht erschienen ist;
O! welche sel'ge Stadt du hist!

Im weissen, leuchtenden Gewand
Stehn sie nun an des Thrones Rand,
Von Blut des Lammes ist ihr Kleid
Noch ganz geröthet und geweiht.
Und sie, die alle hier vereint
Um ihre Heimath dort geweint,
Sie lohen froh Gott im Verband,
Im weissen, leuchtenden Gewand.

Königsfeld.

91. Am Feste Johannes des Täufers.

Ut queant laxis resonare fibris
Mira gestorum famuli tuorum,
Solve polluti lahii reatum,
Sancte Joannes.*)

Paulus Diakonus. (p. 241.)

(Zur Mette.)

Dass deinen Rnhm, dein wunderreiches Leben,
Mit Juhelsang lobpreisend wir erhehen,

*) Aus dieser Hymne bildete das röm. Brevier deren drei: Str. I—IV; Str. V—VIII (Antra deserti teneris sub annis); Str. IX—XVI (O nimis felix meritique celsi).

Hilf uns, Johannes, unser Herz erneuen,
Die Lippen weihen.

Ein Engel, dich dem Vater zu verkünden,
Kam her vom Himmel zu der Erde Gründen,
Der deinen Namen, deine Lebensweise,
That kund dem Greise.

Der Greis, dess Herz in Zweifeln sich verloren,
Verstummt' alsbald: doch du, als du geboren,
Du löstest ihm, das hemmend sie umrungen,
Das Band der Zungen.

Im Mutterschoos noch, wardst, in seiner Hülle,
Des Herrn du inne, dessen Gnadenfülle
Das Mutterpaar, verzückt, in heil'gem Drange,
Pries im Gesange.

(Zur Mette.)

Hier in die Wüste, schon in zarten Jahren,
Zogst du, von Menschen fern, dich zu bewahren,
Dass sich dein Leben rein, von keiner Sünde
Entweihet finde.

Das rauhe Kleid, das die Kameele spenden,
Umschliesst ein Ledergurt um deine Lenden:
Waldhonig, Wasser, mit Heuschreckenbeeren,
Dient dich zu nähren.

Nur ahnend sahn der alten Seher Schaaren
Das Licht, das Gott einst sollte offenbaren:
Dir war vergönnt ihn selber zu erblicken,
Der Welt Entzücken.

Nie ward ein Grössrer je als du geboren,
Den Gottes Huld vor allen auserkoren,
Ihm, der die Sünden tilgt, voranzulaufen,
Ihn selbst zu taufen.

(Zu den Laudes.)

O Hochbeglückter, du so reich an Ehre,
Der Seher Grösster, gross durch heil'ge Lehre,
Blutzeuge du, in herber Prüfung Stunden,
Unüberwunden.

Wohl schmücken Viele der Vergeltung Kronen,
Die manchem heil'gen Kämpfer zwiefach lohnen:
Dreifält'ger Kranz, ward, Hehrer, dir zu Theile
Im ew'gen Heile.

Noch müssen um den Preis wir Kämpfer ringen:
O hilf uns, unser eignes Herz bezwingen:

Die Hügel mache eben, mache grade
Die krummen Pfade.

Damit wir dem, der uns zum Himmel leitet,
Uns treulich weihn, dass er den Weg bereitet,
Die Herzen würdig und von jeder Sünde
Vereinigt finde.

Dich, o dreiein'ger Gott, und deine Ehre
Verkünden aller Himmelsbürger Heere:
Neig dich erbarmend aus den sel'gen Höhen
Auch unserm Flehen.

Preis dir, o Vater, auf dem Himmelsthrone,
Dir, seinem ew'gen eingebornen Sohne,
Dir, Geist, auch Preis und Ehre, gleich den beiden,
Zu allen Zeiten.

Schlosser.

92. Abendgesang.

Luminis fons, lux et origo lucis.

Alkuin. (p. 243.)

Du Quell des Lichts, in dem das Licht wir sehen,
Neig, Gütigster, dein Ohr zu unsrem Flehen,
Damit, von dir erleuchtet, unsre Seelen
Das Gute wählen.

Du hast des Lebens Kraft in uns gesenket,
Hast ew'ges Heil durch Jesus uns geschenket;
Wie sollten wir nicht freudig auf dich schauen,
Und dir vertrauen?

Es hält der Glaube sich an deine Worte;
Die Hoffnung sieht von fern des Himmels Pforte;
Es ziehet uns zu dir mit heil'gem Triebe
Die ew'ge Liebe.

Geendiget sind nun des Tags Geschäfte;
Du, Herr, verliehst uns Schutz, verliehst uns Kräfte.
Vernimm den Dank, den dafür hocherfreuet
Das Herz dir weihet.

Doch ach! auch dieser Tag zählt seine Sünden;
Lass, Christus, uns bei dir Vergebung finden,
Du Freundlichster, vertilg aus unserm Herzen
Der Sünde Schmerzen.

Der Sonne Licht entwich aus unsern Grenzen;
Sehn wir die Sonne nur beim Dunkel glänzen,
Die, nie verfinstert, in des Himmels Höhen
Die Engel sehen!

Dein denk die wache Seele stets im Schlummer;
Vergessen sei die Sorge und der Kummer;
Nur das sei unsre Sorge, Herr, in Allem
Dir zu gefallen.

Keusch übergeben wir dem Schlaf die Glieder;
Gestärkt erwecke sie das Tagslicht wieder,
Und deines Geistes Kraft regier in ihnen,
Dir stets zu dienen.

Lust sei das Tagwerk uns, das uns beschieden;
Am Abend lohne sanfte Ruh die Müden,
Und einst erquick uns, sinkt des Lebens Sonne,
Die ew'ge Wonne.

Rambach.

93. An Gott, den Schöpfer.

Te homo laudet.

Lasse des Menschen
Herz und Gemüthe,
Heiliger Schöpfer,
Friedlich dich preisen,
Da kein geringer
Theil er der Welt ist.

Da er, o Heil'ger,
Einzig dein hehres
Abbild, o Schöpfer,
Wenn er, im Geiste
Rein wie im Herzen,
Lebet in Keuschheit.

Gott, du Erleuchter,
Möge für immer
Herz dich und Stimme
Preisen, auf dass wir –
Allzeit dich lieben,
Dich, der allheilig.

Schleuss diese frommen
Worte, o treue
Jungfrau ins Herz ein,
Dass dich der milde
Christus für alle
Zeiten geleite.

Weihe du Leib und
Seele zum keuschen
Tempel für ihn ein,
Süsse Geliebte,
Dass es ohn Ende
Ewig dir wohlgeh.

Sei er allein für
Immer, so fleh ich,
Licht dir und Liebe,
Fülle des Heiles,
Ewiges Leben,
Endlose Wonne.

Dreves.

94. Pfingsthymne.

Veni creator Spiritus.

Karl d. Gr. (p. 245.)

Komm, Schöpfer Geist, besuche nun die Herzen deiner Gläubigen,
Mit Himmelsgnade ganz erfüll die Seelen, welche du erschufst.

Der du der Tröster wirst genannt, des Höchsten Gottes Gabe bist,
Lebend'ge Quelle, Liebesglut, und salbend mit dem Geist des Herrn;

Der Rechten Gottes Finger, du, der siebenfache Gaben schenkt
Und, wie der Vater zugesagt, mit neuen Zungen reden lehrt:

Entzünde Licht in unserm Geist, ergiesse Lieb in unser Herz,
Des Leibes Schwachheit kräftigend durch deine ew'ge Gottesmacht.

Vertreibe fern von uns den Feind, verleihe Frieden immerdar,
Als Führer wandle vor uns her, zu meiden alles Schädliche.

Durch dich lass uns den Vater und den Sohn erkennen, deiner auch,
Der du von beiden gehest aus, im Glauben stets versichert sein.

Lob sei dem Vater und dem Sohn, dem heil'gen Paraklet zugleich!
Der Sohn ergiesse über uns des heil'gen Geistes Gnadengut.

Bässler.

Karl d. Gr. werden noch folgende Poesien zugeeignet:

95. Grabschrift auf Hadrian I.

Hic Pater ecclesia.

Hier hat der Vater der Kirche, die Zierde Roms, der erlauchte
Selige Papst Hadrian nun seine Ruhe in Gott,
Dessen Leben in Gott, und dessen Ehre in Christo
Ein apostolischer Hirt, immer zum Guten bereit,
Edel schon an Geburt aus der Ahnen hohem Geschlechte,
Aber an heil'gem Verdienst reicher und edeler noch,
Welcher deine Burgen mit Lehre, mit Macht und mit Mauern
Bauete, herrliches Rom, Haupt und Ehre der Welt,
Dem nicht schadet ein Tod, der durch Christi Tod ist vereitelt,
Welchem der Tod nur das Thor ist zum besseren Sein.
Dir nachweinend, o Vater, hat Karl diese Verse geschrieben,
Dir, mein theuerer Freund. Vater, ich klage um dich!
Unsere Namen verschling' ich, o Freund, sammt unseren Würden:
„Hadrianus und Karl, Vater du, König ich selbst."
Wer diese Verse liest, bet' aus andächtigem Herzen:
„Beiden sei milde gesinnt, beider erbarme dich, Gott."
Ja ich weiss, einst hörst du die Stimme des Richters erschallen:
„Geh in die grosse Freud ein deines Herren, mein Sohn!"
Dann sei, bitt ich, gedenk deines Sohnes, o herrlicher Vater,
Sprich: „Mit dem Vater zugleich gebe hinein auch der Sohn."
Gehe zu Christi himmlischem Reich, o glücklicher Vater,
Und von dort mit Gebet sei deiner Heerde zum Schutz.
Aber so lange die Sonne wird strahlen am feurigen Himmel,
Bleibt auf dem Erdenkreis stets, heiliger Vater, dein Ruhm.

Fortlage.

96. An Paulus Diaconus.

Parvula Rex Carolus.

Seinem geliebten Bruder, dem älteren Paulus, zu Ehren
Sendet der König Karl hier dieses kleine Gedicht.

Was die Feder in Eil' hinschrieb, in Liebesempfindung
Anvertrauend dem Blatt, fliege nur über geschwind!
Zum ehrwürdigen Blick meines Paulus fahre durch Städte,
Fahre durch Berge und Wald, Flüsse und Moore dahin,
Bis du gelangest zum Berge Casino, berühmt durch den Namen
Des Benedikt, der als Hirt, Heil'ger und Vater berühmt.
Dort such auf meinen Paulus in heil'ger-Dächer Umschirmung;
Denn ich glaube, er wohnt mitten in göttlicher Schaar.
Und begrüsse den Greis mit ehrerbietiger Stimme,
Sag ihm: Der König Karl bietet dir freundlichen Gruss.
Sag auch, was, wie ich glaub, ihn freu'n wird, dass es uns wohlgeht
Durch die gnädige Hilf unsres erbarmenden Herrn.
Und dann bitte den frommen Vater ich überall immer,
Dass er bringe vor Gott heil'ge Gebete für uns;
Auch dass er uns den würd'gen Geheten der Brüder empfehle,
Deren Gelübde vor Gott gelten, ich bin es gewiss.
Deshalb hat mir gefallen das Heil des ewigen Friedens
Zu entbieten gesammt allen Genossen von ihm.
Seid mir denn alle gegrüsst, ehrwürdige Jüngling' und Greise;
Christi Gnade beschütz euch und regier euren Pfad.

Fortlage.

97. Gruss an Alkuin.

Rex Carolus gaudens.

König Karl, erfreut über dich, dir Vater und Lehrer,
Bringt dir ewiges Heil zum Gruss in wenigen Versen.
Denn mein Geist, ich gesteh es, erfreut, geliebtester Lehrer,
Sich deiner zärtlichen Neigung, ich will deshalb nun in Versen,
O du Verehrter, dein Alter den Musen gönnen alleine.
Dazu wünsch ich, dass du unter Christi Obhut erfahrest,
Dass ich und meine Treuen zugleich gesund uns befinden,
Auch mit dem Wunsch, dass du dich erfreuest der ew'gen Triumphe,
Und im Dienste des Herrn blühn mögst in erhabener Tugend,
Stets zum Höheren richten den Schritt des heiligen Lebens,
Bis du kommst zum unsterblichen Sitz des himmlischen Reiches,
Dort den Heiligen Christi vereint mit Freuden für immer.
Mich auch reisse dir nach mit Gebeten, bitt ich, mein Lehrer,
Wo du hinaufstrebst selbst, zum Sitz barmherzigen Herrschers,
Wo Lob, Ehre und Ruhm, Schönheit und Frieden und Lichtglanz
Immer in Ewigkeit den Heiligen bleibet ohn Ende.

Fortlage.

98. Aus Alkuins Antwort.

O mihi dulcis amor.

O mein theuerster Freund, David, leb wohl mir beständig!
Wie wünsch immer ich doch, dass mir zugegen du seist,
Dass mir erlaubt sei, mit dir in Pierischen Versen zu spielen,
Oder zu steigen empor zu den Gestirnen des Pols,
Oder mit dir zu erlernen der Zahlen schöne Figuren,
Oder zu lauschen der Heilsväter erstaunlichem Wort,

Oder zu handeln von den Geboten des ewigen Heiles,
Dessen Weg uns führ über die Sterne empor.
Dies ist das das einzige Heil, dies ist die wahrhaftige Weisheit;
Wer von Herzen es liebt, ihn liebet selber das Heil.
Wer dir das irdische gab, der ertheil auch das himmlische Reich dir,
Dass einst glücklich du lebst dort in der himmlischen Burg.

Fortlage.

99. Weihnachtshymne.

Gloriam Deo in excelsis hodie.

Paulinus v. Aquilea. (p. 246.)

„Anbetung in der Höh und Preis dem Ewigen!"
Schallts aus dem Mund der Himmelsheere heut zuerst;
Und mit der Engel Liedern senkt zur Erde sich
Des Himmels Friede.

Es glänzt am Firmamente heller jeder Stern,
Und freundlicher grüsst uns der hohen Sonne Strahl;
Erfüllt von freudigem Entzücken ist die Welt
Und lautem Jubel.

Er kommt, der längst vom Herrn verheissen war!
Er kommt, der heissersehnte, aller Völker Trost!
In Bethlehem wird er geboren, Mensch wie wir,
Von einer Jungfrau.

Die harte Krippe wählet er zum Lager sich,
Als Kind schon fühlet er des Erdenlebens Noth,
Er, der im Himmel zu des Vaters Rechten sass,
Der Engel König.

In schlechte Windeln eingehüllet liegt er da,
Ein Säugling! und die Thräne dringt aus seinem Aug,
Und weinend strecket er die Hand zur Mutter hin,
Der Benedeiten.

Noch deckt die Nacht mit finstern Schatten rings das Land,
Und ihrer Heerden wartend sehn dem neuen Tag
Die Hirten Bethlehems entgegen auf dem Feld,
Die hochbeglückten!

Da werden plötzlich sie von Himmelsglanz umstrahlt,
Und eines Engels Stimme spricht: „Erschrecket nicht!
Gekommen bin ich, zu verkünd'gen euch zuerst
Die grösste Freude.

Geschehen ist der Wunder höchstes von dem Herrn;
Der Heiland ist gekommen euch und allem Volk,
In Bethlem Davids Stadt ist er geboren heut,
Der Welt Erlöser!"

Und sieh! sogleich tritt zu dem Gottgesendeten
Der Engel Schaar, die vor des Höchsten Throne steht,
Und blendender noch strahlet von dem Flammenheer
Des Herren Klarheit.

„Anbetung in der Höhe Gott!“ erschallt es laut
Empor zum Himmel; „Fried und Wohlgefallen sei
Hinfort den Menschen!“ tönts in heiligem Gesang
Zur Erde nieder.

Rambach.

100. An die Jungfrau.

Ave maris stella.

Anonym. (p. 244.)

Ave, Stern der Meere,
Fleckenlose, Hehre,
Mutter doch dem Worte,
Sel'ge Himmelspforte.

Ave gab dir Kunde
Aus des Engels Munde
Evas Namen wendend,
Uns auch Segen spendend.

Unsre Fesseln löse,
Wend uns alles Böse,
Mach die Blinden sehend,
Ew'ges Heil erflehend.

Dich als Mutter zeige
Und erhörend neige
Dir sich, der zur Erden
Kam, dein Sohn zu werden.

Hochgebenedeite,
Und von Schuld Befreite
Mache keusch und milde,
Maid, nach deinem Bilde.

Lass in lauterm Handeln
Uns unsträflich wandeln,
Dass wir Christum schauen
In der Sel'gen Auen.

Lasset Lob dem Vater,
Christo, dem Berather,
Und dem Geist erschallen,
Gleiche Ehre allen.

Simrock.

101. Bei der Salbung eines Kranken.

Christe, coelestis medicina patris.

Du, uns zum Heiland von Gott selbst gegeben,
Du Christus, aller Menschen Trost und Leben,
O neig dein Ohr zu deines Volkes Flehen,
Ihm beizustehen!

Wir beten, Herr, zu dir für unsre Kranken,
Die von der Seuchen Wuth ergriffen wanken,
Die, nahe schon des dunklen Grabes Stufen,
Um Hilfe rufen.

Nie seufzte je zu dir ein Mensch vergebens.
Wie viele freuten sich durch dich des Lebens!
Wie manchen, die der Krankheit Wuth bedrohte,
Halfst du vom Tode!

Hilf denn auch ihnen, die noch Leiden quälen,
Heil ihre Wunden, heile ihre Seelen,
Damit die Frucht von den erlittnen Schmerzen
Sie nicht verscherzen.

Sieh, mitleidsvoll, o Herr, auf unsre Thränen,
Und stille du der Liebe heisses Sehnen,
Dass jeder Kranke deine Hilfe merke
In neuer Stärke.

Lass nicht des Todes Schlummer auf sie fallen,
Gib' Lindrung ihnen unter ihren Qualen,
Und bald beseele Kraft und Leben wieder
Die matten Glieder.

Es bleibe ihnen von den Trübsalswegen
Die Frucht des Friedens und der Tugend Segen;
So nimm sie einst, geübt durch Noth und Leiden,
Zu deinen Freuden.

Rambach.

102. Das himmlische Jerusalem.

Urbs beata Jerusalem.

Stadt Jerusalem, beglückte,
Friedschau nach des Namens Laut,
Die aus lebendem Gesteine
In den Himmeln wird erbaut
Und gekrönt von Engelchören
Wie vom Bräutigam die Braut.

Jung zum bräutlichen Gemache
Schwebt sie von des Himmels Saal,
Festlich prangend, nur verlangend
Zum Verein mit dem Gemahl,
Ihre Mauern, ihre Strassen
Aus des Goldes reinstem Strahl.

Perlen glänzen von den Pforten,
Offen stehn die Flügel weit,
Gute Werke gehen Jedem
In die Himmelsstadt Geleit,
Der um Christi Namens willen
Stritt auf Erden herben Streit.

Grund und Eckstein hier zu werden
Ward gesendet Jesu Christ,
Der die Wände zu verbinden
Beider Pfeiler Träger ist:
Sion hat ihn aufgenommen,
Dessen Schutz sie nie vermisst.

Gottgeheiligt, Gottgeliebet,
Jene ganze Himmelsstadt,
Süssen Klanges voll und Sanges
Wird des Jubels nimmer satt,
Den Dreieinigen zu preisen,
Dessen Preis kein Ende hat.

Höchster Gott, zu diesem Tempel
Schweb hernieder vielerfleht,
Höre mit geneigtem Sinne
Deiner Gläubigen Gebet,
Deinen reichen Segen spende
Vater, Sohn und Paraklet.

Allen gönne zu verdienen
Das erflehte Segensloos,
Das Erlangte zu besitzen
Mit den Heil'gen endelos,
Einzugehn zum Paradiese
In der ew'gen Ruhe Schooss.

Simrock.

103. Vom Erzengel Michael.

Christe sanctorum decus angelorum.

Hrabanus Maurus. (p. 320.)

Jesus! der Menschen Heiland, Herr und Meister!
Wonne der Engel, deiner reinen Geister!
Lass uns die Freude derer, die uns schützen,
Ewig besitzen.

Sende des Friedens Engel uns hernieder:
Michael bringe Lieb und Eintracht wieder,
Stürze die Kriege von der Christen Schwelle
Tief in die Hölle!

Gabriel! mache du den Satan fliehen!
Komme, die Tempel, die vor Andacht glühen,
Und die durch dich, den mächt'gen Sieger, stehen,
Wieder zu sehen!

Raphael! schenke Kraft und Heil den Kranken!
Jenen, die furchtsam im Entschlusse wanken,
Zeige, entfernt vom zweifelhaften Pfade,
Stärkung und Gnade.

Du, so der Engel Königin geworden,
Mögest, als Friedenshort mit allen Orden
Seliger Geister und der Heil'gen Schaaren,
Stets uns bewahren!

Dieses verleih der Vater mit dem Sohne,
Und mit dem Tröster; Gott, den auf dem Throne
Hohe Gesänge loben, die von allen
Zungen erschallen.

Nickel.

104. Zur Himmelfahrt Christi.

Festum nunc celebre magnaque gaudia.

Ein hochheiliges Fest, seliger Freude voll,
Spornt ein jedes Gemüth heut' zum Gesange an;
Heut, wo Christus empor stieg zum erhabnen Thron,
Mild zu herrschen im Himmelreich.

Jubelnd, freudigen Sinns, steigt er zum Sternenzelt,
Aller Heiligen Schaar preist den Erhabenen
Und mit ihr im Verein singt des Siegers Lob,
Des getreuen, der Engel Chor.

Der da, steigend empor, Bande in Bande warf,
Und uns Irdischen hier reichliche Gaben bot,
Streng zu Aller Gericht kehrt er dereinst zurück,
Der so milde hinüberschied.

Herr, wir flehen dich an, Schöpfer voll Herrlichkeit,
Dein demüthig Gesind schon' und beschütze, dass
Uns nicht gierigen Neids knechte des Bösen Macht,
Noch uns stürz in den Höllenschlund;

Dass, wenn einst du im Licht flammender Wolken kehrst,
Richtend ziehend ans Licht jedes Verborgene,
Du uns Schuldigen nicht schreckliche Straf ertheilst
Statt des Lohns, der Gerechten wird.

Gib dies, Schöpfer der Welt, bester und grössester,
Gib dies, göttlicher Sohn, gib es, o heil'ger Geist,
Die ihr endlos beherrscht, leuchtend als Dreigestirn,
Alle Zeit der Jahrhunderte.

Dreves.

105. Tagzeiten vom Erzengel Raphael.

Tibi, Christe, splendor Patris.

Abglanz Gottes, Kraft und Leben
Unsrer Herzen, Christo dir,
Von der Engel Chor umgeben,
Minnig, innig singen wir
Wechselnden Gesanges Weisen,
Dir zu Ehren, für und für.

Allen Himmelsfürsten droben
Sei dies Loblied dargebracht,
Doch zumeist gilt unser Loben
Dem, der hilfreich uns bewacht,
Raphael, dess Kraft und Stärke
Niederwarf des Teufels Macht.

Seine Arme lass uns schützen,
Christus, König, sanft und gut,
Vor des Feindes Grimm beschützen
Leib und Seele, Herz und Blut,
Dass den Himmel uns erschliesse
Deiner Gnade höchstes Gut.

Lasst des Vaters Lob erschallen,
Hell und laut aus eurem Mund,
Lasst dem Sohn es wiederhallen
Mit dem heil'gen Geist im Bund,
Ihm, dem Einen und Dreieinen
Ew'gen durch der Welten Rund.

Königsfeld.

106. Weihnachtsgesang.

Gloriam nato canere Christo.
Walafried. (p. 321.)

Des Mensch gewordnen Gottessohnes Ehre
Verkünden fröhlich jauchzend Himmelsheere,
Und laut erschallet aus der Hirten Munde
Die frohe Kunde.

„Preis in der Höhe! und den Menschen Friede!"
So tönet es im feierlichen Liede;
Mit Staunen wird von Menschen heut gesehen,
Was nie geschehen.

Der Himmel hell erglänzt im neuen Sterne;
Von ihm geleitet, kommen aus der Ferne
Die Weisen, und begrüssen mit Entzücken
Den sie erblicken.

Mit ihm ist neu die Wahrheit nun geboren;
Ersetzt ist, was durch Sünde war verloren;
Es blühen herrlicher im Gnadenlichte
Des Segens Früchte.

Der Vorzeit Ahnung hat sich nun erschlossen,
Seitdem der Erde diese Frucht entsprossen,
Die Leben und Erquickung uns gewähret,
Uns ewig nähret.

Gekommen ist, in unser Fleisch gekleidet,
Der gute Hirt, der alle Völker weidet;
Gewohnt hat er, wie wir, in Pilgerhütten,
Für uns gelitten.

Heil nun der Erde, die sein Licht erblicket!
Durch ihn für Zeit und Ewigkeit beglücket,
Weih jeder ihm, dem Retter, Dank und Liebe
Mit reinem Triebe.

Hilf, Christus, selbst uns dein Gesetz vollbringen,
Lass gute Thaten uns durch dich gelingen,
Dass einst bei dir des ew'gen Lebens Krone,
Auch uns belohne!

Rambach.

107. Hymnus zum Christfeste.

Lumen inclytum refulget.

Sieh, ein klares Licht erglänzt nun, da der grosse Stern geht auf,
Das den Erdkreis überschimmert, und das Graun der Nacht verscheucht.
Juda's König, welchen laug schon der Prophet verkündigte,
Wird zu Freuden uns geboren in der heilgen Bethlehem.

Wunderbar und anzustaunen ist der Bund, den Gott gemacht,
Dass dem Donnrer in dem Weltall eine Jungfrau Mutter ist.
Höre du der Frommen Wünsche, Christe, Heil der Welt, der du
Patriarchen und Propheten ihres Ruhmes Krone bist.

Zu dir flehet die Vermählte, wie die Jungfrau und der Mann;
So die Eltern wie die Kinder schirme durch Fürbitte du.
Jauchz, o Himmel, jauchze, hehrer Engel tausendfache Schaar,
Erdenländer, Staubgewimmel, Sterne, Ströme, Meeresgrund.

Fortlage.

108. Willkomm der Mönche St. Gallens an die Reliquien des h. Magnus.

Miles ad castrum properes novellum.

Hartmann v. St. Gallen. (p. 328.)

Krieger! zur Burg, zur neu dir erbauten!
Auf zu dem Sitz, dem längst schon vertrauten;
Weil' an der Stätte, die dir bereitet,
Ruhe bei Gall, den einst du begleitet.

Magnus! es sendet
Gall seine Söhne,
Dir zu verkünden,
Dass du erscheinest;
Sehnlich verlangt er's.
Krieger! zur Burg etc.

Sieh! wie er sinnet,
Diele und Decken
Auf deine Ankunft
Reich zu verzieren;
Eil' ohne Weile!
Krieger! etc.

Beide Geschlechter,
Männer und Frauen,
Schaaren zu Fusse,
Haufen zu Pferde
Jubeln und rufen:
Krieger! etc.

Vater, es ruft dir
Jegliches Alter:
Komme und heile
Kranke und Schwache!
Horch, wie sie singen:
Krieger! etc.

Wenn du das Haus, das
Festlich geschmückte,
Einmal betreten,
Hoher Patron! dann
Schütze die Deinen!
Krieger! etc.

Möge dann Jeder
Vor dem Altare
Knieend dich flehen:
Heiliger Magnus
Habe Erbarmen!
Krieger! etc.

Schütze vor Feuer,
Hagel und Krankheit,
Wahr' vor dem Satan,
Hunger und Kriege
Alle Bewohner.
Krieger! etc.

Milde gewähr uns
Die da gewürdigt,
Theile zu wahren
Deiner Reliquien
Stärke und Hilfe.
Krieger! etc.

Schubiger.

109. Litanei für die Prozession an gewöhnlichen Sonntagen.

Ardua spes mundi, solidator et inclyte coeli.

Ratpert. (p. 329.)

Höchste Hoffnung der Welt, du erhabner Erhalter des Himmels,
Christus! erbarm dich, o Herr, hör deine Flehenden an.
Jungfrau und Mutter des Herrn, weit strahlend im ewigen Glanze,
Bitte, Maria, für uns, die deinem Dienste sich weihn.
Heiliger Engel des Herrn, Michael, erbarme dich unser:
Gabriel, Raphael auch stehe uns gnädiglich bei.
Blick auf uns Alle herab, o gütiger Täufer Johannes,
Petrus mit Paulus vereint, führ' uns auf himmlischer Bahn.

Schubiger.

110. Zur Kommunion.

Landes omnipotens.

Mächtiger Gott, dir singen wir Preis, anbetend die Gabe
Deines unendlichen Leibs, deines erhabenen Bluts.
Sieh, o Lenker der Welt! wir nahn deinem heiligen Mahle.
Unwerth deines Geschenks, habe Erbarmen mit uns.
Blicke herab mit Huld und tilge die Flecken der Sünde,
Dass wir dem himmlischen Gut frei jeden Makels uns nahn.
Möge dem himmlischen Sitz ein heiliger Engel entschweben,
Der uns an Seele und Leib wasche von jeglicher Schuld.
Nun denn geleit uns die Speise voll Kraft zur Wohnung der Sel'gen,
Doch schon auf irdischer Bahn spende dem Schwachen sie Heil.

Schubiger.

111. Sequenz von der h. Dreieinigkeit.

Benedicta semper sancta

Notker Balbulus. (p. 332.)

Gelobt immer sei die heilige Dreieinigkeit; Gottheit, Einheit, gleiche Würdigkeit.
Vater, Sohn, heiliger Geist, drei sind Namen, alle derselben Wesenheit,
Gleicher Majestät und Gewalt, Glanzes und Ehre durch Alles weit und breit,
Durch Gestirn, Meere, Festland, Äcker und alle Kreatürlichkeit,
Vor welchem zittert der gottlose Tartarus, dem der tiefste Abgrund in Ehrfurcht schweigt.
Ihm sei von jeder Stimm und Sprache nun ein schuldiges Lob geweiht,
Den da lobt Sonne und Mond, dem der Engel Hoheit Palmen streut.
Auch uns lasset mit lauter Stimme Gesänge tönen in süsser Lieblichkeit,
Und jubeln dem hochthronenden Herrn unser Lob in Himmels Herrlichkeit.
O anzubetende Dreieinigkeit! o verehrungswürdige Einheit!
Durch dich sind wir erschaffen, wahre Ewigkeit.
Durch dich sind wir erlöset, du höchste Gütigkeit.
Dein ganzes Volk schütze, befreie, reinige und entreiss es allem Leid.
Dich beten wir an, Allmächtiger; dir singen wir; dir sei Lob und Ruhm geweiht
Durch die unendliche Ewigkeit.

Fortlage.

112. Dem Martyrer Stephanus.

Christi domini militis martyrisque fortissimi praelia voce pari canamus.

Besingen wir mit einem Mund den Kampf des Helden Christi, unsers Herrn,
Den Kampf des starken Martyrers, erheben wir ihn hoch bis zu den Sternen.
Er war's, der einst mit hohem Muth die Kriegerfahne trug,
Und der mit starker Hand des Teufels ganze Macht zu Boden streckte.
Der Dämon glaubte schon den Streiter unsers Herrn mit Steinen zu besiegen,
Jedoch besiegt von ihm, stürzt er zurück in seinen Höllenschlund.
Und er, der Saulus einst zum Schuldigen an dessen Tode machte,
Der zittert nun vor Paul, dem grossen Kirchenlicht und seiner Lehre.
Als nun des Dulders Leib ein Regen vom Gestein allher zerquetschte,
Und seine Glieder blutig riss, ertrug er gerne alle Körperpein aus Liebe zum Erlöser,

Und sprach die Worte: „Mächt'ger Heiland, Herr der Welt, ich bitte dich,
O rechne ihnen dies Verbrechen nicht als Sünde an."
So sprach er und empfahl die Seele in die Hand des höchsten Vaters, diese Welt verlassend.
Wir aber Schuldbeladne flehn zu dir, du kühner Streiter Gottes!
Befrei uns von der Sündenlast, erwerbe uns Verzeihung,
Und wasche uns von Fehlern rein, damit durch deine Bitte wir von jeder Strafe frei
Mit dir am ew'gen Himmelslohn in hoher Seligkeit uns freun.
O Stephanus! der du das Panier trägst; du unbesiegter Martyrer!

Schubiger.

113. Zum Weihnachtsfeste.

Eja recolamus laudibus.

So lasst uns denn in frommen Lobgesängen ein Hochlied singen würdig dieses Tages,
An dem der Gnade Licht uns aufgegangen ist.
Des Dunkels Schatten fliehen, und unserer Sünde Flecken sind verwischt:
Denn heute ward vom Meeresstern der Welt des neuen Lebens Heil geboren,
Darob die Hölle zittert und der blut'ge Tod erbleicht, der selbst von ihm Tod litt,
Gefesselt knirscht die alte Pest, und die neid'sche Schlange lässt ihre Beute los.
Den gefallnen Menschen, das verirrte Schaf, führt es zurück zum ewigen Freudensaal.
Der sel'gen Geister Schaar jauchzt diesem Tag entgegen,
Denn der Groschen, der verloren ging, ist wiedergefunden worden.
O süsse, heil'ge Schuld, woraus der Welt Erlösung kam.
Gott, der das All erschuf, wird von dem Weib geboren.
O wunderbare Wandlung, unbegreiflich Wesen,
Erscheinend, was er nicht ist, und bleibend, was es ist.
In irdsche Formen hüllet sich die Gottheit: wer hört je ähnliches?
Zu suchen kam der fromme Hirt, was einst verloren ging;
Umkleidet mit dem Helm, kämpft er in Kriegers Rüstung,
Geschlagen stürzt der Feind sich in sein eigenes Schwert;
Vernichtet sind die Geschosse, auf die er baute; sein Raub ist vertheilt;
Seine Beute genommen. Christi glorreicher Kampf ist unsre wahre Erlösung,
Der uns in sein Vaterland führt, wenn wir einst gesiegt,
Wo sein Ruhm bleibet ewiglich.

Königsfeld.

114. Sequenz auf Christi Geburt.

Grates nunc omnes.

Lasset uns loben Gott den Herrn, der durch seine Geburt uns erlöset hat aus der Macht des Teufels.
Diesem ziemt es, das wir mit den Engeln allzeit singen: Ehre in der Höhe.

Winterfeld, ev. Kirchengesang.

115. Antiphone vom Tode.

Media vita in morti sumus.*)

Mitten wir im Leben sind
Mit dem Tod umfangen:
Wen suchen wir, der Hilfe thu,
Dass wir Gnad erlangen?
Das bist du, Herr, alleine.
Uns reuet unser Missetbat,
Die dich, Herr, erzürnet hat.
Heiliger Herre Gott,
Heiliger starker Gott,
Heiliger barmherziger Heiland
Du ewiger Gott,
Lass uns nicht versinken
In des bittern Todes Noth.
Kyrieleison.

Mitten in dem Tod anficht
Uns der Höllen Rachen:
Wer will uns aus solcher Noth
Frei und ledig machen.
Das thust du, Herr, alleine,
Es jammert dein' Barmherzigkeit
Unser Klag und grosses Leid.
Heiliger Herre Gott,
Heiliger starker Gott,
Heiliger barmherziger Heiland,
Du ewiger Gott,
Lass uns nicht verzagen
Vor der tiefen Höllen Glut.
Kyrieleison.

Mitten in der Höllen Angst
Unser Sünd uns treiben:
Wo soll'n wir denn fliehen hin,
Da wir möchten bleiben?
Zu dir, Herr Christ, alleine:
Vergossen ist dein theures Blut,
Das gnug für die Sünden thut.
Heiliger Herre Gott,
Heiliger starker Gott,
Heiliger barmherziger Heiland,
Du ewiger Gott,
Lass uns nicht entfallen
Von des rechten Glaubens Trost.
Kyrieleison.

Luther 1524.

---

*) Ältere Übersetzung, 15. Jahrh.
In Mittel unsers Lebens Zeit
Im Tod seint wir umfangen.
Wen suchen wir, der uns Hilfe geit,
Von dem wir Huld erlangen?
Dann dich Herr alleine,
Der du umb unser Missethat
Rechtlichen zürnen thust.
Heiliger Herre Gott, heiliger starker Gott,
Heiliger und barmherziger Heilmacher Gott,
Lass uns nit Gewalt thun des bitteren Todes Noth.

Neuere Übersetzung:
Mitten im Leben sind wir im Tode:
Welchen Helfer sollen wir suchen als dich allein, Herr,
Der du mit Recht ob unsrer Sünden zürnest?
Heiliger Gott, heiliger Starker, heiliger und barmherziger Heiland,
Gib uns nicht dem bittern Tode hin.
Bässler.

116. Am Tage der unschuldigen Kinder.

Salvete agni electa turba, quae innocentes patimini pro corona.

Sei uns gegrüsst, du auserwählte Lämmerschaar,
Die für die Unschuldskrone leidet!
Und durch Herodes Grausamkeit ins Reich des Himmels zieht.
Der Henker tobt vor Zorn,
Weil er den Herrn ergeben leiden sieht;
Doch Unglück ist des Bösen elend Loos,
Wogegen Christi Blüthen Ruhm bekleidet.
Wir bitten dich mit demuthsvoller Stimme, Herr!
Erhöre du ihr frommes Flehn,
Und tilge mild auf ihre Bitte unsre Sünden.
Bevor noch mit dem Munde, zeugten sie mit Blut für dich.

Nun hast dn für den Blutverlust mit einer ewiglich
Erblühnden Himmelskrone sie geziert,
Die nie verwelkt und stets vom hellsten Licht erleuchtet wird.
O Christus, deine Hand beschenke uns mit dieser Krone,
Indem du uns wie jene lohnst,
Zu deren Lobe wir die Lippen öffnen,
Und mit der Stimme unser Herz erheben
Zum Lobe Christi ewiglich.

Schubiger.

117. Pfingstgesang.

Sancti spiritus adsit nobis gratia.

Der Geist des Herrn erfülle uns mit seiner Gnade;
Er rein'ge von der Sünde uns,
Und mache sich zum Tempel unsre Herzen.
Erhabner Geist, der Menschen Licht,
Zerstreue du die finstre Nacht, die uns bedeckt.
Du, heiliger Gedanken Freund,
Geuss gnädig deine Salbung aus in unsre Sinne!
Du, der du jedes Böse tilgest,
O rein'ge du das Auge unsres innren Menschen,
Dass es den Hocherhabnen schauen möge,
Den nur des reinen Herzens Augen schauen können!
Von dir getrieben, sangen die Propheten von des Heilands Ruhme.
Du stärktest die Apostel, mit dem Kreuz des Herrn zu allen Völkern hinzudringen.
Als Gott durch sein allmächtigs Wort die Welt schuf und den Himmel und das Meer,
Da schwebtest du belebend über den Gewässern.
Du bist's, durch den des heil'gen Wassers Weihe
Ein Lebensquell für unsre Seelen wird.
Durch deinen Gotteshauch wird, was vom Fleisch geboren, Geist.
Du einigtest die Welt, die durch der Sprachen und des Glaubens Unterschied getrennte.
Die Götzendiener brachtest du, der Lehrer bester, zu dem Dienst des Ewigen zurück.
Drum höre gnädig uns, die zu dir flehen, Gottes Geist,
Ohn dessen Kraft der Menschen Bitten alle fruchtlos sind und unwerth der Erhörung,
Du, der die Frommen aller Zeiten mit der Wahrheit Licht erhellte,
Der, mit der Gaben höchster Fülle die Apostel zierend,
Vor allen herrlich diesen Tag uns machte!

Rambach

118. Zu Maria Geburt.

Stirpe Maria regia.

Maria, du aus königlichem Stamm entsprossen, Mutter Jesu, unsers Königs,
Du bist werth von heil'gen Engeln hochgelobt zu werden.
O send herab den Blick auf Sündige, die da in Andacht zu dir flehen!

Der Väter reine Sitten strahlen hell an dir, nur übertriffst sie noch;
Die Weisheit deines Vaters Salomon erleuchtet dich.
In dir glänzt ewig ungetrübt die Tugend des gerechten Königs Ezechias.
Die Gottesfurcht Josias hat einstens dich erfüllet.
Vom Glauben Abrahams, des grossen Patriarchen, erscheinst du reich geziert.
Wozu jedoch erwähnen wir denn solcher Tugendhelden?
Da ja dein Sohn wie diese, so auch jene aller Welt hoch überstrahlt.
O Jungfrau du, als Licht der Welt gesandt, um ihr das Himmelslicht zu spenden,
Erhalte uns, die wir an diesem Tag zu deinem Lobe uns versammelt.

Schubiger.

119. An die Kirche.

Alma credentium mater ecclesia.

Anonym. (p. 337.)

Mutter der Gläubigen, Kirche, hochheilige,
Braut des erhabenen Sohns, du begnadete,
Du von dem Strahle des Geistes erleuchtete,
Rosig im Martyrer-Blute geröthete,
Weiss von der Jungfraunschaar — Lilien erglänzende,
Heil dir enthieten wir durch die Jahrhunderte.

Petrus, Beschliesser der Himmel voll Mächtigkeit,
Hör auf der Betenden Flehen mit Emsigkeit:
Wann die zwölf Stämme du richtest in jener Zeit,
Zeige dich gnädiglich, richte mit Lindigkeit:
Alle die zu dir flehn hier in der Zeitlichkeit,
Bitte für uns zumal, übe Barmherzigkeit.

Pauls, vertritt die Schuld der zu dir Bittenden,
Du, dem die Weisen der Erde sich heugeten:
Nun der Verwalter im Hause, dem himmlischen,
Reich uns die Spenden der Speisen, die göttlichen:
Gaben der Weisheit, die einst dich ersättigten,
Durch deine Lehren lass uns sie beseligen.

Johannes, kundig der Ordnung der Schickungen,
Du in der Gottheit Licht schauend, dem mystischen,
Neige dich huldvoll den Bitten der Flehenden:
Dass, die im Herzen dir brannten, dem glühenden,
Flammen der göttlichen Liebe, der brünstigen,
Du uns erflehest vom Herrn, dem begnadenden.

Du auch, Beschützerin, hehre der Christenheit,
Jungfrau, die Gott gebar, der Himmel Süssigkeit,
Hör auf der Betenden Seufzen mit Mildigkeit:
Steh deinen Dienern bei schirmend mit Gnädigkeit,
Dass uns, von jeglichem Lohne der Schuld befreit,
Wolle dein Sohn verleihn Wonne der Seligkeit.

Schlosser.

120. Von Maria Magdalena.

Lauda mater ecclesia.

Odo. (p. 443.)

Lohpreise, Mutter Kirche, heut
Wie milde Gnade Christus heut
Der selbst die siebenfache Schuld
Erlässt durch siebenfache Huld.

Marie, die Schwester Lazarus,
Die viel verbrach im Weltgenuss,
Kehrt zu des ew'gen Lebens Glück
Noch von der Hölle Schlund zurück.

Beim Arzte stellt sie krank sich ein
Mit dem Gefäss voll Spezerein
Und auf des Arztes Machtgebot
Genest sie von der Sünde Tod.

Ihr Herz, das sich der Reu erschloss,
Der Thränen Strom, die sie vergoss,
Ihr frommes Thun, an Liebe reich,
Tilgt ihre Schuld, unsäglich gleich.

Mit Fleischessünden einst bedeckt,
Aus Schmach zur Ehre nun erweckt
Wird ein Gefäss der Herrlichkeit
Aus dem Gefäss der Sinnlichkeit.

Sie sah den Herrn im Siegsgewand
Zuerst, als er vom Grab erstand,
Gewürdigt seinen Glanz zu schaun,
Die ihn geliebt vor andern Fraun.

Dem Herrn allein sei Ruhm und Preis
Für unerschöpfter Huld Beweis.
Die Schuld erlässt er gnadenreich
Und lohnt uns dort in seinem Reich.

Simrock.

121. Kirchenlied.

Summi parentis unice.

Des höchsten Vaters ew'ger Sohn,
Sieh mild auf uns vom lichten Thron:
Der du riefst Magdalenens Herz,
Zerknirscht von Reue himmelwärts.

Die Drachme, die verloren ward,
Ist nun im Königsschatz bewahrt:
Der rein gewaschne Edelstein
Glänzt heller als der Sterne Schein.

Herr, der der Seelen Wunden heilt,
Und reu'gen Herzen Trost ertheilt,
Durch Magdalenens Zährenflut
Befrei uns von der Hölle Glut.

O Mutter Gottes, hehr und mild,
Führ Evens Kinder reuerfüllt,
Durchs Wogenmeer der Zeitlichkeit
Zum Port der ew'gen Seligkeit.

Preis, ew'ger Herr, Dreiein'ger, dir,
Für deine Gnaden für und für:
Der du der Sünder Schuld verzeihst,
Und ew'gen Lebens Lohn verleihst.

Schlosser.

122. Osterlied.

Chorus novae Hierusalem.

Fulbert. (p. 443.)

Jerusalems, des neuen, Chor
Jauchz süssen Lobgesang empor
Zum Himmelszelt, begehend heut
Das Osterfest in reiner Freud:

Wo Christ, dem Leun, der niebesiegt,
Des Todes Drache unterliegt,
Wo seine helle Stimm erklingt,
Erweckend in die Gräber dringt.

Was schon des bösen Feindes Beut,
Das gibt zurück die Hölle heut,
Und Jesu folget nach die Schaar,
Die nun durch ihn der Knechtschaft bar.

Wie herrlich er jetzt triumphirt,
Der, mit Erhabenheit geziert,
Die Erde macht dem Himmel gleich,
Verbindend sie zu einem Reich.

Als demuthsvolle Kämpfer stehn
Lasst uns vorm Könige, und flehn,
Dass er uns führ aus dieser Zeit
Ein in des Himmels Herrlichkeit.

Dreves.

123. Pfingstgesang.

Organum mentis tibi quaeso nostrae.

Dich, Gottes Geist, und deine Kraft zu loben,
Fühlt mächtig heut sich unser Herz erhoben.
Regiere, dass du würdig seist besungen,
Gedank und Zungen.

Du, selbst des ew'gen Gottes reine Liebe,
Erfüllst der Menschen Herz mit gleichem Triebe,
Wenn sie, nach Gottes Bild sich zu erneuen,
Dir ganz sich weihen.

Dn schenkst uns Glauben, zeigst uns Gottes Willen,
Hilfst Reuigen, das bange Herz zu stillen,
Besiegst den Irrthum, dass der Wahrheit Lehren
Wir gerne hören.

Du öffnest uns den heil'gen Quell der Thränen;
Das reine Herz empfindet neues Sehnen,
Und freudig weihn wir Gott, was Menschen haben,
Der Liebe Gaben.

Sei, mächt'ger Führer, stets von uns erhoben!
Dich, der ihn sendet, müsse jeder loben!
Dir, o Dreiein'ger, werde Preis gesungen
Von allen Zungen.

Rambach.

124. Sequenz vom h. Geiste.

Veni sancte spiritus et emitte.

König Robert. (p. 444.)

Komm und send, o Geist, vom Licht,
Das die Erdennacht durchbricht,
Einen Strahl der Herrlichkeit!

Komm, du Trost in allem Leid,
Geber voller Gütigkeit,
Licht, das hoch das Herz erfreut.

Komm, durch den uns Trost erscheint,
Komm, der Seele lieber Freund,
Spender süsser Heiterkeit.

In der Arbeit süsse Ruh,
Kühlung in der Hitze du,
Trost in aller Traurigkeit.

O du sel'ger Gottesglanz,
Gib, dass unser Herz sich ganz
Deiner reinen Strahlen freut.

Ohne deiner Gnade Licht
Wohnt Unschuld im Menschen nicht,
Und sein Herz bleibt ungeweiht.

Schmelze was im Stocken ist,
Feuchte an, was trocken ist,
Heile die Gebrechlichkeit,

Richte, was verkrümmet ist,
Stimme, was verstimmet ist,
Sammle, was sich hat zerstreut.

Sein wir, die sich dir vertraun,
Ohne Wanken auf dich schaun,
Siebenfach durch dich geweiht.

Gib der Tugend Ehrenkleid,
Gib uns Frieden nach dem Streit,
Gib uns ew'ge Seligkeit.

Fortlage.

125. Sequenz auf St. Benedikt.

Qui benedici cupitis.

Ekkehard I. (p. 446.)

Wer Gottes Segen wünscht, der eile her und flehe
Um Benedikts, des Vaters, Hilfe;
Das Irdische verachte er und richte seinen Geist zum Himmel,
Wohin der heil'ge Mann den sichersten der Wege uns gewiesen,
Wohin nur einfach fromme Lebensart uns führen kann.
In erster Lebensblüthe schon, in zartem Alter noch
Erglänzte er von männlich reifen Sitten;
Den Reiz des zügellosen Fleisches überwindend,
Wies er als ein Gefäss des heil'gen Geist's sich aus.
Wie viele Seelen er dem Herrn gewonnen,
Dies hat der Ewige gezählt, und darum klagt der Feind,
Dess neue Ränk' und blutig grause Macht,
Vom Himmel unterstützt, er niederwarf.
Des Kreuzes Zeichen brach ihm wie ein Stein den Becher,
Der überschäumte von des Trankes Gift.
Wie David einst bedauert er das Unglück der Verfolger.
Mit dem Prophetengeist des Elisäus kennt er ferne Thaten.
Er ruft durch sein Gebet, wie Moses einst, den Wasserquell hervor.
Auf sein Geheiss schwimmt Eisen in dem Wasser.
Wie einst der Herr den Petrus, hiess auch er
Den Maurus auf der Wasserfläche wandern,
Besiegend die Natur des Wassers durch den Glauben.
Er trocknet dem beraubten Vater seine Thränen,
Und weckt den todten Sohn zu neuem Leben auf.
Zu Nacht sah er den ganzen Erdenkreis
Gleichwie vom Sonnenglanz erleuchtet.
Den sel'gen Sterbetag, der lange schon bestimmt, zum Voraus wissend,
Bezeichnet er den theuren Brüdern.
Als er gekommen war, da sehen Einige
die Bahn von Glanz umstrahlt, die ihnen sagte:
Auf dieser Bahn ist Vater Benedikt zum Himmel aufgefahren.
Dass wir ihm dorthin folgen, gebe Christus. *Schubiger.*

126. Bewillkommnungslied der St. Galler Mönche an K. Otto I.*)

Ave beati germinis.

Notker Physikus. (p. 447.)

Willkomm, du unbesiegter Held
Vom höchsten Stamm und Rang;
Dir eil die ganze Geisterwelt
Entgegen zum Empfang!

Die Gottesmutter rein und klar,
Der Jungfraun Ehr und Wehr,
Sie schwebe sammt der reinen Schaar
Zu deinem Gruss daher.

Die Helden im Apostelamt,
Der Märtrer Siegerschaar,
Der Chor der Heil'gen insgesammt
Bring stetes Lob dir dar.

*) Als Beispiel eines der zahlreichen in St. Gallen entstandenen Bewillkommnungslieder und ziemlich das geniessbarste von allen. Überschwengliche Lobpreisungen, Schmeicheleien ohne Ende und volltönende Phrasen finden sich bis zum Überdrusse in jedem dieser Gesänge.

So wie's der kleine Ort erlaubt,
Wenn auch gedrückt von Noth,
Stehn wir des Reiches mildem Haupt
In Allem zu Gebot.

Da jubelt selbst die Jahreszeit,
Es grünt und blüht das Feld,
Und zur erwünschten Ankunft freut
Sich ringsum alle Welt.

Schubiger.

127. Prozessionslied.

Jam fidelis turba fratrum.

Anonym. (p. 448.)

Komm, du treue Schaar der Brüder,
Stimme ein in süssem Klang,
Singe Hymnen, Jubellieder
In vereintem Hochgesang!
Trag die Bahre als Begleiter
Sammt der theuren Bürde weiter.

Auf- und abwärts lenk die Schritte
Zwischen luft'gen Bergeshöhn,
Lass den Schatz in Waldesmitte
Wie in tiefen Thälern sehn,
Dass er aller Ort und Ende
Milden Trost und Segen spende.

Freudig stimme Himmel, Erde
Und das Meer in Jubelschall,
Auch der Gläub'gen treue Heerde
Künde laut und überall
Den Erschaffer und die Quelle
Dieser lichten Tageshelle.

Schubiger.

128. Prozessionslied am Tage des h. Magnus.

O rector invictissimae.

O König, unbesiegt an Macht,
Regent der Herrscher! habe Acht,
Lass dir das Flehn empfohlen sein,
Das wir mit diesem Lied dir weihn.

Furchtbar erhaben ist es wohl,
Was jetzt die Hand berühren soll,
Die Glieder prangen reich geschmückt
Der Sel'gen, die du hast beglückt.

Befrei uns von der Sündenschuld,
Die uns beschwert, mit Vaterhuld,
Damit der Schatz, den wir berührt,
Dereinst zum ew'gen Lohn uns führt.

Wir wanken in dem Glauben nicht,
Der uns durch dies Geschenk verspricht,
Dass sicher uns sein Schutz erhält,
Drum weiche, dem der Glaube fehlt.

Denn einstens kehrt vom Himmelshain
Der Geist zurück in dies Gebein.
Dann wird, zur Seligkeit erwählt,
Auch dieses jenem beigesellt.

O Magnus, der du gross genannt,
Noch grösser bist durch Gottes Hand,
In deinem Schutz sei treu bewahrt
Dies Volk auf seiner Wanderfahrt.

Wir tragen tief gebeugt dahier
Ein Heiligthum in Pracht und Zier,
Auf ebner und auf steiler Bahn
Zum hocherhabnen Sitz hinan.

Dort strahlt der Glanz der Himmelsschaar
Entgegen uns so mild und klar,
Und Freunde, treu im heil'gen Bund
Vereinen sich mit Herz und Mund.

Dann singen wir des Vaters Preis,
Des Sohnes Ruhm in gleicher Weis,
Des Geistes hoher Herrlichkeit
Wird dann ein frohes Lied geweiht.

Schubiger.

IV. Dichtungen der deutschen Kirche.

1. Das wessesbrunner Gebet. (p. 345.)

Dat gafregin ih mit firahim firinuizzo meista.

Das erfuhr ich von Vielen als Fülle des Wissens,
dass Erde nicht war noch Überhimmel,
noch irgend ein Baum, ein Berg nicht war,
noch der Mond nicht leuchtete, noch der Meersee.
Als da Alles nicht war, Ende noch Wende,
da war doch der eine allmächt'ge Gott,
der Männer mildester; da waren auch manche
göttliche Geister. Und o Gott heilig,
Gott allmächtig, der Erd und Himmel schufest,
der auch den Menschen gabst so manches Gute,
gib in deiner Gnade mir den rechten Glauben,
dazu guten Willen, Weisheit und Klugheit,
Kraft den Teufeln zu widerstehn und vor Arg mich zu wahren,
und deinen Willen zu wirken auf Erden.

Simrock.

2. Lobgesang auf den Apostel Petrus.

Unsar trohtin hat farsalt.

Unser Herr hat verliehen
St. Peter Gewalt,
dass er kann erhalten
(den) zu ihm dringenden Mann.
Kyrie eleison.

Er hat auch mit Worten
(des) Himmelreiches Pforten,
dahin kann er bringen
den er will erhalten
Kyrie eleison.

Bitten wir den Gottes Freund
alle zusammen überlaut,
dass er uns fortan
würdige zu begnadigen.
Kyrie eleison.

Massmann.

3. Galder (Sprüche).

Angelsächsischer Segensspruch zum Schutze eines Kriegers auf der Heerfahrt.

Ich mich in diesen Gurt beschliesse und in Gottes Huld befehle
wider den sehrenden Stich, wider den sehrenden Schlag,
wider den grimmen Graus, wider den gramen Schreck,
wider den grossen Angstschreck, der allen leid ist,
und wider all das Leid, das ein zu Lande fahre.
Sieggalder ich singe, Sieggurt ich trage,
Wortsieg und Werksieg, der zur Gewähr mir tauge.
Nicht das Meer mich schädige, noch Mage mir schade,
noch mir für mein Ferch jemals Furcht entstehe,
sondern heil mich halte der allmächtige, der Himmel Walter,
Vater und Sohn und der Fronegeist,
aller Wunder würdiger Herrscher.

Wie ich hörte den Himmelsschöpfer
Abraham und Isaak um Ehren bitten,
Jakob und Moises, Joseph und David,
Even und Annen und Elisabeth,
Sachariä Weib und solche Menschen:
so auch Marien, die Mutter Christi,
(und die Gebrüder Petrus und Paulus)
und auch tausend treuer Engel
rufe ich mir zur Ehre wider alle Feinde.
Sie mich führen und frieden und meine Fahrt beschirmen,
alle mich halten, meiner walten,
des Weges Berather. Es sei mir Ruhmes Hoffnung,
übers Haupt die Hand der Heiligen Dach,
Matthäus Helm, Markus Brünne,
ein lichtes Leibesdach, Lukas mein Schwert,
scharf und schneidig, Schild Johannes,
der lichtstrahlende Landwegseraph.
Fort ich fahre, Freund' ich treffe,
aller Engel Schutz, des Ewigen Hilfe.
Bitte ich nun den Sieggott um seine Gnade,
dass er mir gebe frohe Fahrt, frische und sanfte
Winde an den Wogenufern, Wetterhelle,
wallend Gewässer, erwünscht dem Helden.
Bei allen Fahrten Freund' ich treffe,
seit mich des Himmelkönigs Hilfe müsse
schirmen wider Leide. Sei mir des Lebens Gut,
in der Engel Anhauch der Athem gefestigt,
und in heiler Hand Himmelreiches Gunst,
so lang ich in diesem Leibe leben müsse.

Ettmüller.

4. Muspilli. (p. 346.)

(Weltbrand.)

— — — — — — —

5 — sin tac piqueme daz er tonujan scal.

„Von einem Dichter, der dem bairischen Volkstamme angehörte. Die Dichtung beweist, dass die Alliteration in ältester Zeit allgemeine Dichtform aller germanischen Völker war. Sie zeigt uns weiter, wie bei dem neubekehrten Volke die alten heidnischen Religionsvorstellungen mit den biblisch-christlichen sich mischten. Die Schilderung vom Weltende durch Feuer trägt unverkennbar, selbst bis auf die Worte übereinstimmende Züge heidnischen Glaubens, wonach einst beim Nahen der grossen Götternacht, die Götter- und Menschenwelt in gewaltigem Kampfe, worin alle bis dahin niederhaltenden bösen Urmächte losbrechen, die Sterne vom Himmel fallen, die Erde bebt und die Berge wanken, besonders von Surtr, dem Beherrscher der im Süden gedachten, Muspell oder Muspellheimer genannten Feuerwelt, und seinem leuchtenden Heere angegriffen, den Untergang finden, und aus diesem Weltbrande (Muspilli) dann eine neue Erde und ein neuer Himmel mit verjüngten Göttern hervorgehen. Von diesem mit hochpoetischen Farben geschilderten Weltende hat der mit der heidnischen Dichtung noch bekannte Verfasser manche grossartige Züge auf die Schilderung des jüngsten Gerichts und christlichen Weltuntergangs

übertragen. Elias vertritt die Stelle Donars (Thors), der Antichrist die des Surtr. Auch Darstellung und Ausdrucksweise spiegelt noch die Frische, Kraft und Erhabenheit unserer alten Volkspoesie."

[Wohl dringendes Bedürfniss legt dar sich jedem Sterblichen,
welcher in der Welt hier gewandelt hat in Sünden,
dass er bei Gottes Gnade Vergebung schleunig suche,
und seine Seele rette aus des Satans Händen,
ehe] sein Tag erscheint, da er den Tod soll schauen.
denn alsobald zum Scheiden sich schwingt empor die Seele,
und hinter sich den Leichnam liegen lässet:
so nahet eine Heerschaar von des Himmels Sternen,
eine andere von der Hölle: dann heben rings sie Kampf an.
In Sorge mag die Seele sein, bis die Entscheidung ergeht,
zu was für einer Heerschaar sie geholet werde.
Denn wofern des Satans Gesinde sie gewinnet,
da leitet sie sogleich dahin, wo ihr Leid begegnet
in Feuer und in Finsterniss: das ist ein gar furchtbar Loos.
Wenn die sie aber holen, die da vom Himmel kommen,
und sie an die Engel als Eigenthum gelanget;
die führen sie empor sofort zum Paradiese.
Da ist Leben ohne Tod, Licht ohne Finstre,
Wohnung ohne Sorgen, wo da Siechthum Niemand kennt.

Übersetzung von Dr. H. Feussner.

Wann so der Mensch im Paradiese Wohnplatz gewinnet,
Haus in Himmele, da kommet ihm Hilfe genug.
Darum ist Michel Nothdurft aller Menschen jedwedem, dass er ihm sein Gemüthe gespanne,
dass er Gottes Wille gerne thue,
und der Höllen Feuer harte meide,
Pfuhles Pein, wo bietet der Satanas der alte
heisse Lohe: so mag denken daran,
sorgenschwer, der sich sündig weiss.
Weh dem so im Finstern soll seine Missethat büssen,
brennen im Pfuhle: das ist sehr entsetzlich Loos,
dass der Mensch schreiet zu Gotte, und ihme Hilfe nicht kommet,
wähnet sich Genade finden die wehvolle Seele,
noch ist in Gedanken himmlischem Gotte,
wann hier in der Welte sie darnach nicht wirkete:
so dann der mächtige König das Mal gebannet,
darzu soll kommen Geschlechte jedwedes,
dann nicht darf Menschenkind deheines den Bann versitzen.
Allmänniglich jeder muss zu der Malstatt:
da muss er von dem Gerichte zu Rede stehen
über was er in der Welte gewirket hat.

Übersetzung von J. Fr. H. Schlosser.

Das hört ich erwähnen die Weisen auf Erden,
da solle mit dem Antichrist Elias streiten.
Der Wolf ist gewaffnet; da wird gestritten.
Die Kämpen sind so kraftvoll, der Kampfpreis ist so gross!

Elias streitet um das ewige Leben,
er will den Rechtliebenden das Reich bestärken:
darum soll ihm helfen der des Himmels Gewalt hat.
Der Antichrist steht bei dem Altfeinde,
steht bei dem Satanas, der ihn versenken wird.
Darum soll er auf der Wahlstatt verwundet fallen,
in derselben Reise des Sieges entrathen.

Doch wird auch Elias wund werden in dem Kampfe.
Wenn dann des Elias Blut in die Erde träufet,
so entbrennen die Berge, der Bäume steht
nicht Einer in der Erde, die Wasser all ertrocknen,
die See verschwindet, der Himmel schwält in Lohe,
der Mond fällt nieder, Mittelgard brennt,
kein Felsen steht fest. Da fährt der Rachetag
ins Land, mit der Lohe die Laster heimzusuchen.
Da kann der Freund dem Freunde nicht vor dem Feuer frommen.

Wenn der breite Erdgrund dann all verbrennt
und Feuer und Luft Alles fegt und reinigt,
wo sind dann die Felder, um die man stritt mit dem Freunde?
Die Felder sind verbronnen, die Seele steht bezwungen,
sie weiss nicht wie sie's büsse, so wird sie denn verworfen.
Drum ist dem Manne so gut, wenn er zur Malstatt kommt,
dass er immer gerecht als Richter spreche,
so darf er nicht sorgen, wenn er zu der Sühne kommt.
Nicht weiss der Unselige, welch Urtheil seiner harrt,
wenn er dem Lohn zu Liebe das Recht verleugnet,
dass der Böse dabei verborgen lauert:
der hat von Allem heimlich Rechnung gehalten,
was der Mensch auf Erden Übles vollbrachte,
dass er es Alles sage, wenn er zu der Sühne kommt:
drum sollte nie der Mann Miethe verlangen.

Übersetzung von K. Simrock.

Wann das himmlische Horn hallend erklinget,
und der sich aufmacht, der das Urtheil fällt,
und den Lohn ertheilet Lebenden und Todten:
dann erhebt sich mit ihm der Heere grösstes,
das ist Alles so kühn, dass Niemand es bekämpfen mag;
dann fährt er zu der Malstatt, der er die Marken setzte.
Dann hegt er das Gericht, von dem man immer redete.
Dann über die Erde Engel fahren,
wecken die Völker, weisen sie zur Malstatt,
dann wird männiglich aus dem Moder auferstehn,
lösen sich von des Hügels Last und wieder seinen Leib empfahn,
dass er all sein Recht bereden möge
und Lohn nach seinen Thaten ihm ertheilet werde.
Wenn zu Gericht er sitzet, der da Recht sprechen
und den Lohn ertheilen wird, Lebenden und Todten:
dann steht im Umkreis rings der Engel Menge
und guter Menschen so grosse Schaar:

da kommen zur Richtstätte hin   so viele, die da erstehn.
Bemänteln kann da nichts   ein Menschenkind.
Da wird die Hand bekennen   und das Haupt gestehn,
der Liede (Glieder) jegliches   bis auf den letzten Finger,
was unter den Menschen er   für Mord verübte.
Niemand so listig dann ist,   der erlügen etwas möge,
dass er verhehlen könne   der Handlungen eine,
dass sie dem Könige   nicht verkündet werde,
wofern er nicht mit Almosen   Alles vergolten
und mit Fasten   die Fehle gebüsst hat;
denn sündenrein ist, der gebüsst,   wenn er zum Sühngerichte kommt.
Drauf wird dann hergetragen,   das hehre (geweihte) Kreuz,
woran der heilige Christ   erhöhet ward.
Dann zeiget er die Male,   die in der Menschheit er empfing,
die er um dieser Leute Schuld   (am Leibe trägt).

Übersetzung von L. Ettmüller.

5. Heliand oder das Lied vom Leben Jesu,

sonst auch die altsächsische Evangelien-Harmonie genannt.

Christus wird geboren zu Bethlehem.

Luc. 2, 3—7.

Da machte sich auf auch mit seinem Haus   Joseph, der gute,
wie es Gott, der mächtige,   der waltende wollte,
suchte sich das glanzvolle Heim,   die Burg in Bethlehem,
wo ihrer beider war,   des Helden Gerichtshof,
und auch der heiligen Jungfrau,   Maria's, der guten.
Dort ward des erlauchten Stuhl   in früheren Tagen,
des Adel-Königes,   Davids, des guten,
so lange, als er die Volksherrschaft dort   als Fürst unter den Hebräern
besitzen musste,   bewahren den Hochsitz.
Sie waren seines Hauses,   gekommen von seinem Stamme,
guten Geschlechtes,   beide von Geburt aus.
Weiter erfuhr ich, dass sie die herrlichen Wirkungen,   Marien, gemahnten
und die Macht Gottes,   dass ihr auf der Fahrt
ein Sohn gegeben ward,   geboren in Bethlehem,
der Söhne stärkster,   aller Könige kräftigster,
kommen ward   der erlauchte, mächtige,
an der Menschen Licht,   wie von ihm früher manchen Tag
Bilder waren   und Zeichen viel
geworden in dieser Welt.   Da war es all erfüllet so,
wie es ehor weise Männer   gesprochen hatten,
in welcher Demuth   er dies Erdreich hier
durch seine eigene Kraft   suchen wollte,
der Menschen Mundherr.   Da ihn die Mutter nahm,
bewand ihn mit Gewand   der Weiber schönste,
mit feinem Staat,   und mit ihren Händen zwei
legte sie liebreich   den kleinen Mann,
das Kind, in eine Krippe,   da er doch hatte Kraft Gottes,
der Mannen Herrscher.   Dar sass die Mutter davor

das Weib wachend, wahrte selber,
hütete den heiligen Sohn, nicht war ihr Herz zweifelig
der Magd ihr Muthsinn.

Übersetzt von Dr. J. R. Köne.
Münster 1855.

Die Geburt Christi wird den Hirten verkündigt.

Luc. 2, 8—13.

Da ward es kund der weiten Welt, den Wächtern zuerst die draussen waren,
in Niedrigkeit die Rosse hütend, das Vieh ernährend im Nachtgefild.
Die Nacht zerriss im Himmelsraum, durch Wolken rann das Gotteslicht,
umwob die Wächter auf dunkler Au; dort wurden sie mit Furcht gewahr
den schimmernden Engel von Gott geschickt, der rief ihnen zu: Erschrecket nicht,
ich sag euch Dinge voll Wundern und Wonnen; in dieser Weihnacht ist geboren
der huldreiche Christ, der Völker Hirt, Gottes heiliges Kind in Davids Burg!
Das habt zum Zeichen, ich zeug' es euch in der Wahrheit heiliger Zuversicht:
in der Krippe liegt von Windeln umwunden der waltende Herr von aller Welt.
Da kam hernieder der Engel Heer von der Himmelsflur in Reinigkeit,
es sang sein Lob dem Weltenlenker, es zog im Lied durch Wolken hin.
Die Wächter hörten den Weihgesang, und sahn die weihenden Engel nicht:
Ehre sei Gott, so sangen sie, in seiner seligen Himmelhöh,
und Frieden auf Erden den Menschenkindern, die guten Willens den Vater ehren!

Die Hirten besuchen das Kind.

Luc. 2, 14—20.

Sie hörten, dass sie erlauchte Botschaft zu hohen Dingen berufen hatte.
Nach Bethlehem zogen in Nacht sie hin, in sehnlicher Freude, dem Christ zu nahn.
Sie fanden hier der Völker Herrscher, der Menschen Herrn, des Höchsten Kind.
Da lohten sie Gott und liessen erschallen die liebliche Kunde weit durch die Burg.
Das Weib aber, die wonnsame Magd, hat alles tief im Herzen bewegt,
und pflegte minnend, die selige Mutter, dem König der Macht das Kindesleben.

Übersetzt von G. Rapp.
Stuttgart 1858.

Vom Weltuntergange.

Matth. 24. Marcus 13. Luc. 21.

Ging Gottes Sohn da und seine Jünger mit ihm,
der Waltende, von dem Weihort, wie sein Will' es war,
und auf den Berg stieg der Geborne Gottes,
sass dort mit den Seinen, und sagt ihnen viele
wahrhafte Worte. Sie begannen da von dem Weihort zu sprechen,
die Helden, von dem Hause Gottes, sagten, nichts Hehreres
auf Erden gäb es durch Erdbewohnerhand,
durch Manneswerk mit mächtiger Kraft

so riesig errichtet. Der Reiche sprach da,
der Himmelskönig, zuhörten die Andern.
Ich mag euch erzählen, sprach er, Zeit und Stunde wird kommen,
da wird nicht davon stehn ein Stein ob dem andern,
er fällt, und das Feuer erfasst und verzehrt es,
die hungrige Flamme, wie hehr es auch sei,
wie weisslich gewirkt, so ist dieser Welt Loos.
Es ergraut die grüne Wiese. — Gingen zu ihm da die Jünger,
und fragten ihn still: Wie lange soll stehen noch, sagten sie,
diese Welt in Wonnen, eh der Wechsel kommt,
dass der letzte Tag des Lichtes scheint
durch das Wolkengewölbe, oder wann wieder erscheinst du
in dieser Mittelmark, ob der Menschen Geschlecht
den Richtspruch zu thun, ob Todt' und Lebende?
Fürst mein, du guter, gern erfahren möchten wir,
waltender Christ wann das werde geschehen? —
Drauf ihnen Antwort Allwalter Christ
gütlich gab, den Gaumännern, er selbst:
Verhehlt hat das, sprach er, der Herrscher, der gute,
und so heimlich gehalten des Himmelreichs Vater,
dieser Welt Allwalter, dass es zu wissen nicht vermag
irgend ein Lebender, wann die leuchtende Stunde
in diese Welt wird kommen. Auch wissen es wahrlich nicht
Gottes Engel, die gegenwärtig
vor ihm stets sind; zu sagen vermögen auch sie es nicht
wahrhaft mit Worten, wann es werde geschehen,
dass er will in dieser Mittelmark, der mächtige Herrscher,
die Sassen versuchen. Vater sieht es allein,
der Heilige vom Himmel, sonst Allen verhohlen ist es,
Abgeschiednen und Lebenden, wann es geschieht, dass er kommt.
Doch mag ich euch erzählen, welche Zeichen hevor*)
wunderharlich sich erweisen, eh in diese Welt er kommt.
An dem Schicksalstage da erscheint es, am Mond

*) Übersetzung dieser Stelle von Massmann.
Ich mag euch doch erzählen, welche Zeichen
hevor werden wunderlich, ehe er an diese Welt komme:
An dem hehren Tage das wird an dem Monde Schein,
auch an der Sonne zusammt; geschwärzet sie beide
mit Finstre werden befangen; fallen Sterne,
weisse Himmelszünglein, und kreiset Erde,
hebet diese breite Welt. Wird solcher Ereignisse viel:
grimmet die grosse See, wirket der Meeresstrom
Angst mit seinen Unden (Wogen) Erdbauenden
dann dorret das Volk durch den Gezwang grossen,
Volk durch die Furcht. Dann nicht ist Friede irgend,
auch wird Krieg so mancher über diese Welt alle
heissiglich erhoben, und Heere leitet
(Ein) Geschlecht über (das) andere, wird Königen Krieg,
Heerfahrt grosse, wird manche Qual.
Offener Urlug (Krieg) das ist ängstlich Ding
dass je solchen Mord sollen Menschen erheben.

wie an der Sonn auch, umschwerkt werden beide,
mit Finsterniss umfangen, fallen Sterne,
helle Himmelslichter, hin und her schwankt die Erde,
weit und breit bebt die Welt, und die Wunderzeichen mehren sich,
grimmt die grosse See, Grausen wirkt
das Wasser mit den Wellen den Bewohnern der Erde,
dann dorren die Menschen vor des Drangsals Macht,
das Volk vor Furcht, denn Fried ist nirgends.
Waffen werden und Wehr in der Welt überall
hitzig erhoben, und mit Heeren befehdet
ein Klan den andern. Da wird Königen Kampf,
mächtige Märsche, mancher Mannschaft Bluthad,
offene Fehde! Ein furchtbar Ereigniss,
dass je solchen Mord sollen Männer erheben.
Pest würgt dann wüthend in der Welt allwärts,
Männersterben zumeist; wer in der Mittelmark je
durch Seuchen verschmachtete, liegen siech die Mannen,
und taumeln und sind todt, ihre Tage enden,
vollführt ist die Fahrt, fährt unmässig grosser
Heisshunger daher ob der Helden Kinder;
Speisenmangel zumeist ist nicht das mindeste
der Schrecken der Welt, die hier geschehen sollen
vor dem Tage des Gerichts.

Übersetzt von K. L. Kannegiesser.
Berl. 1847.

Wenn ihr das Alles
seht auf Erden geschehen, so mögt ihr sicher wissen,
dass der letzte Tag den Leuten nah ist,
der mächtige, den Menschen, und die Macht Gottes,
der Himmelskraft Bewegung, des Heiligen Kunft,
des Herrn in seiner Herrlichkeit. Sehet, hievon mögt ihr
an diesen Bäumen ein Bild erkennen:
Wenn sie knospen und blühen, und Blätter zeugen,
Laub sich löst, dann wissen die Leute,
dass ihnen sicher der Sommer nah ist
warm und wonnesam mit schönem Wetter.
So zeigen auch die Zeichen, die ich aufgezählt,
wann der letzte Tag den Leuten naht.
Dann sag ich euch wahrlich, dass auf der Welt nicht ehe
dies Volk zerfahren wird, bevor sich erfüllt
mein Wort, und bewährt. Die Wende kommt
des Himmels und der Erde, und mein heilig Wort
steht fest und währt fort, und erfüllt wird Alles,
in diesem Licht geleistet, was ich vor den Leuten sprach.
Nun wacht und wahrt euch, denn gewiss wird kommen
der grosse Gerichtstag, der eures Gottes Kraft zeigt,
seiner Macht Strenge: die schreckliche Zeit,
die Wende dieser Welt. Davor wahret euch,
dass sie euch nicht schlafend, in des Schlummers Ruh
fährlich befange, in Frevelwerken,
der Unthaten voll. Das Weltende kommt

in düstrer Nacht   wie ein Dieb geschlichen,
der sein Thun verbirgt: so bricht der Tag herein,
der letzte dieses Lichtes,   eh es die Leute denken —
völlig wie die Flut that   in der Vorzeit Tagen,
die in steigenden Strömen   die Menschheit zerstörte
in Noahs Zeiten,   den allein aus der Noth nahm,
ihn und sein Haus,   der heilige Gott
aus der umfangenden Flut.   So fiel auch Feuer
heiss vom Himmel,   als die hohen Burgen
in Sodomas Land   schwarze Lohe umfing,
grimm und gierig: da entging Niemand
ausser Loth allein;   denn ihn entleiteten
die Boten Gottes   mit seinen beiden Töchtern
einen Berg hinauf,   weil brennend Feuer Alles,
Land und Leute   die Lohe verzehrte.
Wie das Feuer da jählings kam,   und die Flut gefahren,
so jäh der jüngste Tag.   Daran soll Jeglicher
gedenken vor dem Dinge: des ist grosse Durft
den Menschen allen.   Drum mögt ihr in Sorgen sein,
denn wenn das geschehn wird,   dass der waltende Christ,
der hehre Menschensohn   mit der Macht Gottes
kommt in seiner Kraft,   der Könige reichster,
zu sitzen in seiner Stärke,   und zusammen mit ihm
die Engel alle,   die da oben sind,
die heiligen, im Himmel,   dann sollen der Holden Kinder,
der Erde Geschlechter   alle versammelt werden,
was von Leuten lebt,   was je in diesem Licht
von Menschen erzeugt war.   Dieser Menge wird dann,
allem Menschengeschlechte   der mächtige Herr
ertheilen nach ihren Thaten.

Übersetzt von Simrock.
Elberfeld 1856.

Die verlornen stellt er dann,
die fluchbeladnen Männer   zu der linken Hand,
zur rechten aber   scheidet er die seligen,
begrüsst die Guten,   spricht zu ihnen solches Wort:
Kommt ihr, die ihr erkoren seid,   empfanget nun
das mächtige Reich, das gute,   das bereitet steht,
das da den Menschenkindern   vorbestimmet ward
vom Anfang dieser Welt an.   Euch es weihte selbst
der Vater alles Menschenvolks;   ihr sollet nun
geniessen dieser Güter,   walten dieses Reichs,
des weiten, denn ihr thatet   meinen Willen oft,
ihr folgtet gern mir,   war't mir eurer Gaben mild.
Wenn ich bedrängt   von Durst und Hunger war, vom Frost
befangen, oder auch   in Banden lag, beklemmt
im Kerker, oft dann kam   mir Hilfe zu von euch;
ihr waret mir im Herzen mild   und suchtet mich.
Dann spricht entgegen also ihm   dies Volk: Mein Herr,
du guter, wann wohl warest du   von solcher Noth
bedrängt, befangen,   wie du vor dem Volke sprichst,

du Mächtiger meldest? Wann erblickte dich ein Mensch
in solchen Nöthen, der du allem Volk gebeutst,
der Güter aller waltest, die gewannen je
in dieser Welt der Menschen Kinder? — Er dann spricht,
der Gott, der Waltende: Was ihr thatet jemals hier
in eures Herren Namen; was an Gütern ihr
zu Gottes Ehre gabt der Menschen einem, die
hier die Geringsten stehen, hier in dieser Schaar,
und die aus Demuth Arme waren, weil sie mein
Gebot erfüllten: was von euren Gütern ihr
zum Ruhm mir ihnen gabet, euer Herr empfieng
es selbst; dem Himmelskönige kam die Hilfe zu.
Drum euren Glauben lohnen will euch nun der Herr,
der heilige, und das ewige Leben gibt er euch.

Ettmüller.
Stuttgart 1865.

Dann wendet zur Linken, der Waltende sich,
und spricht zu den Vertheilten: Eurer Thaten entgeltet nun,
eures Meinwerks, ihr Menschen. Nun müsst ihr, spricht er,
Verfluchte, fahren in das ewige Feuer,
das da den Gegnern Gottes bereitet ward,
dem Volk seiner Feinde für ihre Frevelwerke.
Ihr habt mir nicht geholfen, wenn mich Hunger und Durst
entsetzlich quälten; wenn ich der Kleider bar
jammermüthig ging in grosser Bedrängniss.
Ihr habt mir nicht geholfen, wenn ich in Haften lag,
in Ketten und Banden, oder auf dem Krankenbette
schweres Siechthum litt. Dann besuchtet ihr mich nicht,
erwiest mir keine Wohlthat, ich war euch nicht würdig,
dass ihr mein gedächtet: dafür duldet nun
in Feuer und Verdammniss. Dann entgegnet das Volk ihm:
Ei, waltender Gott, wie willst du doch so
vor dieser Menge reden! Wann bedurftest du der Menschen,
dass sie Gut dir gönnten? Du gabst uns ja Allen
Wohlstand in dieser Welt. Aber der Waltende erwiedert:
Wenn ihr die ärmsten der Erdenkinder,
die mindesten der Menschen in euerm Muthe,
ihr Helden, überhörtet, sie hasstet im Herzen,
ihnen Wohlthat weigertet: das ward euerm Herrn gethan,
die Wohlthat mir geweigert. Drum will euch der Waltende,
euer Vater, nicht empfangen. In Feuer fahrt ihr,
in den tiefen Tod den Teufeln zu dienen,
den wüthigen Widersachern, für eure Werke.
Nach diesen Worten wird das Volk geschieden,
die Werthen von den Bösen. Die Verworfnen fahren
in die heisse Hölle das Herz voll Harms,
die ewig Verdammten, Weh zu erdulden,
endloses Übel. Aber aufwärts führt
der hehre Himmelskönig der Lauteren Heerschaar
in langwährendes Licht: da ist ewiges Leben,
Gottes Reich bereit den Rechtschaffenen all.

So hört' ich, dass den Helden der herrliche Herr
der Welt Wende mit Worten schilderte,
wie die Welt währen soll, dieweil da wohnen dürfen
die Erdensöhne, und wie sie am Ende soll
zergleiten und zergehn.

Simrock.

Geiselung und Gang nach Golgatha.

Das Volk umdrängte ihn,
die Menge der Frevler. Der machtreiche Herr
erduldete geduldig alles, was im Gedränge ihm geschah.
Sie hiessen ihn da geiseln, eh sie den Gottessohn
umbrächten ums Leben, und spieen unter die Augen ihm,
thaten zum Hohn es ihm, dass mit den Händen schlugen
die Wehrmänner auf seine Wangen und sein Gewand ihm nahmen,
ein Scharlachtuch ihm um die Schultern legend.
Auch thaten sie aus Unhuld ihm noch Anderes an:
sie hiessen ein Hauptband von harten Dornen
wunderbar winden und setzten dem waltenden Christ
es selbst aufs Haupt. Dann gingen die Gesellen hinzu
und grüssten ihn nach Königsweise und fielen aufs Knie vor ihm,
mit ihrem Haupt sich neigend. Das war ihm all zum Hohn gethan,
obgleich der Obherr der Völker es all erduldete
der mächtige aus Minne zum Menschenvolke.
Drauf hiessen sie würken mit Waffenschneide
die Helden mit ihren Händen aus hartem Baume
ein kräftig Kreuz und hiessen den Christ darauf
das selige Gottkind selbst es tragen,
hiessens bringen unsern Gebieter dahin, wo er verhinten sollte
und sündenlos sterben. Es zog die Schaar der Juden
mit Freuden des Wegs und führte den waltenden Christ,
den Herrn zum Tode. Da konnte man herbe Dinge,
harmvolle hören: heulend folgten
Weiber mit Wehklage; die Wehrmänner trauerten,
die von Galiläa mit ihm gegangen kamen,
ihm folgten über ferne Wege: ihres Fürsten Tod
war ihnen gar sehr zur Sorge. Selbst sprach da
der beste der Gebornen und blickte rückwärts,
wehrte ihnen die Wehklage: Nicht wehe braucht
mein Hingang euch zu thun; mit Heulen aber mögt ihr
bitterlich wehklagen um eure bösen Werke
mit kummervollen Thränen! Es kommt die Zeit noch,
dass die Mütter werden im Gemüth frohlocken,
die Gattinnen der Juden, wenn ihnen Gott nicht Kinder
durch Geburt beschert hat. Eure Bosheit sollt ihr
grimm alsdann entgelten; ihr möchtet so gerne dann,
dass euch die hohen Berge hier bedeckten,
euch tief begrüben. Euch wäre der Tod alsdann
lieber in diesem Lande, als solche Leutequalen
so furchtbar zu erdulden, wie sie dann diesem Volk hier kommen!

Grein.
Kassel 1869.

6. Krist.

Evangelienbuch Otfrids von Weissenburg.*)

Die heilige Nacht.

Da waren dort in (dem) Lande   Hirten haltende;
des Viehes thaten (sie) Warte   wider Feinde.
Zu ihnen kam (ein) Bote schöner,   (ein) Engel scheinender
und wurden sie erleuchtet   von himmlischem Lichte,
fürchteten sie ihnen da jähe,   als sie ihn ansahen;
und hinterkamen hart   des Gottes-Boten Worte.
Sprach der Gottes-Bote alsbald: ich soll euch sagen Wunder;
euch soll sein von Gotte Heil.   Nicht Furcht keiner.
Ich soll euch sagen (ein) Enthot,   gebot der himmlische Gott.
Auch nicht ist, der eher hörte   so herrliche Botschaft.
Dess wird Welt seine   zu Ewigkeiten froh,
und alles Geschöpf das in (der) Welt   diese Erde ist auch tretend.
Neu geboren hat dieses Land   den himmlischen Heiland,
der ist Herr Christ guter   von junger Mutter
in Bethlehem. Die Könige,   die waren alle von da.
Von ihnen ward auch geboren euch   seine Mutter, Magd schöne.
Sage ich euch, gute Männer,   wie ihr ihn sollt finden.
(Ein) Zeichen auch geziemte   durch das seltsames.
Zu der Burg fahret hinan.   Ihr findet, wie ich euch sagte,
(ein) Kind neu geborenes,   in (eine) Krippe gelegtes.
Da kam, während er zu ihnen da sprach,   (der) Engel Heerschaar
himmlische manche,   so alle singend:
In (des) Himmelreiches Höhe   sei Gotte Preis,
(es) sei in (der) Erde Friede auch allen,   die voll sind gutes Willens.

Sie kündeten uns das Frommende früh   und lehrten (uns) auch da (den) Sang dazu.
In (dem) Herzen überlege du innen,   was der Vers singe.
Nicht lass dir innen deine Brust   arges Willens Gelust,
dass er von dir nicht wegstreiche   den Frieden in (dem) Himmelsreiche.
Wir sollen üben den Sang,   der ist (ein) schöner Gottes-Empfang,
weil Engel uns zu Bilde   brachten ihn von (dem) Himmel.
(Ein) Bischof, der wacht   über christliches Volk,
der ist auch würdig schönes   (der) Engel Gesichts.
Die Engel zu Himmel   flogen singend,
in Gesicht öffentlichem,   da ziemten (sie sich) so schön.

Scholl. Stuttgart 1841.

---

*) Von Otfried das schöne Gedicht: Heimweh.

Mancherlei Arbeiten   sind uns hier ja bereitet,
nicht wollen wir die Heimath suchen   wir armen Waisen.
O Elend   sehr bist du harte;
du bist sehr viel schwer   das sage ich dir in aller Wahrheit.
Mit Mühsalen werben,   die der Heimath darben.
Ich hab es empfunden in mir   nicht fand ich Liebes irgend in dir,
Nicht fand ich in dir anderes Gut   als traurigen Muth,
verwundetes Herz   und mannigfachen Schmerz.

Gleichnisse aus der Bergpredigt.

Sagte er drauf den Lieben von den zehn Dirnen
ein Bild passend auch dazu geziemend,
wie die fünf (sich) aufführten, welche unachtsam waren,
noch waren wohl wachsam, deshalb irregingen sie da.
Wie wohl es denen bekam auch dar, die hier ja waren wachsam,
des Herzens sie hier walteten, auch rein behielten.
Er erzählte auch Gleichniss anderes, dass sie sich bewahrten desto mehr:
wie reiste ein Mann reich in (ein) andres Königreich;
und wie er es vorher beschloss, seinen Schatz theilte
unter seinen Dienern zu sorglichen Werken;
gebot, dass sie es verwendeten, auch daran bewirkten
Wucher passenden, bis er aber käme.
Die zwei es wohl erzielten, ja sehr es mehreten,
der dritte war kein guter wegen seiner Zagheit.
Er ward verdammt zur Qual, drauf man ihn peinigte,
gewiss recht wegen dieses, weil er wachsam nicht war.
Die andern zwei seine that er sehr glücklich,
erfreute ihnen sehr ihren Muth wie (ein) guter Herr thut.
Setzte er sie drauf schön über Burgen seine,
machte er sie sehr reich, dass ihnen der Dienst gefalle.
„Wegen dieses seid ja wachsam all euer Leben hier,
Tages und Nachts so gedenkt (ihr) gewiss des Rechts;
dass ihr da ja (euch) beeilet, die Gefahr vermeidet,
auch gewiss des (euch) bemühet, dem Schrecken entfliehet;
dass ihr werdet würdig, sobald kommt mein Gericht,
dass ihr steht im Gerichte in meinem Angesichte!"

Kurz. Leipzig 1864.

Vom Weltende.

So hat er über den Weltring verkündigt ein Tageding,
ein viel schweres Gericht: darum zu sorgen ist uns Pflicht.
Dir sag ich hier es überlaut, nirgends lebt ein Gottestraut,
der irgend was ersinne, dass er fern sei dem Ringe.
Dahin auch kommen danne die Unglückseligen alle,
die hier man sah erfüllen den (ihren) Muthwillen.
Schwer ist es zu sagen: den je ein Weih getragen,
(es erschrickt das Herze mein): er muss heim Gerichte sein.
Sie müssen nach einander all ihr Thun bekennen,
alle, die hier stehn im Ring: das ist jammervolles Ding.
O wohl in diesem Falle denselben Menschen allen,
die hier sind wohlberathen und sicher ihrer Thaten;
doch jene, die verbrechen, die wissen nichts zu sprechen,
womit sie sich beschützen, und das ihnen möge nützen.
Denn Busse dafür nimmer ist, das glaube mir, zu dieser Frist;
entgehen mag da keiner, wird da begriffen einer;
er muss ohn allen Widerstand, wenn man als Bösen ihn erfand,
dulden in alle Ewigkeit der Höllenstrafen Qual und Leid.
O wohl in diesem Falle denselben Menschen allen,
die hier sind wohl berathen und sicher ihrer Thaten.
Weist du, wie von dem Gericht Gottes Vorverkünder spricht?

Von ihm also spricht sein Wort: grosse Strenge herrsche dort.
In ihm da man lesen mag, dass es ist des Zornes Tag,
bittrer Schmerzen Aufschwung, vielen, traun, Beängstigung.
Tag ists auch des Hornes und Engelgalmes,
sie blasen hier im Lande, zu brechen Grabes Bande.
Tag auch ists der Finsterniss und der Windesbraut, gewiss!
die bringen dann zu Falle die Sünderfüllten alle.
Tag ists auch des Hornes und des Klagegalmes,
mehr ich nicht dir sagen mag: davon ist erfüllt der Tag.
Du lasest einst wohl das Wort, wie der Herr bedrohte dort:
damit ermahnt er alle, bevor der Himmel falle.
Wer der Menschen ist im Land, der da leiste Widerstand,
wenn ers dazu führet, dass sich der Himmel rühret,
wenn er ihn zerspaltet und zusammen faltet,
(nimm es wohl in deinen Muth!), wie man einem Buche thut?
Nicht der Tag ist schattenreich, gar nicht andern Tagen gleich,
dass man im Gemüthe verborgne That behüte;
leider wird das nicht bedacht, in Erwägung nicht gebracht:
sich zeigen ohne Wanken die kleinsten Gedanken.
O wohl in diesem Falle, denselben Menschen allen,
die da sind wohlberathen und sicher ihrer Thaten;
doch jene, die verbrechen, die wissen nichts zu sprechen
womit sie sich beschützen und das ihnen möge nützen.
Nicht lösen da von dieser Noth reiche Kleider, Gold roth,
nicht helfen Purpur oder Sammt noch Silber aus des Richters Hand;
nicht mag Diener oder Knecht dem Herren helfen vor dem Recht,
auch das Weib nicht noch das Kind: für sich selbst in Angst sie sind;
Nichts hilft dem reichen Manne in des Gerichtes Banne;
in gleichen Sorgen alle stehn die jetzt hin zum Gerichte gehn.
Ich berg es keinem, sicherlich, hier sorgt männiglich für sich,
jeder sorgt für sich allein: alles andre dünkt ihm klein.
Herren, Knechte, Arm und Reich, dahin kommen alle gleich:
denen nur ist froh der Muth, die hier lebten fromm und gut.
O wohl in diesem Falle, denselben Menschen allen,
die da sind wohlberathen und sicher ihrer Thaten!
Niemand da bestechen kann, noch auch Feilschen hilft dem Mann,
ob einer es versuche zu tilgen sich im Buche.
Nun warst einst doch du so reich, Niemand war dir darin gleich,
wolltest du's versuchen, ha! sieh dein Schatz ist nicht mehr da;
denn gerecht ist im Gericht Gott, der hier das Urtheil spricht,
selbst er richtet, sag ich dir, kein Gesandter, glaub es mir.
Drum wohl in diesem Falle, denselben Menschen allen,
die da sind wohlberathen und sicher ihrer Thaten;
doch jene, die verbrechen, die wissen nichts zu sprechen,
womit sie sich beschützen und das ihnen möge nützen.

Ettmüller.

Die Auferstehung.

Der Morgen kam der Osterfeier, wie ward der Tag den Menschen theuer!
Und vor dem ersten Morgengrauen erhoben sich die heiligen Frauen,
sie eileten dem Grabe zu, denn ihre Minne fand nicht Ruh,
mit ihren Salben in den Händen, sie um den lieben Mann zu wenden.

Sie dachten an des Steines Bürde, wer ihn vom Grabe lösen würde.
„Wir müssen die wohl darum bitten, die ihn gelegt auf Grabes Mitten,
denn unsre Frauenkraft ist klein, und gross und mächtig ist der Stein.“
Sie sehn in grossem Leid das Grab, das Stein und Siegel noch umgab.

Da bebt und fährt die Erde auf, sie hemmen schreckensstarr den Lauf.
Sie schüttelt sich in Freudenmuth, den Schatz gibt, der in ihr geruht.
Ein Engel schwebt vom Wolkenzug, rasch gleich dem Blitze ist sein Flug,
den Stein hat seine Hand berührt und plötzlich ihn dem Grab entführt.

Nicht um dem Herrn den Weg zu bahnen, er will nur an das Wunder mahnen,
der heilige Sieg des lieben Christ, der aus dem Grab erstanden ist,
das leere Grab ja zeigt es klar. Sein Antlitz wie die Sonne war,
dem Schnee gleich glänzte sein Gewand, das lang und wallend ihn umwand.

Und alle trat der Schrecken an, die dieses an dem Grabe sahn,
sie stürzen niederwärts wie todt. Der Engel lebensfreudig bot
den Frauen seinen Gruss hinaus: erstarret nicht in Schreck und Graus,
und tretet nicht in Furcht zurück, ihr kommet her zu Heil und Glück.

Nur traulich sei euch meine Nähe, der ich warum ihr nahtet sehe,
ihr habet unsern Herrn gesucht, den sie erschlagen und verflucht,
gekreuzigt, mit dem Speer durchgraben, und den sie hier begraben haben.
Hier liegt er nicht in Finsterniss, geschehen ist wie er verhiess.

Er riss sich aus des Hades Banden, er ist vom Grabe auferstanden.
Nicht um zu weinen nahet euch, er hat besiegt des Todes Reich,
so dass es nie mehr mit ihm kämpft, nahm ihm den Raub, hat es gedämpft.
Ja, ich verkünde Liebes euch, er lenkte in ein andres Reich,

zum Himmel, in sein Eigenthum, ging er hinauf mit seinem Ruhm.
Ein Jegliches nun sehen mag, wo hier sein theurer Leichnam lag,
wo ihn die Seinen hingeborgen mit ihrer Liebe treuen Sorgen.
Auf, sputet euch, zu ihnen fort, sagt ihnen seelenfroh mein Wort.

Nicht lasset Petrus einsam weinen, lasst ihn mit ihnen sich vereinen,
macht los sie von des Kummers Banden, denn heut ist er vom Tod erstanden.
Erfreuet ihnen ihren Muth, nicht länger ist die Trauer gut,
bald wird er sich zu ihnen kehren, sie werden seine Stimme hören. —

Nach ihnen eilt Maria her, und fand das Grab des Meisters leer,
da eilt sie zu den Jüngern wieder, und ruft in ihre Trauer nieder:
„Ich fand ihn nicht, er ist geraubt!“ Nicht hat sie seinen Sieg geglaubt.
Und die am Meisten ihn geliebt, sie eilen zu dem Grab betrübt.

Und lief der Jüngere voran, hielt zagend vor dem Grabe an,
Johannes war's, und bald erlangt hat Petrus ihn, wie er dort bangt.
Und der beschreitet rasch die Gruft, und den Genossen zu sich ruft.
Dort haben sie das Linnen funden, mit dem sie seinen Leib umwunden.

Das Schweisstuch, das sein Haupt umgeben, lag sorglich aufgerollt daneben,
da glaubten sie Maria's Wort, ihn nahmen fremde Hände fort.
Die Trauten gingen traurig hin, nicht kam es ihnen in den Sinn,
er sei, da wo sie ihn geborgen, erstanden in den hellen Morgen.

Und auch Maria war gegangen den Beiden nach in Gram und Bangen,
und kann nicht von dem Grabe gehn, in ihrer Minne bleibt sie stehn,
der Thränenstrom rinnt ihr herab, sie blickt in ihres Meisters Grab,
wo sie gesucht ihn so vergebens, die fromme Minne ihres Lebens.

Da schaute sie ein Engelpaar, es stellt sich herrlich glänzend dar,
wie es geziemt dem Grab des Christ. Der Eine an der Stätte ist,
wo seine Füsse ausgeruht, der Andre, wo sein Haupt geruht,
und rufen sie fast streng ihr zu: „Was suchst du? Warum weinest du?“

Ihr Trauermuth in Worten klagte, da sie die Engelbotschaft fragte:
„Wohl stehet mir das Weinen an, denn hartes Leid ward mir gethan.
Ich hab ein Recht zu diesen Klagen, von Leiden weiss ich viel zu sagen,
keins ist ihm gleich, mich wirft es nieder, und keine Kraft hab' ich dawider.

Und unter Allen, die da leben, kann auch nicht Einer Trost mir geben,
sie haben mir ihn weggenommen, den lieben Herrn, den milden, frommen,
und der war meiner Liebe Herz. Das ist mein Leid, das ist mein Schmerz.
War es des Jammers nicht genug, dass man ihn mir am Kreuz erschlug? —

Auch seine Leiche soll ich missen, auch diese hat man mir entrissen,
wer weiss, wie sie mit ihr verkehren, und sie entweihen, sie entehren!
Je mehr mein Herz der Wonnen trug, so tiefer mich der Jammer schlug.
Ich hatte seine Lieb in mir, und soll sie missen für und für.

Wenn Jemand nur mir möchte sagen, wohin sie meinen Herrn getragen,
dass ich ihm diente noch im Tod! Und wär es Trost in solcher Noth?“ —
Da ihre Rede sie geendet, und ihren Blick zurückgewendet,
da tritt der Heiland zu ihr hin, so liebend nah, da fand sie ihn.

Doch noch hat sie ihn nicht erkannt, und weinend sich zu ihm gewandt,
nur für den Gärtner ihn genommen, und fragte ihn so schmerzbeklommen:
„Herr, sag es offen auf mein Wort, nahmst du ihn etwa mit dir fort,
Den meine Seele liebt in Sorgen? Ich hatte hier ihn mir geborgen.

Die liebe Arbeit hier um ihn, sie ist umsonst, er ist dahin!“
Sie nennt ihm seinen Namen nicht, da sie in vollen Schmerz ausbricht,
und meint, in Liebe hingerissen, ihn müsse alle Welt ja wissen.
Beim Namen hat er sie genannt, da hat sie ihren Herrn erkannt.

Schon will sie knieend ihn umfassen, doch er gebeut, sie soll es lassen,
er ruft ihr zu: „Enthalte dich! Nicht sollst du so umschliessen mich,
ich thu noch nicht die ferne Fahrt zu meines Vaters Gegenwart.
Zu meinen Brüdern sollst du eilen, und ihnen diesen Gruss ertheilen:

Ich habe meinen Herrn gefunden, dem Tode hat er sich entwunden.
Ich stand vor seinem Angesicht, es glänzte mir im Lebenslicht.
Sein Vater ist der eure nun, so lasset eure Zweifel ruhn.“
Da flieht sie hin mit frohem Schritt, bringt ihnen seine Worte mit.

Rapp. Stuttgart 1858.

Hymnologische Quellenwerke.

I.

Sammlungen lateinischer Hymnen.

Lübecker Messbuch um 1480. — (Aus der Druckerei von Barth. Gothan und Luc. Brandis.)

Mainzer Messbuch von 1482.

Textus sequentiarum cum optimo commento. 4⁰. (Köln 1492 oder 1494.)

Baseler Breviarium von 1493. Fol.

Magdeburger Messbuch von 1493. — (Aus der Druckerei von Moritz Brandis.)

Expositio hymnorum cum notabili commento quod semper implicat historias cum optimis allegationibus sacrae scripturae illorum sanctorum vel sanctarum de quibus tales hymni decantantur — — —. Köln. (Aus der Druckerei von Heinr. Quentell.) 1492. 4⁰. Hagenov. 1493. Colon. 1494. Basel. (Mich. Furter.) 1504.

Missale Maguntinense (Mainz um 1497).

Missale secundum rubricam Numburgensis diocesis noniter impressum. ac diligenter correctum et emendatum 1501. 1517.

Hymni de tempore et de sanctis: in eam formam qua a suis autoribus scripti sunt denuo redacti: et secundum legem carminis diligenter emendati atque interpretati. A. d. 1513. 4⁰. Strassburg. (Aus der Druckerei von Joh. Knobloch. Verfasser ist **Wimpheling**. Vorrede, Heidelberg 1499, unterzeichnet: Jacobus Vuym. Sletstatinus.)

Hymni et Sequentiae cum diligenti difficillimorum vocabulorum interpretatione. **Herm. Torrentini.** Colon. 1513. 4⁰. — (Torrentini war ein Philolog, geb. zu Zwoll in Ober-Yssel.)

Elucidatorium ecclesiasticum, ad officium ecclesiae pertinentia planius exponens: et quatuor libros complectens. Mit einer Vorrede von **Jodocus Clichtoneus** Neoportuensis. Ex Parisijs: anno verbi incarnati 1515. — Basiliae 1517. 1519. — (Jod. Clicht, geb. zu Nieuport, gest. zu Chartres 1543, war einer der berühmtesten Doctoren der Sorbonne zu Paris.)

Ein Auszug aus obigem Werk erschien zu Venedig 1555 in 8⁰. unter d. Titel: Hymni et prosae, quae per totum annum in ecclesia leguntur etc.

Liber ecclesiasticorum carminum, cum aliis hymnis et prosis exquisitissimis, a sanctis orthodoxae fidei patribus, in usum piarum mentium compositus. Basil. 1538. 8⁰.

J. Spangenberg. Cantiones ecclesiasticae latinae simul ac synceriores quaedam praeculae, quae in calce voluminis reperiuntur Dominicis et Festis diebus in commemoratione Coenae Domini, per totius Anni circulum cantandae ac praelegendae. Magdeb. 1545.

Psalmodia hoc est, cantica sacra veteris ecclesiae selecta. Quo ordine, et Melodiis per totius anni curriculum cantari usitate solent in templis de Deo, et de filio eius Jesu Christo, de regno ipsius, doctrina, vita, Passione, Resurrectione et Ascensione, et de Spiritu Sancto. Item de Sanctis, et eorum in Christum fide et cruce. Jam primum ad Ecclesiarum, et Scholarum vsum diligenter collecta, et breuibus ac pijs Scholijs illustrata, per **Lucam Lossium**, Luneburgensem. Noribergae apud Gabrielem Hayn, Joh. Petrei Generum. 1553. Kl. Fol. — 2. u. 3. Ausg. Wittenberg 1561 u. 1579. 4⁰.

Hymni ecclesiastici, praesertim qui Ambrosiani dicuntur, multis in locis recogniti, et multorum hymnorum acceptione locupletati, cum scholiis **Georgii Cassandri.** Col. 1556. 8⁰. — (Cassander wurde 1513 auf der Insel Cassandt bei Brügge geb. und † 1566 in Köln.) — Die 2. Ausgabe mit 2 Hymnen und einigen Anmerk. verm. erschien unter folgendem Titel:

Georgii Cassandri, Belgae theologi, impp. Ferdinando I. et Maximiliano II. a consiliis, opera quae reperiri potuerunt omnia. Epistolae CXVII. et colloquia II. cum Anabaptistis, nunc primum edita. Parisiis, apud Hieronymum Drovart, via Jacobae, sub scuto Solari. 1616. Gr. Fol. (Das Hymnarium p. 146—302.)

Hymni et sequentiae, tam de tempore quam de Sanctis, cum suis Melodiis, sicut olim sunt cantata in Ecclesia Dei, et iam passim correcta, per sanctae memoriae, Reverendum virum **M. Hermannum Bonnum**, Superintendentem quondam Ecclesiae Lubecensis, in vsum Christianae iuuentutis scholasticae, fideliter congesta et euulgata. 1559. Edita Lubecae in officina Georgij Richolffij. 4⁰.

Paul Eber. Psalmi s. cantica in ecclesia cantari solita. Witeb. 1564. Fol.

Poetarum veterum Ecclesiasticorum Opera Christiana, et operum reliquiae atque fragmenta: Thesaurus catholicae et orthodoxae ecclesiae, et Antiquitatis religiosae, ad utilitatem iuuentutis Scholasticae: Collectus, emendatus, digestus, et Commentario quoque expositus, diligentia et studio **Georgii Fabricii** Chemnicensis. Basiliae, ex officina Joan. Oporini, anno salutis humanae 1564. Mense Martio. Kl. Fol.

Christoph Corner. Cantica selecta. Lips. 1568. 12.

Breviarium Romanum. Ex decreto sacrosancti Concilii Tridentini restitutum, Pii V. Pont. Max. iussu editum. — Romae 1570. In aedibus populi Romani, apud Paulum Manutium. Gr. Fol. (Mit den Ausschreiben **Pius V.** v. J. 1568.)

Georg Major. Psalmi cum hymnis. Viteb. 1570. 12.

Ad. Siber. Breviarium christianum. Lips. 1575.

Andreas Ellinger. Hymnorum eccles. emendator. Libri III. Frcf. 1578.

Math. Ludecus. Vesperale et Matutinale. Witeb. 1589. Fol. — Missale ib. eod. Fol.

Breviarium Romanum. Ex decreto Sacrosancti concilij Tridentini restitutum, Pii V. Pont. Max. iussu editum, et Clementis VIII. primum, nunc denuo Vrbani PP. VIII. auctoritate recognitum. In quo omnia suis locis ad longum posita sunt, pro maiori recitantium commoditate. Antverpiae, ex officina Plantiniana Balthasaris Moreti. 1641. Gr. 4. (Mit den Erlassen Pius V. 1568, Clemens VIII. 1602 und Urbans VIII. 1631, sowie den Erlaubnissschreiben Paulus Papa V. 1611 und Urbans VIII. 1634 für die antwerper Drucker.)

Venerabilis viri **Josephi Mariae Thomasii** s. r. e. cardinalis opera omnia tomus secundus continens psalterium juxta duplicem editionem ad mss. codices recensuit notisque auxit Ant. Franc. Vezzosi clericus regularis. Romae 1747. 4⁰. (Das Hymnarium v. S. 351—434.)

Arevalo. Poetae christiani. Rom 1788—94. V. 4.

C. A. Björn. Hymni veter. poet. christ. eccl. lat. selecti. Havniae 1818.

Jac. Grimm. Inest hymnorum veteris ecclesiae XXVI. interpretatio theodisca nunc primum edita. Gottingae, Dieterich. 1830. 4⁰.

VI. **J. Kehrein** (Lehrer am Gymnasium zu Mainz). Lat. Anthologie aus den christl. Dichtern des Mittelalters. I. (einziger) Theil. Die acht ersten christl.Jahrh. Frankf. a. M. 1840.

Dr. H. A. Daniel (Lehrer am K. Pädagogium zu Halle). Hymnologischer Blüthenstrauss auf dem Gebiete altlateinischer Kirchenpoesie. Halle 1840. 12.

J. M. Neale. Hymni ecclesiae e breviariis quibusdam et missalibus Gallicanis, Germanis, Hispanis, Lusitanis, desumpti. Oxonii et Londini 1851. 16.

Thesaurus hymnologicus sive hymnorum canticorum sequentiarum circa annum MD. usitatarum collectio amplissima. Carmina collegit, apparatu critico ornavit, veterum interpretum notas selectas suasque adiecit **Hermann Adalbert Daniel**, ph. Dr. V. (I. Hymnos continens. Halis 1841. II. Sequentiae. Cantica. Antiphonae. Lips. 1844. III. I. Delectus carminum ecclesiae graecae curante Reinboldo Vormbaum. II. Carmina Syriacae ecclesiae curante Ludovico Splieth. III. Paralipomena ad tomum primum et secundum. Lips. 1846. IV. et V. Supplementa. Lips. 1855—56.)

F. J. Mone. Lateinische u. griechische Messen, aus d. 2.—6. Jahrh. Mit 1 Schrifttafel. Frankf. a. M. 1850. 4⁰.

F. L. Mone. Lat. Hymnen d. Mittelalters, aus Handschr. herausg. u. erläutert. III. Freib. Herder. 1853—55. (I. Lieder a. Gott u. d. Engel. II. Marienlieder. III. Heiligenlieder.)

P. Ans. Schubiger. Die Sängerschule St. Gallens vom VIII.—XII. Jahrh. Ein Beitrag zur Gesanggeschichte des Mittelalters. Mit vielen Facsimile und Beispielen. Einsiedeln u. New-York 1858.

Hymnarium. Blüthen lateinischer Kichenpoesie zur Erbauung. M. Vorw. v. **C. B. Moll.** Halle 1861. 16.

Philipp Wackernagel. Das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit bis zu Anfang des XVII. Jahrh. Mit Berücksichtigung der deutschen geistl. Liederdichtung im weiteren Sinne u. der lat. kirchl. Dichtung von Hilarius bis G. Fabricius. L. I. 1862.

P. Gall Morell (Rektor und Bibliothekar im Stift Einsiedeln). Lateinische Hymnen des Mittelalters, grösstentheils aus Handschriften schweizerischer Klöster, als Nachtrag zu den Hymnensammlungen von Mone, Daniel und Anderen. Einsiedeln, New-York und Cincinnati 1866.

Diesen Quellenwerken sind noch folgende Ausgaben christlich-lateinischer Dichter und Schriften über die kirchliche Poesie anzuschliessen:

Proba: Cento virgilianus. Ven. 1472 f. — Rom. 1481. 4. — Ven. 1501 (Aldus). — Par. 1509. 4. — 1550. 4. — Frankf. 1541. — Genf 1578. 16. — Col. 1592. — Helmst. 1597. 4. — Col. 1601. — Halae 1719.

S. Hilarii Pictaviens. Opera omnia. Par. 1480. 1510. — Bas. 1523. 1535. — Par. 1544. — Bas. 1550. — Par. 1605. — Col. 1617. — Par. 1693 (beste Ausg. von d. Benediktinern besorgt). — Veron. (Scip. Maffei) 1730. II. f. — Rom. 1731. — Ven. 1749 f. — Würzb. (Dr. Fr. Oberthür) 1785—89. IV. — Kempten (Übersetz. von J. G. Waizmann) 1834—1836. IV.

S. Aur. Augustini Opera omnia. Argent. 1489. — Lov. 1571. — Par. 1679. — Par. (studio monachorum St. Mauri) 1689—1700. XI. f. — Antw. 1700—1703. XII. f. — Ven. 1729—35. XI. f. — Ven. 1756—69. XVIII. 4. — Ven. 1797—1807. XVIII. 4. — Ven. 1833—43. V. f. — Par. 1835—39. XI. — Par. 1836—41. XLII.

S. Ambrosii Opera. Mail. 1492. f. — Rom. 1580—87. f. — Par. 1661. V. f. — Par. 1686—90. II. (beste von den Benediktinern zu St. Maurus besorgte Ausgabe). — Par. 1834—36. IX.

A. Prudentii Carmina. Ven. (Aldus) 1501. 4. — Antw. (Op. multo quam antea castigat.) 1545. 12. — Bas. 1562. — Antw. (Th. Pulmanni et Vict. Giselini opera, ex fide decem libr. mss. emendata) 1564. — Col. (Hymnen) 1585. — Hannover (Carmina. J. Weitz) 1613. — Par. (Chamillard) 1687. — Halae (Opera quae extant, rec. et adn. ill. Christ. Cellarius) 1703. 1739. — Wien (h. Kämpfe u. Siegeskronen, übers. v. Silbert) 1820.

Sedulii Opera. Ven. (Aldus) 1501. 4. — Antw. 1538. — Halae (Carmina ed. Christ. Cellarius) 1704. 1739. — L. (ed. J. F. Gruner) 1747.) — Rom (F. Arevalus) 1794. 4.

P. M. Paulini Opera. Antw. (Pulmann) 1560. 16. — Antw. (H. Rosweyd) 1622. — Par. (Op. collata ad mss. codd. plurimos not. ac. lect. var. ill. J. B. le Brun) 1685. II. 4. — Veron. (L. A. Muratori) 1736 f. — (Poëma adversus Paganos in d. Bibl. P. P. cura Gersdorf. XIII. 1847.)

In hymnos ecclesiasticos ferme omnes **Mich. Tim. Gatensis** brevis elucidatio. Ven. 1582.

Fortunati Carmina. Moguntiae (Chr. Brower) 1603. 4. 1617. 4. — Rom (M. A. Luchi) 1786—87. II. 4.

Magna bibl. vet. patr. et antiqu. script. eccl. Col. 1618. XIV. f.

Die Poesien des jüngern **Eugenius** von Toledo edirten J. Sirmond. Par. 1619. — Rivin cum notis adj. Dracontio. L. 1651. (Ausserdem stehen sie: Bibl. Max. Patr. Lugd. 1667. XII. p. 345 und Bibl. Mag. Patr. XV. p. 236.)

Hrabanus Maurus, Opera omnia etc. cura Ant. de Henin ac stud. et apparat. G. Coloenerii. Col. 1627. VI. f.

Theodulfs von Orleans Gedichte gaben Sirmond Par. 1646. u. Rivin, L. 1653 heraus (ausserdem: Bibl. patr. IX. p. 631. Ebendaselbst die Lieder des **P. Diakonus** VIII. p. 159).

Carmina sacra **Damasi**. L. (A. Rivinus) 1652. — Rom (Op. cum notis M. M. Sarrazanii ed. F. Ubaldini) 1738. 4. — Rom (Opuscula et gesta. A. M. Merendae) 1754. f. — Par. (Opera mit denen des Lucifer v. Kagliari) 1840. 4.

Joan. Bona (geb. 1609 z. Mandovi in Piemont, † als Cardinal in Rom 1674): de divina Psalmodia, sive psallentis eccl. Harmonia. Rom 1653. — Antw. 1677. — Col. 1677. — Par. 1678. — Antw. 1723.

Drepani Carmina. L. (Rivin mit denen des Theodulph) 1653. (Ferner in Mabillon analect. I. p. 402 und in Bibl. patr. V. par. 3. p. 643.)

Andr. Esebenbach (geb. 1663 zu Nürnberg, † 1722 als Pred. daselbst): diss. de poetis christianis sacris. Altd. 1685 (wieder abgedruckt in Diss. acad. Nor. 1705).

Kon. Sam. Schurzfleisch (geb. zu Korbach 1641, † als Prof. zu Wittenberg 1708): diss. de hymnis vet. eccl. Viteb. 1685.

Christ. Daum (geb. zu Zwickau 1612, † als Rector das. 1687): Syllabus poetarum christ. vet. et eorum edit. (Vor dessen Ausg. v. B. P. Petrocorii Poematibus. L. 1686.)

S. Gregorius I. Magnus, Opera omnia, studio Monachorum Ordin. S. Bened. Par. 1705. IV. f. — Ven. 1744. IV. f. — Ven. 1768. XVII. 4.

M. Maittaire. Opera et fragm. vet. poetarum eccl. Londini 1713. II. f.

J. Zach. Hilliger, de psalm. et hymn. etc. discrimine. Vit. 1720.

Polykarp Lyser (geb. 1690 zu Wunstorp, † 1728 als Professor zu Helmstädt): Hist. poetarum et poematum medii aevi. Hal. 1721.

Bernh. Petz. Thes. anectod. Aug. Vind. 1721.

Balth. Gavanti. Thes. rit. sacror. (in Baumgartens Nachrichten v. denkw. Büchern).

G. Walch. Miscellanea sacra. Amst. 1744.

J. H. a Seelen: de poesi christ., non a tertio post. Chr. nat. seculo etc. deducenda. Lubecae 1754.

J. Frick. Meletemata varia. Ulm. 1756.

J. G. Baumann: de hymnis et hymnopoësis vet. et rec. eccl. Brem. 1765.

Mart. Gerbert v. Hornau, d. h. R. Reichsfürst u. Abt zu St. Blasien auf dem Schwarzwalde (geb. zu Horb a. N. 1720, † 1793): De Cantu et Musica sacra a prima eccl. aetate usque ad praesens tempus. St. Blasien 1774. II. 4.

Fl. Alcului Opera de novo collecta cura (Abbat) Frobenii. Ratish. 1777. IV parts in II tom.

Psalteriol. cantionum etc. ed. decima sexta. Col. 1792.

J. G. v. Herder: Briefe zur Beförderung der Humanität. Riga 1793—97. X.

(Wulruff) Corollae hymnorum sanctorum. Col. 1806.

Fr. Münter: Über die älteste christl. Poesie. Kopenh. 1806 (in dessen Übers. d. Offenb. Joh.).

A. Hahn: Bardesanes Gnosticus Syrorum primus hymnologus. L. 1819.

Dr. J. Chr. Augusti: d. h. Handlungen der Christen archäologisch dargest. L. 1822.

Dr. J. Chr. F. Bähr: Gesch. der röm. Litoratur. Carlsr. 1828. 1832. 1844. — Christl. Dichter und Geschichtschreiber Roms. Carlsr. 1836. — Christl. röm. Theologie. 1837. — Christl. röm. Lit. d. karol. Zeitalters. 1840.

II.

Übersetzungen lateinischer und griechischer Hymnen.

Joan. Jac. Beurer (Griechischer sprach vnd der Hist. Prof. in Freyburg): Hymni Trisagij, vnd Geistl. Lobgesäng. Dess Hocherleuchten Vatters Synesij von Cyren, B. zu Ptolemayde, dess scharpffsinnigen Hieratischen Philosophi, Oratoris, vnd Poeten, auff mancherley Weiss der Lyrischen Verss. Sampt etl. Hymnis vnd Geistl. Lobgesängen dess auch Hocherleuchten Vatters Gregorij Nazianzeni. Sodann ein fürtreffenlich Frü oder Morgengebett, dessen sich der Christenliche, Constantinopolitanische Keyser Michael Palaeologus täglich gebraucht etc. Alles vor niemal aussgangen, vnd allererst newlich auss Griechischer Sprach auff das trewlichst in vnser Teutsche Sprach vertirt, vnd die Lobgesang in Reymen verfasset. A. E. Gedr. zu Freyburg im Breyssgaw, d. Martin Böckler. a. 1595.

(Von einem Mönch in Hildesheim.) Vers. geistl. Lieder in Übersetzungen und Verbesserungen, zum nützl. Gebr. kath. Christen. I. St. Hildesh. 1776.

Franz Xaver Jaun (Priester u. Lehrer am Gymnasium h. S. Salvator in Augsburg). Etwas wider die Mode. Schauspiele ohne Caressen und Heurathen für die studirende Jugend. Augsb. 1785. In Bd. II die Übersetzung einiger lat. Hymnen.

I. **M. F. Jäck** (badischer Dekan, dann Domkapitular in Mainz). Psalmen und Gesänge der h. Schrift, nebst d. Hymnen der ältesten christlichen Kirche. Metrisch-paraphrasirend übers. u. z. Besten d. Armen herausg. v. d. Armen-Unterstützungs-Anstalt in Kirchhofen. II. Freib. 1817.

II. **Dr. A. J. Rambach** (Hauptpast. a. d. Hauptkirche zu St. Michaelis u. Scholarch in Hamb.). Anthologie christl. Ges. aus allen Jahrh. d. Kirche. Nach der Zeitfolge geordnet und mit gesch. Bemerkungen begleitet. VI. Altona u. Leipzig 1817—33.

Fr. J. Weinzierl (Domprediger in Regensburg). Hymnen u. Lieder f. d. kath. Gottesdienst. A. d. Lat. d. franz. Breviere in gereimten Versen übersetzt. Augsb. 1817. 8. 2. Aufl. 1821. 12.
III. **A. L. Follen.** Alte christl. Lieder und Kirchenges. nebst einem Anhange. Elberf. 1819.
J. P. Silbert. Dem heil. Sänger oder fromme Ges. d. Vorzeit. Mit Vorr. v. Fr. v. Schlegel. Wien u. Prag 1820.
Thaddä Ans. Rixner. Handb. d. Gesch. d. Philosophie. III. Sulzb. 1822.
IV. **J. Chr. v. Zabuesnig** (privatisirender Priester). Kath. Kirchenges. in d. Deutsche übertragen mit dem Latein zur Seite. III. Augsb. 1822.
P. Pius Zingerle (Benediktiner des Stiftes Mariaberg u. Religionslehrer am k. k. Gymnasium in Meran). Die h. Muse der Syrer. Ges. des Kirchenvaters Ephräm. Gewählt u. aus dem Syrischen übersetzt. II. Insbr. 1833.
C. E. (Casp. Ett?). Rel. Lieder u. Gedichte z. Beförderung der Ehre des heiligsten Altar-Sacramentes, des Glaubens, der Religion u. des Priestertbums. Herausg. v. e. kath. Geistlichen. Landshut 1837. (Enthält 8 Übersetzungen lat. Kirchengesänge.)
V. **Dr. H. Freyberg.** Alte christl. Lieder. Übers. u. nebst einem Anhange herausg. Zerbst 1839.
F. G. Lisco (Dr. th. u. Prediger an der St. Gertrudkirche in Berlin). Dies irae, Hymnus auf das Weltgericht. Als Beitrag zur Hymnologie herausg. Berl. 1840. 4⁰.
P. Zingerle. Harfenklänge vom Libanon. A. d. Syrischen. Innsbr. 1840.
VII. **R. Lecke.** Freie Übersetzungen alter berühmter Kirchenhymnen. Erste Abtheilung. München, zweite verm. Aufl., 1843. (Nebst Anhang.)
F. G. Lisco. Stabat mater. Hymnus auf die Schmerzen der Maria. Nebst einem Nachtrage zu den Übersetzungen des Hymnus Dies irae. Zweiter Beitrag zur Hymnologie. Berl. 1843. 4⁰.
VIII. **C. Fortlage** (Dr. d. Philosophie). Gesänge christl. Vorzeit. Auswahl des Vorzüglichsten a. d. Griech. u. Lat. Berl. 1844.
P. Zingerle. Das Syrische Fest-Brevier oder Festkränze aus Libanons Gärten. II. Villingen 1846.
IX. **(Lebr. Dreves.)** Lieder d. Kirche. Deutsche Nachbildungen alt-lat. Originale. Schaffhausen 1846.
X. **Dr. G. A. Königsfeld.** Lat. Hymnen u. Ges. a. d. Mittelalter, deutsch, unter Beibehaltung der Versmasse. Mit beigedrucktem lat. Urtexte. Nebst Einl. u. Anm.; unter Beifügung briefl. Bemerkungen und Übersetzungen v. A. W. v. Schlegel. Bonn 1847.
Die Lauretanische Litanei in 38 Liedern. München. 2. Aufl. 1848.
XI. **Dr. K. Simrock.** Landa Sion. Altchristl. Kirchenlieder u. geistl. Gedichte lat. u. deutsch. Köln 1850.
J. Fr. H. Schlosser. Die Kirche in ihren Liedern durch alle Jahrhunderte. II. Mainz 1851—52.
XIII. **J. Kehrein** (Professor a. herzogl. nassauischen Gymn. zu Hadamar). Kirchen- u. rel. Lieder a. d. 12.—15. Jahrh. Theils Übersetzungen lat. Kirchenhymnen (m. d. lat. Text), th. Originallieder a. Handschr. d. k. k. Hofbibl. zu Wien. Paderb. 1853.
XIV. **G. M. Pachtler** (Priester des Bisthums Rottenburg). Die Hymnen d. kath. Kirche im Versmasse übersetzt. Mainz 1853. 12.
P. Zingerle. Marien-Rosen aus Damaskus. Gesänge zur Ehre der seligsten Jungfrau, aus dem Syrischen. Innsbr. 1853. 12.
Ed. Kauffer. Jesus-Hymnen. Samml. altkirchlicher lat. Ges. Herausgegeb. u. mit freier deutscher Übersetzung begleitet. L. 1854.
Ed. v. Mildenstein. Rosen aus Saron. Heil. Gesänge und Lieder aus allen christl. Jahrhunderten. L. 1854. 12.
XV. **H. Stadelmann.** Altchristl. Hymnen u. Lieder. Aus dem Lat. übersetzt. Augsb. 1855. 12.
Die kirchlichen Hymnen des Breviers, neu übersetzt u. in erhabener u. belehrender Weise erläutert zur Darstellung der Feste und Festzeiten d. kath. Kirche. Von einem Priester der Diöcese Münster. Münster 1855.
XVI. **F. Bässler** (Oberprediger zu Neustadt-Magdeburg). Auswahl altchristl. Ldr. vom 2.—15. Jahrh. Im Urtext und in deutschen Übersetzungen. Mit lebensgesch. Skizzen u. erl. Anm. Berl. 1858.
XII. **J. Fr. Schlosser.** Die Kirche in ihren Liedern durch alle Jahrhunderte. II. 2. Aufl. Freib. 1863.
XVII. **E. Hebeln.** Buch der Hymnen. Ältere Kirchenlieder aus d. Lateinischen ins Deutsche übertragen. Schwerin 1864.

XVIII. **H. Stadelmann.** Sionsgrüsse. Eine Auswahl altchristl. Hymnen u. Lieder aus dem Lat. übers. Halle 1864. 12.
XIX. **Dr. G. A. Königsfeld.** Latein. Hymnen und Gesänge a. d. Mittelalter. Deutsch unter Beibehaltung der Versmasse. Mit beigedrucktem Urtexte und Anmerkungen. Neue Sammlung. Bonn 1865.
XX. **L. Dreves.** Lieder der Kirche. Deutsche Nachbildungen alt-lateinischer Originale. 2. Aufl. Schaffhausen 1868.
XXI. **K. Simrock.** Lauda Sion. Auswahl der schönsten lat. Kirchenhymnen mit deutscher Übersetzung. 2. Aufl. Stuttg. 1868.
H. v. Loeper. Hymnen des Mittelalters. Frei nach dem Lateinischen. Berl. 1869. 16.

III.

Zur deutschen Poesie.

M. Fl. Illyricus. Otfridi Evangeliorum Liber: ueterum Germanorum grammaticae, poeseos, theologiae, praeclarum monumentum. Euangelien Buch, in altfränkischen reimen, durch Otfriden von Weissenburg, Münch zu St. Gallen, vor sibenhundert jaren beschrieben. Basiliae 1571.

F. H. v. d. Hagen. Niederdeutsche Psalmen aus der Karolinger Zeit. Bresl. 1816. 4.

H. Hoffmann. Bonner Bruchstücke von Otfried. Bonn 1821.

H. F. Massmann. Erläuterungen zum Wessobrunner Gebet des 8. Jahrh., nebst zwei noch ungedr. Gedichten des 14. Jahrh. Berl. 1824.

W. Wackernagel. Das Wessobrunner Gebet und die Wessobrunner Glossen. Berl. 1827.

H. Hoffmann. Über Otfried. Ein Beitrag zur Gesch. deutscher Sprachforschung. Fundgruben I., p. 38—47. Bresl. 1830.

H. Hoffmann. Fundgruben für Gesch. deutscher Sprache und Literatur. II. Bresl. 1830—37.

J. A. Schmeller. Heliand oder Altsächsische Evangelien-Harmonie. I. Text. II. Wörterb. u. Grammatik u. Einleit. u. zwei Facsimile. Stuttg. u. Tüb. 1830—40.

E. G. Graff. Krist. Das älteste von Otfried im 9. Jahrh. verfasste hochdeutsche Gedicht, nach den drei gleichzeitigen zu Wien, München und Heidelberg befindlichen Handschr. krit. hrsg. Mit einem Facsimile aus jeder der drei Handschriften. Königsb. 1831.

Dr. K. Herzog. Gesch. d. deutschen National-Litteratur mit Proben d. deutschen Dichtkunst u. Beredsamkeit. Jena 1831.

J. A. Schmeller. Muspilli. Bruchstück einer althochdeutschen alliterirenden Dichtung vom Ende der Welt. Münch. 1832.

(Massmann.) Sprachproben aus dem 4.—16. Jahrh. Ein altdeutsches Leseb. Bamb. 1835.

H. F. Massmann. Die deutschen Abschwörungs-, Glaubens-, Beicht- u. Betformeln vom 8.—12. Jahrh. Quedl. 1839.

G. H. F. Scholl u. Tr. F. Scholl. Deutsche Literaturgeschichte in Biographien u. Proben aus allen Jahrhunderten. St. 1841.

F. Wolf. Über die Lais, Sequenzen u. Leiche. Ein Beitrag z. Gesch. der rhythmischen Formen und Singweisen der Volkslieder und der volksmässigen Kirchen- und Kunstlieder im Mittelalter. Mit 8 Facsimiles und 9 Musikbeilagen. Heidelb. 1841.

Prof. Dr. J. G. Bellhack. Kurze Übersicht der sprachl. und lit. Denkmäler d. deutschen Volkes nach ihrer geschichtlichen Entwicklungsfolge mit Sprachproben von Wulfila bis Gottsched sammt Erklärung derselben. 2. Aufl. München 1843.

Dr. H. Feussner (ord. Lehrer am Gymnasium zu Hanau). Die ältesten alliterirenden Dichtungsreste in hochdeutscher Sprache, das Hildebrandslied, die Merseburger Zaubersprüche, das Wessobrunner Gebet und Muspilli. Berichtigte Urschrift mit metrischer Übersetzung in der ursprünglichen Versform und Anmerkungen. Hanau 1845. 4

Dr. A. F. C. Vilmar. Deutsche Alterthümer im Heliand als Einkleidung der ev. Geschichte. Beitr. zur Erklärung d. alts. Heliand u. zur innern Gesch. d. Einführung d. Christenth. in Deutschl. Marb. 1845. 1862. 4⁰.

K. L. Kannegiesser. Der Heiland (Heliand). Altsächsische Evangelien-Harmonie. Berl. 1847.
W. Wackernagel. Deutsches Lesebuch. III. Basel 1847.
K. Simrock. Altdeutsches Leseb. z. Gebr. b. Vorlesungen. Mit einer Mittelhochdeutschen Formenlehre. Bonn 1851.
K. Goedeke. Deutsche Dichtung im Mittelalter. Hannover 1854.
Chr. W. M. Grein, Dr. phil. Der Heliand oder d. altsächs. Evangelien-Harmonie. Übersetzung in Stabreimen n. einem Anh. Rinteln 1854. — 2. durchaus neue Bearb. Kassel 1869.
Hoffmann v. Fallersleben. Gesch. des deutschen Kirchenliedes bis auf Luthers Zeit. 2. Aufl. Hannover 1854.
K. Simrock. Altdeutsches Leseb. in neudeutscher Sprache. Mit einer Übersicht der Literaturgeschichte. Stuttg. 1854.
Dr J. R. Köhne (Oberlehrer am Gymnasium zu Münster). Heliand oder das Lied vom Leben Jesu, sonst auch die altsächsische Evangelien-Harmonie. In der Urschrift mit nebenstehender Übersetzung nebst Anmerkungen und einem Wortverzeichnisse. Münster 1855.
J. Kelle. Otfrieds v. Weissenburg Evangelienbuch. Text, Einl., Metrik und Glossar. I. Text u. Einl. Mit Schriftproben. Regensb. 1856.
G. Rapp. Heliand. Sächsische Evangelien-Harmonie aus d. 9. Jahrhundert. Ein Denkmal der ersten Blüthe des Christenthums im nördl. Deutschland. Stuttg. 1856.
K. Simrock. Heliand. Christi Leben u. Lehre. Nach dem Altsächsischen. Elberfeld 1856.
K. Simrock. Deutsche Sionsharfe. Elberf. 1857. 12.
G. Rapp. Otfried v. Weissenburg, Evangelienbuch. Aus d. Althochdeutschen übertr. Stuttgart 1858.
H. Kurtz. Gesch. d. deutschen Literatur mit ausgewählten Stücken aus den Werken der vorz. Schriftsteller. III. L. 4. Aufl. 1864.
L. Ettmüller. Herbstabende und Winternächte. Gespräche über deutsche Dichtungen u. Dichter. I. 8.—12. Jahrh. Stuttg. 1865.
M. Heyne. Heliand. Mit ausführl. Glossar. Paderb. 1866.
Ph. Wackernagel. Das deutsche Kirchenlied v. d. ältesten Zeit bis zu Anfang des XVII. Jahrh. Bd. II. L. 1867.

IV.

Berichtigungen und Ergänzungen.

p. 59. Zeile 13 von unten ist Origenes statt Origines zu lesen.

p. 64. Den Apologeten sind noch hinzuzufügen: Tatian aus Assyrien, Schüler des Justin Martyr; Theophilus v. Antiochia, der afrikanische Rhetor und röm. Sachwalter Minucius Felix u. Arnobius v. Sicca.

p. 66. Z. 6 v. u. statt Athenogenes l. Athenagoras.

p. 67. Über den Gesang der Häretiker spricht sich Augusti (Denkw. IV. p. 402) weniger günstig aus. Er sagt: „Ihre Hymnen waren in der Regel mystische, schwülstige, unverständliche Gesänge, prunkvolle Phrasen ohne Gedanken, und armselige Wortspiele, wie die wenigen noch vorhandenen Proben beweisen.“ Darauf gestützt bestreiten einzelne Liturgen (z. B. Lüft I. p. 158) entschieden die Annahme, dass der Gesang der Sektirer auf die Entwicklung des christlichen Kirchengesangs irgend welchen Einfluss gehabt habe.

p. 73. Z. 6 v. u. statt Georgius, l. Gregorius.

p. 77. Die römische Kirche wurde namentlich durch die säkularisirten Tempelgüter, in deren Besitz sie sich zu setzen wusste, bereichert. Durch sie wurde in erster Linie der Grund zu ihrem enormen weltlichen Besitz gelegt. Die Frömmigkeit reicher Römer, namentlich der Frauen, sowie vortheilhafte Käufe, mehrten ihn. Konstantin erlaubte, dass jeder nach Gefallen von seinen Gütern der Kirche legiren dürfe. Schon im vierten Jahrhundert hatte sich der Klerus in jeder Provinz den zehnten Theil aller liegenden Güter angeeignet. Die Staatsgewalt selbst anerkannte den zahlreichen Klerus als eine bevorzugte Priesterkaste und machte ihn steuerfrei.

Die Bischöfe von Rom, die grössten Länderbesitzer des Reiches, strebten unablässig nach dem Vorrang ihres Stuhles und dem Primat ihrer Kirche. Sie beanspruchten nicht allein die geistliche Regierung der Prafektur Italiens, welche in die politischen Diöcesen Roma, Italia, Illyricum Occidentalis und Africa zerfiel, sondern auch der Praefectura Gallicarum, also des ganzen Abendlandes. Der Luxus und die Pracht in den Kirchen Roms überstieg schon kurze Zeit nach deren wiederholten Plünderungen alle Begriffe, so dass er den lauten Tadel einsichtiger und frommer Männer hervorrief (Gregorovius).

p. 83. Z. 3 v. u. l. Emisa st. Enusa.

p. 86. Gregor von Nazianz hinterliess 254 Epigramme, 170 geistliche Gedichte und eine Tragödie in euripideisirenden Versen: „Der leidende Christus" (p. 87), welche insofern merkwürdig ist, als die Kirche seit Tertullian und Klemens von Alexandria sich aufs Entschiedenste gegen die Theater, „diese Tempel der Unanständigkeiten und Schandthaten, diese Schulen der Unzucht und Ausschweifung, diese Schauplätze sündhafter Handlungen und Katheder der Pest, diese Tummelplätze des Teufels und der Dämonen", erklärte. Besonders eiferte Chrysostomus gegen die Bühne, für welche das Volk eine leidenschaftliche Zuneigung, die, seit das Christenthum gesiegt hatte, eher zu- als abnahm, bethätigte. Schon war es nichts mehr ungewöhnliches, Christen unter den Schauspielern zu sehen, schon suchte man die Theater als Kunstanstalten hinzustellen. Christen, die kaum einen Psalm singen oder einen Abschnitt aus der Schrift hersagen konnten, trällerten die muthwilligen und unanständigen Lieder, die sie im Theater gehört, zu Hause und auf der Strasse. An einem Charfreitage, zwei Tage nach einer schrecklichen Wassersnoth, drängte sich das Volk von Byzanz lärmend zu einem Wettrennen und am Sonnabend vor Ostern wohnte es im Theater den Darstellungen der Wollust in Gesängen und Geberden bei. In Antiochia wurde im Schauspiele „Majuma" eine Scene dargestellt, in welcher sich nackte Lustdirnen vor den Augen des Publikums in einem Teiche badeten. Von den Zeiten Konstantins d. Gr. bis auf Arkadius wurde dies gerngesehene und ungestüm begehrte Stück vier Mal verboten und wieder erlaubt, aber der Unfug war dabei doch zu gross, als dass es nicht endlich unterdrückt werden musste. Darf man sich unter solchen Umständen wundern, wenn die Väter der Kirche, den Rückfall in das Heidenthum und andere Ausschreitungen fürchtend, aufs Nachdrücklichste gegen das Theater predigten? Wie die genannten Kirchenväter, sprachen sich auch Cyprian von Karthago, Minucius Felix, Lactantius, Augustin, Isidor von Pelusium und andere aus. Waren die theatralischen Vorstellungen im Orient entartet, so waren es die in Rom nicht minder. Die dramatischen Vergnügungen dieser Stadt vermochten sich selbst in ihrer Blüthezeit nicht zum Adel der griechischen Bühne zu erheben, in der Epoche ihres Verfalls sanken sie zur gemeinen Zote und Possenreisserei herab. Die Schauspieler huldigten nur zu bereitwillig dem brutalen Geschmack des Volkes. Im Odeum Domitians mit mehr als 10,000 Sitzplätzen, in den Theatern des Balbus, Marzellus und Pompejus bestürmten Sänger, Orgelspieler und Tänzerinnen die Sinne des Publikums, und die rezitirende Komödie unterhielt die Üppigkeit durch die unsittlichsten Reden, während die Pantomime mit Chorgesang in stummer Gestikulation durch zügellose Darstellung obscöner Dinge sie noch überbot. Der B. Silvian von Massilia klagt nicht mit Ungrund: „In den Theatern werden so schändliche Dinge vorgestellt, dass die Scham unvermögend ist, sie nur beim Namen zu nennen, geschweige denn zu erklären. Da wird die Seele durch die Begier der Wollust, das Auge durch den Anblick, das Ohr durch das Wort gleichzeitig befleckt, und für die Nachahmungen der Unzucht, für die schändlichen Bewegungen und Gestikulationen fehlt jeder Ausdruck." Selbst der Barbar Theodorich, der sich gezwungen sah, die Römer mit solchen unzüchtigen Rohheiten zu vergnügen, wandte sich mit Abscheu von der Bühne ab; er beklagte, dass sie zur Lächerlichkeit herabgesunken, dass die feine Grazie des Vergnügens der Alten vom entarteten Enkelgeschlecht in gemeines Laster herabgezogen sei und wohlanständige Ergötzung in den Kitzel körperlicher Lust sich verkehrt habe. Schon die Konzilien zu Elvira (305) und Arles (314), sowie die apostolischen Konstitutionen hatten Schauspieler und Schauspielunternehmer für ehrlos und infam erklärt und aus der kirchlichen Gemeinschaft ausgestossen. Doch fanden erstere im h. Genesius und die Schauspielerinnen in der h. Pelagia Mima, die beide einst das Christenthum verspottet, dann aber von Reue ergriffen, sich bekehrt hatten, christliche Schutzpatrone. Konstantin d. Gr. verbot 325 durch ein, 376 wieder aufgehobenes, aber von Honorius 404 und Anastasius I. 494 wieder erneuertes Edikt die Gladiatorenspiele. An Sonn- und Festtagen durfte kein Schauspiel stattfinden. Neubekehrte mussten sich verpflichten, während einer gewissen Zeit das Theater zu meiden. K. Justinian I., der selbst eine Schauspielerin, die einst berüchtigte Theodora, geheirathet hatte, suchte durch milde Gesetze dem Stande der Histrionen aufzuhelfen,

aber er vermochte ihn nicht zu adeln; er blieb eine inhonesta professio und der Name Schauspielerin ein Schimpfwort.

p. 87. „Das Leben Jesu", Homerokentron genannt, aus 2343 Hexametern bestehend, soll Pelagios begonnen, die gelehrte und geistreiche K. Eudokia, Gem. Theodosius II. (Athenais von Athen, so lange sie noch Heidin war, des Philosophen Leonti Tochter), ausgezeichnet durch Prachtliebe, wie durch äussere Frömmigkeit, während ihrer Verbannung im Kloster zu Jerusalem vollendet haben.

p. 97. Ad coeli clara. Mone I, 387—91.

Beata nobis. M. I, 241, verlegt diese Hymen in die nachambrosianische Zeit.

Jesus refulsit wird von Mone I, 78 einem angelsächsischen oder irischen Verfasser zugeeignet.

Den Spanier C. Vettius Aquilinus Juvencus, ein Zeitgenosse Konstantins, nennt man als Verfasser einer in Hexametern, namentlich nach dem Matthäus, geschriebenen evangelischen Geschichte. Firmianus Lactantius, Schüler des Apologeten Arnobius zu Sicca, lehrte unter Diokletian Rhetorik in Nikomedia. Als Greis war er Lehrer des Krispus, des unglücklichen Sohnes Konstantins und wahrscheinlich in dessen Geschick verwickelt.

p. 98. — welch ein Schensal sah man jetzt erscheinen!
Verfolgung heisst's; erst trat es weissbewollt,
Im Demuthkleid hervor, und schien zu weinen,
Bald aber kam es, sein Panier entrollt,
Zu Ross einher; aus Kreuz und Dulderkrone
Ward Schwert und Feuer, und so stieg's zum Throne.
Lingg: Völkerwanderung p. 120.

p. 102. Z. 4 v. o. st. freisinnige l. feinsinnige.

p. 104. Aeterna Christi munera. M. III, 143.

Aeterna coeli gloria. Ursprünglich für die getauften Katechumenen bestimmt, im 5. oder 6. Jahrh. verfasst. M. I, 215.

Agnes beata virginis. „Eines der schönsten Lieder des Ambrosius, dessen Anordnung und Schluss durch Fülle der Gedanken u. Bündigkeit sich auszeichnet." M. III, 177.

p. 105. Christe qui lux. M. I, 92.

Grates tibi. M. III, 323: „Nach den Schriften des Ambrosius von einem ital. Humanisten des 15. Jahrh. gemacht, der in Sprache, Metrik u. Behandlung die Klassiker nachahmte."

Lucis creator. M. I, 82: „Ein Abendlied des röm. Reiches oder der alternden Welt aus dem ersten Drittel des 5. Jahrh."

p. 106. Optatus votis. M. I, 232: Aus dem 6. u. 7. Jahrh.

Plasmator hominis. M. I, 380: „Weder von Ambrosius noch Gregor, sondern von einem späteren Dichter."

Tu, Christe, nostrum gaudium. M. I, 229: „Dieser Hymnus hat klassisches Versmaass und abwechselnden Reim in jeder Halbstrophe, er ist also jünger als Ambrosius."

p. 107. Z. 23 v. o. st. Nicetius l. Nicetas.

Zu p. 108. Te Deum. Nach Gavantus kommt dieser Hymnus in einem sehr alten Manuskripte eines Breviers unter der Aufschrift: Hymnus S. Abundii vor. Es ist ungewiss, wer dieser Abundius war. In zwei andern Handschriften findet sich die Aufschrift: Hymnus Sisebuti monachi. Cf. Natalis Alex. Syn. Saec. 4 et 6. Es ist bekannt, wie wenig Glauben diese Aufschriften verdienen. (Lüft II, 144.) Koch IV, 2 hält das Te Deum für eine von Ambrosius besorgte Übersetzung eines uralten morgenländischen Abendgesanges und seine Melodie für den einzigen Repräsentanten der ältesten Weise des Wechselgesanges, wie solcher durch den ehrwürdigen Bischof aus der griechischen in die abendländische Kirche verpflanzt worden ist.

Diese Melodie, ebenso erhaben und ehrwürdig durch ihr Alter von 15 Jahrhunderten, wie durch das Gepräge tiefsten und glühendsten Ergusses religiöser Begeisterung, zählt zu den schönsten Melodien des kirchlichen Gesangschatzes. „Im Te Deum, diesem Siegespsalm der ganzen christlichen Welt, durch und durch Majestät, klingt der Ton alten Kirchengesangs in seiner einfachsten und tiefsten Stimmung, eben so sehr in den Worten, wie in der die Spuren des höchsten Alterthums an sich tragenden Melodie, welche, indem sie aus dem Jonischen Ton schroff in den Phrygischen umspringt, den Ausdruck einer unbeschreiblichen Reinheit und Idealität mit einer alles zerschmetternden Macht verbindet." (Fortlage.) Es ist wahrscheinlich, dass dieser Hymnus, der schon durch seine rhythmische Form auf die ersten christlichen Zeiten zurückweist und in dieser Hinsicht dem „Gloria" nahe steht, einer noch früheren Zeit seine Entstehung verdankt. Bruchstücke aus ihm finden

sich schon in den apostolischen Konstitutionen, und bereits zu Anfange des 6. Jahrh. erscheint er in allgemeinen kirchlichem Gebrauche des Abendlandes. Anfänglich für den Morgengottesdienst bestimmt, wurde er bald als Lobgesang bei feierlichen Veranlassungen üblich. „In diesem Sinne wird er auch noch jetzt angewendet und dazu, ausgezeichnet durch Erhabenheit und Würde bei grosser Einfachheit und durch die imponirende, prägnante und kraftvolle Kürze seiner Sätze, eignet er sich vorzugsweise. Er ist deswegen in den Gottesdienst aller christlichen Bekenntnisse übergegangen." (Lüfft II, 145.)

p. 109. Wir geben hier noch die Aufzählung der ältesten Übersetzungen des Te Deums, wie sie Meister I, 462 mittheilt:

1. Die altfränkische: „Thih cot lopemes" aus dem 9. Jahrh.
2. Prosaübersetzung v. J. 1389: „Dich Got loben wir."
3. Prosaische niederdeutsche Übertragung aus einer Handschrift des 15. Jahrh., wahrscheinlich diejenige, die nach Rehtmeyers braunschweiger Chronica in Braunschweig am 24. Nov. 1490 gesungen wurde. Der Chronist meldet nämlich, dass man wegen damals geschehener Beschirmung und Beschützung der Stadt das Te Deum deutsch sang.
4. Die metrische Übersetzung Luthers v. J. 1529: „Herr Gott, dich loben wir."
5. Eine andere aus demselben Jahre von dem würtemb. Reformator J. Brentz.
6. Der Vehesche Text prosaisch v. 1537: „O Gott, wir loben dich."
7. Eine metrische Übertragung bei Leisentrit v. 1567, die in viele katholische Gesangbücher überging: „Dich Gott wir loben und ehren."
8. Eine, möglicher Weise schon sehr alte Bearbeitung im Mainzer Cantual v. 1605, die dieselben Anfangsworte hat.
9. Eine Übersetzung im andernacher Gesangbuch v. 1608: „Wir loben dich Gott und Herrn."

Das Te Deum hat auch verschiedene Umdichtungen auf die h. Jungfrau erfahren, eine lateinische von Bonaventura, eine andere, die Mone II, 229 gibt: „Te matrem laudamus, de virginem confitemur," und eine dritte im andernacher Gesangbuch 1608: „Te Mariam laudamus Mariam Dei Matrem confitemur." Deutsche Übersetzungen davon finden sich in dem letztgenannten Gesangbuch: „Maria Lob wir bezeugen hie" in Voglers Katechismus 1625: „Dich edle Königin wir ehren", und bei Mone eine Umdichtung aus einer Handschrift d. 15. Jahrh.: „Dich Himmelskonigyn wir eren."

p. 111. Z. 17 v. u. st. Hilarius l. Julius I.

p. 114. Eine ergötzliche Schilderung eines deutschen Stammes (der Burgunder, seit 443 vom Rhein nach der Saubadio übergesiedelt) besitzen wir aus d. J. 470 von dem römischen Dichter, seit 472 B. v. Clermont, Apollinaris Sidonius, des vom Westgothenkönig Theodorich II. zum Cäsar erhobenen und vom Sueven Ricimer gestürzten Generals Avitus Schwiegersohn, in einer poetischen aus Clermont an seinen Freund Catullinus geschriebenen Epistel: „Ich soll dichten, umgeben von diesen langhaarigen Schaaren? (Die Burgunder hielten Clermont im Kriege gegen die Westgothen besetzt.) Ich, der verurtheilt ist, germanische Worte auszuhalten und mit ernsthaftem Gesicht das Lied zu loben, das der gefrässige Burgunder singt, der mit ranziger Butter sein Haar salbt? Soll ich dir sagen, was meinem Gedichte die Kehle zuschnürt? Seitdem Thalia unsere Patrone sieht, alle sieben Fuss lang, seitdem meidet sie, von barbarischem Laute verscheucht, das sechsfüssige Versmaass. Glücklich darf man deine Augen nennen und deine Ohren, glücklich deine Nase, der nicht am frühen Morgen schon zehn Apparate Knoblauch und hässliche Zwiebel zurülpsen. Glücklich du, den nicht vor Tagesgrauen Giganten in solcher Zahl und zugleich von solcher Grösse heimsuchen, wie ihrer kaum die Küche des Alcinous hätte ertragen können. Schon aber schweigt die Muse und hält die Zügel an nach ihrem Scherz in einigen Hendekasyllaben, damit diese Niemand eine Satyre nenne" (Binding).

p. 121. Gerv. I, 66: „Der Stamm der Gothen trägt überall die Kennzeichen verfrühter Bildung. Zeitig bemächtigten sie sich griechischer und römischer Wissenschaft und bildeten sie ihre Sprache früher als andere Völker zur Schriftsprache aus. Sie sind zugleich die ersten unter den deutschen Stämmen, die sich zum Christenthum bekehrten. In ihrer Mitte (unter den Thervingen und Theifalen) wirkte der ehrwürdige Ulfila, der Kaiser und Volk im Lichte eines Propheten und Apostels erschien. Von seinem Werke sind uns nur Bruchstücke übrig geblieben. Ein Westgothe, der vielleicht schon zu K. Eurichs Zeit (466—84), jedenfalls vor Ende des 6. Jahrh., ehe die Westgothen katholisch wurden, eine polemische Erläuterungsschrift zu einer Evangelienharmonie schrieb, der das Evang. Johannis zu Grunde lag, hat es, nach erhaltenen geringen Resten zu urtheilen, bei seiner Arbeit benutzt. Die Gothen, deren stetige Fortbildung an heimathlicher Stelle die Zeitereignisse verhinderten, verloren nationale Bildung und Dasein an das Römerthum."

p. 123. Z. 18 v. o. l. In zwei Schlachten (b. Pollentia 402 u. h. Verona 403).

p. 125. Z. 12 v. u. l. 524 st. 516. Amicius Manlius Torquatus Severinus Boethius und ein Jahr nach ihm sein Schwiegervater, der hochbetagte Symmachus, fielen als Opfer des nicht unbegründeten Misstrauens Theodorichs, der den römischen Senat, dessen Vorstand Boethius war, im Einverständniss mit dem byzantinischen Hofe glaubte. K. Justin hatte nämlich über die Arianer s. Reiches arge Bedrückungen verhängt und hielt seine Absichten auf die Wiedereroberung Italiens gerichtet. Beide hingerichteten Männer gehörten den edelsten Geschlechtern Roms an; ersterer hatte 510 die Würde eines Konsuls bekleidet, i. J. 522 wurden es seine Söhne Symmachus und Boethius. Aus Rache liess Rusticiana, seine Wittwe, alle Bildsäulen Theodorichs nach dessen Tode umstürzen. Um das begangene Unrecht wieder gut zu machen, beeilte sich Amalasuntha, nach des Königs Tode Reichsverweserin, die Familie des Boethius in alle Würden und Besitzthümer wieder einzusetzen und sie mit neuen Gnaden zu bereichern.

Theodorich, der staatskluge und sonst so edle Fürst, kam durch das obenerwähnte von K. Justin 523 erlassene Verfolgungsedikt gegen die Arianer am Ende seiner Laufbahn noch in Konflikt mit der katholischen Kirche, die, zudem von Byzanz aus aufgestachelt, sich der Herrschaft des ketzerischen Gothen zu entziehen suchte. Nach 33jähriger Regierung, während welcher er Rom mit Segnungen des Glücks überschüttet hatte, ward er argwöhnisch, gereizt und despotisch. Den P. Johann I., den er mit vier Senatoren nach Konstantinopel geschickt hatte, um von Justin Wiederherstellung seiner unterdrückten Glaubensgenossen zu erlangen und der seine Mission schlecht ausgerichtet hatte, liess er nach seiner Rückkehr zu Ravenna in einen Kerker werfen, in dem er 18. Mai 526 starb. Bald darauf, 30. Aug., schied er selbst aus dem Leben. Der Klerus behauptete, sein Tod sei als göttliches Strafgericht für den der beiden Senatoren und des Papstes erfolgt und habe an dem Tage stattgefunden, an welchem die katholischen Kirchen Italiens den Arianern eingeräumt werden sollten. Seine Seele wurde, der Sage nach, nackt und gefesselt von den zornigen Geistern Johanns und Symmachus durch die Lüfte geführt und in den Krater des Vulkans von Lipari gestürzt. Eine andere Sage lässt ihn als wilden Jäger auf einem Teufelsrosse die Luft durchstürmen. (Gregorovius.)

p. 127. Über die sittlichen Zustände Roms zu Anfang des 5. Jahrh., also zur Zeit der Gothennoth, liefern uns der Historiker Aminnus Marcellinus und der Kirchenvater Hieronymus Schilderungen, welche Gregorovius zu einem trefflichen Abschnitte im 1. Bd. seiner Gesch. Roms benutzt hat (p. 129—139): „Inmitten der noch heidnischen Üppigkeit Roms wirkte neben der allgemeinen Verdorbenheit der Sitten auch das Christenthum schwächend auf das absterbende Volk. Die christliche Religion, ein unpolitischer Kodex menschlicher Konstitutionen, machte die moralische Freiheit und Gleichheit zu Prinzipien einer neuen Gesellschaft, in der die Menschen eine Gemeinde der Liebe bilden sollten. Diese Ideen waren dem Staate und seiner Energie feindlich; sie bekämpften ihn als ein heidnisches und aristokratisches Institut der Unfreiheit und Furcht. Die Römer, einst zur höchsten staatlichen und bürgerlichen Kraft gelangt, traten jetzt in eine Epoche stumpfer Gleichgiltigkeit gegen alles Staatliche, welche Ursache ihres Untergangs wurde. Als Ideal des Lebens stellten alle christl. Schriftsteller die mystische Zurückgezogenheit in eine Klosterzelle auf. Von einer hässlich gewordenen Welt abgestossen, warf der Christ den Staat dahin. Der Rest bürgerlicher und politischer Tugenden ging durch das Mönchthum unter. Senatoren zogen sich ins Kloster zurück; die Nachkommen von Konsuln errötheten nicht, sich in der Kapuze zu zeigen. Rom war allmälig von geistlichen Elementen, die aber nichts weniger als reiner Natur waren, durchdrungen; das Christenthum war hier auf dem schlechtesten Boden, auf den es überhaupt fallen konnte, schnell verderbt worden. Schon Ammian tadelt den Luxus und Ehrgeiz der röm. Bischöfe. Gelegentlich des Streites zwischen Damasus und Ursicinus sagt er: „Wenn ich den Glanz der städtischen Dinge betrachte, so erkenne ich, dass jene Männer, ans Begier ihre Wünsche zu erreichen, mit aller Parteigewalt sich bestreiten mussten; denn erlangten sie ihr Ziel, so konnten sie sicher sein, von den Geschenken der Matronen reich zu werden, auf Wagen hoch einherzufahren, mit Pracht sich zu kleiden, und so schwelgerische Mahlzeiten zu halten, dass ihre Tafeln die der Fürsten überboten. Und doch konnten sie selig heissen, wenn sie den Glanz, mit dem sie ihre Laster bedeckten, verachteten und die Lebensweise armer Kleriker nachahmten. Denn die Mässigkeit in Speise und Trank, die Unscheinbarkeit der Gewänder, der demuthsvolle Blick empfiehlt sie den wahren Bekennern der ewigen Gottheit als reine und ehrbare Männer." Der einstige Geheimschreiber des B. Damasus, Hieronymus, gibt treffliche Schilderungen der weltlichen und geistlichen Christen, unter denen er sich bewegte, namentlich der Weiber, die ja in jeder Zeit die Sitte beherrschten. Er zeichnet treffend die scheinheilige

Frömmlerin und die verschmitzten Erbschleicher unter den Pfaffen, die hochmüthigen Betschwestern, wie die dummstolzen Mönche und die dünkelhaften galanten Diakonen, welche das Christenthum mit röm. Aristokratie zur Schau trugen. Folgen wir ihm in das Haus einer Edeldame, einer Wittwe. Mit geschminkten Wangen liegt sie auf einem köstlichen Ruhebett, das in Purpur und Gold gebundene Evangelium in der Hand. Ihr Gemach ist von Schmarotzern erfüllt, die sie mit den Skandalen des Tages unterhalten. Sie ist stolz, die Patronin von Priestern zu sein. Kleriker treten ein, der edlen Frau ihren Besuch zu machen, sie aufs Haupt zu küssen und mit ausgestreckter Hand ein huldvolles Almosen zu empfangen. Während die Mönche, welche barfuss und in schwarzer, unreiner Kukulle die Thüren umlagern, harsch abgefertigt werden, reissen buntgekleidete Eunuchen dem Diakon die Thüren weit auf, wenn er in modischem, mit feurigen, schönen Pferden bespannten Wagen zur Visite vorfährt. Sein seidenes Gewand duftet von wohlriechenden Wassern, sein Haar ist vom Friseur aufs künstlichste mit dem Brenneisen gekräuselt, und indem er mit den goldberingten Fingern das Kleid geckenhaft emporzieht, hüpft er in den Palast auf zierlichen Füssen, welche die Kunst des Schuhmachers mit Schuhen von weichem, glattanliegenden Saffian bekleidet hat. Er ist in der ganzen Stadt unter dem Spitznamen „Stadtkutscher“ bekannt und die Strassenjungen verfolgen ihn mit den Rufen: Pippizo und Geranopepa. Es geschieht nichts, was er nicht zuerst wüsste, noch gibt es eine Stadtgeschichte, die er nicht erfunden oder vergrössert hätte. Er ist Priester geworden, um zu schönen Frauen freieren Zutritt zu haben. Findet er in einem Hause etwas Schönes, ein feines Tuch, ein Kissen, ein Geräth, so bewundert er es so lange, bis es ihm geschenkt wird; denn die Frauen fürchten seine böse Zunge. Hat die Matrone eine christliche Handlung öffentlich zu begehen, so geschieht es nicht ohne Geräusch. Sie lässt sich in der Sänfte, der ein Schwarm Verschnittener vorauszieht, nach der Basilika tragen, theilt dort, um frommer zu erscheinen, Almosen mit eigenen Händen aus und feiert die durch einen Herold ausgeschrieenen Liebesmahle. — Mit der Rangordnung der Geistlichen hatte sich der aristokratische Hochmuth in sie eingeschlichen. Die Taufe vermochte die verdorbene röm. Natur nicht zu ändern. Alle Laster wucherten unter dem Klerus fort und den mönchischen Geboten der Ehelosigkeit trat auf das grellste die Unzucht beider Geschlechter entgegen. Hieronymus erzählt von einem Ehepaar: Der Mann hatte bereits 20 Frauen begraben, das Weib 22 Männer gehabt. Als der Mann die Frau überlebte und bekränzt, einen Palmzweig in der Hand, stolz ihrer Bahre voranschritt, rief ihm das Volk zu, er habe sich einen Ehrenlohn verdient. Diese öffentliche Verhöhnung der Ehe ist abschreckend, war aber der Sittlichkeit nicht gefährlicher, als die geistl. Verwandtschaften sogenannter Agapeti und Synisakti es wurden, unter deren Deckmantel christl. Frauen mit ihren Adoptivsöhnen und Brüdern Buhlerei trieben. (Gregorovius.)

p. 134. S y n e s i u s verfasste zehn trochäisch-rhythmische Hymnen, in denen die gnostische Glut eines kontemplativen Gemüths lodert. Anquetil du Perron findet in ihnen die grösste Ähnlichkeit mit indischen Anschauungen; noch mehr aber dürften sie, allerdings in maassvoller Weise, an die Mystik der persischen Ssofi erinnern.

p. 139. Den Dichtern des 5. Jahrh. ist noch anzuschliessen: P a u l i n u s von Perigueux, der in Hexametern (6 Bücher) das Leben des h. Martin beschrieb. — Es ist zweifelhaft, ob der B. O r i e n t i u s von Ausch der Verfasser von dem geistreichen, elegischen Commonitorium ad paganos in 2 Büchern, das der Sprache und dem Gedankenkreise nach in dieses Jahrh. fällt, ist. — Zu den besten poetischen Leistungen dieser Zeit gehören die 24 Gedichte des Galliers C. Sollius S i d o n i u s A p o l l i n a r i s (428—458).

p. 140.

Zerstörte Tempel, umgestürzte Säulen,
Schlachtfelder von Erschlagenen bedeckt;
Verheerte Länder, nur von Schakalheulen
Aus wüster Einsamkeit emporgeschreckt,
Paläste, nun durchrauscht vom Flug der Eulen,
Seestädte, die kein Schifferruf mehr weckt,
Entnervte Völker, zuckend in Verblutung,
Erdbeben, Hunger, Pest und Überflutung;

Jahrhundert langes Frevelthun gezüchtigt,
Kein Blüthethal, kein Leben unverschont;
Glorreiche Thaten, Namen schwer berüchtigt,
Verbrechen mit Verbrechen abgelohnt;
Wie Meteore Reich um Reich verflüchtigt,
Unsterbliche wie Sterbliche entthront;

Zwei Welten sich im Kampf entgegenbrausend,
Ein sterbend und ein werdendes Jahrtausend.

Entroll' die Flut der Völkerwanderungen!
Sie riss den Erdkreis von der Kette frei,
Mit welcher Rom die Völker hielt umschlungen;
Doch mit der Kette riss zugleich entzwei,
Was in Jahrhunderten der Geist errungen.
In Trugverkündung, Nacht und Barbarei
Erschien bis auf den letzten bleichen Funken
Die alte Freiheit und Kultur versunken.

Nie, seit in unversehrter Frühlingsgrüne
Auf jedes Menschenweh mit Jubelschall
Die Erde Antwort gibt, trug ihre Bühne
Ein Trauerspiel wie jenen Donnerfall
Des alten Roms — nie floss mehr Blut der Sühne,
Und nie, so lang die Menschheit stürmt im All,
Den Himmel fleh'nd mit Hilfruf und Vorfluchung
Bestand ihr Genius grössere Versuchung.

Lingg. p. 3 u. 4.

p. 161. Nachträglich sind zum 6. Jahrh. noch einige Dichter zu verzeichnen, die poetische Umschreibungen biblischer oder anderer historischer Schriften, wie sie besonders in Spanien Aufnahme fanden, verfassten: A. E. Avitus, B. von Vienne († 525), bekannt durch verschiedene in schwülstigem Stile geschriebene didaktische Gedichte, bearbeitete die mosaischen Bücher. Drakontius von Toledo wählte sich in seinem Hexameron die Weltschöpfung zum Vorwurf einer poetischen Arbeit, die, da sie sehr dunkel und unklar ausfiel, vom B. Eugenius v. Toledo († 657) verbessert wurde. Denselben Gegenstand behandelte Claud. Mar. Victor. Dem Victorin (dem ältern oder jüngern?) (p. 90) gab die Geschichte der Makkabäer und dem mailänder Arator († 556) die Geschichte und die Briefe der Apostel Stoff zu hexametrischen Umschreibungen.

p. 162. Glocken. Walafried Straho sagt, dass Italien das Vaterland der Glocken sei und dass dieselben zuerst in Nola in Kampanien angefertigt worden wären. Deshalb nennt man die grossen Glocken campana und die kleineren nola. Früher hiessen jedoch die Glocken tintinnabula.

p. 169. Wie nach Ansicht italienischer Priester der Gregorianische Gesang entstand, über dessen Ursprung die Historiker sich so hochtrabend auszudrücken pflegen: „Gregor, der aus Devotion häufig die Gräber zu besuchen pflegte, sah einst eines derselben sich öffnen und den Kopf eines längst Begrabenen daraus hervorkommen, mit ausgereckter Zunge, wie in Krämpfen. Der furchtlose Heilige beschwor den Geist und erfuhr, dass es der Kaiser Trajan sei, der auf solche Weise für seinen Götzendienst zu büssen hatte. Voll Mitleid mit dem erlauchten Sünder flehte Gregor für ihn die göttliche Gnade und Barmherzigkeit an und erreichte endlich auch, dass der alte Kaiser zu den Freuden des Paradieses zugelassen wurde. Da aber in diesem Falle die göttliche Gerechtigkeit zu kurz gekommen war, beschloss der ewige Richter, dem Fürsprecher zur Strafe für seine Einmischung ein körperliches Gebrechen anzuhängen und der Heilige litt von nun an an immerwährendem Leibweh, das nur während der Messe aufhörte. In seinen Schmerzen sann Gregor auf ein Mittel, seinem Uebel möglichst zu entgehen und gab deshalb dem Messdienste durch Einführung des anfangs unendlich weitschweifigen und ermüdenden, nach ihm benannten Gesanges die äusserste Ausdehnung.“ Einige, setzt der lombardische Erzähler hinzu, halten diese Massregel für sehr hart, denn der Styl dieses Gesanges, obgleich er den Papst von seinen Schmerzen befreite, war durch seine Länge und Trockenheit nur allzusehr geeignet, den armen Leuten, die ihr halbes Leben damit hinbringen mussten, ihn abzuleiern, die Leibschmerzen zu bereiten, denen er dadurch entging. — Diese hübsche Geschichte, die darthut, wie heute noch eine unbewusste und unerklärliche Sehnsucht die Priester der Lombardei nach dem einst besessenen und dann verlorenen Ambrosianischen Gesang blicken lässt, findet sich schon in Da Cortes: Storia di Verona, Ven. 1744. p. 107, hat sich also nicht traditionell fortgeerbt oder wurde gar von einem müssigen Kopfe erfunden. Die uralte Abneigung gegen die Gregorianischen Neuerungen und ihre tyrannische Oktroirung und der Widerwille gegen das römische Uebergewicht, das den einst mächtigen Metropoliten von Mailand verdrängte und herabdrückte, sprechen sich deutlich darin aus.

p. 177. Z. 1 v. o. l. mich st. nicht.

p. 196. Die Schrift „de musica“ ist nicht die einzige unter des A. M. Tor-

quatus Severinus **Boethius** Arbeiten, die es zu einer ausserordentlichen Berühmtheit brachte. Im Kerker zu Pavia, in welchen den trefflichen Mann der misstrauische Theodorich warf, schrieb er in 5 Büchern sein Werk „vom philosophischen Trost" (de consolatione philosophiae), Verse in allen möglichen Metren, abwechselnd mit Prosa. Jene athmen den Geist Horazischer Humanität, diese erinnert ihrem Inhalte nach an das Enchiridion des Stoikers Epiktetos. „Die darin niedergelegten Betrachtungen über das menschliche Leben, die mit der Schwermuth kämpfende, zur Hoffnung sich aufringende Gesinnung, die Popularität der Phantasie und die Wärme des Kolorits haben im Verein mit einem korrekten Ausdruck diese philosophischen Trostgründe zu einer Brücke von der abwelkenden antiken Welt zur aufblühenden christlichen gemacht. Sie wurden in alle europäischen Sprachen übersetzt (schon im 9. u. 10. Jahrh. ins Deutsche und vom K. Alfred ins Angelsächsische); Thomas von Aquino schrieb einen eigenen Kommentar darüber. Genug, es liegt uns hier eines jener Weltbücher vor, die eine bestimmte Situation des Gemüthes für immer ausgedrückt haben und deshalb von den spätern Geschlechtern immer von Neuem gelesen werden. Die dialogische Form — Boethius unterhält sich in den Prosaabschnitten mit der Philosophie — sagte dem Mittelalter besonders zu." Rosenkranz.

p. 221. Von Ratbod erzählt man sich: Als Wolfram, B. von Sens 697 mit Empfehlungsbriefen Thiederichs III. als Missionar nach Friesland ging, erhielt er vom Herzoge die Erlaubniss zu predigen. Nach und nach taufte er eine grosse Menge Volks, darunter auch Rathods Sohn, Ingram; endlich entschloss sich auch der alte Heide zur Taufe. Wolfram, höchst erfreut darüber, liess sogleich eine grosse mit Wasser gefüllte Wanne herbeischaffen und begann, während jener sich entkleidete, über die Worte: „Viele sind berufen, aber Wenige auserwählt", wobei er besonders die Freuden derjenigen schilderte, die zur Seligkeit einzugehen bestimmt sind, zu sprechen. Schon hatte Ratbod einen Fuss in der Wanne, als er an den Bischof die Frage stellte: „Sage mir, was für Leute sind im Himmel?" Darauf jener: „fromme Geistliche, Mönche und Nonnen, wohl auch Laien, die sich anfrichtig bekehrt haben." „Und wo sind meine Vorfahren", frug Rathod weiter, „die alten Herzoge der Friesen und andere tapfere Helden?" „Die sind", eiferte Wolfram, „alle in der Hölle, wo Heulen ist und Zähneklappen." „Dann will ich", schloss der Herzog, den Fuss aus der Wanne zurückziehend, „doch lieber sein, wo meine Väter, anstatt da, wo nur Leute wie du sind", und blieb ungetauft.

p. 231. So gross auch die Rohheit der Franken und die Schwäche ihrer Fürsten war, zeigen sich doch im Verlaufe des 7. Jahrh. Spuren höherer Kultur, ein gewisses Bedürfniss nach Zucht und Ordnung, ein Streben, aus der ursprünglichen Barbarei und Wildheit herauszukommen, bei ihnen. Man erkennt darin einen stillen Fortschritt der Wirkungen des Christenthums. — **Andoïn**, Kanzler, oder wie dieser Beamte damals hiess, Referendarius, Klodwigs II. gab sich grosse Mühe, gelehrte Geistliche an den Hof zu ziehen und Bücher zu sammeln. Er unterstützte neben andern talentvollen und gebildeten Männern auch den durch seine Geschicklichkeit in Metallarbeiten und andern Künsten ausgezeichneten B. **Eligins**, den Friesenapostel, dessen in Gold und Edelsteinen ausgeführte Kunstwerke allgemeine Bewunderung erregten.

Zu p. 231. Ein bemerkenswerther Vorfall, der gelegentlich der Massenbekehrungen in Sachsen sich ereignete, wirft auf diese und wie dabei verfahren wurde, einiges Licht. Man gab jedem Täufling, als erstes Geschenk Gottes, ein weisses Gewand. An einem Sonntage kam einst auch, die Taufe begehrend, ein sächsischer Graf. Da nun der Zudrang zur h. Handlung gerade sehr stark war, so fand sich für ihn kein Kleid mehr vor, und man war genöthigt, ihm ein Stück Linnen zu geben mit dem Bemerken, sich zu Hause ein Gewand davon machen zu lassen. Da aber brach der Mann in die lästerlichsten Flüche aus. — „Sechsmal", sagte er, „habe er sich schon taufen lassen; jedes spätere Kleid sei schlechter als das frühere gewesen, aber ein solcher Lappen sei ihm noch nicht geboten worden." Damit warf er den Stoff hin und schritt von dannen.

p. 241. Seit **Beda** fanden in Deutschland poetische Umschreibungen biblischer Bücher Verbreitung. Man nennt **Aldhelm** und **Cudbert** als Verfasser derartiger Schriften.

p. 247. Einige Dichter der griechischen Kirche bleiben für das 7. Jahrh. noch nachzuholen: **Georgios Pissides**, um 640 Diakon und Chartophylax der Kirche zu Byzanz, der in einem Hexaëmeron die 6 Schöpfungstage bedichtete und ein gewisser **Christophoros**, um 650, der an den Mönch Andreas eine Epistel in 122 Jamben richtete, in welchen er sich gegen die Reliquienkrämerei ausspricht. Er wirft diesem darin vor, dass er bereits zehn Hände des Martyrers Prokopios, fünfzehn Kinnbacken des Theodoros, acht Füsse Nestors, vier Köpfe des h. Georg, fünf Brüste der h. Barbara, die er demnach zur Hündin mache, gesammelt habe,

und dass es ein leichtes sei, ihm für sechszehn Goldgulden ein gefärbtes und gehörig durchräuchertes Schaafshein als einen Knochen des h. Prohns aufzuschwatzen, wogegen er selbst, Christophoros, ihm noch weit werthvollere Reliquien, den Daumen des dreimal seligen Henoch und das Gesäss Elias, des Thisbiten, oder was sonst sein Herz hegehre, umsonst liefern wolle.

p. 248. Johannes von Damaskus ist für die Geschichte der Poesie vornehmlich durch seinen Legendenroman von Barlaam und Josaphat wichtig. Der einfache Inhalt desselben ist folgender: Ein indischer König, Avenier, lässt den ihm nach langer kinderloser Ehe geborenen Josaphat so erziehen, dass ihm eine Bekanntschaft mit dem Christenthum unmöglich wird. Aber dieser, zu selbigem gleichsam prädestinirt und allen sinnlichen Reizungen des Lebens widerstehend, findet in Barlaam, einem heiligen, unter der Maske eines Juweliers zu ihm gedrungenen Manne, einen Lehrer, der ihn durch sinnreiche Räthsel, Apologe und Parabeln von der Wahrheit des Christenglaubens überzeugt. Der Prinz hekehrt nun die Räthe seines Vaters, dann diesen selbst und legt nach dessen Tode die Regierung nieder, um bis zu seinem Ende ein einsames, beschauliches Leben zu führen. Diese geschickt erzählte Geschichte bildet jedoch nur den Rahmen für eine Anzahl allegorischer Episoden, welche die Lehre predigen, dass das Leben nur eine Vorbereitung auf den uns allen unvermeidlichen Tod sein solle. Ihre Tendenz ist das Maximum der Resignation, zu der die christliche Ascese in dieser Zeit gelangt war. Eine mönchisch-buddhistische Anschauung, die auf absolute Entweltlichung durch contemplative, nur mit dem Gedanken an die Vergänglichkeit alles Daseins, an die Verächtlichkeit alles Irdischen erfüllte eremitische Lebensart dringt, erfüllt die sonst trefflichen Erzählungen. Soweit daher in der Folge die Möncherei sich ausbreitete, wurde auch die Dichtung von Barlaam und Josaphat als deren Apotheose umgetragen und übersetzt. Rudolf von Ems (1220—54) bearbeitete nach einem vom Abt Guido empfangenen Stoff den Barlaam in deutscher Sprache, nach ihm noch zwei deutsche Dichter. Ebenfalls in das 13. Jahrh. fällt eine französische Bearbeitung und eine norwegische vom K. Hakon. Ins 14. Jahrh. eine italienische, ins 15. Jahrh. eine schwedische und isländische. Der Spanier Lope de Vega machte ein Drama daraus.

p. 249. Simeon verfasste auf Befehl K. Konstantins Porphyrogenitus versifizirte Lebensbeschreibungen der Heiligen, von denen 122 echt, 500 aber ihm untergeschoben sind. In der griechischen Kirche hatte sich schon von frühe an allmälig eine eigenthümliche Epik erzeugt, deren älteste Basis die kanonischen, dann die apokryphischen Evangelien und des Abdias Apostelgeschichte sind. Obwohl kirchlich nicht anerkannt, übten sie doch grossen Einfluss. An sie schlossen sich später die fabelhaften Legenden der Martyrer und Heiligen an, von denen Moschos eine erste Sammlung veranstaltete. Des Simeons Zusammenstellung wurde das Vorbild der Legenda aurea des genuesischen Dominikaners Jakob de Voragine (13. Jahrh.) und diese wieder die Grundlage unzähliger ähnlicher Sammlungen.

p. 275. Zu Lothars I. Tod. Die Mönche von Prüm rühmten sich, dass nur durch ihr Gebet Lothars Seele den Klauen der Teufel entrissen wurde, die mit den Engeln darum rangen.

p. 278. Karl d. K. hatte sich sterbend ein Grab in St. Denys gewünscht, aber die Träger konnten dem Geruch der Leiche nicht widerstehen, und der Kaiser Roms wurde in einem verpichten, mit Leder überzogenen Fasse in einer Einsiedelei bei Lyon schnell und voll Ekel in die Erde versenkt.

p. 287. Die traurige Lage Deutschlands um das Jahr 888 ersehen wir aus den Klagen der in Mainz versammelten ostfränkischen Bischöfe: „Wer vermöchte mit trockenen Augen die Leiden unseres Volkes und der Heiligen aufzuzählen? Sehet hin und betrachtet, was für herrliche und berühmte Bauwerke der Diener Gottes zerstört und verbrannt und gänzlich zu Grunde gerichtet sind. Die Altäre herausgerissen und zerschlagen, der kostbarste und wundervolle Schmuck der Kirchen Gottes geraubt und vom Feuer verzehrt. Bischöfe, Priester und geistliche Personen jeden Ranges mit dem Schwerte verstümmelt und durch verschiedene Martern dem Tode überliefert. Jegliches Alter, beide Geschlechter durch Schwert und Feuer und jedwede Todesart hingerafft. Alles Wünschenswerthe und Köstliche ist uns entrissen." — Und im Hinblick auf die Zuchtlosigkeit des Adels fahren sie fort: „Vor den Gefahren der Zerstörung zitternd, schweifen die Bewohner der Klöster heiderlei Geschlechts ungewiss umher; von allem Troste verlassen, setzen sie auf ihren Irrfahrten ihr Gelübde aufs Spiel und wissen ohne Hirten nicht was sie thun oder wohin sie sich wenden sollen. Doch während wir die Bitterkeit dieser Leiden kosten und betrübt sind bis zum Tode, ängstigt und bedrängt uns ein anderes Übel aus der Nähe um so schwerer und für uns, die wir Hirten heissen, um so gefährlicher, je näher es uns ist. Denn siehe, an unserer Seite wüthet die Schaar der

Räuber und Abtrünnigen, welche die Armen und Demüthigen in Christo unterdrücken und morden, ohne vor Gott Ehrfurcht zu hegen oder sich vor irgend einer Person zu scheuen. Von ihnen nämlich würde, wenn auch die Wildheit der Heiden nicht hinzukäme, das Land in eine Einöde verwandelt werden, weil sie weder irgend ein Alter oder Geschlecht, noch die Armuth zu verschonen wissen, sondern alle, so viel sie vermögen, ohne Achtung vor Gott und Erbarmen berauben und grausam mit Feuer oder Schwert oder auf irgend eine andere Weise ums Leben bringen und dies für nichts achten und gering schätzen."

p. 309. Die Bulgaren, jenes furchtbare Slavenvolk, sass seit einigen Jahrhunderten am südlichen und äussersten Donauufer, in einer reichen, in zehn Komitate getheilten Landschaft. Es durchschweifte plündernd die Ebenen des Ister und die Steppen bis zum Don; hatte mit den fränkischen Grafen in Pannonien oft gekämpft und wegen der Grenzen unterhandelt, drang tief in die Provinzen von Epirus und Romanien ein, und mehr als ein byzantinisches Heer war seinen Pfeilen erlegen. Seit 811 trank der wilde Bulgarenkönig aus dem Schädel eines byzantinischen Kaisers, wenn er allein an der Tafel sass, umringt von seinen schrecklichen Kriegern, die auf Sesseln in scheuer Ferne, oder am Boden liegend, ihre rohe Kost verzehrten. Es war die in Gold gefasste Hirnschale jenes Heuchlers jenes Nikephorus, welcher die Kaiserin Irene entthront hatte, die jetzt zum ersten Male als Gefäss für einen edlen Inhalt diente. (Gregorovius.)

p. 321. Untergeordnete Dichternamen des 9. Jahrh. sind noch: Wandelbart, Mönch zu Prüm (um 850); Milo, Benediktiner zu St. Amand († 872); Waltram, B. von Strassburg († 906).

p. 334. Ausser den p. 332—34 angeführten Dichtungen Notkers legt ihm Mone in seinen lat. Hymnen des Mittelalters, Bd. III., noch folgende bei:

Alleluja nunc decantet, p. 63.
Christi martyris colamus festa, p. 252.
Ibant pariter animis et ducibus, p. 435.
Laudes Christo die nunc isto, p. 562.
Pangat hymnum Augiensis, p. 342.
Perpes laus et honor, p. 450.

p. 441. Hrotsuitha's christliche Komödien haben folgenden Inhalt: 1) Gallicanus (2 Akte) behandelt die Bekehrung dieses Feldherrn und seinen Martyrertod unter Julianus Apostata. 2) Dulcitius (1 Akt) enthält das Martyrerthum der h. Agape, Chionia und Irene. Der Statthalter Dulcitius dringt, von Liebe entflammt, des Nachts zu ihnen, sowie er jedoch ihr Gemach betritt, werden seine Sinne verwirrt und er liebkost Töpfe und Pfannen, wobei er sich das Gesicht beschmutzt. Ergrimmt darüber gibt er seinem Unterhefehlshaber Sisinnius Vollmacht, die Jungfrauen zu entehren und zu bestrafen. Aber auch dieser sieht sich vielfach getäuscht, ehe es ihm endlich gelingt, zwei derselben verbrennen, die dritte erstechen zu lassen. 3) Kallimachus (1 Akt) liebt die Drusiana, die aus Gram und Abscheu vor einer unzüchtigen Liebe stirbt, aber selbst im Tode noch mehr als billig von Kallimachus verehrt wird. Zur Strafe dafür tödtet ihn der Biss einer giftigen Schlange. Allein auf des Apostels Johannes Gebet hin werden er und seine Geliebte vom Tode wieder erweckt, um nun fortan ein heiliges Leben zu führen. 4) Abraham (1 Akt) hat die Bekehrung der Nichte des Einsiedlers Abraham von Chidane zum Gegenstande. Dieselbe war nach einem 20jährigen frommen Einsiedlerleben, von einem verkleideten Mönch verführt, in die Welt zurückgekehrt, um mit Buhldirnen ein lasterhaftes Leben zu führen. Es gelingt ihrem Oheim, der sie im Gewand eines Wüstlings besucht, sie wieder für einen heiligen Wandel zu gewinnen. 5) Paphnutius (1 Akt), ebenfalls ein frommer Einsiedler, besucht unter der Maske eines Leichtsinnigen die Buhlerin Thais und bringt es bald dahin, dass sie sich fünf Jahre in eine Zelle einschliesst, um ihre Sünden durch Fasten und Beten zu büssen. Am funfzehnten Tage nach ihrer völligen Versöhnung mit dem Himmel stirbt sie. 6) Fides, Spes und Charitas (1 Akt), drei Jungfrauen, werden von ihrer Mutter Sapientia ermahnt, in der Christenverfolgung unter K. Hadrian lieber Alles, selbst den Tod, zu dulden, als ihrem Glauben untreu zu werden. Sie thun dies auch und ihre Mutter sammelt nun ihre Gebeine, begräbt sie und stirbt auf ihrem Grabe. — Man ersieht aus dieser flüchtigen Inhaltsangabe, dass die in Prosa geschriebenen Dramen der Nonne, mit ihren in kräftigen Farben gemalten Bösewichtern nichts weniger als anständige Gegenstände behandeln und es fragt sich sehr, ob diese Bekehrungs- und Verführungsscenen der Phantasie der Klosterschwestern nicht gefährlicher waren, als des Terenz leichtfertige Lustspiele.

p. 529 (n. 245) Zeile 14 v. o. Statt Hic Pater ecclesia l. Hic pater ecclesiae.

I. Verzeichniss der im ersten Bande angeführten lateinischen Hymnen, Antiphonen und Sequenzen.

II. Verzeichniss deutscher Dichtungen und Übersetzungen.

III. Register der Namen und Materien.